Russ. 30xm

<36606742080016

Die

baltischen Provinzen Rußlands.

Politische und culturgeschichtliche Aufsätze

von

Julius Eckardt.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1868.

Seinem Vater J. Eckardt,

Assessor des Mitauschen Raths

und

Herrn Georg Berkholz,

Stadtbibliothekar in Riga

gewidmet.

Vorrede.

Seit einer längern Reihe von Jahren ist kein Buch erschienen, das der deutschen Leserwelt gewissenhafte Kunde von dem Entwickelungsgang und der Lebensgestaltung der Ostseeprovinzen Rußlands gegeben hätte. Daß das Bedürfniß, etwas von dieser ehemaligen Colonie des alten Reichs zu hören, auch den Bürgern des neuen Deutschland nicht ganz abhanden gekommen, hat sich gerade in letzter Zeit wiederholt gezeigt. Die Schriften aber, welche diesem Bedürfniß entgegenzukommen versuchten, sind entweder von Hause aus unbrauchbar gewesen, oder sie haben den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprochen. Diesem letzteren Loose ist selbst Buddeus' höchst verdienstvolles Buch „Halbrussisches" nicht entgangen; im Jahre 1854 erschienen, hatte dasselbe die traurigen Zustände der vierziger Jahre, die Zeiten tiefsten Verfalls und vollständigster Entmuthigung in der baltischen Colonie zum ausschließlichen Gegenstande gehabt.

Von dieser Epoche sind die Provinzen Liv-, Est- und Kurland schon gegenwärtig durch eine tiefe Kluft geschieden. Die Schäden, an denen sie damals krankten, sind geheilt, die Verhältnisse und die dieselben bestimmenden Menschen andere geworden. Die äußere und innere Neugestaltung Rigas, die vollständige Beseitigung der Frohne und anderer auf dem Landvolk ruhender Lasten, die Reorganisation des Volksschulwesens und der Verkehrsmittel, das Erwachen der Presse, die gesteigerte Oeffentlichkeit, vor Allem der ausgesprochene Gegensatz, in welchem die Liv-, Est- und Kurländer zu den Bestrebungen der Moskauer Demokratie getreten sind, haben sich in dem kurzen Zeitraum von funfzehn

Jahren vollzogen und die Aufgaben der deutschen Bewohner des Ostseelandes ebenso verändert wie die Voraussetzungen, von denen die Lösung derselben abhängig ist. Gleichzeitig hat das große Reich, dem die Ostseeküste angehört, eine der gewaltsamsten und folgenreichsten Krisen durchgemacht, von denen die neuere Geschichte weiß. Eine richtige Beurtheilung der heutigen baltischen Zustände ist darum nur möglich, wenn sie mit einer genauen Kenntniß der letzten Phasen des russischen Volks- und Staatslebens Hand in Hand geht.

Zu diesen äußeren Gründen, aus denen die Mehrzahl früherer Publicationen über baltische Menschen und Dinge antiquirt oder unvollständig erscheint, kommen noch innere. Es sind immer nur fremde, höchst selten einheimische, mit Land und Leuten verwachsene Zeugen gewesen, welche Deutschland bisher über seine nordische Colonie vernommen hat. Vor dem Fremden wird der Einheimische in der Regel zwei Vorzüge voraus haben: ein warmes Herz für die Dinge, über welche berichtet werden soll und eine in das Einzelne gehende Kenntniß der Geschichte derselben, zumal wenn diese noch nicht Gegenstand zusammenfassender Darstellung geworden ist. Mit dem Zeitpunkt der russischen Herrschaft an der Ostsee verstummen diejenigen Darstellungen der liv-, est- und kurländischen Landesgeschichte, bei denen Beobachter der Gegenwart sich Raths erholen könnten, aber so vollständig, daß aus der 140jährigen Epoche, welche zwischen 1720 und 1860 liegt nur ein Capitel des von der Conversion zahlreicher Letten und Esten zur griechischen Kirche in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Zur Ausfüllung dieser Lücke an ihrem bescheidenen Theil beizutragen, ist die Absicht der nachstehenden Blätter. Dem deutschen Publikum soll nicht nur Gelegenheit geboten werden, sich in dem Lande der Letten und Esten neu zu orientiren, dasselbe soll zugleich die Möglichkeit gewinnen, die einzelnen Phasen, welche zwischen dem letzten historisch bekannten Zeitpunkt und der Gegenwart liegen, wenigstens ihren Umrissen nach kennen zu lernen. Die geistigen Umwälzungen, welche sich während des letzten Jahrhunderts in der großen deutschen Welt vollzogen, sind dem baltischen Mikrokosmus keineswegs fremd geblieben. Das Aufklärungszeitalter und der liberale Despotismus, Pietismus und schönselige Sentimentalität, romantisches Repristinationsbedürfniß und moderner Freiheitsdrang haben an der Ostsee ebenso ihre Vertreter gehabt, Siege erfochten und Niederlagen erlitten wie an der Stätte ihrer ursprünglichen Entstehung. Daß es von diesen Entwickelungsphasen kaum eine zu freiem und selbständigem Abschluß gebracht hat, daß das natürliche Recht derselben immer wieder von äußern Verhältnissen verkürzt

worden ist, bietet zugleich den Schlüssel zum Verständniß der Schwierigkeiten und Hemmnisse, in denen die Ostseeprovinzen Rußlands noch gegenwärtig stecken geblieben sind. Durch Mittheilungen aus diesen letzten Abschnitten baltischer Vergangenheit glauben wir dem Verständniß deutscher Leser erfolgreicher entgegenkommen zu können, als durch ausführliche Schilderungen von den einzelnen Ecken und Winkeln des alterthümlichen Gebäudes, welches Liv-, Est- und Kurland heißt. Wer diese Provinzen heute wirklich beurtheilen will, muß die Geduld üben, von den Geschichten zu hören, welche sich vor funfzig und hundert Jahren an den sandigen Ufern der Düna und an der felsigen Küste des finnischen Meerbusens zugetragen haben.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, hat der Verf. der vorliegenden Schrift eine größere Anzahl historischer Aufsätze einverleibt. Der erste Abschnitt, „Land und Leute an der Ostsee," soll den deutschen Leser mit den allgemeinen Umrissen der baltischen Existenzform bekannt machen. Das nächste Capitel ist der eingehenden Betrachtung einzelner hervorragender Personen und Ereignisse des 18. Jahrhunderts gewidmet, namentlich Vertretern des Aufklärungszeitalters und der literarischen Bewegung des philosophischen Säculums. Für die einzelnen losen Blätter, welche mit hineingewebt sind, die „verklungenen Namen," welche genannt werden, ohne daß für ihre Träger eine weitergehende Bedeutung in Anspruch genommen werden könnte, sei die Nachsicht deutscher Leser in Anspruch genommen; es handelt sich bei ihnen um gewisse Lieblings-Reminiscenzen, wie sie jede Landschaft hat und wie man sie auch den Landsleuten des Verf. zu Gute halten wird.

Die Episode „Deutsch-russische Metamorphosen" soll den Gegensatz andeuten, in welchem das baltische Leben zu seiner Umgebung und zu den zahlreichen in das Innere des russischen Reichs versprengten Stammesgenossen steht, gleichsam den dunklen Hintergrund bilden, von welchem sie die übrigen Bilder abheben. Nur wenn die Einflüsse mit in Rechnung gezogen werden, welche die Nachbarstämme ausüben, kann die Natur eines schmalen Grenzlandes, wie es das Ostseegebiet ist, gehörige Würdigung finden und dem Schicksal einseitiger Verurtheilung entgehen.

Die an den Ausgang gestellten Aufsätze knüpfen wiederum an die Einleitung an, um was von dem Ganzen gesagt ist, im Einzelnen zu exemplificiren.

Für die Herausgabe des gesammten Buches sind dieselben Motive maßgebend gewesen, welche zur Entstehung der einzelnen, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Leserkreise ge-

schriebenen Aufsätze geführt haben*). Dem versprengten Posten deutscher Bildung im fernen Nordosten sollten auf der heimischen Erde treue Mitkämpfer, in dem neuen Deutschland verständnißvolle und billige Zeugen geworben werden.

Leipzig, im Mai 1868.

*) Die Abschnitte „Land und Leute an der Ostsee" und „Polnisch Livland" sind in dem „Grenzboten," die übrigen Aufsätze zum größten Theil in der „Baltischen Monatsschrift", zum kleineren in dem „Rigaschen Almanach" und der „Rigaschen Zeitung" veröffentlicht worden.

Land und Leute an der Ostsee.

I.

Gleichsam die Grenzscheide zwischen den Machtgebieten occidentalen und slavisch-orientalischen Völkerlebens bildend, zieht sich entlang dem 43° östlicher Länge ein schmaler Länderstrich, der von Völkersplittern der verschiedensten Art bewohnt und größtentheils dem russischen Scepter unterworfen, eine eigene Welt ausmacht, deren vielfach abnorme Verhältnisse in der westlichen Hälfte Europas fast eben so wenig bekannt sind, als in der östlichen. Den gemeinsamen Familienzug dieser Gruppe bildet der aristokratische Charakter ihrer Cultur, der auf dem Grunde unausgeglichener ethnographischer Gegensätze ruhend, in jeder der einzelnen Landschaften, die dieses Grenzland bilden, anders geartet und doch allenthalben derselbe ist. Während wir östlich und westlich von diesem Complex compacte Völkermassen finden, die zu großen Staaten zusammengeballt das Bild geschlossener Nationalitäten bieten, tritt uns innerhalb dieses Gebiets der unausgeglichene Dualismus herrschender und unterworfener Racen entgegen, die der Macht eines dritten Volkes unterstellt, der Allwissenheit der Anhänger des Nationalitätsprincips, Probleme schwierigster, fast unlösbarer Art entgegenstellen. Im Norden vom weißen Meer, im Süden von den transsylvanischen Alpen begrenzt, zwischen dem 47 und 39° östlicher Länge liegend, scheint dieser schmale, langgestreckte Länderstrich dazu ausersehen, das Schlachtfeld für die Kämpfe zu bilden, in welchen germanisch-romanisches Culturleben mit slavischem um die Herrschaft des Welttheils ringt, von den einen für das Bollwerk des Occidentalismus, von den anderen für den Vortrab des zur Weltherrschaft bestimmten Slavenstamms ausgegeben. Drei verschiedene Culturgebiete sind es, die sich unter diesem Längengrade zu einer Kette zusammenschließen: ein schwedisches, ein deutsches und ein polnisch-litthauisches, die gemeinsam die Westgrenze des russischen Reiches

bildend unter sich eben so fremd, wie sie durch historische und ethnographische Eigenthümlichkeiten von dem Stamme geschieden sind, der sie seinem Staate einverleibt hat. In allen dreien, in Finnland, wie in Liv-, Est-, Kurland und in Litthauen und Galizien entbrennt heute ein leidenschaftlich bewegter und doch von dem übrigen Europa kaum beachteter Streit darüber, ob die Herrschaft dem das Culturelement repräsentirenden, numerisch schwächern Herrscherstamm oder der plebejen Majorität gebührt, die von jenem empfangen, was sie an Schätzen sittlicher und geistiger Cultur besitzt. Noch läßt sich nicht absehen, wann die Lösung dieses Streits eintreten, wem der Sieg zufallen wird, — ja, es darf zweifelhaft erscheinen, wer den entscheidenden Wahrspruch fällen wird.

Jedes der drei Culturgebiete, von denen hier die Rede ist, hat sein eigenes Hinterland, auf welches es sich, wenn nicht politisch, so doch geistig und moralisch stützt; wie Finnland eine skandinavische, ist Litthauen eine polnische, Liv- Est-Kurland eine deutsche Colonie. Aber die Beziehungen zwischen Vorposten und Hauptarmee sind nicht überall die gleichen. Während die Wechselwirkungen zwischen Mutterland und Colonie, nördlich vom finnischen Meerbusen und südlich vom Njemen außerordentlich lebhafte sind, die Theilnahme für die Vorgänge in Finnland im Leben Schwedens eine mindestens ebenso große Rolle spielt, wie das Interesse an Dänemark, während Polen und polnische Litthauer sich seit Jahrhunderten als ein auf ewig verbundenes Brudervolk ansehen, ist das alte livländische Ordensland, der Boden, auf dem vier Jahrhunderte lang deutsches Blut geflossen, um dem heiligen Reiche einen wichtigen Vorposten für seine nordöstlichen Marken zu erhalten, im Gedächtniß des deutschen Volkes erloschen, die Erinnerung an die einstige Verbindung der Fürsten dieses Landes mit den Gebietigern von Marienburg und den deutschen Kaisern zum Mythus eingeschrumpft, über welchen wohl noch einzelne Schriftgelehrte Bescheid wissen, mit dem das Bewußtsein der Nation aber längst nichts mehr zu schaffen hat. Für den Elsasser, der vergessen hat, daß er jemals etwas anderes als Franzose gewesen, steigen periodisch noch immer patriotische Phrasen zum Himmel, die „meerumschlungenen" Herzogthümer an der Elbe sind durch Jahrzehnte Gegenstand eines nationalen Cultus gewesen, das Land, das zwischen der Narowa und dem Njemen liegt und an Sprache, Recht und Glauben seiner Väter trotz dreihundertjähriger Trennung noch heute mit unerschütterlicher, kampferprobter Treue festhält, es ist aus den Reihen des Lebens gestrichen und wird wenn überhaupt nur noch als „Prügelknabe" berücksichtigt, an welchem der deutsche Liberalismus

gelegentlich seine Fechterkünste übt. — Allerdings haben die Bewohner der baltischen Küste mit dem Gedanken an eine Wiederherstellung der seit drei Jahrhunderten zerrissenen Bande, welche sie an das römische Reich deutscher Nation fesselten, seit unvordenklicher Zeit abgeschlossen, wollen sie heute nichts anderes sein als treue Bürger des Staates, dem ihre Heimath eingefügt ist — auf den deutschen Charakter ihres Landes, auf die deutsche Mission, zu deren Erfüllung sie ausgezogen, haben sie darum nicht verzichtet. Wissen sie es auch aus tausendfältiger Erfahrung, daß man ihrer im Stammlande vergessen, daß man für ihren Anspruch, Theil zu haben an der Ehre und Bildung des deutschen Volks kaum ein Lächeln übrig hat, — sie lassen sich nicht irren und schöpfen aus dem thörichten Glauben an einen historischen Beruf, den man ihnen längst abgesprochen, auf eine Blutsverwandtschaft, die täglich verleugnet wird, bis auf diese Stunde das beste Theil der Kraft und Zähigkeit, mit welchem sie im Kampfe gegen widrige Verhältnisse ausdauern. Vielleicht daß die jüngsten Geschicke, welche das baltische Küstenland erfahren, dem „verlorenen Posten" das verwirkte Anrecht auf die Theilnahme der Stammesgenossen wiedergeben.

Die Liv-, Est- und Kurländer sind bekanntlich nicht identisch mit den Deutschen, welche das russische Reich bewohnen, ob sie sichs gleich gefallen lassen müssen, mit diesen identificirt oder doch zusammengeworfen zu werden. Wenn sie von ihrem Existenzrecht reden, so geschieht es auch in Deutschland häufig genug, daß dieses für einen Anspruch auf die deutsche Herrschaft in Rußland gehalten wird. Und doch ist in Wahrheit von einem solchen ebenso wenig die Rede, wie von schwedischen oder polnischen Prätensionen anf das Regiment im weiten Slavenreich. Um festzustellen, warum es sich eigentlich in jenem Kampf zwischen dem baltischen Deutschthum und der russischen Demokratie handelt, dessen Gerücht in den letzten Tagen über das Meer gedrungen ist, sei ein flüchtiger Abriß der siebenhundertjährigen Geschichte des Ostseelandes an den Eingang dieser Blätter gestellt, die ein Bild aufrollen sollen von dem deutschen Colonialleben an den Ufern der Düna, des Embach und der Narowa.

Die baltischen Provinzen des russischen Reichs, Liv-, Est- und Kurland, während des Mittelalters gewöhnlich mit dem Collectivnamen Livland bezeichnet, bildeten vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert einen Föderativstaat der den römisch-deutschen Kaiser und den Papst als seine höchsten Oberherren anerkannte. Im Jahre 1159 durch Bremer Kaufleute für den Westen Europas neu entdeckt, wurde die baltische Küste bald der Sammelplatz deutscher Ritter, Priester und

Kaufleute, deren Zahl zufolge des religiösen Eifers, mit welchem ihre Eroberungs- und Missionspläne in Deutschland unterstützt wurden, so rasch zunahm, daß die Ureinwohner dieses Landes, Esten, Letten, Kuren und Liven, die Fremdlinge bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Landesherren anerkennen mußten. Der eigentliche Gründer dieses jungen, rasch emporwachsenden Staats, war der Bischof Albrecht von Buxhövden, der Gründer Rigas (1202), ein Kirchenfürst von hoher Weisheit, starkem Willen und sittlich-ernstem Streben, der die verstreuten, fast zusammenhanglosen Einwanderergruppen zuerst in ein Ganzes zusammenzufügen wußte. Fünf Bisthümer, Riga, Dorpat, Oesel, Kurland und Semgallen und der Orden der livländischen Schwertbrüder theilen sich in die Herrschaft des Landes, dessen Besitz sie in schweren, beinahe ununterbrochenen Kämpfen mit den Urbewohnern, mit Russen, Litthauern und an der Südküste des finnischen Meerbusens gelandeten Dänen nur mühsam behaupten. Zugleich dem Christenthum und dem Joch harter Leibeigenschaft unterworfen, sind die Letten und Esten bemüht, durch immer neue blutige Aufstände die verlorene Freiheit wieder zu erringen, aber ihre wilde Tapferkeit vermag nichts gegen die geregelte Kriegskunst der eisengepanzerten Sachsen (so werden die Einwanderer von den Besiegten genannt) auszurichten und das Ende jedes dieser Versuche ist die Verstärkung des Drucks, der nach den Anschauungen der Zeit, das gute Recht der Sieger ist. Aber schon während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hören die Zuzüge aus dem Stammlande auf und als die Macht der fraternitas militiae Christi durch eine gegen die von Süden andrängenden Litthauer verlorene Schlacht gebrochen ist, sehen die Ueberbleibsel derselben sich gezwungen, den auf Veranlassung des Herzogs Conrad von Masovien nach Ostpreußen gezogenen Orden der deutschen Herren zu Hilfe zu rufen. Nach langwierigen Verhandlungen kommt unter Mitwirkung Gregors IX. die gewünschte Vereinigung beider Orden im Jahre 1237 zu Viterbo zu Stande; ein neuer livländischer Zweig des deutschen Ordens wird begründet, über welchem ein Magister provincialis, den anfangs die gesammte Brüderschaft, später das livländische Provinzialcapitel wählt, — das Regiment führt. Die deutsche Colonie am rigaschen Meerbusen ist von dem ihr drohenden Untergang gerettet, aber nur um den Preis eines verhängnißvollen politischen Fehlers, der die Saat unauslöschlicher Zwietracht und schließlichen Verderbens in die Furchen der jungen Pflanzung streut. Der deutsche Hochmeister (so wurde 1237 festgestellt) nahm als Erbe des Kreuzritterordens die livländischen Ordenslande von dem (1255 zum Erzbischof erhobenen) Bischof

von Riga zum Lehen — ein Verhältniß, dessen Unnatürlichkeit aufs schroffste ins Auge fällt, wenn man die gewaltige Macht des Ordens und die Schwäche des Bischofs und seiner Brüder, der Bischöfe von Oesel, Dorpat, Kurland, später auch Reval in Betracht zieht, die sich ausschließlich auf ihre wenig zahlreichen und dazu ungefügigen Vasallen stützten. In der preußischen Provinz desselben Ordens fand das umgekehrte Verhältniß zwischen den Machthabern statt, denn die Bischöfe von Kulm, Samland und Ermeland standen in Abhängigkeit vom Orden und besaßen nur ein Drittheil des Landes; bis zu vollkommenster Widersinnigkeit mußten sich die Beziehungen zwischen Orden und Bischöfen endlich steigern, als Preußen und Livland zu einer Eparchie verbunden und dem rigaschen Erzbischof unterstellt wurden, der auf diese Weise in Livland der Lehnsherr, in Preußen der Vasall des Ordens war.

In dem ersten Jahrhundert livländischen Lebens ruhte die Gewalt fast ausschließlich in den Händen der Landesherren; bald aber und ganz besonders wegen der Händel, in welchen diese ihre Macht aufrieben, erwuchs der adelige Vasallenstand und neben diesem das Bürgerthum der größeren Städte zu einer Macht, die nicht länger von der Mitregierung ausgeschlossen werden konnte. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts schlossen sich die Vasallen der einzelnen Territorien genossenschaftlich aneinander und kurze Zeit darauf sind sie Landstände und beschicken die Landtage, auf welchen die Bischöfe und Ordensgebietiger, ihre Lehnsherren, die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundesstaats berathen. Dieser genossenschaftliche Geist war ein Erbtheil, das die Eroberer Livlands aus der Heimath mitgebracht hatten und dessen gewaltige innere Kraft alle gleichzeitigen staatlichen Bildungen überleben sollte, um noch heute die Grundlage des baltischen öffentlichen Lebens zu bilden. Zuerst in Estland, der vom Orden im Jahre 1347 angekauften Colonie Dänemarks, gelangte der Vasallenstand zu Macht und Einfluß, den er dem ohnmächtigen, mit steten Verlegenheiten kämpfenden dänischen Königthum abzuringen wußte, seinem Beispiel folgten die Ritterschaften der bischöflichen Lande, der geistliche Regenten zur Ausfechtung ihrer Händel mit dem Orden dringend der Vasallenhilfe bedürftig waren, — der Orden selbst war mächtig und kriegerisch genug, um seine Lehnsleute entbehren zu können, die erst später der Privilegien theilhaftig wurden, deren sich ihre Mitbrüder in den bischöflichen Landen schon seit Jahrzehnten erfreut hatten.

Auf eine Darstellung der unseligen brudermörderischen Kämpfe, in welchen Bisthümer und Orden ihr Herzblut und ihre beste Kraft ausströmten, können wir hier ebenso wenig eingehen, wie auf die Frage,

auf welcher Seite das Recht gestanden; berührt sei nur, daß das baltische Bürgerthum sich noch heute als den Erben des episcopalen Princips ansieht, während die Ritterschaften für die Repräsentanten der Ideen des Ordens gelten, dem nicht abgesprochen werden kann, daß er an einem wichtigen politischen Gedanken, zu allen Zeiten unbeugsam festgehalten hat, — dem der nothwendigen Einheit der baltischen Territorien und der Solidarität ihrer Interessen. Seinem Wesen nach war dieser Bürgerkrieg, der die entfernteste Colonie des deutschen Reichs Jahrhunderte lang verwüstete, ein Wiederspiel des Riesenkampfes, der um dieselbe Zeit am Fuß der Alpen die Welt erschütterte — die Gegensätze zwischen Kaiser und Papstthum wurden unter anderen Namen auch an den Niederungen der Düna, des Embach und der heiligen Aa ausgefochten. Kann der Orden auch nicht als directer Repräsentant des Kaiserthums angesehen werden, so ist er in Livland doch der Vertreter der weltlichen Macht gewesen, sein Ansehen stützte sich vorzüglich auf den Kaiser, von diesem stammten seine Privilegien, von diesem die reichsfürstliche Würde des Hochmeisters — auf den Kaiser beriefen sich die deutschen Herren, wenn der Erzbischof mit päpstlichen Bullen drohte. Das schließliche Resultat fiel zu Gunsten des Ordens aus; seine Landmeister (so hießen die livl. Provinzialstatthalter des Großmeisters) warfen sich allmählich zu Herren des gesammten Landes auf, nachdem mehrere der ausgezeichnetsten unter ihnen, den Erzbischof und seine Bundesgenossin, das stolze Riga, gedemüthigt hatten. Von einer Oberherrlichkeit des Erzbischofs über den Orden, war schon am Ende des 14. Jahrhunderts kaum mehr die Rede, 1451 mußte die erzstiftische Geistlichkeit das Habit des Ordens anlegen, 1452 wurde der Heermeister (dominus magister) als Mitregent von Riga anerkannt, 1481 sogar ad interim mit dem Erzstift belehnt und als der große Walter von Plettenberg dem Lande nach glänzenden Siegen über den „Erbfeind", den „Muskowiter" die bis dazu unbekannten Segnungen eines 50jährigen Friedens schenkte und vom Kaiser zum Reichsfürsten ernannt wurde, war er der anerkannte Schirmherr und Regent des gesammten Landes, princeps et protector Livoniae; die Kämpfe die unter ihm beschlossen wurden, hatten dazu geführt, in Bezug auf die Centralregierung die Macht des Ordens, in Bezug auf die Territorialverhältnisse den Einfluß der Vasallen zu vergrößern.

Dieser Sieg den der Orden erfochten, war aber nicht vollständig genug gewesen um die Gegensätze, welche den Kampf hervorgerufen hatten, auszusöhnen, oder in einer höhern Einheit aufzulösen. Unter der Asche glimmte der alte Hader weiter und das Bild der Zerrissenheit,

welches Gesammtlivland am Eingang des 16. Jahrhunderts bot, fand sich getreulich in jedem der einzelnen Territorien wieder. Der Bischof haderte mit seinem Capitel, dieses mit den Vasallen; dem Meister machten der Trotz, die Unbändigkeit und Sittenlosigkeit der durch stete Kämpfe verwilderten Ordensritter Noth, die Städte, insbesondere Dorpat und das stolz aufstrebende Riga, suchten von den Händeln ihrer Beherrscher für die eigene Selbständigkeit möglichsten Vortheil zu ziehen und hätten am liebsten keine andere Oberherrlichkeit anerkannt, als die des Hansabundes, dem sie längst beigetreten waren. Allenthalben überwucherte der ständische oder territoriale Particularismus, das Bewußtsein der Interessensolidarität, dieselbe deutsche Krankheit, welche die Macht und Große des Mutterlandes zerstört hatte, wüthete in den Eingeweiden der nordischen Colonie. Bei der ungeheuern Entfernung von den Mittelpunkten der Cultur und der Ohnmacht des Reichsregiments konnte von einem sittigenden Einfluß dieses, nicht die Rede sein. Wohl erwuchsen die Städte, deren es in dem eigentlichen Livland besonders zahlreiche gab, unter Plettenbergs Friedensscepter zu üppiger Blüthe, wohl tobte die unbändige Lebenslust und sinnliche Frische der Colonisten in endlosen Festen, deren Wüstheit alles überbot, was die wilde Genußsucht der damaligen Zeit kannte, aber das Herz des Landes war todtkrank. Zu vollster Schroffheit ausgebildet, verhinderte das Feudalsystem jede gesunde staatliche Entwickelung; indessen Russen, Schweden, Polen und Litthauer kampfgerüstet und eroberungslustig vor den Thoren des Landes standen, verbrauste die Kraft der Söhne desselben in wüstem Genuß und endlosem Hader; jedes Mannes Hand war gegen die des Nachbarn und allein die mächtige Heldengestalt des Meisters bildete einen Mittelpunkt für die widerstreitenden Interessen. Mit ihm sank auch der alte, innerlich ausgehöhlte Bundesstaat ins Grab. Als die durch Tegetmeyer und Knöpken rasch verbreitete Reformation siegreich ins Land gedrungen war und den Fortbestand der alten Lebensformen unmöglich gemacht hatte, war es allein Plettenberg gewesen, der ihre zerstörende Kraft zu bändigen vermochte, über seinem Grabe aber brach das morsche Gebäude krachend zusammen. Ihre wichtigste Aufgabe hatte die heermeisterliche Zeit (mit diesem Ausdrucke wird in Livland herkömmlich die Unabhängigkeitsperiode bezeichnet) ungelöst gelassen; der Stolz der Colonisten, der sich an dem thörichten Bewußtsein sonnte, daß auf baltischer Erde die Begriffe „Herr“ und „Deutscher“ identisch seien, hatte vor der Germanisation der Ureinwohner des Landes zurückgescheut, diese ihrer alten Barbarei überlassen und auf die tiefste Stufe menschlichen Daseins herabgedrückt. In dumpfer Ver-

zweiflung trug der träge, apathische Lette das Joch strenger Leibeigenschaft, das ihm die Eroberer, päpstlichen Bullen und kaiserlichen Decreten zum Trotz, aufgebürdet hatten, während der störrische Trotz des Esten zähneknirschend an den Ketten rüttelte, in welche ihn der Sieger geschlagen. Das stolze Gebäude an der Ostsee war auf schwankenden Grund gebaut, und was die Ahnherren zu thun unterlassen, konnten die Enkel nicht mehr oder doch nicht rechtzeitig nachholen.

Neben der Reformation war der Einfall eines von Iwan dem Schrecklichen nach Livland gesandten russisch-tatarischen Heeres die äußere Veranlassung zum Zusammensturz der alten Verhältnisse. Bald war die gesammte nördliche Hälfte des Landes in den Händen des furchtbaren Feindes. Es war kein gewöhnlicher Krieg, den die Livländer gegen die Tatarenhorden zu führen hatten, welche der furchtbare Zaar zur Unterwerfung des wehrlosen Landes ausgesandt hatte; nicht dem 30jährigen Kriege allein, jenen Mongolenüberschwemmungen kann er verglichen werden, welche unter Tschingischan die uralte Cultur blühender mittelasiatischer Länder bis auf die Spur ausgerottet, und so furchtbar gehaust hatten, daß ein Menschenalter lang nur Trümmer und Leichenhaufen den Weg bezeichneten, welchen die Barbaren genommen. Bis heute hat die Bevölkerungsziffer in Livland nicht wieder die Höhe erreicht, welche sie vor jenem Einfall besessen, von den blühenden Städten des Landes war am Ausgang des 16. Jahrhunderts kaum ein Viertel übrig geblieben. Gegen die Uebermacht dieses Feindes wäre kein Widerstand möglich gewesen, auch wenn dieser nicht schon von vornherein durch die Ueppigkeit und Entsittlichung der zur Vertheidigung Berufenen gebrochen worden wäre. Gleichzeitig mit den Russen drangen schwedische und polnische Heere über die Grenzen des alten Ordenslandes, es fragte sich nur noch, welchem der Eindringlinge man sich unterwerfen sollte. Vergebens wandten die schwerbedrohten Landesherren sich mit verzweifelnden Bitten an das Reich, Kaiser Ferdinand I., zugleich von widerspenstigen Reichsfürsten und eroberungslustigen Türken bedrängt, war taub für den Hilferuf der Livländer; das Schreiben, mit welchem er auf Andringen des Reichstags von Augsburg einen „Hatschier" an den Zaaren absandte (1559) blieb ebenso wirkungslos, wie eine später angeordnete nicht einmal in Angriff genommene „Reichsexecution" — es schien, man wollte den Livländern den Abschied vom Reiche nicht all zu schwer machen. In dieser Noth und von aller Welt verlassen wandten der Ordensmeister Gotthard Kettler und der Erzbischof von Riga ihre Blicke auf den König Sigismund August von Polen; sie verpfändeten ihm gegen die Summe von 160,000 Gulden einen be-

deutenden Theil ihrer Territorien; der Herzog Magnus von Holstein, der sich in der Folge als livländischer Schattenkönig unter russischen Schutz stellte, kaufte gleichzeitig die Stifte Oesel, Kurland und Reval. Da er aber außer Stande war, dem durch die Russen hartbedrängten Estland irgend welche Hilfe zu gewähren, unterwarf die Stadt Reval sich am 4. Juli 1561 dem König Erich von Schweden; ihrem Beispiele folgten wenig später die vereinigten estländischen Ritterschaften von Harrien, Wierland, Jerwen und Allentaken. Diese Unterwerfung Estlands unter ein fremdes Scepter war das Signal zu einer vollständigen Zerstückelung des livländischen Staatenbundes. König Sigismund August von Polen unterwarf sich im November 1561 das südliche Livland (Dorpat blieb bis 1582 in russischen Händen), Kurland wurde unter Kettler ein polnisches Lehnsherzogthum, nur die Stadt Riga wahrte noch zwanzig Jahre lang ihre Selbständigkeit, bis auch sie sich im Januar 1582 der Krone Polen unterwerfen mußte. Ein feierlicher Staatsvertrag, jenes Privilegium Sigismundi Augusti, datum feria sexta post festum Stae. Catharinae, das noch heute die wichtigste Rechtsgrundlage des öffentlichen Zustandes in Livland bildet, sollte den lutherischen Glauben, die deutsche Sprache, das ererbte Recht und die Selbstverwaltung für alle Zeit sicher stellen und vor Gefährdung schützen, nebenbei freilich auch die feudale Herrlichkeit des Adels und dessen unbeschränktes Dispositionsrecht über die Bauern aufrecht erhalten. Mit einer Treue, welche ihnen das Stammland niemals gedankt hat, aus deren schwerfälligen Ausdrücken der Patriot aber noch heute den tiefen Schmerz der preisgegebenen Colonie nicht ohne Bewegung herauslesen wird, bedangen die Livländer sich ganz besonders (P. XI.) aus: „Weil wir Ihro Majestät aus unvermeidlicher und hoher, unumbgänglicher Noth in diesen unsern Trangsalen und Beklemmungen, wodurch wir, nebst unsern Fürsten, wegen des barbarischen Feindes Uebermuth in die äußerste Noth gebracht und vom römischen Reich verlassen, unser Leben, Weib und Kind nicht beschützen können ..... uns unterwürfig gemacht haben: Als wolle Ew. Königl. Majestät es dergestalt vermitteln, das wegen dieser unsres Fürsten Ergebung und auch uns als Unterthanen bey dem unüberwindlichsten Kayser, den Churfürsten, Fürsten und Ständen des römischen Reichs, unser Ehre und Gut vertreten und gehandhabet werde, damit wir nicht etwa in öffentliche Reichsacht erkläret oder sonst mit andern Ehrenmakeln beschmitzet oder schädlich gefähret, sondern vielmehr allerdings Schadlos gehalten und erhalten werden." Das Reich, das seine Ehre längst verloren, sollte nicht übel von denen denken, die von ihrem unüberwindlichen

Kayser und denen Herren Churfürsten und Ständen kampflos preisgegeben, von ihm gelassen hatten in der Stunde tödtlicher Gefahr! Den Enkel, der diese Zeugnisse trotz bitteren Erfahrungen unbeirrter Treue erröthend liest, will es bedeuten, nicht diese, sondern die Ironie über den Jammer der Zustände, denen sie entronnen, habe den Livländern eingegeben, scheidend dem Reiche gegenüber ihre Ehre sicher zu stellen!

Wenn die Livländer sich von der Unterwerfung unter die polnisch-litthauische Krone das Ende ihrer Leiden, Schutz vor dem äußern Feinde und Wahrung der Heiligthümer ihrer Vergangenheit versprochen hatten, so sollten sie arg getäuscht werden. Mehr als die Hälfte des 50jährigen Abschnitts der polnischen Regierung verging unter blutigen Kriegen mit Russen und Schweden, die fast ausnahmslos auf livländischer Erde ausgefochten wurden und das Land noch tiefer herabdrückten, als es bereits durch den russisch-tatarischen Einfall geschehen war. Von einer Beobachtung der durch das Privilegium König Sigismund Augusts verheißenen Rechte und Vorzüge war unter dem recht- und gesetzlosen, wüsten Polenregiment vollends nicht die Rede. Der Conversionseifer fanatischer Jesuiten setzte es durch, daß ein katholischer Bischof über Livland eingesetzt wurde, daß zu Riga, Wenden und Dorpat lutherische Kirchen in katholische verwandelt wurden und daß das Lutherthum zu der Rolle einer bloß geduldeten Ketzerei herabsank. Allen Stipulationen zum Trotz, wurde das Land unter polnische und litthauische Castellane vertheilt, die garantirte Verfassung durch wiederholte Octroyirungen unkenntlich verändert, Recht und Herkommen mit Füßen getreten und ernstliche Miene gemacht „die Transmariner über das Meer zu jagen, von dannen sie gekommen". Unrettbar schien das unglückliche, der Cultur nur zur Hälfte gewonnene Land in die Nacht alter Barbarei zurückzusinken; elender denn je war der Zustand des von feindlichen Soldaten und polnischen Beamten ausgesogenen Bauernstandes, auf dem, der Verarmung und Verwilderung des Adels wegen, das Joch der Leibeigenschaft mit doppelter Schwere lastete, die Kirchen und Schulen verfielen, keiner der wenigen übrig gebliebenen protestantischen Geistlichen war seines Lebens sicher, die Städte waren durch die Noth immer wiederkehrender Belagerungen verwüstet und verarmt, Handel und Gewerbe stockten, die von den Landmeistern sorgfältig angelegten Wege und Heerstraßen verfielen — ein Zustand allgemeiner Auflösung trat an die Stelle der bis dazu wenigstens äußerlich geordneten Verhältnisse. Erst durch die Leiden eines neuen, fast dreißigjährigen Krieges sollte die Wandlung zu einem erträglicheren Zustande ermöglicht werden. —

Sigismund III. von Polen und Schweden wurde wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche im Jahre 1600 durch die schwedischen Stände für der Krone verlustig erklärt, sein Oheim Karl IX., zum Reichsverweser, später zum Könige gewählt. Der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg, den erst Gustav Adolf siegreich zu Ende führte, und der zum größten Theil in Livland ausgekämpft wurde, war die Folge dieser Staatsveränderung. Schon 1602 mußte der größte Theil des livländischen Adels Karl IX., der seine Privilegien bestätigte, huldigen, 1629 war Livland eine schwedische Provinz; nur die südöstlichen Kreise des Landes mit den Vogteien Dünaburg, Rositten, Lutzen und Marienhausen verblieben den Polen: diese haben dieselben so vollständig zu assimiliren gewußt, daß dieser Landstrich, in welchem man sich vergeblich nach Spuren deutsch-protestantischen Lebens umsieht, noch heute „Polnisch-Livland" heißt. Dafür wurde die Insel Oesel, die bei der Auflösung des alten Bundes an die Dänen verloren gegangen war, mit Livland wieder vereinigt.

Estland war, wie wir wissen, schon früher schwedisch geworden und hatte sich unter dem humanen Scepter der protestantischen Fürsten dieses Reichs, das die Rechte und die Nationalität seiner neuen Unterthanen sorgfältig schonte, ungleich besser befunden, als die südlichere Schwesterprovinz, mit welcher es nun wieder vereinigt wurde. Das günstigste Loos war aber dem Herzogthum Kurland zugefallen, dessen weiser Fürst Gotthard Kettler seine Unterthanen mit seltenem Geschick vor polnischen Eingriffen zu schützen und von den Kriegshändeln in den Nachbarländern fern zu halten gewußt hatte. Mit Hilfe seines verdienstvollen Kanzlers Salomon Henning reorganisirte der Herzog Rechtspflege und Verwaltung seines Ländchens und entwarf eine Kirchenordnung, die zu den besten ihrer Zeit gehörte. Hier war der Bauer ungleich günstiger gestellt als nördlich von der Düna; eine zahlreiche, gebildete Geistlichkeit legte die Grundlagen echter Gesittung, die Wohlhabenheit des Adels, die Gunst eines mildern Klimas und die größere Fruchtbarkeit des Landes, vor allem das gute Beispiel, welches der Herzog auf seinen zahlreichen Domänen gab, gestalteten die bäuerlichen Verhältnisse trotz der Fortdauer der Leibeigenschaft zu einem mindestens erträglichen Zustande. Dazu kam, daß die 1561 begründeten Zustände 134 Jahre dieselben blieben und Kurlands Selbständigkeit erst im Jahre 1795 aufhörte. Ein selten unterbrochener Frieden förderte Ackerbau und Viehzucht und begründete einen Wohlstand, der mit der Zeit so beträchtlich wurde, daß (nach dem Ausdruck eines Historikers) im 17. und 18. Jahrhundert selbst die kurischen Bettler zweispännig fuhren.

Aber die Unfreiheit des leibeigenen Bauernstandes blieb während des zweihundertundfunfzigjährigen herzoglichen Regiments unverändert dieselbe und machte die Verschmelzung der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung unmöglich, während ein anderer Uebelstand ernstester Art Dauer und Zukunft der Zustände Kurlands von Hause aus in Frage stellte: der Mangel eines tüchtigen, selbständigen Bürgerstandes, eines ausgebildeten Städtewesens. Der Adel herrschte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens so unumschränkt, daß die Herzöge mit ihm rechnen und auf die Entwickelung eines wirklichen Staatslebens verzichten mußten. Die verhältnißmäßig zahlreichen Städte waren klein und bedeutungslos, ihren Bewohnern mangelte jener tüchtige, auf das Bewußtsein des eigenen Werths gegründete Bürgersinn, den man schon jenseit der Düna ebenso entwickelt fand, wie in Deutschland, sie kamen niemals über die Sorge für ihre nächsten Interessen hinaus. Der Handel war höchst unbedeutend, das Gewerbe nährte sich von den Bedürfnissen der Barone, die Stelle des Bürgerthums vertrat (vom 17. Jahrhundert ab) eine Classe, die der „Literaten", d. h. gelehrter Bürgerlicher, die als Prediger, Aerzte, Juristen u. s. w. einen besondern Stand, nach Hippels geistreichem Ausdruck den „Rinnstein" zwischen Edelmann und Bauer, bildeten. Kein Wunder, daß die Selbstherrlichkeit des Adels, dem jedes Gegengewicht mangelte, maßlos aufschoß, und daß das Bürgerthum Kurlands noch heute nicht dazu gelangt ist, sich die Grundlagen einer ebenbürtigen und selbständigen Existenz zu begründen.

Doch wir müssen zu Livland, dem Herzen und Schmerzensträger der dreieinigen deutschen Colonie zurückkehren. Die fast hundertjährige schwedische Herrschaft in diesem Lande zerfällt in zwei durch den Regierungsantritt Karls IX. scharf von einander geschiedene Hälften — eine in vielfacher Beziehung segenreiche und eine unglückliche, leidensvolle Periode, wie sie kaum zu polnischer Zeit hätte schlimmer sein können. Zunächst war des Jubels darüber, daß man der argen Polenwirthschaft entronnen und in einen protestantischen Staatsverband getreten war, kein Ende. Gustav Adolf hatte Livland in der That zu danken, daß es Cultureinflüssen gerettet und dem Zustande der Barbarei entrissen war. Die erste Sorge des weisen, großherzigen Fürsten war die Wiederherstellung des am Rande des Abgrundes stehenden lutherischen Kirchenwesens. Eine allgemeine Kirchenvisitation stellte die Nothwendigkeit eines Neubaus von Grund aus, fest; die Gotteshäuser lagen in Trümmern, die Schulen auf dem flachen Lande waren seit Menschengedenken geschlossen; da es allenthalben an Geistlichen mangelte, wurde Kenntniß der reinen Lehre bei den Bauern ebenso wenig ge-

funden, wie Zucht und Sitte. Hier griff der große König mit der vollen Energie seines mächtigen Willens ein. Zum Segen des Landes führte er die schwedische Kirchenordnung ein, deren Grundprincipien bis auf die Gegenwart in Geltung sind und der lutherischen Kirche Livlands für alle Zeit eine feste materielle Basis gesichert haben. Dann wandte der König seine Aufmerksamkeit der Justiz und Verwaltung zu, die gleichfalls von Grund aus neu gestaltet und in eine feste Ordnung gebracht wurde; auf Grund der Privilegien Sigismund Augusts wählte der Adel nach wie vor seine und der Bauern Richter und Verwaltungsbeamte, blieb der Bürger städtischen Magistraten unterstellt — über beiden stand jetzt aber eine Staatsgewalt, die das öffentliche Interesse wahrnahm und über die Gesetzlichkeit der Erwählten des Landes wachte. Seine größten Verdienste erwarb das schwedische Königthum sich aber durch die Begründung einer protestantischen Hochschule zu Dorpat und zweier Gymnasien (1632) und durch eine eingreifende Umgestaltung der tief im Argen liegenden bäuerlichen Verhältnisse. Gustav Adolf und seine Nachfolger haben es mit keiner der staatlichen Aufgaben, an welchen sie in Liv- und Estland arbeiteten, so ernst genommen, als mit der Beschränkung der Leibeigenschaft und mit der Begründung würdigerer agrarischer Zustände. Der Bauernstand, so wollten die Enkel Wasa's, sollte auch in Livland die Grundlage ihrer Macht und gemeinsam mit den Städten ein Gegengewicht gegen den Adel bilden. Zum ersten male wurden sämmtliche Rittergüter Liv- und Estlands genau vermessen und catastrirt, auf Grund dieser (gleichfalls noch heute geltenden) Castrirung, Arbeitsregulative sogen. Wackenbücher entworfen, welche die Leistungen der Bauern in ein festes Verhältniß zu dem ihnen zur Nutzung übergebenen Grund und Boden setzten, und als Maximum der dem Herrn zustehenden Forderungen, unter keinen Umständen überschritten werden durften. In heilsamer Weise wurde zugleich die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsbesitzer abgegrenzt und die Freiheit über Leben und Tod der Erbleute auf das Recht zur Ausübung der Hauszucht beschränkt. Die weitergehenden Pläne, mit welchen die schwedischen Könige sich trugen, um die Leibeigenschaft stufenweise abzuschaffen, kamen zufolge des nordischen Krieges nicht mehr zur Ausführung.

Leider war diese Periode segensreicher Einwirkung der Staatsgewalt auf die feudalistisch verrotteten Zustände Livlands von blos beschränkter Dauer; die stete Finanznoth der schwedischen Krone veranlaßte Karl XI. zu einem Staatsstreich, dessen Schändlichkeit die Segnungen, welche Livland den Ahnherren dieses eigenmächtigen, brutalen Fürsten verdankte, nahezu aufwog — zu jener Reduction, welche unter

dem Vorwande mangelhafter Besitztitel der Grundherren, fast $^5/_6$ aller livländischen Rittergüter zum Besten des Fiscus einzog und hunderte adeliger Familien an den Bettelstab brachte. Schon die Anwendung des vom stockholmer Reichstage beschlossenen Reductionsgesetzes auf die Provinzen jenseit der Ostsee involvirte eine schwere Rechtsverletzung. Da die livländischen Stände niemals Reichsstandschaft in Schweden genossen hatten, die Theilnahme an dieser aber die Grundbedingung der Angehörigkeit zum schwedischen Staatsverbande bildete, war die Anwendung schwedischer Ständebeschlüsse auf das baltische Land juristisch unmöglich. Nichtsdestoweniger schalteten des Königs Reductionscommissionen rücksichtsloser und eigenmächtiger als in ihrem Vaterlande. Vergebens sandte die Ritterschaft Deputationen über Deputationen nach Stockholm, um die Anwendung des Aeußersten zu erflehen, vergebens beriefen sie sich auf ihre verbrieften Rechte und Privilegien. Des Königs Antwort auf die Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, war die Aufhebung des Landesstaats (der ritterschaftlichen Verfassung) und die Einkerkerung Johann Reinhold Patkuls, des kühnsten der mannhaften Sprecher, welche dem Throne Karls genaht waren. In Riga hauste unterdessen der schwedische General-Gouverneur Graf Hastfer als erbitterter Feind des Adels und unbeschränkter Günstling seines Fürsten. Mehr und mehr traten schwedische Ordnungen und Gesetze an Stelle der deutschen, drangen Fremdlinge in die Aemter und Richterstühle, wurden die Söhne des Landes zurückgedrängt und des Einflusses beraubt, der ihnen nach dem Recht der Geschichte und nach den Satzungen der Väter zukam. Aber die Wahrheit des Wortes: „zu drücken sind sie, doch zu unterdrücken nicht," sollte sich noch einmal glänzend bewähren. Der zähe Widerstand auf den die feindliche Politik Schwedens allenthalben stieß, wußte die Fortschritte derselben bis zum Wendepunkt des Jahrhunderts aufzuhalten — dann aber brach der nordische Krieg aus, um die Machtverhältnisse des Ostseegebiets noch einmal vollständig zu verändern. Von den Schweden aufs äußerste bedrängt und an der Rettung seines Vaterlandes durch friedliche und legale Mittel verzweifelnd, wandte Patkuls düstere Heldengestalt sich der von Osten aufgehenden Sonne Peters des Großen zu; sein Werk war es, daß der Zaar (der diesen in seine Dienste getretenen Fremdling mit einer Rücksicht behandelte, die ihm sonst nicht eigen war) sein Auge auf die Ostseeländer richtete und das Verhängniß, in welches Schweden durch Karls XII. Eisenkopf gerissen wurde, dazu benutzte, die Grenzen seines Reichs bis an das baltische Meer zu erweitern. Wiederum wurde das Land zwischen Düna und Embach der Kampfplatz der strei-

tenden Mächte, wiederum verwüstete die Kriegsfurie fast zwei Jahrzehnte lang die weiten livländischen Ebenen, sank der Bauer zu bettelhafter Armuth und Verwilderung herab, wurden die Städte angezündet und die Burgen geschleift. Trotz des harten Unrechts, das sie erfahren, schlugen die Livländer sich tapfer für die Sache ihres Fürsten und erst nach hartem Kampfe und verzweifelter Gegenwehr wurde der Zaar des Küstenstrichs Meister. Erst nachdem er Ritterschaft und Städten ihre alten Privilegien bestätigt hatte, huldigten diese dem neuen Landesherrn; durch Confirmation der sog. Accordpunkte, später durch die Bestimmungen des Nystädter Friedens wurde Peter für sich und seine Nachkommen verpflichtet, die Herrschaft der lutherischen Kirche, des deutschen Rechts und der Sprache und der angestammten Verfassung in seinen neuen Provinzen Liv- und Estland anzuerkennen und für alle Zeit sicher zu stellen, der Livländer Privilegien auch eher zu „augmentiren“ als zu „diminuiren.“

Noch ein Mal war der „verlorene Posten“ deutscher Cultur an der Ostsee gerettet — aber um einen hohen Preis. Aus tausend Wunden blutend lag das Land in dem Zustande einer Erschöpfung und Apathie da, die ein halbes Jahrhundert dauerte. Erst zehn Jahre nach Abschluß der Accordpunkte schloß Peter mit den Schweden Frieden, bis dazu dauerten die Pressungen, zu welchen er durch die Kriegsnoth gezwungen war, ununterbrochen fort. Aus Furcht, die Schweden möchten während seines Feldzuges in Kleinrußland landen und sich in der Gegend Dorpats, das für besonders unrussisch gesinnt galt, festsetzen, ließ der Zaar diese Stadt vollständig zerstören und die Einwohner derselben in das Innere des Reichs schleppen. Die russische Regierung kannte ihre neuen Unterthanen noch zu wenig, um sich in die eigenthümlichen Bedürfnisse und Anschauungen derselben hereinfinden zu können und trotz des unleugbaren Wohlwollens, das Peter seinen deutschen Provinzen bewies, konnten Fehlgriffe, Mißverständnisse und Rechtsverletzungen der peinlichsten Art nicht ausbleiben — es verging ein Menschenalter, ehe man sich verständigen lernte und ehe die Regierung etwas thun konnte, um den dringendsten Nöthen abzuhelfen. Sich in wirksamer Weise selbst zu helfen war die verarmte Landschaft aber völlig außer Stande. Auf dem livländischen Landtage von 1714 wurde nicht nur constatirt, daß es den meisten Kirchspielen an Kirchenvorstehern fehle, es stellte sich zugleich heraus, daß auf je fünf bis sechs Kirchspiele nur ein Prediger kam, so furchtbar hatten der Krieg und seine grimmen Begleiter, die Pest und die Hungersnoth, gehaust! Wohl wurde beschlossen, nach Kräften für „fromme und geschickte Subjecte“ Sorge zu tragen und durch den

Generalsuperintendenten und die Pröpste „öftere Visitationes“ vornehmen zu lassen, aber woher sollten die Leute zur Besetzung der Vacanzen, die Mittel zum Wiederaufbau der niedergebrannten und verfallenen Kirchen und Pfarrhäuser hergenommen werden? War die Noth doch so groß, daß die Ritterschaftseinnahmen nur 200 Thaler betrugen und daß die Abgabe von einem Carolin per privaten Haken (einer schwedischen Catasterbezeichnung, die ursprünglich einen Bodenwerth von 80 Thalern repräsentirte, aber schon vor 150 Jahren den dreifachen Werth bedeutete) nicht mehr aufgebracht werden konnte, daß die Ritterschaft die Herren Landräthe um Verzicht auf ihre blos 15 Thaler betragende Remuneration bitten, die Hofgerichtsglieder mit dem Versprechen trösten mußten, in Zukunft einen Fonds zu derer Herren Glieder Gagirung zu „intendiren.“ Im Consistorium war nur der Generalsuperintendent auf dem Platz, der Director lag an schwerer Krankheit darnieder, ein Assessor hatte sich seines Amtes „entäußert,“ der andere wurde vom Hofgericht in Anspruch genommen und von geistlichen Beisitzern war nicht einmal die Rede. Die Armuth war so allgemein, daß der Adel auf demselben Landtage beschloß, Deputirte zur Vermeidung öfterer allgemeinerer Versammlungen zu wählen, „dieses Mal sei die Ritter- und Landschaft um des armen Vaterlandes Noth gern gekommen.“ Wie es unter solchen Umständen um den gemeinen Mann, zumal um den Bauern beschaffen sein mußte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, das entsetzliche Bild der livländischen Bauernexistenz in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu entwerfen, sträubt sich die Feder des Enkels. In elende Erdhütten mit Kühen und Schweinen zusammengepferchct, fristete der Bauer ein Dasein, das längst aufgehört hatte, auf Menschenwürde Anspruch zu machen. Regelmäßig trat im Herbst Völlerei, im Frühjahr Hungersnoth ein, zu den Leistungen, welche er dem Herrn schuldete, mußte der Sclave mit der Peitsche des Frohnvogts getrieben werden, Branntweinpest und Ruthenstrafe, die schrecklichen „Geschwister der Leibeigenschaft,“ waren die Pole, zwischen denen sich die Axe seines Lebens drehte. Dazu kamen die Schwierigkeiten eines unholden Klima's, das nur vier Sommermonate kennt, dessen endlose Winter das Wetterglas gefrieren machen, das rings die weiten Ebenen mit fußhohen Schneemassen überzieht, die zuweilen undurchdringlich werden und den Bewohner der ländlichen Einöde zu tagelangem Müßiggang, dämmerndem Halbschlaf in rauchiger Hütte verurtheilen. Zuständen dieser Art anders als allmählich abzuhelfen, lag außer dem Bereiche des Möglichen. Fromme Wünsche für öftere Visitationen, fleißigere Kirchenvorsteher, geordnetere

Schulverhältnisse begegnen uns in den Landtagsacten des gesammten Vierteljahrhunderts, welches der „Conquête“ folgte, während es mit der Verwirklichung derselben nicht vorwärts ging. Selbst mit dem Zusammentritt der Landtage, der rechtlichen Organe der Landeswünsche, welche regelmäßig zu Berathungen des Landrathscollegiums mit dem Generalsuperintendenten und demgemäß zu Versuchen einer Abhilfe führten, hatte es in jener Zeit große Schwierigkeiten. Im Jahre 1726 war die Landtagsversammlung ausgesetzt worden, weil Menschikow eine solche ohne Befragung des geheimen Conseils nicht zulassen zu können glaubte, von 1730 bis 1740 fand gleichfalls eine Art Interregnum statt, weil das Reichsjustizcollegium sich erst darüber unterrichten wollte, welche die gesetzlichen Gründe zur Einberufung solcher Versammlungen seien, wem die Initiative zu denselben gebühre u. s. w. 1734 erhielt der General-Directeur Völkersahm den Auftrag zu „sondiren“ ob ein Landtag „nachgegeben“ werden würde, erst 1735 kommt die Antwort, man müßte erst „an Hof“ berichten; aus ähnlichen Gründen trat die Ritterschaft von 1750—57 kein einziges Mal zusammen, denn es verlautete im Jahre 1754 etwas von „bedenklichen Umständen, welche den größten Vorrechten Gefahr bringen könnten.“ Neben diesen äußeren Verhältnissen, die hemmend einwirkten, war die materielle Noth, welche auf allen Ständen lastete, der Hauptgrund der Stagnation, welche jede Entwickelung und Neugestaltung, die kirchliche wie die politische, niederhielt. Siebzehn Jahre dauerte es, bis an die Restauration der einzigen Lehranstalt, welche der Adel zur Bildung seiner Söhne besaß, des Lyceums zu Riga ernstlich gedacht werden konnte und ein halbes Jahrhundert verging, bis für eine materielle Basis dieses Instituts auskömmlich gesorgt wurde! Wen konnte es da Wunder nehmen, wenn für den Volksunterricht so gut wie nichts geschah und die vom Generalsuperintendenten beantragten, oft „unanimiter“ gefaßten Schlüsse zur Einrichtung von Dorf- und Gebietsschulen auf dem Papier blieben. Kriegsnoth und exorbitante Abgabenleistungen verschlangen alles, was der Fleiß des Landmannes und die Sparsamkeit der Herren erübrigte und noch im Jahre 1737 mußte der in Riga versammelte Adel eine Collecte eröffnen, um einen verarmten Mitbruder, den Major v. Rehbinder, neu zu kleiden, damit der Herr Vicegouverneur wegen des „Habits“ dieses in äußerste Armuth gerathenen Mannes, keine „ungleichen Gedanken“ bekomme!

Nicht minder traurig sah es in den Städten aus: Handel und Gewerbe konnten sich nur mühsam von den Schlägen erholen, die das Kriegselend ihnen gebracht, der verderbliche Zunftzwang und eine thö-

richte Nationalökonomie, die durch ewig wechselnde Verbote der Aus- und Einfuhr jede gesunde Speculation unmöglich machte, thaten das ihre, um das verrottete Spießbürgerthum, das namentlich in den kleineren Städten wucherte, zu verewigen und jede freie Entwickelung abzuschneiden. Von Rußland, das damals mit schweren inneren Krisen zu kämpfen hatte, waren keine bildenden Einflüsse zu erwarten; daß es in diesem Staat keinen Mittelstand sondern nur Edelleute und leibeigene Bauern gab, machte sich vielmehr in Liv- und Estland in nachtheiligster Weise fühlbar. Die maßlosen Ansprüche des Adels dieser Provinzen hielt man in Rußland für ebenso selbstverständlich, wie die Sclaverei der Bauern; für die Rechte und Bedürfnisse des Bürgerthums hatte man kein Verständniß, weil man zu Hause keins kannte. Die Privilegien, welche die Livländer mit Recht als die Heiligthümer ihres öffentlichen Lebens hoch hielten, waren zugleich die Ursachen der Stagnation und Armuth, in welche das Land versank und aus der es sich erst in der zweiten Hälfte des philosophischen Jahrhunderts mühsam emporarbeitete; zugleich mit der Herrschaft der lutherischen Kirche und der deutschen Sprache hatte der Adel sich das Recht zu ausschließlichem Güterbesitz gesichert, hatten die Städte sich den Fortbestand uralter Zunftordnungen und Schragen ausbedungen, welche die wirthschaftliche Entwickelung ihrer Bewohner niederhielten. Nicht nur gegen die „undeutschen“ Mitbürger, die Letten und Esten, und das andringende russische Element suchte der Eigensinn der alten Corporationen sich abzuschließen, es war ihnen zugleich daran gelegen, möglichst hohe Schranken zwischen halb- und vollbürtigen Stammes- und Standesgenossen aufzurichten. Zur Ritterschaft hatte in früherer Zeit jeder Edelmann gehört, der im Lande lebte und einen giltigen Adelsbrief aufweisen konnte. In den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts setzten die alten Geschlechter es durch, daß eine Matrikel d. h. ein Register aller zur Ritterschaft gehörigen Edelleute aufgenommen und der Zutritt neuer Glieder von der förmlichen Aufnahme durch die Mehrzahl der Corporationsglieder abhängig gemacht wurde. Damit wurde im eigenen Lande von der Ritterschaft feindliches Element geschaffen. Die durch den russischen Verdienstadel nobilirten, zum Theil mit Rittergütern ansässigen Geschlechter machten der Ritterschaft die Priorität streitig und suchten sich als „Landschaft“ zu einem besonderen Corps zusammenzuschließen, das grundsätzlich gegen die Vorrechte der Immatrikulirten Krieg führe und oft nicht nur diese, sondern zugleich die Autonomie des Landes gefährdete. So absorbirten müßige Händel zwischen Edelleuten und Landsassen, zwischen Zunftmeistern und Bönhasen (unzünftigen Handwerkern), Eifersüchteleien

zwischen städtischen und ritterschaftlichen Behörden und Autoritäten, die übrig gebliebenen Kräfte, zerstörten jedes gedeihliche Zusammenwirken der verschiedenen Elemente und brachten die baltischen Deutschen um die Achtung ihrer neuen Beherrscher. Das Bollwerk des deutschen Elements drohte zugleich die Zwingburg desselben zu werden, zumal so lange der Adel nicht in die geistige Bewegung gezogen wurde, die sich in Deutschland um die Mitte des Jahrhunderts zu regen begann und so lange der Sohn aus adeligem Hause keine andere Laufbahn für angemessen hielt als die kriegerische. In den Jahren 1700—1747 gab es kaum eine europäische Armee, in welcher nicht Livländer ihr Heil versucht hätten; während dieses kurzen Zeitraums hat das kleine Land an der Ostsee nicht weniger als dreiundzwanzig Feldmarschälle, zehn Generals en chef, siebenundzwanzig Generallieutenants, vierunddreißig Generalmajors und dreiundfünfzig Obristen hervorgebracht. Die Namen einzelner derselben, wie des edlen Loudon, der die österreichische Armee zu manchem Siege gegen den großen König ins Feld führte und jenes Conrad Rosen, der unter Ludwig XIV. gegen den großen Oranier nach Irland gesandt wurde, sind mit Ehren auf die Nachwelt gekommen.

Erst in den sechziger Jahren machte sich ein entschiedener Umschwung zum Bessern geltend, wurden ernsthafte Versuche zur Lösung der Aufgaben gemacht, die seit Jahrzehnten auf ihre allendliche Lösung harrten. — Nachdem der Gerechtigkeitssinn Peters des Großen das Unrecht der schwedischen Reduction ausgeglichen und den Adel wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt, desselben Monarchen Einsicht die Richterstühle und Verwaltungsstellen auf den alten Fuß gebracht hatte, zum erstenmale Postverbindungen zwischen den einzelnen Städten hergestellt waren, ein fünfzigjähriger Frieden den Sinn der Menschen gemildert und daran gewöhnt hatte, über des kommenden Morgens gemeine Sorgen hinauszusehen — erwachte in den Enkeln der Letten- und Estenbezwinger das Bewußtsein der schweren Schuld, welche sie gegen diese Völker abzutragen hatten. Der Landrath Karl Friedrich Schulz Freiherr v. Ascheraden war es, der zuerst für das Recht des Bauernstandes eintrat und Anno 1763 im Namen der „retablirten Menschenrechte" eine freiwillige Beschränkung der Leibeigenschaft vom livländischen Adel forderte; seine Mahnungen wurden freilich mit Erbitterung zurückgewiesen, der Funken aber, den er in die Herzen der stolzen Barone geworfen, war nicht mehr zu ersticken, zumal die Regierung Catharinas II. sich der Sache annahm, und durch stets erneute Anträge auf Verminderung der bäuerlichen Lasten, das Gewissen des Adels wach erhielt. Der Kampf um die Aufhebung der Leibeigenschaft und die

Emancipation des Bauernstandes ist fortan der rothe Faden, der sich durch die Geschichte der letzten hundert Jahre baltischen Lebens zieht. Nicht nur an der Staatsregierung gewann die Sache der bäuerlichen Freiheit während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen mächtigen Rückhalt, das Bürgerthum und die Geistlichkeit nahmen energischen Antheil an derselben. Zumal in Riga, wo um jene Zeit Männer wie Herder und Hamann wirkten, wo einer der größten Wohlthäter des Landes, der Buchhändler und Buchdrucker Hartknoch für die Sache der Aufklärung thätig war, das neugegründete Theater einen Kreis strebsamer Schriftsteller um höhere Interessen sammelte, die Anfänge einer provinziellen Presse unter dem Schutz edler Patricier (Schwartz, Behrens) und aufgeklärter Geistlicher (Sonntag, Hupel) aufschossen, fanden die freisinnigen und humanen Ideen der Zeit begeisterte Aufnahme und fruchtbaren Boden; in Riga hatte Garlieb Merkel, der 1796 mit seiner leidenschaftlichen Anklageschrift „die Letten" gegen die Zwingherrschaft des Adels auftrat, die erste Anregung zu dem Gedanken der Rettung des Lettenvolks empfangen. Die Geistlichkeit des flachen Landes, bis dazu in starrer Orthodoxie verknöchert und ohne Verständniß für ihre civilisatorische Aufgabe, wurde um dieselbe Zeit durch die Einflüsse des halleschen Pietismus, später des Rationalismus in neue Bahnen gedrängt und nahm sich der Sache der Volksbildung mit Aufopferung und Thatkraft an — überall regten sich Bildung und Streben, und die Ueberzeugung, daß es anders und besser werden müsse, bemächtigte sich bald aller Gebildeten des Landes.

Aber auch den Irrthümern des philosophischen Jahrhunderts mußte das Ostseeland seinen Tribut zahlen; 1783 hob Catharina II. die alte Verfassung auf, um sie durch neue bureaukratische Ordnungen zu ersetzen, die unter dem Namen der „Statthalterschaftsverfassung" den Gang der historischen Entwickelung zu durchbrechen und fremden Elementen die kein Verständniß für die besonderen Bedürfnisse des Landes hatten, Thor und Thür zu öffnen drohten — wiederum war der Fortbestand des deutschen Colonialstaats gefährdet und in Frage gestellt. Der Gerechtigkeitssinn Kaiser Pauls gab den getreuen Liv- und Estländern indessen Anno 1796 wieder, „was ihnen mit Unrecht genommen war."

Am Eingang des 19. Jahrhunderts finden wir die drei Provinzen, welche 1561 auseinandergerissen worden waren, unter dem russischen Scepter vereinigt wieder; nach der letzten Theilung Polens war die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Kurlands unmöglich geworden und hatte dieses polnische Lehnsherzogthum sich Catharinen II. unterworfen (1795). Sieben Jahre später erfüllte sich einer der heißesten Wünsche,

mit denen die Bewohner der drei Lande sich seit neunzig Jahren getragen hatten; im December 1802 stellte Alexander I., getreu der Verheißung die sein großer Ahnherr Peter in den „Accordpunkten" von 1710 niedergelegt hatte, die Universität Dorpat wieder her und mit der Eröffnung dieser segensreichen Pflanzstätte deutscher Wissenschaft beginnt die neueste Epoche der baltischen Provinzialgeschichte.

Auf die wechselvollen Geschicke, welche den Inhalt dieses Abschnittes bildeten, wird in diesen Blättern ausführlicher eingegangen werden. Die Sorgen und Kämpfe für Hebung des Bauernstandes waren es in erster Reihe, um die sich's in den letzten sechzig Jahren baltischen Lebens handelte. Zwar war die Leibeigenschaft in allen drei Provinzen schon zwischen den Jahren 1816 und 1819 aufgehoben worden; der unglückliche Modus aber, den man für diese Emancipation gewählt hatte, machte schon fünfzehn Jahre später die ländlichen Zustände zum Gegenstande allgemeiner Besorgniß und zu einer Gefahr für das gesammte Land. Man hatte die Leibeigenschaft aufgehoben ohne den freigewordenen Bauern eine irgend genügende Existenzbasis zu sichern: „Freie Contracte" zwischen Bauern und Herren sollten das Maß der Leistungen bestimmen, welche die Pächter der Bauerhöfe den verpachtenden Gutsherrn zu entrichten hatten und den Letzteren stand außerdem das Recht zu, diese Hufe nach Belieben einzuziehen und durch Knechte bewirthschaften zu lassen. Die durch diese Verhältnisse bedingten Uebelstände steigerten sich beim Beginn der 40er Jahre zu einer Unerträglichkeit, die dringende Abhilfe gebot. Nachdem das Elend der agrarischen Zustände tausende und abertausende von Letten und Esten in den Schooß der Abhilfe verheißenden griech.-orth. Kirche getrieben hatten, wurde die Nothwendigkeit principiellen Verzichts auf die „freien Contracte" und das Einziehungsrecht der Herren anerkannt und ein neues Bauerngesetz ausgearbeitet, welches die Verwandlung des Pachtverhältnisses in freies Eigenthum der Bauern zum Ziel hatte. Um dieselbe Zeit wurden die öffentlichen Einrichtungen Liv-, Est- und Kurlands, deren Rechtsboden bis dazu in einer Anzahl verstreuter Urkunden bestanden hatte, zum ersten Mal in einen Codex zusammengestellt und revidirt. Bezüglich der Schwierigkeiten, mit denen diese Reformen und die gleichzeitigen Bestrebungen zur Wahrung des in den 40er Jahren schwer bedrohten deutschen Charakters des baltischen Provinziallebens, verweisen wir auf die folgenden Abschnitte. Bevor von ihnen und den Geschicken des Ostseelandes unter Alexander II. die Rede ist, müssen wir Land und Leute der baltischen Colonie einer näheren Bekanntschaft unterziehen.

II.

Liv-, Est- und Kurland bilden sammt den zu ihnen gehörigen Inseln Oesel, Moon, Runo, Dagden und Worms ein Territorium von 1754 Quadrat-Meilen, das etwa 1,850,000 Bewohner zählt. Das im Herzen Livlands liegende Städtchen Walk, gleich weit entfernt von der Nord-, wie von der Südgrenze des deutscher Cultur gewonnenen Landes, bezeichnet die Grenze zwischen den beiden Urvölkern, welche nach wie vor die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung repräsentiren; nach Norden hin, bis an die felsige Südküste des finnischen Meerbusens dehnen sich die Sitze des Estenvolks aus, südlich, von Walk bis an die flachen Ufer des Njeman, wird der Boden Liv- und Kurlands von Letten bearbeitet, einem litthauischen Stamm, dessen Sprache von allen in Europa gesprochenen Idiomen dem Sanskrit am nächsten stehen soll. Zwischen beiden Völkern verstreut, bald in Städten und Flecken zu compacten Massen an einander geschlossen, bald auf einsamen Edelhöfen und Pfarrhäusern, Krügen, Mühlen und Schulmeistereien angesiedelt, leben und herrschen etwa 200,000 Deutsche, zum Theil Nachkommen der tapferen Eroberer dieses Küstenlandes, zum größten Theil neuere Einwanderer der verschiedensten Berufsarten; alles was nicht zum Bauernstande gehört, ist deutsch geartet. Mit Genauigkeit festzustellen, wer der deutschen, wer der lettisch-estnischen Bevölkerung angehört, hat noch niemand unternommen, und wird kaum jemandem gelingen, denn jährlich nimmt die Zahl derer zu, die aus dem unterworfenen in den herrschenden Stamm übergehen. Der Schulmeister, der in einem der Seminare Liv- oder Kurlands seine Bildung empfangen hat, der jüngere Sohn des behäbigen Bauerwirths, der in die Stadt gezogen ist, um ein Handwerk zu lernen oder Handlungslehrling zu werden, der talentvolle Bauerknabe, dem die Gunst des Gutsherrn oder die Freundschaft des benachbarten Pastors eine gelehrte Laufbahn erschlossen, der umsichtige Wirthschaftsaufseher, der es zum Amtmann oder Verwalter gebracht, die Knechtstochter endlich, die als Dienstmagd in die Stadt gewandert oder als dienende Spielgefährtin mit den Töchtern des Barons aufgezogen worden ist — sie alle ändern mit dem Beruf zugleich die Nationalität und werden binnen Jahr und Tag zu Deutschen; selbst der reiche lettische Hofbesitzer, der seinen Pachthof zum freien Eigenthum erworben hat und sich mit Stolz einen Bauern nennt, der absichtlich keine andere Sprache als die seines Volks redet, sieht es gern, wenn seine Kinder deutsch lernen.

Er läßt sich's ein Stück Geld kosten, damit seine Söhne bei dem Schulmeister deutschen Privatunterricht erhalten, oder er entschließt sich, eine „Gouvernante" ins Haus zu nehmen und dieser das Werk der Germanisirung seiner Töchter zu übertragen. Die Begriffe „Herr" und „Deutscher" sind in diesem Lande so vollständig identificirt, daß die Sprache des Esten nur einen Ausdruck für beide (Saxa) hat und daß die Germanisation für den einzigen Weg gilt, der zu wahrer Bildung und höherer Stellung in der Gesellschaft führt. „Rustice tu non eris hic rex" (Bauer, du wirst hier niemals König sein) rief im Jahre 1345 ahnungsvoll ein Litthauerfürst dem lettischen Heerführer zu, der ihn zu einem gemeinsamen Vernichtungskriege gegen die Deutschen einlud — und dieses Wort hat sich im eminenten Sinne erfüllt; Nicht-Deutscher und Bauer sind Bezeichnungen, die bis heute einander decken, und selbst um Bauer im modernen Sinne des Worts zu werden, muß der Urbewohner des baltischen Landes zum Deutschen werden. Wohl nennt der auf seinen „Culturberuf" stolze ländliche Müller deutschen Geschlechts oder der städtische Handwerksmeister, der seinen Stammbaum aus einem Hinterhause des Berliner Vogtlandes ableitet, das Geschlecht derer, die im Umwandlungsproceß begriffen sind und ihre lettischen Namen noch nicht gehörig germanisirt haben, spöttisch Halb- oder Wachholderdeutsche, wohl geschieht es zuweilen, daß der alte Baron seinem jungen Verwalter, dessen hochmüthige Halbbildung den Ursprung aus einem ehrlichen Bauernhause verleugnen will, durch eine lettische Anrede „den Standpunkt klar macht" — im Großen und Ganzen thut der baltische Deutsche aber das Mögliche, um die Verschmelzung mit den beiden Urvölkern, auf die er angewiesen ist, zu fördern. Heute feststellen zu wollen, wie viele Deutsche in den drei Provinzen lettischen oder estnischen Ursprungs sind, und welche Letten und Esten bereits die deutsche Sprache angenommen haben, wäre ein unmögliches und — wie uns scheint — überflüssiges Unternehmen. „Die Sprache," so heißt es in einer geistreichen Abhandlung über die Nationalitätenfrage in den Ostseeprovinzen, welche die baltische Monatsschrift im Mai 1864 veröffentlichte, „die Sprache ist nur eines der die Nationalität constituirenden Elemente; zwar ein sehr wichtiges, aber nicht das an und für sich entscheidende. Hier ist es die Religion, dort der Staatszusammenhang, anderwärts noch anderes, was die gegebenen sprachlichen Differenzen überwiegt und als unwesentlich zurücktreten läßt. Wie ein Volk seine Sprache behalten und zugleich in fast allen übrigen Beziehungen jedes eigenthümliche Gepräge einbüßen kann, davon sind gerade die Letten und Esten ein treffendes Beispiel. Durch Lutherthum

und Herrenhutismus*) ist die Substanz ihrer geistigen Bedürfnisse in deutsche Form gegossen, in deutsche Rechtsbegriffe haben sie sich seit Jahrhunderten hineingelebt, ihre ganze Literatur besteht aus Nachbildungen und Uebersetzungen deutscher Producte. Was bleibt übrig? — etwa noch Volkslieder, Hochzeitsgebräuche, ein eigenthümlicher Anspann, Pflug oder Dreschflegel? Aber alle diese Ueberreste aus dem Kindheitsleben der Völker schwinden von Tag zu Tage und man könnte behaupten: die Germanisirung der Letten und Esten, weit davon entfernt ein Problem zu sein, sei längst schon vollendete Thatsache. Zwar die Sprachen sind noch übrig; aber selbst diese würden das einheitliche Bewußtsein der verschiedenen Bevölkerungsschichten, das Gefühl ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit kaum beeinträchtigen können, wenn nicht ein anderes hindernd dazwischen träte — etwas, das nicht nationaler, sondern socialer Natur ist. Die Kluft zwischen dem leibeigenen Bauern und den übrigen Ständen des Landes war einst schauerlich tief und breit aufgerissen; sie hat durch die Arbeit eines ganzen Jahrhunderts noch immer nicht in genügender Weise ausgefüllt werden können; je mehr dies geschieht, desto ohnmächtiger werden alle bisherigen Gegensätze, auch der Sprachen, werden."

Auf das Verhältniß der verschiedenen, Liv-, Est-, Kurland bewohnenden Nationalitäten und die Versuche zu einheitlicher Verschmelzung aller derselben, werden wir in der Folge näher einzugehen mannigfache Gelegenheit haben. Hier kommt es nur darauf an, dasselbe in so weit zu berühren, als zur Charakteristik der Physiognomie von Land und Leuten an der Ostsee nothwendig ist. Um das Land und seine Bewohner wirklich kennen zu lernen, dürfen wir aber nicht bei dem allgemeinen Begiffe „die Ostseeprovinzen" stehen bleiben, es ist vielmehr nothwendig, daß wir in die einzelnen Landschaften und Kreise einkehren. Der Particularismus, den die Einwanderer des 12. und 13. Jahrhunderts in die neue Heimath mit hinübernahmen, hat sich in der Colonie

*) Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit tiefster Verkommenheit politischer und kirchlicher Zustände auf dem flachen Lande kamen die Herrnhuter nach Livland, um zur geistlichen Erweckung der Letten und Esten beizutragen. Da sie sich der Volkseigenthümlichkeit accommmodirten und den damals leibeigenen Letten und Esten Antheil an der kirchlichen Gemeindeverwaltung einräumten, deren Erwählten geistliche Ehrenämter ertheilten, und auf diese Weise ein kirchliches Selfgovernment begründeten, gewannen sie binnen kurzem ungeheuern Einfluß und zählen sie, trotz des Gegensatzes in welchen sie neuerdings zu der Geistlichkeit getreten, noch heute Tausende von Anhängern in Livland. Um die Volksbildung und die Besserung der Sitten haben die „Brüder" sich namentlich im 18. Jahrhundert entschiedene Verdienste erworben.

ebenso erhalten, wie im Mutterlande, ja er ist durch die Verschiedenheit der Geschicke, durch welche die einzelnen Theile des Landes im Lauf der Jahrhunderte gegangen sind, in gewissem Sinne schärfer ausgebildet worden als in Deutschland. Im Norden haben schwedische, im Süden polnische Einflüsse prävalirt: hier hat die Rauheit des Klimas, dort die größere Fruchtbarkeit des Bodens entscheidend auf den Charakter des Bewohner und die Physiognomie der Landschaft eingewirkt. In Estland haben die Schweden sechzig Jahre länger geherrscht wie in Livland, die Insel Oesel war durch ein halbes Jahrhundert in dänischen Händen, das livländische Festland hat lange Zeit hindurch polnisches Regiment erdulden müssen, Kurland endlich ist nie schwedisch und nie polnisch gewesen und hat seine Selbständigkeit achtzig Jahre später in russische Hände niedergelegt als das Land nördlich von der Düna — kein Wunder, daß von einer strenggeschlossenen, einheitlichen Entwickelung nicht die Rede sein konnte, daß die verschiedenen geschichtlichen Factoren, welche in den einzelnen Territorien zur Geltung kamen, nachhaltige Spuren hinterließen, — daß die Menschen verschieden geartet sind und erst allmählich die Solidarität ihrer Interessen verstehen und die Unterschiede ausgleichen lernen, durch welche sie getrennt und auseinandergerissen worden sind.

Beginnen wir mit dem südlichsten der drei Lande, mit Kurland, dem schmalen langgestreckten alten Herzogthum, das im Westen die äußerste Spitze Ostpreußens berührt und im Osten einem Keil gleich, zwischen Litthauen und Polnisch-Livland eingeklemmt ist. Durch keine Bergwand, keinen Höhenzug zerrissen, nur von zahlreichen kleinen Flüssen durchzogen, sorgfältig bebaut und ihre fleißigen Bewohner reichlich nährend, dehnen sich die weiten fruchtbaren Ebenen von der südlichen Abdachung der Düna bis an die morastigen Ufer des Njemen, der die Grenze Litthauens und die Herrschaft eines andern Culturgebiets bezeichnet. Daß die Ansiedlung eine nach Jahrhunderten zählende ist, und daß tiefer Frieden seit Generationen geherrscht hat, sieht der kundige Reisende auf den ersten Blick; die Nordspitze des Landes und den schmalen östlichen Ausläufer abgerechnet, der sich der Düna entlang zum bloßen Streifen zuspitzt, herrscht allenthalben das Kornfeld vor, die ungeheuren Tannenwälder, die der Landschaft Liv- und Ehstlands ihr melancholisch-düsteres Gepräge geben, sie sind hier längst verschwunden oder doch zu beschränkten, sorgfältig gepflegten Forsten und Gehegen zusammengeschrumpft, die wohl noch dem flüchtigen Hasen und dem scheuen Reh eine Zuflucht gewähren, aus denen der zottige Bär und der hungrige Wolf aber seit Menschengedenken gewichen sind. Endlose Roggen-,

Weizen- und Gerstenfelder wechseln mit fetten Wiesen, nur ausnahmsweise steckt ein wüstgebliebener Moorhügel sein moosbedecktes Haupt empor, um den ewig jagdlustigen Sohn des Landes zu einer „Skrauja" einzuladen. Rechts und links von der breiten Heerstraße, die die alte Residenzstadt Mitau mit den Häfen der Westküste (Libau und Windau) und den zahlreichen kleinen Städten und Flecken des Unterlandes (so heißt dieser gesegnete Landstrich, zwischen dem 39° und 43° östlicher Länge) verbindet, sehen spitze, meist grün angestrichene Kirchthürme, stolze Edelhöfe, behäbige Pastoratswidmen, und zahlreiche Bauerhäuser meist von wohlgepflegten Obstgärten umgeben, über den wellenförmigen Boden, der den ursprünglich maritimen Charakter der weiten Ebene bezeichnet, freundlich ins Land. Alles athmet Behagen und aufstrebenden Wohlstand; die Wirthshäuser (Krüge), in welchen der Wanderer einkehrt, sind sauber und den Ansprüchen civilisirter Menschen entsprechend eingerichtet, in der „deutschen Stube" wird der Gast von einer freundlichen, das Deutsche geläufig redenden lettischen oder halblettischen Wirthin empfangen und wenn er in die nebenan liegende Schenkstube tritt, kann er in den meisten Fällen darauf rechnen, von den jungen Bauerburschen, die hier beim Glase beisammensitzen, verstanden zu werden. In keinem Theil des baltischen Landes ist der deutsch-protestantische Charakter der Cultur so deutlich ausgeprägt, wie in diesem, nirgend ist die Germanisation so weit vorgedrungen wie hier, nirgend von fremden Elementen so wenig zu spüren, wie in Unter-Kurland. Eigentliche Städte werden in blos geringer Anzahl gefunden, dagegen ist die Zahl der Flecken und Hakelwerke, die der Verbreitung des deutschen Elements Vorschub leisten und von Leuten bewohnt werden, die die natürliche Vermittelung zwischen beiden Nationalitäten bilden, — ziemlich bedeutend. Dörfer fehlen dagegen vollständig; in Kurland und in dem lettischen Theil Livlands sitzt der Bauer einsam auf der Scholle, die er als Pächter oder Grundeigenthümer erworben, oft eine halbe Meile vom nächsten Nachbarn entfernt.

Während der Schornstein noch manchem Bauernhause der ärmern Gegend Liv- und Estlands fehlt, wird er in Unterkurland seit einem halben Menschenalter allenthalben angetroffen, häufig auf ein Steingebäude herabsehend, das sammt den weitläufigen Nebengebäuden, dank den Bauverbänden, welche auf zahlreichen Gütern des Landes bestehen, mit verhältnißmäßig geringen Kosten hergerichtet ist. Das gesammte Gehöft zeichnet sich durch Ordnung und Reinlichkeit aus, zweien Tugenden, welche der kurische Lette rasch angenommen hat, und ist häufig durch eine wohlgepflanzte Allee schlanker Birken oder knorriger Ahorn-

bäume mit der Landstraße verbunden. Nach jahrhundertelanger Stagnation ist es mit der agrarischen Entwickelung des „Gottesländchens“ (mit diesem Ausdruck ihres Nationalhelden des Herzogs Gotthard, pflegen die Kurländer ihre Heimath zu bezeichnen) merkwürdig rasch vorwärts gegangen. Erst 1817 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und das Agrargesetz, welches die neuen Beziehungen zwischen Herren und Bauern regelte, beging den Fehler, sich auf den Boden der freien Contracte zu stellen d. h. allen Grund und Boden dem Gutsbesitzer zuzusprechen, die Bedingungen der Verpachtung dem Uebereinkommen zwischen diesem und dem bäuerlichen Pachter zu überlassen, und diesen von der Erwerbung eigenthümlichen Grundbesitzes auszuschließen. Bis zum Anfang der dreißiger Jahre war die Arbeitspacht die einzige übliche Form der bäuerlichen Existenz und einzig der traditionellen Humanität der Gutsbesitzer, denen die harte Behandlung ihrer Leute für „unkurisch“ und unaristokratisch galt, zuzuschreiben, daß der Bauer nicht elend verkümmerte; von diesem Zeitpunkt (den dreißiger Jahren) ab, begann die Conversion der Arbeitspacht oder Frohne in die Geldpacht, und zwar ohne jede Mitwirkung der Gesetzgebung, allein durch die Macht des guten Beispiels und des großen persönlichen Einflusses, den der damalige Landesbevollmächtigte (diesen Titel führt das Haupt der kurländischen Ritterschaft) Baron Hahn ausübte. Ziemlich gleichzeitig trat die Mehrfelderwirthschaft an die Stelle des alten Dreifeldersystems. Die Art und Weise ihrer Verbreitung ist so charakteristisch für die Art des kurischen Adels, daß ihrer in Kürze Erwähnung geschehen mag. Die Gutsbesitzer suchten durch Ueberredung auf ihre Pächter zu wirken und wo diese nicht half, ließ der Herr das vierte Feld eigenmächtig durch seinen eigenen Knechte aufreißen; natürlicher Weise säete der Bauer auf diesen neuen Acker, an dem die Hauptarbeit einmal geschehen war und auf diese Weise wurde die Adoption des neuen Systems gleichsam mit Gewalt und doch ohne Verletzung des bäuerlichen Interesses durchgesetzt. Während in Liv- und Estland unaufhörlich mit Agrargesetzen experimentirt wurde, vollzog sich die Conversion der Frohne in die Geldpacht bei den Kurländern von selbst. Nachdem auf diese Weise der legislatorische Fortschritt vorbereitet worden war, drang die Staatsregierung im Anfang der 60er Jahre auf Freigebung des bäuerlichen Grundbesitzes und auf Beschränkung des bis dazu unbegrenzten Einziehungsrechts der Herren. Dank der Thätigkeit der freisinnigen Adelspartei, welche der gegenwärtige Landesbevollmächtigte v. d. Recke führte, wurden beide Regierungsanträge im Sommer 1863 angenommen: schon vier Jahre später war ein beträchtlicher Theil der Bauerhöfe in das

Eigenthum der Pächter übergegangen und die glückliche materielle Lage des Bauernstandes gesetzlich garantirt. Im Juni 1865 ging der kurländische Adel einen neuen bedeutsamen Schritt auf der Bahn liberaler Reformen weiter; er verzichtete freiwillig auf sein uraltes Recht zum ausschließlichen Besitz von Rittergütern und gab den Erwerb derselben der Concurrenz aller Stände frei.

Dringen wir durch das reiche, weizenbebaute kurische Unterland weiter nach Osten vor, so gelangen wir jenseit des an der Düna gelegenen Städtchens Friedrichsstadt in das sogenannte Oberland, einen Winkel, der ein durchaus eigenthümliches, von den übrigen Theilen des Herzogthums verschiedenes Gepräge trägt. Hier machen sich bereits die Einflüsse der polnisch-litthauischen Nachbarschaft geltend. Landschaftlich herrscht der Wald vor, der sich in ursprünglicher Wildheit längs der Düna meilenweit in das Land zieht und die Wohnsitze der Menschen und die Kornfelder als Ausnahmen erscheinen läßt; die Bevölkerung ist eine gemischte, stark mit litthauischen und polnischen Elementen versetzte und steht in sittlicher und intellectueller Beziehung tief unter dem Bildungsniveau des größeren, rein lettischen Landestheils. Während im übrigen Kurland keine anderen als lutherische Landkirchen zu finden sind, zählt das Oberland zahlreiche Katholiken, Uniaten, Bekenner der griech.-orthod. Confession und russische Altgläubige, die aus dem benachbarten Witepsk und aus Polnisch-Livland eingewandert und zu einem verwilderten Mischvolk verschmolzen sind, das das lettische Element überwuchert hat und dem nachgesagt wird, daß es Pferdediebstahl, Straßenraub und Branntweinschmuggel allen übrigen Beschäftigungen vorziehe. Geschäftsleben und Handel sind hier fast ausschließlich in Händen von Juden,*) die zu polnischer Zeit nach Kurland eingewandert, die Mehrzahl der Städte des Landes übervölkert und — dank der Armuth, Rohheit und Unbildung, die sie aus Polen mitbrachten — demoralisirt haben. Nirgend aber werden sie zahlreicher vorgefunden als im Oberlande, dessen wilder, sitten- und gesetzloser Charakter ihrer Betriebsamkeit und Geschmeidigkeit nicht entbehren kann und in welchem sie als Händler, Makler, Hehler, Factoren, Branntweinbrenner u. s. w. eine wichtige, in alle Lebensverhältnisse eingreifende Rollen spielen. Der abweichende Charakter dieses verkommenen Winkels theilt sich zuweilen selbst dem Adel mit, der sonst ein rein deutsches Gepräge trägt; der oberländische Baron hat in vielen Fällen etwas von der Wüstheit des polnischen Pan, mit dem er stete Berührungen nicht vermeiden kann, und

*) In Liv- und Estland leben nur sehr wenige Juden.

die Frische und Derbheit der kurischen Natur artet hier häufig zur Rohheit und ungezähmter Wildheit aus.

Die Stammeseigenthümlichkeiten der baltischen Deutschen haben sich nirgend so scharf ausgebildet, in keiner der anderen Provinzen so charakteristische Formen angenommen wie in Kurland und ganz besonders bei dem kurischen Adel. Es ist ein wunderliches Geschlecht, das die stolzen und doch so einfachen Barone dieses Landes repräsentiren. Während der Einfluß des reicher und stärker entwickelten Städtelebens und das frühere Erlöschen der politischen Selbstständigkeit den Livländer mehr und mehr mit des Gedankens Blässe angekränkelt und zum Durchschnittsdeutschen gemacht haben, circulirt das frische, heiße Blut, das die ursprünglichen Colonisten dieses Landes mitbrachten, in den Adern des Kurländers noch heute mit ungebändigter Kraft und Wärme. Unversiegbare Genußsucht und mächtige Arbeitskraft wohnen hier noch dicht nebeneinander und hindern die ruhige, normal-philiströse Entwickelung, die sonst die Stärke des Deutschen ausmacht — das Leben verbraust zwischen gewaltsamer, sprunghaft gesteigerter Anstrengung und frischem, häufig üppigem Genuß. Die Gewohnheit jahrhundertlanger Herrschaft und unbestrittener Oberherrlichkeit giebt dem kurländischen Edelmann ein Gefühl der eigenen Würde und Bedeutung, das jede äußere Beschränkung wie ein Unrecht empfindet und doch wieder grundverschieden ist von der anmaßenden Junkerhoffarth des märkischen „Herrn von“ oder des ärmern livländischen Edelmanns, dessen jüngere Söhne jenem häufig nachahmen. Aus den Kreisen der Ritterschaft „von Kurland und Pilten“ ist von vornherein jede Ostentation und Großthuerei verbannt, — die Vornehmheit thut sich in knappen, derben, häufig schlichten, immer sicheren und selbstbewußten Lebens- und Umgangsformen kund, — charakteristisch genug werden im gewöhnlichen Leben keine Titel gebraucht, heißt der Edelmann, mag er simpler Baron sein oder es zum Kanzler- und Oberburggrafenamt gebracht haben, immer nur „Herr von.“ Dem Bürgerlichen begegnet man höflich und ungebunden — da man sich nie vergeben zu können glaubt, hat man es nicht nöthig anspruchsvoll aufzutreten oder sein Uebergewicht äußerlich fühlbar zu machen; den hochgestellten Beamten läßt man gern fühlen, daß es für den kurländischen Edelmann keine vornehmen Leute giebt, und daß die Zugehörigkeit zur Ritterschaft der höchste Rang ist, zudem es der Sterbliche überhaupt bringen kann — mit dem Bauern endlich wird in derber, oft herrischer, in der Regel aber väterlich-herzlicher Weise verkehrt. Die geniale Charakteristik, welche Hippel in den beiden ersten Bänden seiner „Lebensläuf“ von der Art des kurischen

Edelmanns entwirft, ist der Hauptsache nach heute so zutreffend, wie vor hundert Jahren. Der Kurländer ist allen Fragen des Lebens gegenüber, in erster Reihe, Praktiker und Naturalist, nichts ist seiner Natur so fremd und antipathisch, wie die graue Theorie -- aber er besitzt in der That ein praktisches Geschick, das den Nagel auf den Kopf trifft, ohne lange an der Wand herumgehämmert zu haben. In der freien Natur aufgewachsen, von bequemen Verhältnissen getragen, bis in das späteste Alter unermüdlicher Jäger und Reiter, mit unverwüstlichem Humor und gesunder Laune begabt, giebt er sich gern das Ansehen des leichtsinnigen, breitspurigen Lebemanns; hinter dieser derben Schale birgt sich aber öfter als der Fremde glauben möchte, ein tüchtiger edler Kern. Mancher rauhe Waidmann, von dem man annehmen möchte, er habe nie über seine nächste Umgebung hinausgedacht, entpuppt sich bei näherer Bekanntschaft als tüchtiger Jurist, scharfsichtiger Politiker oder belesener Kenner historischer und literarischer Dinge. Das „plus être que paraître" ist in diesem Lande so alt hergebracht, gilt so allgemein für das Merkmal wahrer Aristokratie, daß jeder sich scheut, mehr sein zu wollen, als simpler Kurländer, daß die feineren Züge des Charakters und der Bildung gleichsam absichtlich zurückgedrängt werden, um ihren Inhaber nicht dem Verdachte der Pedanterie oder Sentimentalität auszusetzen.

Wesentlich dem Edelmann gleich geartet, wenn auch äußerlich von demselben verschieden, ist der bürgerliche Kurländer, mag er praktischer Jurist, Gelehrter oder Geistlicher sein. Selbst der ehrsame, streng orthodoxe Landpastor, der für die sittliche und religiöse Bildung seiner Bauern mit unermüdlichem Eifer thätig ist, verleugnet die Eigenthümlichkeiten der kurischen Natur nur selten; er hat einen lebhaft entwickelten Sinn für alles, was das Leben an Lust und Freude bietet, er verschmäht es nicht, in die Besprechung der ernsten Lebensfragen gelegentlich eine derb-humoristische Wendung einzuführen, er weiß häufig mit der Jagdflinte eben so gut umzugehen wie mit der Postille, Heuchelei und Scheinthuerei sind ihm ebenso zuwider, wie unfruchtbare theoretische Erörterungen und er macht kein Geheimniß daraus, daß ihm „probiren über studiren geht." Wer die urkräftigen, derben Gestalten dieser Prediger zum erstenmale sieht, wird meinen, in eine Gesellschaft lebenslustiger Bischöfe des Mittelalters gerathen zu sein und kaum glauben wollen, daß diese Männer an sittlichem Ernst, energischer Arbeitskraft und Treue des Berufseifers ihren gravitätisch-salbungsvollen Amtsbrüdern in Deutschland schlechterdings nichts nachgeben, ja an Unabhängigkeit der Gesinnung häufig über denselben stehen und in sehr vie-

len Fällen ungleich glücklichere Seelsorger sind als jene. Die kurländischen Geistlichen sind Volkslehrer im besten Sinne des Worts und halten die Erfüllung der Pflicht der Volksbildung für wichtiger als alle Beschäftigung mit dogmatischen Spitzfindigkeiten. Die Zeiten, in denen sie blos gute Cumpane und Jagdgenossen ihrer adeligen Nachbarn waren, sind längst vorüber. Die Förderung der Volksbildung wird in neuerer Zeit von Adel und Geistlichkeit als Ehrensache des gesammten Landes angesehen und der Gutsbesitzer, der irgend darauf Anspruch machen will, für einen guten Patrioten zu gelten, kann nicht umhin, den Gehalt des Gemeindeschulmeisters mindestens zur Hälfte aus dem eigenen Säckel zu bestreiten. Auf Kosten der Ritterschaft besteht seit nunmehr 27 Jahren ein Volkslehrerseminar zu Irmelau, das unter der Leitung des Generalsuperintendenten und seines Directors, eines aus Preußen berufenen ausgezeichneten Schulmanns, reichen Segen gestiftet und dafür gesorgt hat, daß es in Kurland kaum einen jüngern Bauern giebt, der außer Lesen, Schreiben und Katechismus nicht auch die Anfangsgründe der Arithmetik, Geographie und Geschichte kennen gelernt hätte. Man wird es in Deutschland für eine Fabel halten, wenn wir auf eigene Erlebnisse gestützt, berichten, daß die zahlreichen pommerischen und mecklenburgischen Bauerknechte, welche während der letzten Decennien nach Liv- und Kurland gezogen worden sind, den Letten häufig durch ihre Roheit und Unwissenheit Anstoß gegeben haben!

Es ist bereits von uns hervorgehoben worden, daß der Mangel eines selbständigen Bürgerthums in Kurland von Alters her der Krebsschaden ist, an dem diese sonst so begünstigte Landschaft krankt. In neuerer Zeit hat derselbe einen besonders bedrohlichen Charakter angenommen, und zu einer ständischen Spaltung geführt, deren Gefahren in der That ernstester Art sind. Bei der Unbedeutendheit und Armuth der meist von Juden überfüllten Landstädte entbehrt das Bürgerthum der natürlichen Wurzeln seiner Existenz und des Einflusses, den auszuüben ihm das Jahrhundert längst ein Recht gegeben hat. Kaufleute und Handwerker werden durch die Concurrenz des jüdischen Elements zu Boden gehalten und an jeder Kraftentfaltung gehindert, der Gelehrtenstand oder — um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen — die „Literaten" bilden eine besondere Kaste, die sich in begreiflichem Unmuth über ihre Isolirung und Bedeutungslosigkeit verzehrt und oft in ihren hervorragendsten Vertretern eine rein negative Stellung zu den gegebenen Zuständen einnimmt. In der That sind alle politische Macht und aller politische Einfluß in den Händen der Ritterschaft; ihre Delegirten bilden den Landtag und vertreten einseitig das Provinzialinteresse,

in ihre Hände ist die Wahl der Hauptleute, Oberhauptleute, Assessoren und Oberhofgerichtsräthe gelegt, welche die Richter und ländlichen Verwaltungsbeamten der Provinz sind — der bürgerliche Jurist ist darauf beschränkt, in den Dienst einer der städtischen Communen zu treten, Advocat zu werden oder den einträglichen, aber jede Beförderung ausschließenden Posten des Secretärs bei einer adeligen Behörde zu übernehmen. Justiz und locale Kreisverwaltung sind in allen drei Ostsee-Provinzen rein ständischer Natur, nur die Glieder der provinziellen Aufsichts- und Finanzbehörden werden vom Staat ernannt. Während das stärker entwickelte Städteleben den Bürgerlichen Liv- und Estlands eine selbständige Laufbahn ermöglicht, bleibt dem bürgerlichen Juristen Kurlands, dem das Secretariat bei einer adeligen Landesbehörde nicht ansteht, nur ein Ausweg übrig, der Eintritt in den Staatsdienst, die Annahme eines Postens in der Mitauer Gouvernements-Regierung (Aufsichtsbehörde für Polizei und Verwaltung), im Kameralhof (Steueramt) oder im Forst- und Domainenwesen, das wegen des großen Umfangs der Domainen, welche der Staat in Kurland besitzt, eine gewisse Rolle spielt. Die Staatsbehörden Liv- und Estlands setzen in der Regel ihre Ehre darein, mit den ständischen Autoritäten Hand in Hand zu gehen und das deutsch-protestantische Element nach Kräften zu fördern; in Kurland dagegen fällt die Bureaukratie nicht selten in die Rolle der blinden Opponentin gegen Adel und Ständewesen. Der Haß gegen die Allmacht der Ritterschaft wird zum Freibrief für die Entfremdung von den heimischen, specifisch kurischen Interessen, die, wie die Dinge einmal liegen, mit dem der Stände zusammenfallen. In einem Staat, dessen Hauptgebrechen der Mangel fester Rechtsformen ist, der keine andere Autorität als die unumschränkte monarchische Gewalt kennt, dessen Kernbevölkerung einem andern Stamme angehört, als dem der Träger der Cultur in unserer versprengten Colonie ist, unter Verhältnissen, in denen die überkommene nationale Tradition in den ständischen Formen die einzige rechtliche Garantie ihrer Existenz besitzt, in einem Lande, wo der Kampf gegen den Einbruch feindlicher Elemente heiß genug tobt, um die Wahl der Mittel desselben unmöglich zu machen — wo es sich mit einem Worte gesagt — um einen Nothstand handelt, wie der ist, in welchen die baltischen Provinzen Rußlands seit der Herrschaft der russisch-demokratischen Nationalpartei gerathen sind, da werden ständisch-aristokratische Formen der Natur der Sache nach anders beurtheilt werden müssen wie in Deutschland oder sonst in Westeuropa. Daß es abnorm ist, wenn ein einziger Stand im Besitz der politischen Repräsentation, des Rechts zur Wahl der meisten Beamten, der Aus-

übung der ländlichen Justiz u. s. w. ist, braucht nicht erst gesagt zu werden — die Frage nach der rechtlichen und moralischen Zulässigkeit eines solchen Zustandes wird aber erst beantwortet werden können, wenn man weiß, was für den Fall seiner Aufhebung an die Stelle treten würde. Auf diese Frage werden wir einzugehen haben, wenn wir die gegenwärtige politische Situation des gesammten Ostseelandes näher ins Auge fassen — warnen aber müssen wir den Leser schon hier, ein vorschnelles Urtheil über Verhältnisse zu fällen, die viel zu complicirt sind, als daß ihre Lösung durch die bloße Anwendung der liberalen Schablone möglich wäre. —

Das breite Bett der majestätischen Düna bildet die Grenze zwischen Kur- und Livland; hat man bei Olay die Provinzialgrenze überschritten und über Riga seinen Weg in das Herz Livlands genommen, so befindet man sich in einer Welt, die trotz vielfacher Aehnlichkeiten mit der kurischen, doch eine andere, von jener verschiedene ist. Schon das veränderte Bild der Landschaft erinnert den Wandrer daran, daß er weiter nach Norden vorgerückt ist. Der düstere, tief-melancholische Tannenwald, der allenthalben den Horizont umgrenzt, läßt errathen, daß der Kampf mit der Natur hier ungleich schwerer gewesen, als auf den Ebenen Kurlands, daß die Menschen zwischen Riga und Pernau entfernter von einander wohnen und ein größeres Stück Culturarbeit vor sich haben, als ihre Brüder jenseit des prächtigen Stromes, von dessen Wogen die ersten deutschen Colonisten an das baltische Ufer getragen wurden. Anspann und Gefährte der Bauern, die uns begegnen, lassen auch in Livland auf einen gewissen Wohlstand schließen, — aber dem kundigen Auge verräth der mangelhafte Eisenbeschlag der Räder bald, daß diese Wohlhabenheit eine junge, noch werdende ist. Auch die bäuerlichen Gehöfte, die aus dem Birkengehege sichtbar werden, das das eintönige Dunkel der Tannen und Föhren hin und wieder unterbricht, nehmen sich minder stattlich aus wie in Kurland, das Strohdach herrscht noch ziemlich allgemein vor und die frische Tünche des Schornsteins läßt errathen, daß der gegenwärtige Inhaber des Hofs sich der altherkömmlichen Rauchstube noch lebhaft erinnern kann. Satt der etndlosen, nur von Bächen durchschnittenen Ebenen, die wir drüben fanden, tritt uns hier das Bild eines Hügellandes entgegen, das von einzelnen Höhenzügen, selbst von zwei beträchtlichen Plateaus gekrönt ist. Die Flüsse sind breiter und zahlreicher und nur dem harten Geschick des Landes, von welchem zahlreiche Burg-Ruinen ein lebendiges Zeugniß ablegen, ist es zuzuschreiben, daß ihre Schiffbarmachung erst heute in der Entstehung begriffen ist. — Etwa 12 deutsche Meilen nördlich von

Riga ändert sich die Scene, wir gelangen in die reiche Flachsregion Livlands. Hier sind die Waldungen schon zum größten Theil gelichtet und in Aecker verwandelt, Steingebäude mit rothen Ziegeldächern werden vorherrschend, und das wohlhäbige stolze Aussehen des Bauern läßt errathen, daß er vom Pächter zum Grundbesitzer geworden. Bei Walk verschwindet der blaue Rock, an welchem der Lette erkennbar ist, an seine Stelle tritt das lange schwarze Gewand des langhaarigen Esten, dem sich allerdings größere Energie und Charakterkraft nachrühmen läßt, der sich aber gegen die Einflüsse deutscher Cultur entschiedener abschließt als der lettische Bewohner Kurlands und des südlichen Livland. Hier begegnen uns die ersten Dörfer d. h. Complexe von 5 bis 10 Bauernhöfen, wie sie der geselligern Natur des Esten Bedürfniß sind. Immer dichter und finsterer werden die Wälder, immer unansehnlicher und schmutziger die Bauernhäuser, denn obgleich der nordwestliche Theil Livlands, dank der ergiebigen Flachscultur, zu den wohlhabendsten Gegenden des Ostseelandes zählt, stehen seine Bewohner in Bezug auf ihre Ansprüche an Comfort und Reinlichkeit hinter den Letten zurück, wird hier noch manches Haus ohne Schornstein und mit niedrigen, schmutzigen Fenstern gefunden, dessen Besitzer sein Vermögen nach Tausenden zählt. Im äußersten Norden Livlands und in Estland treten Unreinlichkeit und Armuth immer widriger in den Vordergrund. Hier ist die Frohne noch vor wenigen Jahren, vielleicht Monaten herrschend gewesen, das Pachtsystem eine neue Errungenschaft, der bäuerliche Grundbesitz eine seltene Ausnahme.

Nächst der größern Ungunst des Klimas und den undankbareren Bodenverhältnissen tragen der geringere Wohlstand des Adels und die Irrthümer einer vielgewundenen Legislation die Schuld an den noch nicht völlig überwundenen Mängeln des agrarischen Zustandes. Betrachtet man den äußern Gang der livländischen Agrar-Gesetzgebung, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß dieser vor Kurland manches voraus hat. Während dort das alte Bauergesetzbuch von 1817, welches den Landmann seine persönliche Freiheit mit einer vollständigen Loslösung vom Grund und Boden und mit der Adoption des Princips der „freien Contracte" bezahlen ließ, bis zum Eingang der sechziger Jahre in Kraft blieb, hat es in Livland binnen neunundfünfzig Jahren nicht weniger als vier verschiedene Gesetzbücher gegeben, welche die Beziehungen zwischen Herren und Bauern zu regeln versuchten. Nachdem die Aufhebung der Leibeigenschaft eine Vogelfreiheit der jeder Existenzbasis beraubten Bauern herbeigeführt und das Maß der „contractlich übernommenen" Frohnleistungen exorbitant gesteigert hatte, wurde schon

1849 principiell die Verwerflichkeit der Arbeitspacht anerkannt und eine Bank gegründet, mit deren Hilfe der Fröhner zum Grundeigenthümer werden sollte: 1856 trat ein unseliger Rückschlag in den Ansichten des Adels ein, der von den Principien seines eben verstorbenen liberalen Führers Hamilcar v. Foelkersahm abweichend, die Zugeständnisse vom J. 1849 zurückzunehmen Miene machte. Dieses Beginnen, das inmitten der gleichzeitigen russischen Reformbestrebungen besonders thöricht und für den moralischen Credit des deutschen Elements verderblich erscheinen mußte, fand bei der Staatsregierung so entschiedene Mißbilligung, daß man in dem Agrargesetz von 1863 zu den früheren Principien zurückkehren und einen Compromiß mit denselben schließen mußte. Das Schwanken der Legislation, begleitet von erbitterten Kämpfen im Schooße der Ritterschaft, wirkte in peinlichster Weise auf die Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern und erschwerte den Uebergang von der Frohne zum Pachtsystem und zur Befestigung des bäuerlichen Grundbesitzes, der erst seit den letzten fünf Jahren namhafte Fortschritte gemacht hatte, in nachtheiligster Weise. Noch ungünstiger haben sich die Verhältnisse Estlands gestaltet, das 1859 durch einen Bauernaufstand durchgehen mußte, um zu der gegenwärtigen Ordnung der Dinge durchzudringen. — Heute kann die Agrarfrage in den Ostseeprovinzen allerdings als im wesentlichen gelöst angesehen werden und nur die Scheelsucht der moskauer Demokratie träumt noch von der Nothwendigkeit einer radicalen Umgestaltung, die, weit davon entfernt eine Wohlthat zu sein, vielmehr mit einem Bankerott des gesammten Landes identisch wäre. Die noch nicht zu Eigenthümern gewordenen Pächter ohne weiteres zu Grundbesitzern machen, hieße die Gutsbesitzer und ihre zahlreichen Gläubiger an den Bettelstab bringen. Die Frohne ist gegenwärtig in allen drei Provinzen vollständig beseitigt, der von den Bauern pachtweise besessene Boden gegen Einziehungen vollständig geschützt, die Verwandelung des bäuerlichen Pachtbesitzes in Grundeigenthum geht mit Riesenschritten vorwärts, eine Gemeindeordnung vom 19. Febr. 1866 hat endlich jede Spur einer Abhängigkeit der Gemeinden von den Gutsbesitzern aufgehoben und jene durchaus selbständig constituirt. Die Körperstrafe existirt gleichfalls nicht mehr und der Gutsbesitzer, der disciplinarisch gegen seine Hofsknechte vorgehen will, darf sich nicht mehr selbst helfen, sondern muß den von der Bauerschaft gewählten Gemeindevorsteher oder das Gemeindegericht, zu Hilfe rufen. Binnen weniger Jahre hat die Wohlhabenheit der Bauern so rasch zugenommen, daß die in den Händen derselben befindlichen kleinen Capitalien bereits Millionen ausmachen und die materielle Lage der kleinen Grundbesitzer

im ganzen befriedigender ist als die der Rittergutsbesitzer, namentlich Livlands, wo adelige Bankerotte immer häufiger vorkommen.

Größere Wohlhabenheit ist indessen nicht das einzige Merkmal, durch welches der kurländische Edelmann (man zählt allein 77 Majoratsbesitzer in Kurland) von dem livländischen verschieden ist. Obgleich der Adel auch in Livland den herrschenden Stand bildet, neben der Stadt Riga allein auf den Landtagen vertreten ist, obgleich er das ausschließliche Recht zur Besetzung der ländlichen Richter- und Verwaltungsstellen besitzt und sich einer großen Anzahl anderer wichtiger Privilegien, z. B. eines priviligirten Gerichtsstandes erfreut, spielt das Bürgerthum von Alters her in Liv- und Estland eine ungleich größere Rolle als in dem Herzogthum jenseit der Düna. Der häufigere Wechsel der Herrschaft, die Leiden zahlreicher Kriege, die Einschränkung der adeligen Selbstherrlichkeit durch das schwedische Königthum, endlich die Existenz größerer unabhängiger Städte, mit deren Machtstellung gerechnet werden mußte, haben den livländischen Adel daran gewöhnt, sich nicht als den einzigen herrschenden Stand anzusehen. Der Anspruch auf diese Rolle ist zwar niemals völlig aufgegeben worden, er hat reichlich dazu beigetragen, den ständischen Hader zu schüren — mit seiner Erfüllung hat es aber immer Schwierigkeiten gehabt. Ein ausschließliches Recht auf den Besitz von Rittergütern haben die Glieder der livländischen Ritterschaft niemals besessen; obgleich es ihnen schon 1710 gelungen war die bezüglichen Privilegien der Rigaschen Bürger in Frage zu stellen, kostete es einen jahrzehntlangen harten Kampf, ehe das Bürgerthum völlig ausgeschlossen wurde und diese Ausschließung mußte mit der Zulassung aller Edelleute zum Grundbesitz bezahlt werden, d. h. auch solche Personen, welche den Erbadel im Staatsdienst erworben hatten, aber außerhalb der Ritterschaft standen, durften Rittergutsbesitzer werden. Erst 1845 bei Gelegenheit der Codification des Provinzialrechts war diese Ordnung der Dinge in Kraft getreten — schon 1866 leistete die livländische Ritterschaft auf dieselbe Verzicht, indem sie dem Beispiel des kurländischen Adels folgend den Grundbesitz allen Ständen freigab. Seitdem hat sich das Verhältniß des Bürgerstandes zum Adel wesentlich gebessert; auf einen tüchtigen, an politische Wirksamkeit und Selbstverwaltung gewöhnten Handwerker- und Kaufmannstand gestützt, in seinen Städten völlig unabhängig, durch den Besitz der Landesuniversität Dorpat zu dem vollen Gefühl seiner Bedeutung erhoben, durch das mächtige Riga auf den Landtagen repräsentirt, war das livländische Bürgerthum niemals in die isolirte, verbitterte Stellung des kurländischen gerathen, ist es ihm in der Neuzeit leicht geworden, die

Nothwendigkeit einer Verständigung mit dem Adel zu begreifen und diesen in der Vertheidigung der Landesrechte zu unterstützen. Freilich fehlt Edelleuten und Bürgern dieser Provinz die frische, ursprüngliche Kraft des kurischen Wesens, zeigt vor allem der Adel mehr Prätension und weniger aristokratischen Freisinn als in Kurland — dieser Mangel wird aber aufgewogen durch eine bewußtere Bildung, durch ein sichereres Verständniß für die Ansprüche der Zeit, durch die gereiftere Einsicht in die Nothwendigkeit, an der modernen Cultur und ihrem Entwickelungsgang Theil zu haben. Durch den Reichthum seiner Städte, den Besitz der Universität, einer polytechnischen Schule, einer aufstrebenden politischen Presse, der ersten baltischen Eisenbahn, endlich dadurch, daß Riga der Sitz des General-Gouverneurs und der baltischen Centralverwaltung ist, hat Livland ein gewisses geistiges Uebergewicht über die Nachbarprovinzen gewonnen; Estland, das nur eine bedeutende Stadt, das alte Reval aufzuweisen hat und wegen der Ungunst seiner Bodenverhältnisse die ärmste der drei Provinzen ist, erscheint minder begünstigt. Dazu kommt, daß dieses Land zufolge der nahen Nachbarschaft Petersburgs fremden Einflüssen am meisten ausgesetzt ist. — In einer Beziehung ist Livland freilich schlimmer daran, als die beiden Schwesterprovinzen — in kirchlicher. Etwa 100,000 der ärmsten Letten und Esten traten während einer Hungersnoth der vierziger Jahre, verführt durch die trügerischen Versprechungen russischer Wanderprediger zur griech.-orth. Kirche über und in den meisten Kirchspielen des Landes ist noch gegenwärtig neben der lutherischen eine russische Kirche zu finden. Die Geschichte dieser Conversionen bildet einen der traurigsten Abschnitte in der Vergangenheit Livlands, sie fällt in eine Zeit kirchlicher und politischer Verkommenheit, aus welcher das Land sich nur mühsam herausgearbeitet hat. Die Herrschaft der Frohne, die Theilnahmslosigkeit der deutschen Bevölkerung an dem Geschick der Urvölker, zum Theil auch die Trägheit des geistlichen Standes hatten es verschuldet, daß Tausende ihrer bäuerlichen Landsleute durch den Abfall von der Kirche ihrer Väter eine bessere Zukunft zu erkaufen versucht hatten. Die armen Bethörten sollten ihre Untreue hart genug büßen. Nachdem den agrarischen Schäden nach Kräften abgeholfen, ein neuer Geist in die Prediger des Landes gefahren war, die Volksbildung, dank den zu Dorpat und Walk errichteten Schulmeister-Seminaren beträchtliche Fortschritte gemacht hatte, wurden die convertirten Letten und Esten (nahezu zehn Procent der ländlichen Bevölkerung) gewahr, daß die neue Kirche, mit welcher sie es versucht hatten, nicht im Stande sei, ihren geistigen und geistlichen Bedürfnissen zu entsprechen, daß sie von den Bildungsfortschritten ihrer

lutherisch gebliebenen Brüder ausgeschlossen blieben, daß sie zu der deutschen Bevölkerung des Landes, von der alle Bildung und aller Fortschritt ausging, die jetzt unermüdlich für Schulen, Bücher und Zeitungen sorgte, — daß sie zu dieser in einen nahezu feindlichen Gegensatz getreten seien. Ihr Zustand drohte ein unhaltbarer zu werden; mitten in einem protestantischen Lande lebend, waren sie durch ihre Sprache, ihre Bildung und den Gang ihrer Entwickelung von dem russischen Volke geschieden, dessen religiöser Cultus ihnen etwas Fremdes, Aeußerliches blieb. Ein mächtiger Rückschlag trat ein — schaarenweise strömten die Convertiten zu den weltlichen und geistlichen Autoritäten des Landes, um die Wiederaufnahme in die lutherische Kirche zu erbitten, aber ein hartes unerbittliches Gesetz, das trotz der durch die Landesprivilegien gesicherten Glaubensfreiheit factische Geltung erlangt hatte, stand ihnen drohend gegenüber; wer der griech.-orth. Kirche angehört, kann dieselbe nicht wieder verlassen, selbst die Kinder aus gemischten Ehen gehören unwiderruflich dieser Kirche an. Nachdem alle Bitten und Vorstellungen der in ihren Gewissen Geängsteten kein Gehör gefunden hatten, organisirte sich ein passiver Widerstand, dessen Gewalt noch heute nicht gebrochen ist. Zehntausende von Männern, Weibern und Kindern erklärten feierlich, keine Gewalt der Erde werde sie jemals dazu zwingen, eine griechische Kirche zu besuchen oder an den Amtshandlungen derselben Theil zu nehmen: sie besuchten fortan nur noch lutherische Gottesdienste, und da kein lutherischer Prediger bei schwerer Strafe sacramentale Handlungen an Gliedern der griechischen Kirche vornehmen darf, drängten sie sich heimlich oder unter falschen Namen zum Abendmahl; die Taufen an ihren Kindern vollzogen sie selbst nach lutherischem Ritus, ihre Ehen wurden durch keinen Geistlichen eingesegnet, sondern einfach durch gegenseitiges Gelöbniß der Treue vor Zeugen abgeschlossen. Alle Mittel der Gewalt und der Ueberredung haben sich vergeblich erwiesen und die Regierung hat schließlich auch davon Abstand nehmen müssen Personen, die zuwider den Vorschriften der griechischen Kirche jahrlang nicht zum Abendmahl gehen, mit Criminalstrafen zu belegen. Was aus diesen Ausgestoßenen werden soll, weiß Niemand im Lande zu sagen; der Freisinn der Regierung, welche die Confession der in gemischten Ehen erzeugten Kinder neuerdings (1865) der Entscheidung der Aeltern überlassen und den Taufzwang für außer der Ehe geborene Kinder aufgehoben hat, — findet an der Eifersucht der griechisch-orthoxen Kirche, welche von ihrem „Eigenthum" nicht lassen will, eine unüberspringliche Schranke und die ihres angeblichen Liberalismus wegen vielgerühmte moskauer Demo-

kratie, entblödet sich nicht, die Regierung wegen der ihrer Concessionen an die vom Zeitgeist geforderte Gewissensfreiheit zu verlästern und den Fanatismus des griechisch-russischen Klerus immer wieder anzufachen. Wie ein Alp ruht dieser entsetzliche Zustand der Dinge auf dem Gewissen des Landes — da sich alle Versuche des Adels und der Geistlichkeit zur Retablirung der tractatenmäßigen Gewissensfreiheit als vergeblich erwiesen haben und jedes Kind im Lande weiß, daß der Glaubensdruck, der auf die Convertiten ausgeübt wird, nicht von dem Kaiser und nicht von der Regierung ausgeht, sondern eine Forderung des russischen Volkswillens ist, ist nichts übriggeblieben, als die Unterwerfung unter den Druck eines unabänderlichen Verhängnisses, das schweigend getragen werden muß.

Ueber die äußeren Zustände des baltischen Festlandes haben wir uns der Hauptsache nach orientirt; von dem geistigen Leben und seinen Hauptträgern, der Universität Dorpat und dem Bürgerthum der Städte, wird in einem folgenden Abschnitt ausführlich die Rede sein. Es bleibt übrig der Inseln des rigaschen Meerbusens zu gedenken, die in den Kreis baltisch-deutschen Culturlebens mit hineingezogen worden sind. Drei derselben Oesel, Runo und Moon gehören zu Livland, die übrigen, von denen nur Dago und Worms genannt zu werden verdienen, bilden Theile Estlands und gehorchen dem estnischen Landrecht.*) Begreiflicher Weise ist das deutsche Element hier schwächer vertreten als auf dem Festlande: nur auf Oesel giebt es eine kleine Stadt, den Hafenort Arensburg, auf den übrigen Eilanden besteht die deutsche Bevölkerung beinahe ausschließlich aus adeligen Gutsbesitzern und Predigern. Trotz seiner Zugehörigkeit zu Livland besitzt Oesel eine eigene, unabhängige Ritterschaft und ein eignes Bauerngesetzbuch. Von Bildungseinflüssen durch das Meer abgeschnitten, von einem Adel beherrscht, der sich nur mühsam zum Verständniß der Neuzeit durchgearbeitet hat und dessen meist das Fischer- und Seefahrergewerbe betreibende Bauern ärmer und verkommener sind, als die des Festlandes, bildet diese Insel den mindest erfreulichen Theil des baltischen Landes: das Bürgerthum kommt hier kaum in Betracht, die weniger zahlreichen Juristen, Lehrer, Kaufleute und Handwerker Arensburgs sind von der Culturwelt so gut wie abgeschnitten. Aber noch sehr viel isolirter sind die beiden kleinen Inseln

*) In den drei Ostseeprovinzen herrschen nicht weniger als zehn verschiedene Privatrechte; drei Ritter- und Landrechte, drei Staatsrechte (das Revalsche auf lübischer, das Rigasche auf hamburgischer Grundlage ruhend), endlich vier Bauerrechte, (das Oeselsche ist von den livl. gesondert). In Subsidium gilt das gemeine römische Recht.

Runo und Moon, jene von Schweden, diese von Esten bewohnt, unter denen der Pastor der einzige Repräsentant deutscher Cultur ist. Da das Meer im Winter zufriert, oft wochenlang kein Boot den „Sund" passiren kann und die Bewohner während dieser Zeit von allem Verkehr mit dem Festlande und den größeren Nachbarinseln abgeschnitten sind, kann der Prediger zu Moon (auf Runo ist der Geistliche Schwede) wohl der versprengteste Apostel deutschen Geisteslebens und deutscher Bildung in Europa genannt werden. Nur während der kurzen Sommermonate kommt er mit Männern seines Volks in Berührung, dringen Bücher und Zeitungen in seine wogenumspühlte Wildniß. Und doch sind Schiller und Göthe, Lessing und Humboldt in dem schlichten Pfarrhof dieser Insel ebenso heimisch, wie im Herzen des reichen Mutterlandes, und doch wirkt der Greis, der an diesen einsamen Vorposten gestellt ist, seit einen halben Jahrhundert in frischer Kraft und freudigem Muth, für die civilisatorische Aufgabe, welche der deutsche Stamm an der Ostsee übernommen hat und an der er sich nicht beirren läßt, weder durch eine feindliche Natur, die den Menschen wie einen unberechtigten Fremdling zurückzuscheuchen bestrebt ist, noch die Ungunst politischer Verhältnisse, die das 700 jährige Herrscherrecht der Einwanderer immer wieder in Frage stellen. „Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen" ist die Antwort, welche die baltischen Deutschen seit einem halben Jahrtausend denen geben, die sie von einem Boden zu verdrängen streben, den sie mit ihrem Blut theuer genug erkauft haben.

III.

Unter den 43 Städten und Flecken, welche das dem russischen Scepter unterworfene Ostseeland zählt*), ragen nur zwei Orte hervor,

*) In Livland giebt es zehn Städte: Riga, Dorpat, Pernau, Fellin, Wenden, Wolmar, Walk, Werro, Lemsal und Arensburg (auf der Insel Oesel) und sechs Flecken: Bolderaa, Rujen, Schlock, Rappin, Oberpahlen und die Festung Dünamünde. Estland zählt die sechs Städte Reval, Narva, Baltisch-Port, Hapsal, Wesenberg und Weißenstein und besitzt zwei Flecken: Leal und Hungerburg. In Kurland bestehen elf Städte: Mitau, Libau, Windau, Goldingen, Hasenpot, Jacobstadt, Friedrichsstadt, Bauske, Pilten, Tuckum und Grobin, sowie zehn Flecken: Durben, Schönberg, Alt und Neu-Subbat, Kalkunen, Zabeln, Kandau, Talsen, Polangen und Doblen.

welche die Namen „großer Städte" verdienen: Riga, der Vorort der baltischen Provinzen mit 103,000 Einwohnern, und Reval, die alte Hauptstadt Estlands mit etwa 32,000 Bewohnern. An diese reihen sich vier mittlere Hafenorte: Narva, Pernau, Libau und Windau, zwei größere Landstädte: Mitau, die Hauptstadt Kurlands mit 24,000 Einwohnern, und die Universitätsstadt Dorpat mit 20,000 Bewohnern, den Rest bilden Landstädte mit 1000 bis höchstens 5000 Bewohnern. —

Die landschaftliche Verschiedenheit der einzelnen Provinzen spiegelt sich auch in den Städten wieder: in den Städten Livlands herrscht das auf hamburgischer Grundlage ruhende rigasche Stadtrecht, in den Städten Estlands wird nach der revaler Bearbeitung lübischen Rechts gerichtet, die Mehrzahl der Städte Kurlands ist dagegen dem kurländischen Landrecht unterworfen, nur Mitau, Friedrichsstadt nnd Bauske besitzen eigene Rechtsinstitute, deren zahlreiche Lücken übrigens gleichfalls aus dem örtlichen Landrecht ergänzt werden. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse Estlands, die Armuth des Grund und Bodens und die gefährliche Rivalität der mächtigen Nachbarin St. Petersburg hat einen günstigen Aufschwung des Städtelebens dieser Provinz niedergehalten. Ungeachtet der glücklichen Bildung seiner felsigen Küste will der Handel dieses Landes nicht recht gedeihen und selbst die alte Hansestadt Reval hat trotz des Fleißes ihrer Bürger alle Mühe, die frühere Bedeutung zu behaupten. Kurlands zahlreiche Städte und Flecken haben es zu einem selbstständigen Bürgerthum nicht gebracht, sie haben mehr oder minder einen ländlichen Charakter und sind bezüglich ihres Erwerbs hauptsächlich auf den Adel und die wohlhabende Bauerschaft angewiesen. Von Juden überschwemmt, die bis vor kurzem die Provinz nicht verlassen durften, wurden sie durch diese niedergehalten: nur die kleine aber rührige Hafenstadt Libau (14,000 Einwohner) behauptet eine gewisse Selbständigkeit und ihre Bewohner rühmen sich gern, nicht Kurländer, sondern „Libauer" zu sein. Der Schwerpunkt des gesammten baltischen Bürgerthums liegt in Livland, das zwei Städte aufzuweisen hat, deren hervorragende Bedeutung durch alle drei Lande hin bereitwillig anerkannt wird: das reiche und stolze Riga und die Universität Dorpat, den Herd der deutschen Wissenschaft und eines höheren geistigen Lebens an der Ostsee, die gefriedete Stätte, an welcher sich die Söhne der sonst vielfach von einander gesonderten Provinzen im Dienst der Muse begegnen.

Erst 65 Jahre alt, hat die dorpater Hochschule eine reiche, mannigfaltige Vergangenheit. Ihre erste Gründung datirt freilich aus den Zeiten Gustav Adolfs, der 1632 den Grund zu einer schwedischen universitas literarum gelegt hat. Aber ein ungünstiger Stern hatte über dieser

Schöpfung des großen Schwedenkönigs gewaltet; kaum acclimatisirt und gemäß den Bedürfnissen der deutschen Bewohner des Landes modificirt, war die junge Hochschule schon 1699 vor dem Ungestüm der heranrückenden Russen nach Pernau geflüchtet, — die rauhen Stürme des nordischen Krieges bliesen ihr das Lebenslicht vollends aus, und als Peter der Große Livland seinem Scepter unterworfen hatte, war die Gesammtheit der pernauer Professoren und die Mehrzahl der Studirenden über das Meer nach Schweden geflüchtet.

Die in der Capitulation von 1710 ausbedungene Wiederherstellung einer „deutschen Academie" konnte trotz aller Bemühungen der livländischen Ritterschaft erst beim Beginn des 19. Jahrhunderts ins Werk gerichtet werden. Während des gesammten 18. Jahrh. war academische Bildung für den Liv-, Est- und Kurländer nur aus Deutschland zu holen; die Tradition der von den Ostseeprovinzialen vornehmlich besuchten Universitäten Königsberg, Jena und Göttingen weiß noch heute von der wilden Lebenslust und unverwüstlichen Frische der blonden Söhne des Nordens zu erzählen, die sich hier in ganzen Schaaren sammelten, aber freilich auf dem Fechtboden und in der Kneipe heimischer waren, als in den stillen Sälen der Wissenschaft. Der tolle jenaer Auszug von 1792 hatte Dahl und Schwartz, zwei „Männer aus dem Lande Livland" zu Führern gehabt, die Klinge eines livländischen Pastorensohns hat dem Leipziger Fuchs Göthe eine Wunde geschlagen und der Uebermuth der Kurländer soll noch heute in Göttingen sprichwörtlich sein. Wohl wurde auf diese Weise wenigstens der Zusammenhang der Colonie mit dem Mutterlande wirksam erhalten, — aber der Mangel einer einheimischen Stätte der Wissenschaft machte sich doch vielfach geltend. Nur reiche Edelleute, Kaufherrn und Beamte konnten ihre Söhne über das Meer senden, die mittelmäßigen Söhne des Glücks mußten sich mit dem begnügen, was sich auf dem Lyceo zu Riga, auf der revaler Dom- und Ritterschule oder der rigaer Stadtschule erlernen ließ. Die Mehrzahl der Aerzte, Prediger und Advokaten wanderte aus Deutschland ein, die studirten Söhne des Landes waren durch den jahrelangen Aufenthalt im Auslande häufig der Heimath entfremdet. Am schwersten litt der lettische und estnische Bauer, dessen Prediger häufig ins Amt traten, ohne ein Wort von ihrer Sprache zu verstehen. Die Noth war so groß, daß jedes Subject, das vorgab, „auf Universitäten gewesen zu sein", für anstellungfähig galt und es nach des livländischen Topographen Hupel (1782) Bericht häufig Advokaten gab, „die nichts als eine Profession erlernt," Aerzte, „die auf der Universität blos die Theologie betrieben," Prediger, „die vielleicht Alles, nur keine theologischen Collegien gehört

haben, mehrere Sprachen zwar, nur von den beiden Grundsprachen kein Wort verstehen.“ Diesem „betrübten“ Zustande wurde erst im Jahre 1802 durch Begründung der dorpater Hochschule ein Ende gemacht.

Im Herzen der drei baltischen Lande gelegen, von einer freundlichen Landschaft umgeben, aus deren Mitte die alte Domruine herausragt, war die kleine Embachstadt zur Aufnahme einer deutschen Universität wie geschaffen. Die ersten Lehrer derselben waren fast sämmtlich Einwanderer aus Norddeutschland, nur zum Theil Männer von wirklicher Wissenschaftlichkeit, der Mehrzahl nach Gelehrte, deren Lehrtalent ebenso zweifelhaft erschien, als ihr Forschungseifer, — aber des Jubels über die neue Errungenschaft war kein Ende und ein Jahrzehnt lang nahm das ganze Land an den Leiden und Freuden ihrer alma mater einen fast kindlichen Antheil. Von dem humanen Sinn Alexanders I. besonders begünstigt, erwuchs die junge Pflanzschule rasch zu fröhlichem Gedeihen; frei wie die Wissenschaft selbst war auch ihr Jünger und schon der eine Umstand, daß Liv- und Estländer, rigasche Bürgersöhne und kurische Barone, Enkel alt-patrizischer Geschlechter und Söhne bäurischer „Halbdeutscher“ Gelegenheit zu brüderlichem Verkehr fanden und während der schönsten Jahre ihres Lebens von einem Bande umschlossen gewesen waren, dessen Kraft sich oft durch das ganze spätere Leben bewährte, war von unermeßlichem Werth. Das baltische Bürgerthum, dessen materielle Stütze der Reichthum des rigaer Handels ausgemacht hatte, gewann an der Universität einen geistigen Halt und Hebel, an der Wissenschaft eine Waffe gegen die Uebermacht des Adels; dieser selbst fand Gelegenheit zu erhöhter Werthschätzung und gesteigerter Theilnahme für die Bildung der Zeit. Der Edelmann entwöhnte sich davon, seine Erben ihre besten Jahre in der Armee verbringen zu lassen, wer darauf ausging, eine Landescarrière zu machen, d. h. einen adeligen Richterposten zu bekleiden oder als Landrath und Landmarschall Politik zu treiben, mußte „in Dorpat“ gewesen sein, und dem Junker, der die Schulbank direct mit dem Sattel vertauscht hatte, um von diesem aus die väterlichen Fluren schlecht und recht zu verwalten, konnte es passiren, daß er über die Achsel angesehen und bei Seite geschoben wurde, wenn der Nachbar in dem Pastor einen Studiengefährten erkannte und mit dem vertraulichen „Du“ begrüßte, daß jeder Commilitone zu fordern ein Recht hat. Mit der Zunahme der Zahl der studirten Leute steigerten sich die Bildungsansprüche, das Land war bezüglich seiner geistigen Bedürfnisse nicht mehr auf den Dienst derer angewiesen, die der Zufall an die Ostseeküste verschlug. Die Prediger brachten jetzt eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten in das Amt mit, denn sie waren der

Mehrzahl nach Landeskinder, die die Anschauungen und Sprache des Landmanns von Jugend auf kannten, das heimische Recht, bis dahin eine nur wenig Auserlesenen bekannte Geheimlehre, die mühsam aus verstaubten Folianten zusammengesucht werden mußte, wurde zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben und systematisch verarbeitet, Handbücher und Zeitschriften ließen sich angelegen sein, den überkommenen Rechtsstoff zu säubern und zu sichten, es gab bald kein Gericht mehr, das nicht ein oder mehrere rechtskundige Glieder gezählt hätte. Neben den beträchtlich vermehrten öffentlichen Lehranstalten entstanden von tüchtigen einheimischen Fachmännern geleitete Privatschulen, die gelehrte Bildung und ihre Vertreter waren wohlfeiler und dadurch für größere Kreise zugänglich geworden. Schon während der zwanziger Jahre fanden sich neben den aus Deutschland eingewanderten Professoren einzelne Inländer, welche den academischen Purpur erwarben; war die Zahl der productiven Elemente unter denselben auch nicht übergroß, so wußten sie als fleißige Docenten und gesinnungstüchtige Patrioten ihrem Vaterlande wichtige Dienste zu erweisen.

In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts nach der Julirevolution sollten sie Gelegenheit haben, das zu beweisen. Durch revolutionäre Vorgänge auf deutschen Universitäten mißtrauisch geworden, sah das streng-militärische Regiment des Kaisers Nikolaus die academische Freiheit der Embachhochschule schon seit lange als eine gefährliche Anomalie an; daß Professoren und Studenten einander als Commilitonen betrachteten, daß die vorgeschriebene Uniform wenn überhaupt nur nachlässig getragen und von der studirenden Jugend durch selbstgeschaffene Abzeichen ersetzt wurde, daß die Lehr- und Hörfreiheit jeder Controlle entbehrte, der Senat sich selbst ergänzte und daß der academische Brauch Lehrern wie Schülern für ein heiligeres Gesetz galt, als das „Allerhöchst" bestätigte Reglement für die Studirenden, mußte dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Uwarow als unzuläſsige Verletzung von Ordnung und Disciplin gelten. Ein alter General, der im Gamaschendienst ergraut war, wurde als Curator nach Dorpat gesandt, um die wilde academische Freiheit zu bändigen und an die strenge Zucht zu gewöhnen, die man für das Haupterforderniß eines heilsamen Staats- und Unterrichtswesens ansah. Aber die Macht der Tradition spottete aller Strafgesetze und Reglementirungen; es half wenig, daß die Anlegung des Uniformrocks erzwungen wurde, daß man die Aufzüge und öffentlichen Festlichkeiten früherer Zeiten verhinderte — der trotzige Geist des alten Burschenthums wußte sich zu erhalten, kräftiger und reicher denn je war das innere Leben der Verbindungen; die strenge Satzung, die über denselben

waltete, diente einzig dazu, dem jugendlichen Treiben einen idealen Hintergrund zu geben, von dessen Bedeutung auch der Unbedeutendste etwas ahnte, und dem alten soldatischen Curator blieb nichts übrig, als ein Auge zuzudrücken und die Dinge ihren Gang gehen zu lassen.

Während der vierziger und fünfziger Jahre nahm die Schwierigkeit der äußern Verhältnisse unaufhörlich zu; als der Rector Ulmann im Jahr 1843 ein Ehrengeschenk der Studentenschaft angenommen hatte (die ihn wegen der Beihilfe, welche er der Errichtung von Ehrengerichten geschenkt hatte, hoch verehrte), wurde er plötzlich entfernt und vier academische Lehrer, welche gegen dieses Verfahren Protest erhoben, mußten sein Loos theilen. Das Cooptationsrecht des academischen Senats wurde wiederholt durchbrochen, 1851 verlor die Universität das Recht, ihren Rector selbst zu wählen, wenig später sollte die Zahl der Studirenden auf 300 beschränkt, ein Theil der juristischen Vorlesungen in russischer Sprache gehalten werden — man ließ sich aber nicht beirren und harrte entschlossen aus, bis bessere Zeiten kamen. Und diese Zeiten blieben nicht aus. Alexander II., der sich schon durch die Rehabilation des schwer gekränkten ehemaligen Rector Ulmann (derselbe wurde nach 20jähriger Quiescirung zum Bischof der gesammten evangelischen Kirche Rußlands ernannt) als Freund der dorpater Hochschule bewiesen hatte, hob die strengen Satzungen Uwarows auf und stellte die alte Freiheit der Hochschule in großmüthiger Weise wieder her. Auch äußerlich ist die Universität gegenwärtig wieder, was sie ihrem Wesen nach von je gewesen, — die Hüterin protestantisch-deutscher Bildung und Wissenschaft an der Ostsee, der Born, aus dem jedes heranwachsende Geschlecht Liebe und Verständniß für die geheiligten Traditionen der Heimath schöpft. Acht Gymnasien, welche zum Theil vom Staat, zum Theil von Corporationen erhalten werden, bilden die Vorschule zu der Landesuniversität; neben diesen bestehen verschiedene Privatgymnasien, unter denen die Anstalten zu Fellin und Birkenruhe (bei Wenden) an erster Stelle zu nennen sind. Die letztgenannte Anstalt besteht seit 45 Jahren und hat erst in den letzten Wochen ihren hochverdienten Begründer, den Dr. Albert Hollander aus Riga, durch den Tod verloren.

Bildet Dorpat das geistige Centrum des baltischen Lebens und den Punkt, an welchem die Mehrzahl der Gebildeten, sonst durch provinzielle und ständische Eigenthümlichkeiten geschieden, ein Mal im Leben zusammentrifft, um Fühlung für das gesammte spätere Leben zu behalten, so erscheint Riga als das Centrum des politischen, zumal des bürgerlichen Lebens. Während Dorpat einen mehr oder minder ländlichen Eindruck macht und namentlich während der Wintermonate der gesell-

schaftliche Sammelplatz des livländischen Adels ist, trägt Riga, die älteste, reichste und politisch unabhängigste Stadt der drei Provinzen ein echt hanseatisches, reichsstädtisches Gepräge. Hier herrscht der Bürger, vor Allem der Kaufmann. Alt und vornehm erscheint die Stadt auch äußerlich. Erst vor wenigen Jahren wurden die Wälle, welche den eigentlichen Stadtkern umgaben und nur all' zu lang einzwängten, geschleift und in Spaziergänge verwandelt. Dieses städtische Centrum sticht noch heute von den neueren Theilen (den der Nähe der früheren Festung wegen meist aus Holz gebauten Vorstädten) in eigenthümlichster Weise ab. Durch enge, in altdeutscher Art winklig-gewundene Gassen, auf welche zahlreiche Giebelhäuser, mächtige Speicher und Jahrhunderte alte Dome hinabschauen, zieht ein rühriges, lebhaftes Handelstreiben: ein niemals endenwollender Strom hochbeladener Lastwagen wälzt sich dem Ufer der majestätischen, mit zahlreichen Schiffen bedeckten Düna zu. Jenseit derselben, in der niedrigen, meist in Holz gebauten s. g. Mitauer Vorstadt sieht man Juden, Polen, Russen, kurische und littauische Bauern eifrig beschäftigt, immer neue Massen Flachs, Leinsaat und Getreide anzufahren: längs der gesammten Ostseeküste bis tief nach Littauen hinein ist der Flachsbau die Haupteinnahme des Landmanns, der häufig nicht mehr Getreide baut, als er für sein Haus braucht, den Ueberschuß an Zeit und Kräften aber dem Anbau und der Bearbeitung dieses Gewächses zuwendet, welches weitaus den wichtigsten Exportartikel der Häfen von Riga, Pernau und Windau bildet.

An der Ostseite der Rigaer Altstadt schließt sich die weitausgedehnte moskauer Vorstadt, südlich von der Düna, nördlich von den Sandbergen begrenzt, seit Jahrhunderten der Sammelplatz russischer Sectirer, deren Vorfahren sich bereits zu polnischer und schwedischer Zeit vor den Folgen ihres Widerstandes gegen die Kirchenreform des Metropoliten Nikon in den Schutz des Protestantismus geflüchtet hatten. Von der eigentlichen Stadt durch einen breiten Gürtel von Baumgängen und mächtige Speicherreihen getrennt, bietet dieser Stadttheil das in den Ostseeprovinzen sonst unbekannte Bild echt russischen Lebens. Hier sind die Deutschen in der Minderzahl, wenngleich an der Spitze der Localverwaltung; in niedrigen, meist grün angestrichenen Holzhäusern hausen bärtige Männer, die das nationale rothe Hemd über den Beinkleidern tragen und als Kleinhändler, Hafenarbeiter, Zimmer- und Fabrikleute ihr Leben fristen. Ihrer Mehrheit nach gehören sie der extremsten Richtung des russischen Schisma, der „popenlosen" Secte an: wegen der Toleranz, mit welcher der rigasche Rath sie in Zeiten der Bedrückung gegen den Verfolgungseifer „rechtgläubiger" Eiferer geschützt, namentlich

ihre priesterlich nicht eingesegneten Ehen anerkannt hat, sind sie entschiedene Freunde des herrschenden deutschen Elements und gute Bürger der alten Hansestadt. Während der Sommermonate sammeln sich in den Straßen dieses entlegenen Quartiers, das mancher Bürger der anderen Stadttheile kaum einmal im Leben betreten hat, zahllose „Strusen russen", kleine, häufig bartlose Gestalten, an dem schmutzigen Schafspelz und dem Filzkegel auf dem Kopf erkennbar, Männer welche auf ungeheuren, mit Flachs und Getreide beladenen Holzbarken (Strusen) zur Zeit des Hochwassers der Düna aus Littauen und Weißrußland herabgekommen sind. Sind ihre Waaren an den Großhändler abgesetzt, so zerstört das Beil des Flußschiffers die Barke, deren Balken dann verkauft werden, er selbst aber kehrt mit der Eisenbahn in seine Heimath zurück, um den Winter über von dem Erlös seiner Frühjahrsschifffahrt zu leben. Dieser Geschäftszweig spielt in dem Handelsleben Rigas eine bedeutende Rolle, soweit das Auge reicht, bedecken diese mächtigen rohgezimmerten Flußfahrzeuge den stattlichen Strom und das gesammte Ufer der moskauischen Vorstadt bildet einen einzigen großen Lade- und Stapelplatz. — Den elegantesten und wohlhabendsten Theil der Vorstädte bildet endlich die nördlich von der Altstadt belegene St. Petersburger Vorstadt, in der neuerdings Steingebäude mit Holzbauten zu wechseln beginnen.

Das Territorium Rigas reicht aber weit über Stadt und Vorstädte hinaus; diese Stadt ist die reichste Grundbesitzerin Livlands. Eine lange Reihe ausgedehnter Landgüter ist seit Jahrhunderten in ihr Eigenthum übergegangen und wird von ihr in administrativer und judiciärer Beziehung unabhängig verwaltet. Die Stadt Riga bildet darum einen besondern Staat neben den livländischen Landesstaat und steht in gewissem Sinn zu der übrigen Provinz im Gegensatz; sie hat bei der Unterwerfung Livlands unter das russische Scepter selbständig pactirt und wird von der Ritterschaft als unabhängige Macht angesehn. Während die übrigen Städte das zum größten Theil von der Ritterschaft bestellte Hofgericht als Appellationsinstanz anerkennen, hat Riga in dem Plenum seiner Rathsversammlung eine eigene zweite Instanz. Ebenso bildet das rigaer Stadtgebiet einen selbständigen Consistorialbezirk, an dessen Spitze eine rigaer Synode und ein städtischer Superintendent stehen; es besitzt ferner eine selbständige Schulverwaltung. Bei den Krönungen der russischen Herrscher ist das übrige Land durch den ritterschaftlichen Landmarschall vertreten, Riga sendet seinen Bürgermeister als selbständigen Deputirten nach Moskau. Als bedeutsames Symbol dieser Gegensätze steht an der Grenze des städtischen Patrimonialgebiets

das rigaer Stadtwappen mit dem bischöflichen Kreuz — dem „weißgeschwerteten Greif auf einem rothen Feld" (dem Abzeichen der Landschaft) gegenüber. Diese durch uralte Tradition geheiligte Unabhängigkeit hat den Einrichtungen Rigas eine reichsstädtische Selbständigkeit, Gravität und Würde gegeben, die sich in dem Stolz der einzelnen Bürger erkennbar wiederspiegelt.

Von den Domen bis zum Salzkeller hinab hat Alles seine Geschichte; und der corporative Sinn des deutschen Bürgerthums hat selbst die deutschen, polnischen und russischen Hanfbinder und Lastträger zu besonderen, statutarisch geordneten Brüderschaften verbunden. Die Verfassung (über deren zeitgemäße Umgestaltung übrigens schon seit Jahren mit der Staatsregierung verhandelt wird) ist zur Zeit noch eine streng aristokratische und ruht in den Händen der drei „Stände der Stadt."

Den ersten derselben bildet der aus vier Bürgermeistern und sechszehn Rathsherren bestehende Rath, dessen Glieder sich seit dem 13. Jahrhundert durch Cooptation selbst ergänzen, zur Hälfte Kaufleute, zur Hälfte Juristen sind. In dieser Körperschaft concentrirt sich alle obrigkeitliche Gewalt, die Justiz mit einbegriffen, die in zahlreichen Niedergerichten (Vogtei, Landvogtei, Wettgericht*), Criminaldeputation, Waisengericht u. s. w.) und, wie erwähnt, von dem Plenum, als der Appellationsinstanz, geübt wird; an der Spitze des Raths steht Se. Magnificenz der „wortführende" Bürgermeister und erste Syndikus, ihm zur Seite ein „College", der in der Regel zugleich „Oberkastenherr" (Finanzverwalter) ist. Den zweiten Stand bildet die „große Gilde", aus Kaufleuten und „Literaten" (studirten Leuten) bestehend; als engerer Ausschuß derselben fungirt die von dem Herrn Aeltermann geleitete „Aeltestenbank," der gegenüber das Plenum durch seinen „Dokmann" vertreten ist; die Glieder der Gilde zerfallen wiederum in Bürger und „Brüder" d. h. solche Personen, welche das passive Wahlrecht zu städtischen Aemtern und Anspruch an das Corporationsvermögen (die „Tafelgilde") besitzen und solchen, welche ein blos actives Wahl- und Stimmrecht ausüben. Nach ähnlichen Grundsätzen ist die kleine oder St. Johannis-Gilde, die Corporation der Handwerker organisirt. Zu einem giltigen Beschluß in städtischen Angelegenheiten bedarf es der Uebereinstimmung dieser drei „Stände;" kann dieselbe auf regelmäßigem Wege nicht erzielt werden, so tritt eine aus Deputirten derselben gebildete „Compromiß-Commission" zusammen, bei deren nach

*) Diese Bezeichnung rührt von dem altdeutschen Wede oder Wedde her und heißt soviel als Handelsgericht.

Stimmenmehrheit gefaßter Entscheidung es sein schließliches Bewenden hat. Eine vierte übrigens gegenwärtig politisch bedeutungslose Corporation wird durch das Corps der „löblichen Schwarzenhäupter" gebildet, einer Brüderschaft unverheiratheter Kaufleute, die zu alter Zeit eine eigene Kriegerabtheilung (Kindergilde) bildete und den Mohren „Mauritius" zum Schutzpatron hatte; unter ihrer reichen Sammlung silberner Trinkgeschirre finden sich zahlreiche Reliquien der hanseatischen Vergangenheit der Stadt, u. a. Geschenke der übrigen Hansestädte sowie Ehrengaben fremder Könige und Fürsten.

In Bezug auf ihren Reichthum an wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen wird Riga vielleicht von keiner deutschen Stadt übertroffen, eine Aufzählung derselben unterlassen wir. Seit der Festungsgürtel gefallen ist, der die Ausbreitung und Neugestaltung der inneren Stadt durch ein Jahrhundert verhindert hatte, nimmt der Vorort der baltischen Provinzen mehr und mehr einen modernen Charakter an. Ein elegantes neues (selbstverständlich deutsches) Theater, eine prächtige Börsenhalle, in gothischem Geschmack neu aufgeführte Gildenhäuser, ein stolzes Ritterhaus, eine Gasbeleuchtungsanstalt, das städtische Realgymnasium, die (mit Hilfe der Ritterschaften und übrigen Städte des baltischen Landes von der Stadt erhaltene) polytechnische Schule, eine Navigationsschule, zahllose Fabriken und Privatgebäude sind binnen weniger Jahre emporgewachsen und bekunden den aufstrebenden Wohlstand der Bürgerschaft. Ihrer Initiative verdankt das Land die erste livländische Eisenbahn (Riga = Dünaburg), die erste Telegraphenlinie (nach Dünamünde) und eine Reihe kolossaler Hafenbauten, welche der drohenden Versandung des Dünastroms eine Grenze gesetzt haben. Auch das moderne Genossenschaftswesen hat in den Mauern dieser Stadt die erste Pflanzstätte gefunden. Schon in früherer Zeit waren die Männer der Wissenschaft, die Aerzte, Historiker, Advokaten, Naturwissenschaftler und Techniker zu besonderen Vereinen zusammengetreten; seit den letzten Jahren haben sich hier Productions- und Consumvereine gebildet, eine Handwerkerbildungsgesellschaft, verschiedene Turner-, Schützen-, Feuerwehr- und Sängerverbindungen sind rasch aufeinander gefolgt und so gedeihlich fortgeschritten, daß sie bis nach Reval und Windau hin Nachahmung gefunden haben.

Aber auch auf den verschiedenen Gebieten geistigen und künstlerischen Lebens hat Riga von jeher eine wichtige Rolle für das baltische Land gespielt. Daß hier beinahe ebenso viel Deutsche bei einander wohnen, als im gesammten übrigen Livland, machte sich von Alters her geltend. Riga war die Wiege der Reformation, unter seinem Schutz

wurden die ersten Buchdruckereien gegründet, die ersten Bibliotheken gesammelt und schon im 17. Jahrhundert periodische Schriften herausgegeben. Hier schlugen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ideen der Aufklärung und der allgemeinen Menschenrechte die erste Wurzel; an die städtische Domschule wurde bekanntlich 1764 Herder berufen, dessen Gedächtniß durch ein Standbild auf dem Platz der kleinen Waage (jetzt Herderplatz) verewigt worden ist; im Hause des Rathsherrn Behrens hat Hamann, der „Magus des Nordens", viele Jahre lang gelebt, Kants „Kritik der reinen Vernunft" wurde bei dem Stadtbuchdrucker Fröhlich im Auftrage eines rigaer Verlegers, des trefflichen Hartknoch, gedruckt. Wenige Jahre später wurde durch die Bemühungen des Geheimrath v. Vietinghof (des Vaters der bekannten Mystikerin Juliane v. Krüdener) ein stehendes Theater errichtet, das sich so schnell Ruf und Anerkennung zu erobern wußte, daß Schiller ihm den Don Carlos (in seiner ersten, noch in Prosa geschriebenen Version) verkaufte; 1802 wurde durch den Generalsuperintendenten Carl Gottlob Sonntag, einen Freund Herders und Wielands, die „literarisch-praktische Bürgerverbindung" ein Verein zur Förderung des Wohlstandes und der Aufklärung der Handwerker und der kleinen Bürger gestiftet. In neuerer Zeit ist es ganz besonders Riga gewesen, dem das Land den Aufschwung der politischen Presse zu danken hat; die seit neunzig Jahren bestehende „Rigasche Zeitung," eine vornehmlich für die deutschen Bürger des flachen Landes bestimmte, sehr gut redigirte „Zeitung für Stadt und Land," die „Rigaschen Stadtblätter," das „Kirchenblatt" die „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands," endlich die höchst verdienstvolle durch die Beisteuer verschiedener rigaer Kaufleute begründete „Baltische Monatsschrift" und zwei weit verbreitete lettische Journale haben neben den Organen verschiedener gelehrter Gesellschaften in der Dünastadt ihren Sitz. Der Kampf für zeitgemäße Reformen, als Besserung der bäuerlichen Verhältnisse, Aufhebung des adeligen Güterbesitzrechtes, Neugestaltung der längst zu eng gewordenen alten Verfassung u. s. w. ist während der letzten Jahre vornehmlich von rigaer Journalisten geführt worden*). Vermittelung der Zeitideen mit den überkommenen baltischen

*) Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdient neben den rigaer Journalen, die 1861 begründete, von einem estländischen Juristen, Mag. jur. Greiffenhagen, Jahre lang mit Opfern erhaltene „Revalsche Zeitung," ein Blatt, das sich durch Freisinn und Patriotismus eine sehr geachtete Stellung erworben hat. — Größere deutsche Zeitungen erscheinen außerdem in Dorpat. — Kurland ist dagegen der Hauptsitz der lettischen Journalistik.

Einrichtungen und Vertheidigung des deutsch-protestantischen Elements gegen die Angriffe der russischen Presse sind die Aufgaben, denen die baltische Presse trotz zahlloser Hemmungen unermüdlich nachstrebt. — Endlich bildet Riga den Sitz der Centralverwaltung Liv-, Est- und Kurlands; hier residirt auf dem alten von den Heermeistern gegründeten Schloß der Generalgouverneur, der kaiserliche Statthalter und Militäroberbefehlshaber. Wer mit ihm verhandeln will, ist ebenso gezwungen, in „die Stadt" zu kommen, wie Jeder, dem es um die Regelung eines größeren Geschäfts zu thun ist. Die Bürger aller drei Provinzen aber sehen in Riga den Mittelpunkt ihrer Kraft, die Zukunft ihres Standes, der sonst beinahe allenthalben hinter dem Adel zurücktritt.

Wenige Meilen von Riga, an den flachen Ufern der Aa, ist die Hauptstadt Kurlands, Mitau, gelegen; trotzdem, daß die Eisenbahn, welche zu ihr führt, noch im Bau begriffen ist, kann sie in kaum drei Stunden erreicht werden, und doch glaubt man sich in eine andere Welt versetzt, wenn man auf der öden Chaussée, welche diese beiden Städte verbindet, dorthin gelangt. Breite, nicht eben saubere Straßen, auf welche niedrige, häufig noch hölzerne Häuser hinabsehen, Kirchen und öffentliche Gebäude unscheinbar und ohne Spuren einer großen Vergangenheit, Bürger ohne bestimmt ausgeprägtes bürgerliches Bewußtsein, in Handel und Gewerbe, Juden vorherrschend. Mitau ist trotz seiner beträchtlichen Ausdehnung und seiner 24,000 Einwohner eine Landstadt geblieben, die zu wirklicher Bedeutung erst gelangen wird, wenn sie mit dem übrigen Europa durch den Schienenweg verbunden ist, an welchem seit den letzten Monaten eifrig gebaut wird. Wie allenthalben in Kurland macht sich auch in der Landesstadt das Uebergewicht des Adels geltend, neben welchem das Bürgerthum zu keiner selbständigen Machtstellung gediehen ist. Die nicht eben zahlreichen stattlicheren Häuser gehören Edelleuten an, welche hier den Winter zu verbringen gewohnt sind.

Der Gouverneur residirt in dem großartig angelegten Schloß, das Ernst Johann Biron im vorigen Jahrhundert bauen ließ und das wundersam gegen die Bescheidenheit seiner Umgebung absticht. Während in Riga die eigentliche Gesellschaft aus Patriciern, Edelleuten und höheren Beamten zusammengesetzt ist, bildet der Adel in Mitau eine gesonderte, fast unnahbare Kaste, mit welcher der gebildete Bürgerstand bis in die neueste Zeit hinein jede gesellschaftliche Berührung beinahe ängstlich vermeidet. Da die größeren Bank- und Handelshäuser fast ausnahmslos in den Händen von Juden sind, die eine besondere sociale und politische Gruppe bilden, ist das Bürgerthum der Stadt ausschließlich auf Beamte

und Gelehrte angewiesen, die als „Literaten" den übrigen Elementen fremd gegenüber stehen. In neuerer Zeit beginnt sich indessen ein entschiedener Fortschritt zum Besseren geltend zu machen, namentlich seit das Vereinswesen Wurzel geschlagen und die verschiedenen Gruppen, die sich sonst theilnahmlos gegenüber gestanden, zur Annäherung gezwungen hat. Die Hauptschuld an den Mißverhältnissen der Gegenwart tragen der Mangel einer selbständigen Stadtverfassung und die jüdische Uebervölkerung. Soll Kurland und mit ihm Mitau zu einer gesunden bürgerlichen Entwickelung durchdringen, so muß vor Allem der Bann fallen, der die Juden an dieses Land fesselt und dazu verurtheilt, ein Proletariat zu bilden, das wie ein Bleigewicht am städtischen Leben hängt, jeder freien Bewegung desselben hindernd in den Weg tritt. Das jüdische Element ist dieser Provinz nur schädlich, weil es allzu zahlreich vertreten ist und das gesammte städtische Leben überwuchert, — über die schwach bevölkerten Gouvernements des centralen Rußland verbreitet, würde es den geeigneten Spielraum für seine Geschäftigkeit finden und entschiedenen Nutzen stiften. Das Handwerk, der Handel und die niedere Arbeit sind auch in Mitau vorwiegend in jüdischen Händen. Der Bürger fühlt sich darum in stetem Kriege mit diesem gefährlichen Concurrenten, der in Bezug auf seine Bildung meist ebenso tief unter ihm, wie unter dem Juden Deutschlands steht und durch ein rohes, fast barbarisches Vorurtheil niedergehalten wird. Mangel an Anstalten der Großindustrie und die nahe Nachbarschaft der großen livländischen Hauptstadt lassen kein wirkliches Gewerbsleben aufkommen, der Wohlstand ist gering und wird noch durch die Kosten einer Communalverwaltung gedrückt, die ausschließlich aus städtischen Steuern bestritten werden muß, da es der Stadt ebenso an größerem Grundbesitz wie an Capitalien fehlt. Das durch die Uebermacht der Ritterschaft machtlos gewordene herzogliche Regiment, das 225 Jahre lang über Kurland geherrscht hatte, war außer Stande gewesen, dem städtischen Element einen Rückhalt zu bieten, und dieses hat darum noch ein Stück Arbeit vor sich, um zu der Höhe seiner geschichtlichen Aufgabe zu gelangen. — Seine Hauptbedeutung hat Mitau als Sitz der Provinzialverwaltung und des Schulwesens. Außer einem historischen Museum und verschiedener gelehrter Anstalten besitzt diese Stadt noch einige sehr beträchtliche Buchhandlungen, die vorwiegend den literarischen Bedürfnissen des flachen Landes dienen, und einige größere Buchdruckereien, die hauptsächlich mit dem Druck und Vertrieb lettischer Bücher und Zeitschriften beschäftigt sind. Die Wohlhabenheit des kurländischen Bauern macht diesen zu einem nicht unwichtigen Factor des städtischen Lebens; der

Detailhandel Mitaus lebt hauptsächlich von bäuerlichen Käufern und nirgend geschieht es häufiger als hier, daß der wohlhabende Bauerwirth seinen Sohn in die Stadt schickt, um ein Gewerbe zu erlernen und in die Reihe der deutschen Bürger zu treten. Die Grenzscheide zwischen Letten und Deutschen ist überhaupt nirgend schwerer zu ziehen, als in Kurland, wo die Mehrzahl der wohlhabenden Bauern des Unterlandes Deutsch versteht und der städtische Bürger so häufig mit dem Bauer in Berührung kommt, daß er die Sprache desselben lernen muß. Anders in Riga, wo die Selbstgenügsamkeit des stolzen Bürgers des Bauern weniger bedarf und die germanisirten Schichten der städtischen Bevölkerung, die zahlreichen Marktthelfer, Hausleute, Schiffsarbeiter u. s. w. ihren lettischen Ursprung rascher vergessen. Während es in Riga zahlreiche Leute giebt, die kaum ein Wort lettisch verstehen, geschieht es nicht selten, daß der Kurländer in seine Rede einen lettischen Ausdruck einfließen läßt, und charakteristisch genug führt die Corporation der in Dorpat studirenden Kurländer in ihrem Wappen einen lettischen Wahlspruch. Von Alters her hat die deutsche Herrschaft in Kurland minder schroffe und ausschließliche Formen angenommen, als in den Nachbarprovinzen.

Das in allen kurländischen Orten reichlich vertretene Judenthum in Abzug gebracht, sehen die zahlreichen Landstädte Liv- und Kurlands einander ebenso ähnlich, als ihre beiden Hauptstädte unähnlich sind. In Wolmar und Wenden fließt das Leben in derselben idyllischen Abgeschlossenheit hin, deren sich die kurischen Städte, Goldingen, Hasenpot oder Tuckum erfreuen. Neben Handwerkern und einzelnen Kleinhändlern finden sich dieselben Honoratioren unfehlbar wieder: der Stadtpastor, die Aerzte, der Kreislehrer und seine Collegen, der rechtsgelehrte Syndicus des Raths, der in der Regel zugleich Advokat ist, der Postmeister, endlich die adeligen Glieder und der rechtsgelehrte Secretär des Land- oder Ordnungsgerichts (in Kurland Oberhauptmann- und Hauptmanngericht). Zwischen bescheidener Berufsthätigkeit und familienhafter Geselligkeit schwinden die Tage einander zum Verwechseln ähnlich dahin, — Besuche bei benachbarten Gutsbesitzern, Jagdpartien und um die Weihnachtszeit übliche Reisen nach Riga oder Mitau bieten die einzige Abwechselung. Den Sammelplatz der Männer bildet ein Club mit einem Zeitungstisch und mehreren Kartentischen, die Frauen sind auf Hausbesuche beschränkt, wenn nicht etwa ein mit Hilfe der adeligen Nachbarn ermöglichter Fastnachtsball die Räume des Clubs auch ihnen erschließt oder eine durchreisende Schauspielergesellschaft Jung und Alt um ihre Productionen versammelt. Die großen Entfernungen, welche diese Landstädte von einander trennen, und der vollständige Mangel an

Eisenbahnen bedingen es, daß dieselben auch in der Gegenwart ungleich isolirter sind, als deutsche Städte von entsprechender Größe und Bedeutung. Bezüglich ihrer geistigen Bedürfnisse ausschließlich auf die Bücher und Zeitschriften angewiesen, welche in den Provinzialstädten erscheinen oder dem Geschmack derselben entsprechen, erhalten die baltischen Kleinstädter die moderne Bildung erst aus zweiter Hand; nur was in Riga, Dorpat, Reval oder Mitau Aufsehen erregt, dringt in diese stillen Oasen deutschen Bürgerthums, höhere Autoritäten, als die, welche in der Landesstadt den Ton angeben, kennt man im Innern der Provinz kaum. Bei der Armuth des äußeren Lebens spielt die Lectüre eine ungleich größere Rolle als in den Mittelpunkten der Cultur. Die empfangenen Eindrücke wirken nachhaltiger, die Empfänglichkeit ist frischer und läuft nicht Gefahr, durch steten Wechsel verflacht zu werden, das Gemüthsleben ist reicher und tiefer entwickelt, als im Westen, wo die Menschen dichter bei einander wohnen und der Einzelne kaum in die Wagschaale fällt. Während des endlosen Winters, der Wald und Feld mit dichter Schneedecke verhüllt und die kleinste Reise mit Schwierigkeiten umgiebt, von denen der Bewohner des mittleren Europa kaum eine Vorstellung hat, sind die Gebildeten unter den Kleinstädtern und Landbewohnern der baltischen Küste lediglich auf die Bücher und Musikalien, welche der Buchhändler der nächsten großen Stadt für sie ausgesucht hat, — und auf sich selbst angewiesen. Der Cultus unserer großen Dichter und Componisten wird darum mit einer Wärme und Innigkeit getrieben, die aus dem Gefühl entspringt, daß das Leben ohne die Gaben dieser Unsterblichen in der That nur ein halbes wäre. Leute, die in ihrem Leben nie ein Orchester oder Streichquartett gehört haben, denen einzelne rigaer Aufführungen des Don Carlos oder der Iphigenia die größten künstlerischen Erinnerungen des Lebens sind, schöpfen hier aus mittelmäßigen Clavierbearbeitungen Beethovenscher Symphonien oder zerlesenen Exemplaren alter Götheausgaben die höchsten Erbauungen und werden nicht müde, ihre Herzen immer wieder an Schöpfungen zu erwärmen, die an den Stätten ihrer Entstehung kaum mehr beachtet sind, weil man sie bis zum Ueberdruß gehört oder gesehen hat. Während die bildende Kunst fast nur dem Namen nach existirt und man die großen Maler und Bildhauer bloß aus Büchern kennt, ist der Sinn für Musik allgemein geweckt und ausgebildet, und die gelegentlichen Besuche, welche ein aus Gliedern des rigaer Orchesters bestehendes Streichquartett neuerdings in den kleinen Städten Liv- und Kurlands macht, werden diesen zu wirklichen Festen. Ein neues Heft Musikalien, eine politische oder historische Schrift, deren Titel man in

der Zeitung gelesen und die ein Glücksfall in die Hände des Nachbars gebracht hat, geht von Hand zu Hand, ist Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme, bietet Tage lang den Stoff für alle eingehenderen Gespräche. Und wie man gewohnt ist, zu den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von denen man einmal einen bedeutenden Eindruck empfangen, immer wieder zurückzukehren, so ist man in diesem Lande auch mit den Menschen, die einem im Leben überhaupt etwas bedeutet haben, enger verbunden, als unter den glücklicheren Himmelsstrichen, die es in Neigung und Belieben des Einzelnen setzen, ob er sich neben der äußern Welt der Erscheinung auch eine innere des Herzens und der Empfindung schaffen will. Die deutsche Einwohnerschaft jeder der drei Provinzen bildet in gewissem Sinne eine oder einige große Familien, die sich trotz ständischer Gegensätze und Rivalitäten mit einander verbunden wissen durch das Band gleicher Kirche und Sprache und durch den Kampf mit politischen Schwierigkeiten, von denen im Grunde alle in gleicher Weise bedroht sind. Da sich alles mehr oder minder kennt, liebt oder haßt, nimmt Jeder einen gewissen Antheil an dem Andern; ad hoc geschlossene Verbindungen auf rein sachlicher Grundlage sind so gut wie unbekannt, jedes Verhältniß, mag es auf der Universität oder in einer politischen Versammlung, zwischen Jungen oder Alten geschlossen sein, nimmt einen persönlichen und dauernden Charakter an. Trotz der politischen Präponderanz und beziehungsweisen Ausschließlichkeit des Adels herrscht unter den Gebildeten des Landes eine sociale Gleichheit, deren aristokratisches Gepräge zu der Formenstrenge der deutschen Geselligkeit in ziemlich ausgesprochenem Gegensatz steht. Es ist nicht immer leicht, ein Mitglied der herrschenden Gesellschaft zu werden, — einmal in dieselbe aufgenommen, fühlt man sich aber rasch und vollständig eingebürgert. Enger mit einander verbunden, directer auf einander angewiesen, bewegen die Menschen sich mit größerer Ungezwungenheit und Offenheit; da sie einander kennen, mit einander auskommen müssen, würde das Comödiespielen ihnen wenig helfen. Der Natur der Sache nach spielt das Familienleben noch seine ursprüngliche Rolle, ist die Gesellschaft eigentlich nur das erweiterte Haus. Namentlich auf dem flachen Lande herrscht eine großartige Gastfreiheit, der es im Ernst darum zu thun ist, den Fremden möglichst rasch und gründlich heimisch zu machen, ihn an den Freuden und Leiden, Sorgen und Interessen der Familie theilnehmen zu lassen. Als echte Colonisten sind die Liv-, Est- und Kurländer viel schlechtere Rechner, als ihre dichter bei einander wohnenden westlichen Stammesbrüder; der stark ausgebildete Sinn für Gemüthlichkeit und Behagen, der ihnen eigenthümlich ist, läßt die Frage

nach dem Verhältniß, in welchem Wünsche und Mittel zur Befriedigung derselben stehen, seltener aufkommen, als vernünftiger Weise gefordert werden könnte. Das Gefühl der gesellschaftlichen Gleichheit der Gebildeten hat zur Folge, daß auch Vermögensverschiedenheiten keine Störung machen und daß gerade in den maßgebenden Kreisen Wohlhabende und minder Bemittelte so ziemlich auf dem gleichen Fuße leben. — Die eigenthümliche Beschaffenheit dieser gesellschaftlichen Zustände macht ihre Wirkungen natürlich auch auf Gebieten geltend, mit denen dieselben an und für sich nichts zu thun haben; der enge Zusammenhang der Personen setzt auch die Sachen, die von denselben repräsentirt werden, zu einander in Beziehung, und es ist in vielen Fällen kaum möglich, die Grenze zwischen dem öffentlichen und dem privaten Leben zu ziehen. Da alle Gebildeten das gleiche Interesse daran haben, die heimische Kirche, das alte Recht und die deutsche Sprache trotz endloser Schwierigkeiten, die im Wege stehen, in ihrer Herrschaft zu erhalten, wird von Jedem, mag sein Beruf sein, welcher er wolle, verlangt, daß er sich in den Dienst derselben stelle, und inmitten des erbittertsten Kampfes streitender Sonderinteressen bleiben immer noch Einigungs- und Berührungspunkte übrig. Die Bildungsquellen, aus denen geschöpft wird, sind für alle dieselben, daher können sich religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten — ob es auch an ihnen durchaus nicht fehlt — nicht mit der Schroffheit ausbilden, die den Verkehr von Vertretern verschiedener Parteistandpunkte z. B. in Deutschland so schwer macht. Auf dem flachen Lande ist es seit den kirchlichen Wirren der vierziger Jahre ganz besonders die Sorge für die geistige und sittliche Bildung des Landvolks, von dessen Zukunft man die des ganzen Landes abhängig weiß, welche Edelleute und Bürger, Geistliche und Weltliche zusammen hält. Das kirchliche Leben erfreut sich gerade in diesen Kreisen besonderer Frische und Gesundheit; die Prediger nehmen trotz der orthodoxen Strenge ihrer dogmatischen Lehrmeinungen an der gesammten Bildung der Zeit lebhaften Antheil, ihre Stellung bringt es mit sich, daß sie, die vorzüglich Volkslehrer sind, sich zugleich als Repräsentanten und Führer des geistigen Lebens ansehen. Die Leitung des bäuerlichen Schulwesens wird von ihren in Gemeinschaft mit vom Adel gewählten „Schulrevidenten“ besorgt. Ihre Beziehungen zu den adeligen Nachbarn sind darum natürlich gegebene und werden wesentlich dadurch unterstützt, daß man auf derselben Universität seine Bildung empfangen, entweder gleichzeitig studirte oder derselben Studentenverbindung angehörte. — Während der größeren Hälfte des Jahres von den Mittelpunkten der Geselligkeit und deren Zerstreuungen abgeschieden, durch Tage und Wochen

bloß auf sich und den Verkehr mit einer düstern, melancholischen Natur angewiesen, nehmen auch die Frauen an den politischen und kirchlichen Bestrebungen der Männer lebhaften Antheil, und es geschieht nicht selten, daß die Frau des Gutsbesitzers die eigentliche Seele der Hofs- oder Gebietsschule ist und die Sorge für Armen- und Krankenpflege auf ihren Theil nimmt.

Die größeren Städte, deren Leben selbstverständlich anders geartet ist, und die wegen ihrer ununterbrochenen Beziehung zu den Centren westeuropäischer Cultur von diesen directer beeinflußt sind, stehen der mangelhaften Verkehrsmittel und ihrer geringen Anzahl wegen den Bewohnern des flachen Landes im Ganzen ziemlich fern. Kommen doch auf Kur- und Livland nur je zwei größere Orte, hier Riga und Dorpat, dort Mitau und Libau. Estland hat endlich nur eine einzige größere Stadt aufzuweisen.

Am felsigen Südufer des finnischen Meeres gelegen, bildet das alte Reval trotz seiner baulichen Aehnlichkeit mit den älteren Theilen Rigas ein von der Dünastadt verschiedenes Bild. Der Charakter des Nordischen ist hier entschiedener und schärfer ausgeprägt, die Begründung durch einen dänischen Herrscher, und die längere Dauer des schwedischen Regiments haben deutlich erkennbare Spuren hinterlassen, und die Wohlthaten der modernen Cultur, deren das reichere Riga bereits theilhaft geworden ist, finden nur mühsam und allmählich ihren Weg an diese entfernte Küste. Schwedische Namen und Bezeichnungen kommen hier häufiger vor, als in Livland, und selbst der Dialect der Einwohner verräth den Einfluß skandinavischer Elemente — der Revalenser ist ernster, steifer und schwerfälliger als der Rigenser oder Kurländer, der nicht umsonst durch zwei Jahrhunderte mit Polen in Beziehung gestanden. Während die Ueberreste mittelalterlichen Lebens in Riga bereits im Schwinden sind, haben viele derselben sich zu Reval in ungebrochener Schärfe erhalten. Die Stadt zerfällt in zwei streng von einander geschiedene Hälften, die eigentliche Stadt und den Dom; hier herrscht ein Schloßvogt und wird nach Landrecht gerichtet, dort führt der Rath die Herrschaft und waltet lübisches Stadtrecht; in der Stadt werden Handel und Gewerbe getrieben, liegen Wohnhäuser, Werkstätten und Speicher bunt durch einander, auf dem Dom, der zugleich Sitz der Regierungsbehörden und des Gouverneurs ist, verbringt der estländische Adel die Wintermonate, seine Wohnungen erheben noch heute den Anspruch, nicht Häuser, sondern „Burgsitze“ zu sein, und nur Handwerker, nicht auch Kaufleute sind berechtigt, in die Dombürgerschaft zu treten. Jedes dieser beiden Reiche hat seine besondern Vorstädte und eifersüchtig

wird darüber gewacht, daß die gegenseitigen Rechts- und Competenzgrenzen aufrecht erhalten und respectirt werden. Das aristokratische Element ist in der revalschen Stadt-Verfassung noch schroffer ausgebildet, als in Riga; auch hier ruhen Administration und Justiz in den Händen eines aus 18 Mitgliedern bestehenden Raths und der Gilden, aber diese haben sich gegen die Außenwelt mit einer fast mittelalterlichen Strenge abgeschlossen. Um Mitglied der großen Gilde zu werden, muß man dem Schwarzhäuptercorps angehören, drei Jahre in Reval als „Kaufgesell" gedient haben und mit einer gildischen Wittwe oder Tochter oder mit „einer Person verheirathet sein, welche alle Eigenschaften besitzt, die zum Eintritt in diese Corporation erforderlich sind"; ein Dispens von der dreijährigen Dienstzeit wird nur solchen Personen ertheilt, welche in die Gilde „eingeheirathet haben." Die Meldung zur Aufnahme in die Corporation findet vorschriftsmäßig „vierzehn Tage vor Lätare" und im „Laufe des ersten Jahres nach der Hochzeit" statt. „Wer mit keiner Tochter oder Wittwe eines Genossen der großen Gilde verheirathet ist" so schreibt § 75 der in das baltische Provinzialgesetzbuch aufgenommenen „großgildischen Schragen" vor, „hat im Allgemeinen das Recht zum Eintritte in diese letztere nicht, kann aber doch mit Zustimmung der Gildegenossen aufgenommen werden, wenn er 1) mit der Wittwe oder Tochter einer Person verheirathet ist, welche alle Eigenschaften besitzt oder besessen hat, welche zum Eintritt in die Gilde erforderlich sind, und 2) wenn derselbe außer dem gewöhnlichen Eintrittsgelde der Gildekasse 100 Rubel S. M. nebst den für diese Summe von der Heirath an fälligen Zinsen erlegt."

Trotz dieser alten Satzungen machen sich in Reval die Nähe Petersburgs und russische Einflüsse ungleich stärker geltend, als in den südlicheren baltischen Städten; die anmuthige maritime Lage der Stadt versammelt Tausende vornehmer Russen während der Sommermonate zur Badesaison und die Zahl russischer Kaufleute und Arbeiter ist im Zunehmen. Handel und Bevölkerung scheinen aber seit Jahren im Rückgange begriffen, und alle Bemühungen des Raths, der außerordentlich tüchtige und freisinnige Männer unter seinen Gliedern zählt, haben bis jetzt die Erbauung einer Eisenbahn nach Petersburg nicht durchzusetzen vermocht, obgleich dieselbe für Reval und den durch die Concurrenz Petersburgs niedergedrückten revalschen Handel seit lange eine Lebensfrage ist. Rauhes Klima, ungünstige Bevölkerungsverhältnisse und unfruchtbarer Boden machen Estland zu der ärmsten der drei Provinzen und die sinkende Bedeutung Revals ist seit Jahren ein Grund ernster Besorgniß für das gesammte Land. Bei dem großen Eifer und

der entschiedenen Strebsamkeit, welche die jüngere Generation auszeichnen, ist indessen noch Abhilfe zu hoffen, wenn die Verhältnisse der Gegenwart auch außerordentlich schwierige sind. Zur Zeit trägt die Stadt noch ein entschieden mittelalterliches Gepräge, von Neubauten und modernen Anlagen, wie sie in Riga beständig zunehmen, ist noch wenig zu sehen. Hohe Giebelhäuser und Speicher ragen an winkligen, unregelmäßig gebauten Gassen auf, ein altes Rathhaus, zwei in Schulen verwandelte Klöster, das in mittelalterlichem Geschmack gebaute Schwarzhäupterhaus, sechs stolze Kirchen, antike Gildenhäuser und Waagen, mit schwedischen und russischen Trophäen geschmückte Thore geben dem Ganzen Gravität, Würde und finstern Ernst; zu dem auf dem höchsten Punkt des Doms belegenen, mit Thürmen gezierten Schloß führen zwei steile Gassen empor, von denen nur die eine fahrbar ist, in den Kirchen werden zahlreiche Reminiscenzen an die stolze Vergangenheit dieses Orts gezeigt, der einst ein mächtiges und geachtetes Glied des Hansabundes war und dessen Bürger noch heute nicht vergessen haben, daß die Herrschaft des Adels an ihren Mauern stets eine unverrückbare Schranke gefunden hatte.

Nur zwölf Meilen östlich von Reval liegt Narwa, der äußerste Vorposten deutschen Bürgerthums in dem unwirthbaren Eise des Nordens, nur zur Hälfte noch dem baltisch-deutschen Culturgebiet zugehörig. Im Jahre 1223 vom König Waldemar von Dänemark begründet und sechs Jahre früher als Liv- und Estland, im Jahre 1704 von Peter dem Großen erobert, gehört Narwa in administrativer Beziehung zum Gouvernement St. Petersburg, während seine Gerichte dem revaler Oberlandgericht untergeordnet sind. Zwei Meilen vom Seestrande entfernt ist die Stadt durch die Narowa mit ihrem Hafen Hungerburg verbunden, aber Handel und Wohlstand sind hier in noch viel rascherem Rückgange begriffen, als in Reval; die zwanzig Meilen weiter nach Osten liegende Newaresidenz duldet die Concurrenz einer wenn auch nur noch zur Hälfte deutschen Kleinstadt nicht länger. Während der westliche Theil Narwas noch das Bild einer deutschen mittelalterlichen Stadt bildet, ragen im Osten derselben die Thürme der alten russischen Burgfeste Iwangorod drohend empor; Iwangorod ist die russische Vorstadt Narwas, und nur mühsam wehrt das deutsche Patriciergeschlecht, das übrig geblieben ist, die alte Tradition seiner Vorfahren gegen den mächtigen Andrang von Osten. Ihre aristokratische Verfassung mit dem sich selbst ergänzenden Rath und den Gilden ist den russischen Einwanderern ein Gräuel und eine Thorheit und findet in der Petersburger Gouvernementsregierung, der Narwa untergeordnet ist, kaum einen Halt. Sechs Jahre hat es

gedauert, bis der Rath sein ihm neuerdings von der Demokratie der Vorstädte bestrittenes Recht zur Wahl des Bürgermeisters geltend machen konnte, obgleich ihm der unzweideutige Wortlaut des Gesetzes zur Seite stand, — nur mit äußerster Anstrengung aller Kräfte vermag er sein Aufsichtsrecht über die Schulen und den officiellen Gebrauch der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten; die zweimal wöchentlich erscheinenden „Narwaschen Stadtblätter" sind die einzige Errungenschaft, deren das deutsche Element sich seit Jahren zu rühmen hat. Es wird vielleicht nur noch weniger Jahrzehnte bedürfen, und dieses selbst ist zur Sage geworden und von der deutschen Stadt Narwa blos noch die russische Veste Iwangorod übrig geblieben!

IV.

Der Ausgangspunkt der freisinnigen Reformen Alexanders II. war bekanntlich die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Für die baltischen Provinzen hatte diese wichtige Maßregel zunächst keine directen Folgen, denn in diesen Ländern war die persönliche Freiheit der Bauern bereits ein Menschenalter früher proclamirt worden. Soviel die bäuerlichen Zustände am Ausgang des letzten Jahrzehnts in Liv-, Est- und Kurland auch noch zu wünschen übrig ließen, sie hatten sich auf zu eigenthümlicher Grundlage entwickelt, um durch den Emancipationsukas v. 19. Februar 1861 irgend berührt werden zu können. Was in den folgenden Jahren zu Gunsten des Bauernstandes durch die baltischen Landtage geschah, war im Princip schon früher angebahnt worden: die Aufhebung der Arbeitspacht (Frohne), der Schutz des Pächters gegen willkürliche Steigerungen und Kündigungen des Pachtgebers, die Abgrenzung des zur Benutzung des Bauernstandes bestimmten Grund und Bodens, die möglichste Förderung des bäuerlichen Grundbesitzes durch Etablirung von Creditbanken u. s. w. — das waren Ziele, auf welche man seit lange losgesteuert hatte und die von dem berühmten kaiserlichen Emancipationsukas schon darum völlig unabhängig waren, weil dieser die eigenthümlich russischen Institute des Gemeindeeigenthums, des gleichen Anspruchs aller Gemeindeglieder an den Grund und Boden und der periodisch neu vertheilten Parcelle zur Voraussetzung gehabt hatte, Dinge, die in Finnland, Polen und den Ostseeprovinzen ebenso unbekannt sind, wie im gesammten westlichen Europa. Die Aufhebung der Unfreiheit, welcher die russischen Bauern unterworfen gewesen waren, gewann aber

dadurch große und weittragende Bedeutung, daß sie mit einer mächtigen Reformbewegung, einem leidenschaftlichen Freiheitsdrang der seit Jahrzehnten jeder Theilnahme am Staatsleben entfremdeten russischen Gesellschaft zusammentraf. Tausend Wünsche, welche unter der Regierung des Kaisers Nikolaus im Herzen der Nation geschlummert hatten, erwachten plötzlich und heischten stürmisch Befriedigung: Aufhebung der Körperstrafe, Reform der Justiz, Neugestaltung des bis dazu an jeder freien Bewegung gehinderten Unterrichtswesens, Abschaffung der Censur, Einschränkung der Allgewalt der Bureaukratie durch ein nationales Selfgovernment wurden in einem Athem verlangt, und kaum hatte man sich davon überzeugt, daß die Regierung nicht abgeneigt sei, diesen Wünschen Rechnung zu tragen und eine Radicalreform an Haupt und Gliedern zu unternehmen, so tauchten noch weiter gehende Wünsche auf, und schon wenige Monate nach Aufhebung der Leibeigenschaft war in den weitesten Kreisen von Abschaffung des Adels, zwangsweiser und unentgeltlicher Expropriation der Gutsbesitzer zu Gunsten der eben freigewordenen Bauern und von Begründung einer constitutionellen Reichsverfassung auf demokratischer Grundlage die Rede. Auf eine über Nacht aufgeschossene, jugendlich anspruchsvolle Presse gestützt, durch den Zusammensturz des alten Systems von jeder Schranke befreit, feierte der russische Liberalismus seine Honigmonate. Es war eine Zeit allgemeiner Begeisterung und Erhebung, Alles hoffte auf eine bessere, freiere Zukunft, ein edler humaner Geist schien auf Regierung und Regierten zu ruhen und das mit aufwuchernde socialistische Unkraut, das die Schule Alexander Herzens ausgestreut hatte, glaubte man mit Hilfe des gesunden Sinns, den namentlich die ländliche Bevölkerung bewährte, wieder ausraufen zu können. Nicht nur das russische Volk sollte seine Auferstehung feiern, auch die Finnländer und Polen wurden der Segnungen eines humaneren Regiments theilhaft: den ersteren wurde ihre alte, vierzig Jahre lang sistirte schwedische Verfassung wiedergegeben, das Königreich Polen erhielt an dem Marquis Wielopolski einen entschieden nationalen Minister und wurde gleichzeitig mit einer ziemlich freisinnigen Provinzialverfassung bedacht — und Alles das unter dem Beifall der liberalen russischen Presse. Unbeirrt durch die täglichen Fortschritte, welche der Socialismus bereits damals machte, die Petersburger Studentenunruhen vom Herbst 1861 und die Maifeuersbrünste von 1862, wurde die Fahne der Freiheit hochgehalten, das Werk der inneren Neugestaltung von Volk und Regierung weiter fortgeführt.

In keinem Theile des russischen Reichs waren die Härten des alten Systems so peinlich empfunden worden, wie in den Ostseeprovinzen:

die Absperrung von der westeuropäischen Culturwelt, die militärische Beschränkung des Unterrichtswesens, die Unerbittlichkeit der Censur, der Stillstand auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens, die Duldung der kirchlichen Propaganda des griechischen Clerus hatten das Ostseeland an eine stumme Unterwerfung unter das Gesetz eherner Nothwendigkeit gewöhnt, jede Hoffnung auf eine Reform im liberalen Sinne erstickt — man war froh gewesen, hinter dem Wall mittelalterlicher Institutionen eine Art passiven Widerstandes leisten zu können und lebte ziemlich allgemein des Glaubens, den alten Satzungen sei es allein zu danken, wenn ein Stück deutschen Lebens an der Ostsee übrig geblieben. Das Frühlingswehen der liberalen neuen Aera, die mit der Beendigung des Krimkrieges ihren Anfang genommen hatte, ging an den baltischen Provinzen beinahe spurlos vorüber. Eine eigene Presse besaß man noch nicht, die russischen Zeitungen wurden nicht gelesen und von der großen Umwälzung im Osten erhielt man spärlichere Nachrichten als im westlichen Europa. Die Kunde von einem Umschwung aller Verhältnisse, von liberalen Absichten der Regierungskreise, von der Möglichkeit einer inneren Neugestaltung im Sinn der Zeitideen, sie klang zu fabelhaft, um Boden zu finden, geschweige denn eine zündende Wirkung zu thun. Man hatte sich der Gedanken an einen Systemwechsel zu gründlich entschlagen, um sich an denselben so rasch, als zu einer heilsamen Benutzung der Conjunctur nothwendig gewesen wäre, zu gewöhnen. — Der geeignete Zeitpunkt zu heilsamer Neugestaltung der alterthümlichen Einrichtungen und der zahlreichen Mißbräuche des baltischen Provinziallebens ging darum vollständig unbenutzt vorüber. Erst im J. 1862 begann das Eis zu schmelzen und eine lebhaftere Bewegung der Geister fühlbar zu werden; rasch hinter einander entstanden verschiedene neue Zeitschriften und Journale, die für die Nothwendigkeit einer Reform eintraten; auf dem livländischen Landtage von 1862 wurden verschiedene Anträge auf Umgestaltung der Verfassung, Verbesserung der Justiz, Freigebung des bis dahin dem Adel vorbehaltenen Grundbesitzes, engeren Zusammenschluß der drei Provinzen u. s. w. gestellt, im Herbst desselben Jahres versuchte man endlich eine allgemeine Juristenversammlung zu Stande zu bringen und in dieser den Hebel zur Reform der Rechtspflege zu gewinnen. Es dauerte aber noch lange, ehe die Reformbewegung breiteren Boden und Einfluß auf die eigentlichen leitenden Kreise gewann. Nicht gering war die Zahl derer, die von jeder Veränderung des alten privilegienmäßigen Zustandes den Verlust der theuersten Landesrechte, die Durchlöcherung des Rechtsbodens fürchteten, der die einzigen Garantien für die selbständige, autonome Landesverfassung

enthielt. Der Unverstand radicaler Schwärmer, die sich über Kopf und Hals in den Strom des russischen Liberalismus werfen und mit den moskauer Demokraten gemeinsame Sache machen wollten, that das Seine, um die Gemüther zu verwirren und die Ziele, um welche es sich handelte und handeln mußte, zu verrücken. Dazu kam, daß die Ultras der russischen Demokratie zugleich mit dem mittelalterlichen Bau der baltischen Verfassung deren Inhalt angriffen, in einem Athem Aufhebung der Adelsprivilegien, demokratische Bauernlandtage, Vernichtung des deutschen Einflusses, Abschaffung der deutschen Sprache u. s. w. verlangten. Der schwerfällige Organismus der alten ständisch gegliederten und einander gegenseitig entfremdeten städtischen und ritterschaftlichen Corporationen war einer raschen Erledigung und energischen Behandlung der brennenden Fragen von vornherein ungünstig; als der General-Gouverneur im Herbst 1864 Deputirte aller Ritterschaften und Städte einberief, um von ihnen die Grundlagen einer neuen Gerichtsverfassung und Prozeßordnung berathen zu lassen, begann ein nicht endenwollender Hader über das Maß der Concessionen, welche man gegenseitig von einander forderte, und es bedurfte der ganzen Wucht energischen Drucks von Außen, damit eine Art von Resultat erzielt wurde.

Die inneren Schwierigkeiten, deren Ueberwindung es bei diesen Reformversuchen galt, waren aber in der That größer, als auswärtige Beobachter und Kritiker meinen mochten, die Grenze zwischen bloßen Standesprärogativen und werthvollen Privilegien der Autonomie im einzelnen Falle außerordentlich schwer festzustellen. Nach altem tractatenmäßigen Recht wählt der Adel unter beziehungsweiser Concurrenz der Bauergemeinden die Richter für das flache Land, während die städtischen Richter von den Magistraten angestellt werden. Nach den Principien modernen Staatsrechts gebührt das Recht der Richterernennung allein dem Staat und müssen dieselben Gerichte für alle Staatsglieder ohne Unterschied des Standes competent sein. Zum Opfer jener ständischen Gerichte und zur Herstellung allgemeiner Bezirksgerichte war man auch in den Ostseeprovinzen bereit, — alle Parteien aber wünschten das Recht zur Richterwahl der Bevölkerung zu erhalten, um das Land gegen den Eindrang fremder, mit den örtlichen Verhältnissen unbekannter oder denselben feindlicher Beamten zu schützen. War es aber wahrscheinlich, daß die Regierung diesen Wünschen Rechnung tragen würde? Hatten die Conservativen ganz Unrecht, wenn sie behaupteten, sobald der Adel auf sein Privilegium zur Richterwahl verzichte und dasselbe mit den übrigen Ständen zu theilen Miene mache, werde der Staat als sein

Erbe eintreten, da von einem allgemeinen Wahlrecht der Landesbewohner nichts in den Privilegien und Tractaten zu finden sei. Und selbst wenn das nicht geschähe — in welcher Weise sollte das allgemeine Wahlrecht getheilt und ausgeübt werden? Sollte der Bauer, der besondere Schützling der Regierung, an demselben Theil nehmen? Wenn er früher seine Gemeinderichter und die Assessoren der Kreisgerichte gewählt hatte, so war das leicht zu bewerkstelligen gewesen. Wie aber sollten 900,000 Bauern darüber consultirt werden, wen sie zum Präsidenten oder Assessor des Hofgerichts wünschten? Bei dem Mangel eines gemeinsamen ständischen Organs (auf dem livländischen Landtage ist neben der Ritterschaft nur die Stadt Riga vertreten) hätte es selbst mit einem von Edelleuten und städtischen Bürgern gemeinsam exerzirten Wahlrecht große Schwierigkeiten gehabt. — Aehnlich stand es auf einer Anzahl anderer Gebiete. Die Regierung hatte die Einführung von Schwurgerichten gewünscht und Alles, was in Liv-, Est- und Kurland darauf Anspruch machte, „liberal" zu sein, glaubte sich für diesen Vorschlag begeistern zu müssen. Aber in welcher Sprache sollten diese Gerichte verhandeln? Die Ausschließung aller derjenigen, welche des Deutschen nicht mächtig sind, hätte die Regierung niemals bewilligt, — aus Rücksicht auf die lettischen und estnischen Geschworenen in der Sprache dieser zu verhandeln, war wegen der Armuth dieser Idiome geradezu unmöglich, — die von Moskau her empfohlene Einführung der russischen Gerichtssprache stieß selbstverständlich auf allgemeinen Widerspruch. — Als in Riga von einer zeitgemäßen Umgestaltung der Stadtverfassung die Rede war, verlangte die mosk. Ztg. sogleich, daß die Herrschaft des deutschen Elements und der deutschen Sprache gebrochen und der rigaer Commune kein größeres Maß von Selbstverwaltung gelassen werde, als den russischen Städten. Bei der Jugend der russischen Städteentwickelung wäre die Erfüllung dieser Forderung für die baltischen Städte ein Rückschritt gewesen, der alle Vortheile, welche man sich von der Reform versprach, paralysirt hätte. Seit nahezu zwei Jahren liegt das Project einer neuen rigaer Verfassung vor, ohne daß die Bestätigung derselben seitens der Regierung erfolgt wäre; der Minister des Innern hält es für nothwendig, zunächst die Bestätigung des Entwurfs für eine neue allgemeine russische Städteordnung abzuwarten.

Diese Beispiele werden genügen, um eine Vorstellung von den innern und äußern Schwierigkeiten zu ermöglichen, mit welchen die baltischen Reformversuche der letzten Jahre zu kämpfen hatten. Aber noch ehe dieselben zu einem auch nur vorläufigen Abschluß gediehen, war der Zeitpunkt für eine Neugestaltung im liberalen und zugleich deutsch-con-

servativen Sinne für die Ostseeprovinzen längst verpaßt. Die liberale und humane Strömung, welche die ersten Regierungsjahre Alexanders II. begleitet hatte, war zufolge des unseligen polnisch-litthauischen Aufstandes im Jahre 1863 in einen exclusiv-nationalen Fanatismus umgeschlagen, der nur Ein Ziel kannte: die Vernichtung alles nicht russischen Lebens in den westlichen Grenzprovinzen und die Herstellung eines einheitlichen, national-russischen Bauernstaats. Schon zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft hatte die Lehre von der welterlösenden Kraft des russischen Gemeindebesitzes, der berufen sei, an die Stelle des persönlichen Grundeigenthums zu treten und dadurch die sociale Frage zu lösen, eine bedeutende Rolle gespielt. Als die Regierung im Jahre 1863 zur Bekämpfung des polnisch-litthauischen Aufstandes, der vorzüglich von Edelleuten und katholischen Geistlichen geleitet worden war, zu einer radicalen Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Litthauen und Polen schritt, um das Volk durch Aufhebung aller auf ihm ruhenden Lasten in das russische Interesse zu ziehen, hatte die Demokratie ihr Evangelium vom Gemeindebesitz neu hervorgeholt.

Die Demokratie hielt es hiernach für ihre providentielle Aufgabe, wie allenthalben so auch in Litthauen und Polen das aristokratische westeuropäische Element zu vernichten und mit Hilfe des communistischen Gemeindebesitzes alles politische Gewicht in die ländliche Bevölkerung zu verlegen und diese zu russificiren. Rußlands Bestimmung sollte sein, auf diese Weise die sociale Frage zu lösen und an der Hand dieser Lösung die Welt zu erobern. Im Namen dieses Princips wurde dem schwedischen Element in Finnland wie dem deutschen in den Ostseeprovinzen förmlich der Krieg erklärt; Letten und Esten sollten die Herren Liv-, Est- und Kurlands werden, im Bunde mit ihnen hoffte die russische Demokratie über die Trümmer der germanischen Culturwelt ihren Einzug zu halten; der Köder, mit welchem man das Landvolk für diese Pläne zu gewinnen suchte, war das Versprechen allgemeiner Landvertheilung, nicht nur an Pächter und selbständige Wirthschaftsunternehmer, sondern auch an Knechte und Tagelöhner. Alsbald begann in der Moskauer Presse ein förmlicher Kreuzzug gegen Finnland und das Ostseegebiet, der trotz verschiedener Bemühungen der Regierung, den Frieden wiederherzustellen, täglich größere Proportionen annahm. Die demokratische „Moskwa" (das Organ der Panslawisten und Slawophilen) und die streng-nationale Moskausche Ztg. überboten einander an Verläumdungen und Verdächtigungen der baltischen Deutschen, die als separatistische Reichsfeinde, Germanisatoren und Gegner der griechisch-orthodoxen Kirche und ihrer lettischen und estischen Bekenner verketzert

wurden. Die Antworten und Rechtfertigungen der baltischen Presse wurden todtgeschwiegen oder verdreht, und da die nur für Moskau und Petersburg aufgehobene Präventivcensur in Riga, Dorpat, Reval und Mitau fortbestand, war der Kampf von vornherein ein höchst ungleicher. Im Mai 1864 mußte die Regierung den livländischen Generalsuperintenden Bischof Dr. Walter entlassen, weil er durch eine Landtagspredigt über die Rathsamkeit einer beschleunigten Germanisation der Letten und Esten in der moskauer Presse einen Sturm erregt hatte, der das ganze Reich mit fortzureißen drohte; im December desselben Jahres nahm der Generalgouverneur der drei Provinzen, Baron Lieven, seinen Abschied, nachdem er von der Moskauschen Ztg. wegen des Maßes von Selbstbestimmung, welches er den Ständen in Sachen der Justizreform eingeräumt hatte, empfindlich verdächtigt worden war. Während Zehntausende lettischer und estnischer Convertiten der griechisch-orthodoxen Kirche vergeblich um die sehnlich gewünschte Erlaubniß zur Rückkehr zum Lutherthum baten, fabelte die Moskauer Presse von der Unterdrückung der griechischen Kirche in Livland, und als die Regierung die Confession der in gemischter Ehe erzeugten Kinder für die Bewohner der Ostseeprovinzen frei gab, sprach man in Moskau von einer Schädigung der heiligsten Interessen Rußlands und seiner Kirche. Im Frühjahr 1867 wurde der griechisch-orthodoxe Erzbischof von Riga und Mitau an den Don versetzt, weil er die lutherische Kirche in einem Hirtenbriefe an die Glieder seiner Diöcese beleidigt und dadurch das ganze Land in Aufregung versetzt hatte; die Moskauer Demokraten ruhten nicht, bevor auch ein ausgezeichneter livländischer Geistlicher, Propst Döbner, seines Amtes entsetzt worden war; dieser hatte in einer lettischen Kirchengeschichte den Bilderdienst getadelt und in durchaus maßvoller Weise als Abweichung von den ursprünglichen Lehren des Christenthums bezeichnet.

Vergebens war die Regierung bemüht, den Eifer zu zügeln und einer billigen Auffassung der baltischen Zustände und Verhältnisse in der russischen Presse Anerkennung zu verschaffen, vergebens bekundete sie ihre Abneigung gegen gewaltsame Beeinträchtigung der lutherischen Kirche, — die einmal in Fluß gekommene, durch die Vorgänge in Litthauen beständig geschürte Bewegung der Geister stürmte unaufhaltsam weiter und ließ sich weder Maß noch Ziel setzen. Die Moskausche Ztg. hatte zur Zeit des polnischen Aufstandes und der drohenden westmächtlichen Intervention wichtige Dienste geleistet und zählte bis in die höchsten Kreise hinauf zahlreiche und eifrige Anhänger und Verehrer, die niedere Büreaukratie wurde von der nationalen Demokratie geradezu beherrscht, die gemäßigten Staatsmänner, welche an der Spitze der Ge-

schäfte standen, waren isolirt und mußten mit den vorhandenen Factoren rechnen, um sich überhaupt halten zu können. Die einzelnen Versuche zu einer heilsamen Reaction im Sinn der Mäßigung und Humanität, welche namentlich nach dem Karakasowschen Attentat auf die Person des Kaisers stattfanden und durch die Thatsache weitverbreiteter socialistischer Umtriebe in der russischen Jugend vollkommen motivirt waren, konnten wohl weiteren Excessen vorbeugen, den Sitz des Uebels aber trafen sie nicht.

Dieses ist noch gegenwärtig die Lage der Dinge. Eine richtige Auffassung der neuesten Vorgänge in den Ostseeprovinzen ist allein möglich, wenn dieselben unter dem Gesichtspunkt der Pression betrachtet werden, welche die national-demokratische Partei thatsächlich auf alle Kreise der russischen Gesellschaft ausübt, um alles nicht specifisch-russische Leben in den Grenzprovinzen des Reichs zu vernichten. — Die brennende Frage, um welche es sich gegenwärtig handelt, ist bekanntlich die Geschäftssprache in den Staatsbehörden Liv-, Est- und Kurlands; diese sollen auf Grund eines im J. 1850 erlassenen, aber später als „unausführbar" sistirten Befehls alle Verhandlungen russisch führen und blos in dieser Sprache correspondiren, während das deutsche Idiom in den ständischen Behörden und Gerichten, zunächst noch unangetastet bleiben soll. Man würde sich aber vollständig betrügen, wollte man glauben, die Nationalpartei habe keine weitergehenden Absichten und sei zufrieden gestellt, wenn die Gouvernementsregierungen, Cameral- und Domänenhöfe zu Riga, Mitau und Reval fortan blos russische Papiere in die Welt sendeten. Für die Ostseeprovinzen wäre die Durchführung dieser einen Maßregel allerdings schon ein schwerer Schlag; ganz abgesehen von den weiteren Consequenzen wäre die Durchbrechung der Einheit der baltischen Geschäftssprache identisch mit einer mangelhaften, blos äußerlichen Behandlung der wichtigsten Angelegenheiten, mit einer in alle Zweige des öffentlichen Lebens eingreifenden empfindlichen Störung des geschäftlichen Verkehrs und mit der Anstellung zahlreicher, den wahren Bedürfnissen des Landes fremder Beamten — die Nationalpartei aber sieht die Wiederaufrührung des Ukases von 1850 nur als den Vorläufer eines ganz neuen Systems an, dessen Dringlichkeit von ihr schon seit Jahren gepredigt wird. Dieses System ist von den Publicisten Moskaus und Petersburgs so oft und so ausführlich behandelt worden, daß es Jedem, der mit den Verhältnissen irgend vertraut ist, in allen Einzelheiten klar ist. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als die Adoption derselben Maßregeln, mit denen nach Niederschlagung des Aufstandes von 1863 in Polen und Litthauen vorgegangen worden ist.

Vor Allem wird es auf radicale Umgestaltung der Agrarverhältnisse abgesehen. Ohne Rücksicht darauf, daß bereits ein beträchtlicher Theil der Bauerhöfe in Liv-, Est- und Kurland zufolge freier Vereinbarung und mit Hilfe besonderer Banken in bäuerliches Eigenthum übergegangen ist, daß der Zeitpunkt für eine gewaltsame Verwandlung aller Pachten in Eigenthum der Pächter längst vorüber ist und bei der allgemeinen Verschuldung der Rittergüter (einer Folge des plötzlichen Uebergangs von der Natural- zur Geldwirthschaft) nur um den Preis des materiellen Ruins aller Capitalisten möglich wäre — soll nach litthauischem Muster eingegriffen und alles von Bauern besessene Land sofort in bäuerliches Eigenthum umgewandelt werden. Dabei will der Fanatismus der moskauer Radicalen aber keineswegs stehen bleiben; den Anhängern des Gemeindebesitzes ist es ein Gräuel, daß ein Unterschied zwischen Bauerwirthen und Knechten besteht; da ihrer Anschauung nach Alle den gleichen Anspruch auf die Mutter Erde besitzen, müssen die großen geschlossenen Bauerhöfe gesprengt und in kleinen Parcellen unter das Proletariat vertheilt werden. Nicht undeutlich läßt man dabei durchsehen, daß es am geeignetsten wäre, die Theilnahme an diesen großmüthigen Dotationen von dem Uebertritt der Dotirten zur griech.-orth. Kirche abhängig zu machen. Mit besonderem Eifer wird die Regierung gedrängt, wenigstens auf ihren (namentlich in Kurland außerordentlich zahlreichen) Domänengütern in der angegebenen Weise vorzugehen und dadurch in den status quo der baltischen Agrarverhältnisse Bresche zu schießen. Diese Revolution soll die Grundlage des neuen Systems bilden. Um die Letten und Esten aber zugleich auf geistigem Gebiet zu isoliren und von deutschem Einfluß loszumachen, verlangen die Katkow, Aksakow u. A. die vollständige Beseitigung des deutschen Schulwesens. Hand in Hand mit einer kleinen Partei lettischer Journalisten wird für die Idee einer der slavisch-russischen verwandten selbständigen lettischen Cultur geschwärmt; die Unterrichtssprache in den baltischen Gymnasien soll nicht das Deutsche sein, der gebildete Lette oder Este nicht mehr zum Deutschen werden — im Bunde mit den Russen sollen sich die Urbewohner der Ostseeküste emancipiren und zu einer eignen Civilisation aufschwingen. Um den Klagen über den gänzlichen Mangel russischer Unterrichtsanstalten in den Ostseeprovinzen ein Ende zu machen, wurde neuerdings die Begründung eines besonderen russischen Gymnasiums zu Riga angeordnet; diese Maßregel ist in Moskau höchst ungünstig aufgenommen worden — denn nicht auf die Schöpfung russischer, sondern auf die Vernichtung deutscher Schulanstalten ist es abgesehen. „Die Deutschen in Liv-, Est- und Kurland," so heißt es, „spielen dieselbe

Rolle, wie die Polen in Litthauen. Sie müssen beseitigt werden, weil sie eine selbständige aristokratische Cultur repräsentiren und die Letten und Esten in diese hineinziehen. Des demokratischen Rußlands Aufgabe ist, mit Hilfe des Gemeindebesitzes auch hier die herrschende Klasse zu stürzen und eine neue demokratische und specifisch russische Ordnung der Dinge zu begründen." — Je nach ihrem wahren Werth und ihrer Bedeutung für das deutsche Element an der Ostsee werden die verschiedenen Institutionen desselben angefeindet und verketzert; während die Mosk. Ztg. (die erst seit der polnischen Frage mit den Demokraten gemeinsame Sache macht und auch bezüglich des Gemeindebesitzes von der Slawophilentheorie abweichende Ansichten hat, sich aber mit viel Geschick der herrschenden Strömung, insoweit diese von ihr unabhängig ist, zu accomodiren weiß) von den specifischen Adelsprivilegien mit gewisser Zurückhaltung spricht und die Abschaffung feudaler Ungeheuerlichkeiten (wie z. B. des adeligen Güterbesitzrechts) nur ungern gesehen hat, verfolgt sie alle diejenigen Einrichtungen, welche dem gesammten Lande zu Gute kommen und für Resultate der deutschen Entwickelung im modernen Sinne gelten können, mit entschiedener, unerbittlicher Feindschaft, — nichts aber so erbittert, wie die dorpater Universität. Die russische Demokratie sieht diese Hochschule mit Recht als die festeste Burg der deutschen Bildung und des Protestantismus an und scheut darum kein Mittel, um dieselbe schleifen oder doch in eine Russificationsanstalt verwandeln zu lassen. Genau ebenso verhält es sich mit der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen. Scheut man sich auch im Jahrhundert der Toleranz und Aufklärung, Dragonaden im Stil Ludwigs XIV. zu verlangen, so fehlt es doch nicht an versteckten und verkappten Angriffen gegen ihren Fortbestand und ihre Freiheit. Unbekümmert um die offenkundige Thatsache, daß die griechisch-orthodoxen Letten und Esten nichts sehnlicher wünschen, als von dem Zwang, der sie an diese Gemeinschaft bindet, frei zu werden, verkündet man mit kecker Stirn, die griechische Kirche in Livland werde aufs schwerste bedrückt und von dem Fanatismus lutherischer Geistlichen bedrängt; im Interesse des Reichs sei es nothwendig, die politische Bedeutung dieses Instituts zu brechen und den baltischen Protestantismus in die Stellung einer geduldeten Confession herabzudrücken, deren Ausübung wohl privatim gestattet werden könne, die aber zu keiner selbständigen Existenz berechtigt sei. Zur Erreichung dieses Zweckes bedienen die moskauer Journale sich eines ziemlich geschickten Manövers; sie befördern verschiedene Secten, welche neuerdings namentlich in Kurland aufgetaucht sind; mit besonderer Vorliebe werden die aus Preußen eingedrungenen Baptisten gehegt und gepflegt und

in ihren propagandistischen Bestrebungen begünstigt. „Eine Ketzerei ist der andern werth! Die Baptisten sind nicht besser als die Lutheraner — warum sollen die einen an der Verbreitung ihrer „unschuldigen“ Lehren gehindert werden, während die anderen ihre Dogmen zur Landesreligion zu machen bemüht sind!“ Argumente dieser Art werden mit rücksichtslosem, ja absichtlich zur Schau getragenem Cynismus täglich wiederholt, häufig um in deutsche „liberale“ Journale überzugehen, die dann gemeinsam mit den „Pionnieren der Rechtgläubigkeit“ für die Glaubenfreiheit der Baptisten schwärmen und sittlich entrüstet über den angeblichen Zelotismus der lutherischen „Pfaffen“ Kurlands schimpfen.

Daß neben russischer Religion und Agrargesetzgebung endlich auch die rücksichtslose Einführung der russischen Geschäftssprache in alle baltischen Verwaltungsstellen und Gerichte verlangt wird, ist nur die naturgemäße Consequenz dieses Systems, welches im Namen „zeitgemäßen Fortschritts und allgemeiner Freiheit und Gleichheit“ die Vernichtung alles organischen Lebens in einem Lande anstrebt, das seit sieben Jahrhunderten gewohnt ist, die deutsch-protestantische Cultur als die natürliche Grundlage seiner Entwickelung anzusehen. Und diese ihre Forderungen und Wünsche spricht die russische Demokratie so offen und naiv aus, als seien dieselben etwas Selbstverständliches. Als handele es sich um nichts mehr als die Ausführung eines neuen Reglements, wird ein plötzlicher und vollständiger Bruch mit der Geschichte auf allen Gebieten baltischen Lebens verlangt; alle Errungenschaften der Vergangenheit sollen der Regierungsuniformität zu Liebe gestrichen, alle gegebenen Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden. In rein mechanischer Weise wird ausgerechnet, daß es in Liv-, Est- und Kurland mehr Letten und Esten als Deutsche giebt, und daraus der Schluß gezogen, daß die Ersteren berufen seien, die Stellung einzunehmen, welche die Letzteren bisher behauptet. Das deutsche Element, welches der Träger der gesammten Culturarbeit an der Ostsee gewesen ist, aus einer unwirthbaren Wüstenei ein civilisirtes Land, aus den heidnischen Jägern und Fischern der Ostseeküste Protestanten und gebildete Menschen gemacht, das den Stempel seiner Nationalität allen den Einrichtungen aufgeprägt hat, welche die Bewohner dieser Küste zusammenhalten — es wird auf Grund einer Theorie, die erst zur Zeit des polnischen Aufstandes aufgestellt ist und selbst an der Stätte ihrer Aufstellung absolut keine Früchte gezogen hat, mit einem Mal als fremder, vollständig unberechtigter Eindringling behandelt, von dem man kaum weiß, wo er her ist, was er will und wie er heißt. Während die russische Presse, wenn sie vor dem Jahre 1863 gegen den baltischen Provinzialstaat zu Felde zog, sich der liberalen

Phrase als eines schützenden Feigenblattes bediente und unermüdlich versicherte, es handele sich keineswegs darum, russificatorisch vorzugehen, das baltisch-deutsche Leben habe nur durch die Abwendung von den Zeitideen sein Existenzrecht verwirkt, macht die Demokratie von heute kein Hehl mehr daraus, daß ihre Feindschaft nicht auf demokratischen, sondern auf nationalen Instincten beruhe, ja das Hauptargument, welches die Mosk. Ztg. bei ihren Kreuzzugspredigten geltend macht, ist gerade der Satz, daß die baltischen Deutschen Miene machten, durch Adoption einer freisinnigen Provinzialpolitik unbesiegbar zu werden und daß ihrem Treiben ein Ende gemacht werden müsse, noch bevor sie ihre alten aristokratischen Vorurtheile aufgegeben.

Wie lange die Ostseeprovinzen dieser bereits mehrere Jahre dauernden Belagerung durch die demokratische Nationalpartei Stand halten werden, läßt sich um so weniger absehen, als sie in diesen Kampf getreten sind; ehe es ihnen möglich gewesen, eine Reform von Innen heraus an sich vorzunehmen und durch diese ihre Kräfte zu verdoppeln. Die gegenwärtige Verfassung des Ostseegebiets bietet den Gegnern in der That zahlreiche Angriffspunkte; da der Angriff aber längst beschlossen war und seinen eigentlichen Grund in der Beschaffenheit des Parteiprogramms hat, welches die russische Gesellschaft beherrscht, kommen die Mängel der baltischen Zustände eigentlich nur in Betracht, insoweit sie den Angegriffenen die Vertheidigung erschweren; für casus belli können sie seit lange nicht mehr gelten, und es ist ein Wahn, wenn man glaubt, die Liv-, Est- und Kurländer könnten ihre Feinde durch energische Reformarbeit entwaffnen. Auf dem Reformeifer der baltischen Liberalen lastet schon seit lange das lähmende Bewußtsein, daß — geschehe was da wolle — die Zufriedenheit der die russische öffentliche Meinung beherrschenden Partei niemals erzielt werden könne, so lange nicht principieller Verzicht auf die deutsch-protestantischen Traditionen des Landes geleistet worden.

Mit dem Vorwand, es handele sich bei dem Vorgehen gegen die Ostseeprovinzen um liberale russische Reformwünsche, um die Ausdehnung moderner Institutionen auf eine Burg des Mittelalters, wird heut zu Tage nur noch die Einfalt radicaler deutscher Demokraten geködert. Von der Mehrzahl der Institutionen, die Jungrußland auf baltisch-deutsche Erde verpflanzen will, läßt sich geradezu nachweisen, daß sie den zu reformirenden Ländern keinen wirklichen Fortschritt bringen würden. Europäisch gebildeten Lesern zu beweisen, daß das altrussische Institut des Gemeindeeigenthums und der Aufhebung des persönlichen Besitzes am Grund und Boden identisch ist mit der Ver-

nichtung aller rationellen Landwirthschaft und alles Productionseifers, dürfte überflüssig sein; nichts destoweniger ist die Aufrechthaltung und weitere Verbreitung dieser „neuen Formel der Civilisation" eines der Hauptziele der Moskauer Nationalen, die den Liv-, Est- und Kurländern keinen schlimmeren Vorwurf zu machen wissen, als den, daß es in ihrer Heimath „landlose" Leute gebe. Ebenso überflüssig erscheint es, die Vorzüge des Protestantismus vor der griechisch-orthodoxen Kirche und der s. g. „byzantinischen Cultur" ausdrücklich zu erörtern: die Thatsache, daß es in den Ostseeprovinzen ein vortrefflich organisirtes, von der luth. Geistlichkeit geleitetes Volksschulwesen giebt und daß die griechischen Priester weder im Innern des Reichs noch in Livland Schulen ins Leben zu rufen im Stande waren, genügt statt aller übrigen Argumente. Anders steht es allerdings bezüglich der modernen russischen Justiz und Provinzialverfassung, die theoretisch vieles vor den entsprechenden baltischen Instituten voraus hat. Aber auch hier wäre eine Reform nach russischer Schablone vom Uebel. Die russische Gouvernementslandschaft vereinigt allerdings alle Stände zur Berathung der Provinzialinteressen, während diesseit des Peipussees allein der Adel und die Stadt Riga auf den Landtagen vertreten sind, — aber der Competenzkreis und das Selbstbestimmungsrecht der russischen Landschaft sind so beschränkt, daß ihre Einführung für Liv-, Est- und Kurland mit einem Verzicht auf die Selbstverwaltung beinahe gleichbedeutend wäre. Dazu kommt, daß nach dem Landschaftsstatut alle Macht in den Händen des numerisch am stärksten vertretenen Bauernstandes ruht, die gebildeten Klassen von diesem niedergehalten werden und aus diesem Grunde die Bureaukratie allenthalben als die entscheidende Schiedsrichterin eintritt. In der russischen Presse herrscht nur eine Stimme darüber, daß die überwiegende Mehrzahl der russischen Gouvernementslandschaften (Moskau und Petersburg, die vollständig vom Adel beherrscht werden, allein ausgenommen) so gut wie nichts geleistet hat: die Masse der ungebildeten Deputirten sieht theilnahmlos dem Treiben einzelner „faiseurs" zu, die sich hoch bezahlte Posten in den landschaftlichen Verwaltungsausschüssen sichern und die Zeit mit unfruchtbaren Discussionen tödten. Die Freiheit hat auf verschiedenen Culturstufen verschiedene Formen; wo die Massen höherer Bildung noch nicht theilhaft sind, behauptet die Aristokratie der Gebildeten ein angeborenes Recht, und wird künstlich die Gleichberechtigung aller erzwungen, so herrscht thatsächlich die gleiche Unfreiheit d. h. Abhängigkeit von der Bureaukratie für alle. Daß die Liv-, Est- und Kurländer aber lieber von ihren Aristokraten als von uniformirten Sendlingen der moskauer Demokratie abhängig sind, daß sie sich davor

scheuen, die erst auf dem Wege zur Bildung begriffenen Letten und Esten sofort zur eigentlich regierenden Klasse zu machen, das hat seinen guten, aus tausendfachen Erfahrungen gewonnenen Grund. Sobald aber von der bedingungslosen Ausdehnung modern-russischer Institute abgesehen wird, stößt jedes baltische Reformbestreben auf unendliche Schwierigkeiten; denn die Nationalpartei will nicht, daß (wie die Moskausche Zeit. sehr richtig formulirt) „die dem baltischen Adel zustehenden deutsch-autonomen Vorrechte und Privilegien auf alle Stände, geschweige denn die Nicht-deutschen ausgedehnt werden; das wäre mit vollständiger Germanisation gleichbedeutend."

Kaum anders steht es, (wie bereits oben gesagt wurde) mit der Reform der ständisch zerklüfteten Justiz des Ostseelandes. Bezüglich des materiellen Rechts ist vor allem daran zu erinnern, daß dieses auf ausschließlich deutscher Grundlage ruht, mithin niemals von anderen als deutschen oder doch deutschgebildeten Richtern und Juristen gesprochen und ausgelegt werden kann. In den Ostseeprovinzen, deren höchste (dritte) Appellationsinstanz der Petersburger Senat ist, weiß man seit lange, was es heißt, wenn von Richtern, die nichts vom gemeinen Recht und vom Sachsenspiegel wissen, nach livländischem Landrecht geurtheilt wird, wenn ohne Kenntniß vom Wesen der Verhandlungsmaxime und dem Unterschiede peremptorischer und dilatorischer Einreden complicirte Civilprocesse entschieden werden. Ist es da zu verwundern, wenn die Ostseeprovinzen von einer Reform der Rechtspflege vor allem verlangen, daß sie ihnen Richter sichere, welche des heimischen Rechts und der heimischen Sprache kundig sind? Hätte es irgend Sinn und Verstand, wenn man Calamitäten, die sich in der dritten Instanz allenfalls ertragen lassen, Thür und Thor in alle drei Instanzen öffnete? Oder soll man, um zu einer besseren Proceß- und Gerichtsordnung zu gelangen, auf das bestehende materielle Recht verzichten und das Corpus juris gegen den „Swod Sakonow" austauschen? Und das geschähe thatsächlich, wenn die baltischen Stände das Recht auf die Wahl ihrer Richter freiwillig, der bloßen Theorie zu Liebe aus den Händen geben wollten.

Stellen sich somit Schwierigkeiten der ernstesten Art allen, auch den bestgemeinten Reformversuchen der deutschen Stände des Ostseelandes entgegen, so ist das Beharren bei den überkommenen Zuständen trotz alledem doch nur noch kurze Zeit lang möglich. Daß es in einem civilisirten Lande dreierlei Arten von Gerichten giebt, adelige, städtische und bäuerliche, daß die wichtigsten Richterposten so ausschließlich Gliedern eines Standes ertheilt werden, daß die Frage nach gehöriger

wissenschaftlicher Qualification eine secundäre Rolle spielt, daß die wichtigsten Factoren des politischen Lebens auf den Landtagen unvertreten bleiben, daß ferner die Zugehörigkeit zur Adelsbank die Bedingung zu jeder politischen Laufbahn bildet, daß die Städte ohne jede Beziehung zum flachen Lande, gleichsam Staaten im Staate sind, — das ist nur als Anomalie und auch als solche nur noch so lange möglich, als es wie in dem gegenwärtigen Augenblick heißt: Sint ut sunt, aut non sint. Auf die Dauer käme ein solcher Zustand der Dinge dem Tode durch Selbsterstickung gleich. Wie aber geholfen werden soll, so lange jede gesunde und natürliche Entwickelung unterbunden bleibt, das weiß Niemand zu sagen. Ein naturgemäßer Fortschritt ist in den Ostseeprovinzen nur im Bunde mit dem deutschen Element möglich, jeder andere Weg führt unfehlbar zur Barbarei. In einem aristokratischen Lande, dessen Bildung Jahrhunderte lang von einer Schicht der Bevölkerung getragen wurde, schließen sich alle tüchtigen und wirklich strebsamen Kräfte dieser an. Die Opposition gegen ihre Herrschaft fällt zusammen mit der Opposition gegen die Bildung, mit welcher sie sich einmal identificirt hat; soll die natürliche Entwickelung ihren Verlauf nehmen und zum Ziel gelangen, so kann das nur dadurch geschehen, daß alle Bewohner des Landes schließlich zur herrschenden Classe gehören und in diese aufgehen. Der umgekehrte Verlauf, — im vorliegenden Fall der, den die russische Demokratie verlangt, — würde zu einem Bildungsrückschritt, zum Herabsinken auf eine niedere Stufe führen. Wenn die Moskauer Nationalen des Glaubens sind, mit ihrer Hilfe werde es gelingen, die Letten und Esten sofort zu einer höheren, das deutsche Niveau überragenden Bildungsstufe zu führen, so bewegen sie sich in einem Irrthum der gröbsten Art. Weder kommt die Cultur des inneren Rußlands der der Ostseeprovinzen gleich, noch besitzt Rußland das Maß an überschüssigen Bildungskräften, das erforderlich wäre, um das deutsche Arbeitsfeld am rigaischen und finnischen Meerbusen zu überfluthen. Die Arbeit, welche die Deutschen in Liv-, Est- und Kurland nicht thun, bleibt überhaupt ungethan — schon ihren passiven Widerstand zu brechen, müßten russische Kräfte aufgeboten werden, die in ihrer Heimath besser verwerthet würden und welche kaum aufzubringen wären. Wo sollten gar die Mittel herkommen, um das Zerstörte neu aufzubauen und den Ausfall an vorgethaner Arbeit zu ersetzen, der durch die Vernichtung siebenhundertjähriger Thätigkeit nothwendig entstünde? Gerade derjenige Stand, auf den es hauptsächlich ankäme, der gebildete Mittelstand, fehlt in Rußland noch immer — hunderte russischer Lehrstühle in Gymnasien und Universitäten, Volksschulen und Fachanstalten stehen

Jahr aus und Jahr ein leer, — wer soll die hunderte lutherischer Prediger und Cantoren, die Gelehrten, Techniker und Geschäftsleute ersetzen, welche in Liv-, Est- und Kurland wirken? Sollen diese aufhören, aus dem Quell deutscher Bildung zu schöpfen, in deutschem Geist zu wirken und durch die überschüssigen Kräfte, die das Mutterland noch täglich seiner vergessenen Colonie spendet, regenerirt zu werden, so hören sie auf zu sein, was sie waren, sind sie um das beste Theil ihrer Arbeits-Macht und Lust gebracht.

Die idealen Triebfedern, welche den Menschen zur Anspannung seiner Kräfte begeistern und ihm die Fähigkeit verleihen, über die Grenze dessen, was er zur gegebenen Zeit vermag, rastlos hinauszustreben, sie lassen sich nicht willkürlich wie die Triebräder einer Maschine herausnehmen und durch neue ersetzen. Ein Stamm, der durch nahezu ein Jahrtausend in deutschem Geiste thätig gewesen ist, vermag nicht, auch wenn er wollen könnte, im Handumdrehen ein anderer zu werden und seine alten Ideale mit slawisch-byzantinischen zu vertauschen. Man kann ihm die Freude an seiner Wirksamkeit verkümmern, man kann ihn hindern, zu wachsen und zu erstarken, aber es ist unmöglich, ihn wie einen Baum umzupflanzen oder durch gewaltsame Pfropfung zum Hervorbringen einer neuen Fruchtgattung zu zwingen. Handelt es sich gar darum, dieses Experiment an einem ganzen Völkerwalde vorzunehmen, zu gleicher Zeit aus finnländischen Schweden, deutschen Liv-, Est- und Kurländern und litthauischen Polen Russen zu machen, einen ganzen Höhenzug aristokratischer Bildung zu nivelliren, so erscheint ein solches Unternehmen als reine Don-Quixoterie, die sich früh oder spät an ihren Urhebern empfindlich rächen muß.

Ob diese Nemesis dereinst wirklich zu ihrem Recht gelangt, ist für die baltischen Provinzen Rußlands, wenn sie diesen Tag nicht noch bei lebendigem Leibe erleben, gleichgiltig — sie sind verurtheilt, stille zu halten und über sich ergehen zu lassen, was zur Zeit unabwendbar erscheint: ohne Aussicht auf Erfolg zu streiten ist zu allen Zeiten ihr Loos gewesen. Die blutige Geschichte, welche hinter ihnen liegt, hat sie gelehrt, mit unverwüstlicher Zähigkeit auszuhalten und den passiven Widerstand zum Rang eines selbständigen politischen Systems zu erheben, aber den Sieg vermag derselbe ihnen nicht zu sichern. Die Schuld, welche auf den Enkeln der Eroberer dieses Strandes lastet, haben dieselbe schwer genug gebüßt und an Versuchen zu ihrer Sühnung hat es niemals, am wenigsten in den letzten Jahren gefehlt — der beträchtliche Schuldantheil, welchen das gesammte deutsche Volk auf sich lud, als es seine Söhne in die Ferne sandte, um dieselben dann

sich selbst und der Nothwendigkeit einer Selbsterhaltung um jeden Preis, auch den der Zwingherrschaft über die Urbewohner, zu überlassen, er wird sich dereinst vielleicht dadurch strafen, daß man auch in Deutschland, wenn es zu spät ist, einsehen lernt, daß die untergegangene Colonie auch für das Mutterland nicht ganz ohne Nutzen gewesen sei. Des versprengten Postens am Ostseestrande sich zu schämen hat das deutsche Volk niemals ein Recht und wenigstens in der Gegenwart nicht Grund gehabt, als Männer haben die deutschen Beherrscher Liv-, Est- und Kurlands sich jederzeit bewährt, und wenn es mit ihnen wirklich einmal vorbei ist, auf die Achtung ihrer Gegner werden sie sicherlich Anspruch haben. Rußland selbst wird dann gestehen müssen, es habe an dem deutschen Element an der Ostsee einen tüchtigen und kernigen Stamm besessen, dessen Verlust schwerer wiegt, als die Thorheit derer, welche ihn verschuldeten, einzusehen im Stande war. Nirgend aber wird die Empfindung dieses Verlustes lebhafter sein, als bei der Regierung, die an den baltischen Deutschen stets die treusten und loyalsten Unterthanen gehabt und von denselben gerade dann die größten Vortheile gezogen hat, wenn Rechte und Eigenthümlichkeiten des Landes am sorgfältigsten geschont wurden, das Peter der Große mit Stolz seine deutsche Provinz nannte.

Aus vergangner Zeit.

Moritz von Sachsen in Mitau.

Князъ Меншиковъ и Графъ Морицъ Саксонскiй.

(Соч. Щебальскаго.)

Das Jahr 1561 machte dem deutschen Föderativstaat, der seit drei Jahrhunderten unter dem Collectiv-Namen Livland an der Ostsee geherrscht und fast ununterbrochen mit kriegerischen Nachbarn gekämpft hatte, ein Ende; durch die Verträge vom 28. Nov. 1561 wurde Livland eine, wenn auch privilegirte polnische Provinz, Kurland unter dem bisherigen Ordensmeister Gotthard Kettler ein polnisches Lehnsherzogthum. Der Herzog wurde der unumschränkte Landesherr seines kleinen Staates, nur daß ihm das Recht fehlte, selbständig den Krieg erklären zu können. Kurland hatte sein eigenes kleines Heer, seinen eigenen Staatsschatz, befolgte eine selbständige Politik und wurde durch den Herzog und den ihn umgebenden Oberrath selbständig verwaltet; die Landeskirche, zu der sich verfassungsmäßig der jedesmalige Herzog bekennen sollte, war die protestantische.

Dieses Verhältniß war weder den Wünschen des polnischen Lehnsherrn, noch denen des herzoglichen Vasallen entsprechend und wurde in seiner Unhaltbarkeit von beiden Theilen bald erkannt; das Bestreben Kurlands, seine Sprache, seine Religion und seine Verfassungseigenthümlichkeiten zu wahren, kreuzte die Interessen der polnischen Regierung und der katholischen Geistlichkeit dieses Landes, die hier den Höhepunkt ihres allgewaltigen Einflusses gerade zu der Zeit einzunehmen begann, als sie im westlichen Europa durch den Einfluß der Reformation an ihrer bisherigen Bedeutung mehr und mehr verlor. Aber je offener Polen Kurland gegenüber mit seinen Unionsplänen und seiner Proselytenmacherei hervortrat, desto enger schloß das kleine Herzogthum sich an das stamm- und sprachverwandte Deutschland an. Vor allem wahrte die protestantische Geistlichkeit Kurlands ihre Rechte mit Nachdruck und Energie den katholischen Bestrebungen der polnischen Bischöfe gegenüber, und der

kurische Adel, der den polnischen und litthauischen an Bildung weit überragte, wußte sich diesem gegenüber zu jeder Zeit durch Stolz und Exclusivität fern zu halten. Der größte Theil des jungen Adels holte sich seine Bildung auf deutschen Universitäten und war nicht abgeneigt, sich in deutschen Kriegsdiensten zu versuchen; mannigfache verwandtschaftliche Beziehungen verbanden die herzogliche Familie mit dem Hause Kur-Brandenburg — und unter so bewandten Umständen war es naturgemäß, daß aller polnische Einfluß sich in Kurland auf eine strenge administrative Sphäre beschränkte.

Einen fast feindseligen Charakter nahmen diese ohnehin wenig sympathischen Beziehungen zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasallen an, als der Kurfürst August der Starke von Sachsen den polnischen Thron bestieg. Das traurige Ideal, das damals den meisten deutschen Fürsten vorschwebte, war das französische Hof- und Staatsleben à la Louis XIV. und auch August war, wie bekannt, ausschließlich von dem Bestreben beherrscht, auf französische Weise den Einfluß seiner Dynastie zu befestigen, sich die Völker des alten Piasten-Thrones durch ein System der Centralisation gleichmäßig dienstbar zu machen und die polnische Wahlmonarchie in eine erbliche zu verwandeln. Um Rußlands Einwilligung und Beistand zu diesem Plane zu erlangen, war er zu Territorialabtretungen an dasselbe bereit; dieser Plan veranlaßte ihn, gegen den Willen der Nation mit Karl XII. Krieg anzufangen und war auch der Beweggrund zu den Bestrebungen des Königs, seinen Einfluß auf die Herzogswahl in Kurland geltend zu machen.

Die Aufgabe der folgenden Darstellung soll es sein, einen Blick in die Verhältnisse zu thun, unter denen man von polnischer wie russischer Seite am Anfange des 18. Jahrhunderts eine entscheidende Einwirkung auf die Ertheilung des kurischen Herzogshutes versuchte.

Bald nach der Thronbesteigung August's des Starken (1697) war Herzog Friedrich Kasimir von Kurland gestorben und hatte einen sechsjährigen Sohn, den späteren Herzog Friedrich Wilhelm, hinterlassen. Verfassungsmäßig beanspruchte die Ritterschaft, daß der herzogliche Oberrath die Regentschaft für den unmündigen Prinzen übernehmen sollte; Polens Antagonismus hatte andere Pläne geschmiedet. In Warschau wußte man die kurische Constitution anders zu commentiren als in Mitau, und die Regierung ernannte im Jahre 1698 den Bruder des verstorbenen Herzogs, den Prinzen Ferdinand, der als Katholik und Polenfreund in Kurland höchst mißliebig war und bisher außerhalb seiner Heimath in Danzig gelebt hatte, „zum Herzog-Vormund und Administrator.“

Wenn dieser Schritt auch übereinstimmend vom Könige Polens und der Nation gebilligt worden war, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß nur das Factum als solches den sonst meist diametral auseinandergehenden Wünschen des Königs und der Aristokratie entsprochen hatte. Die Feindschaft gegen das kleine, aber selbständige Lehnsherzogthum war bei beiden Factoren der Regierung die Ursache der Ernennung Ferdinand's gewesen; die Nation, oder vielmehr die Aristokratie (denn diese war in Polen der einzig vertretene Stand) wünschte die völlige Unterwerfung Kurlands einzig im national-polnischen Interesse, dem nur noch ein katholisches Element beigemischt war; der König hatte bei dem gleichen Bestreben nur den Vortheil und die Befestigung seiner Dynastie im Auge. Dieses zeitweilige Zusammengehen sonst unharmonischer Elemente muß man als eine unter den obwaltenden Umständen nur exceptionelle Erscheinung festhalten, wenn man den Ariadnefaden, der sich durch das Getriebe vielverschlungener Hof- und Staatsintriguen zieht, nicht verlieren will.

Für ihre Absichten schien die polnische Regierung durch die Einsetzung Herzog Ferdinand's das rechte Mittel gefunden zu haben. Kaum hatte der nordische Krieg seinen Anfang genommen, so stieß der „Administrator" mit seiner kleinen Armee zum sächsischen Heer, das sich unter dem Commando des Feldmarschalls Steinau in der Nähe von Riga zusammenzog. Herzog Ferdinand selbst schloß sich der russischen Armee an und nahm mit ziemlich zweifelhafter Tapferkeit an der Schlacht bei Narwa Theil; ihr für Rußland unglücklicher Ausgang ist bekannt; Karl XII. erfocht einen entscheidenden Sieg und wandte sich nunmehr gegen die sächsische Armee unter Steinau, zersprengte diese mit leichter Mühe, besetzte Mitau ohne irgend welchen Widerstand, ließ eine Garnison in dieser Stadt zurück und setzte in stetem Siegeslauf den flüchtigen Sachsen nach. Herzog Ferdinand hatte sich unterdessen gleich nach der Entscheidung bei Narwa in den Wagen geworfen und war, ohne sich in Kurland aufzuhalten, nach Danzig geeilt, von wo aus er seine Regierung weiterführte. In Kurland hatte man die Betheiligung des Herzog-Administrators an dem Kriege gegen Schweden nur ungern gesehen und die Schweden in keineswegs feindlicher Weise empfangen. Karl's Glücksstern sollte indessen bald erbleichen; in irriger Beurtheilung der russischen Kräfte hatte der junge Soldaten-König gemeint, den Zaren Peter durch die Schlacht bei Narwa völlig vernichtet und auf immer aus der Zahl seiner Gegner gestrichen zu haben. Aber während er noch in Deutschland neuen Lorbeeren nachging, verscherzte Karl schon die Früchte seiner Siege im Norden. Scheremetjew war es vorbehalten,

durch unscheinbare aber sichere Erfolge die dem Duc de Croix geschlagene Scharte auszuwetzen. Im Jahre 1703 überfiel der Kurländer Rönne an der Spitze eines russischen Corps Mitau, nahm es den Schweden ohne Schwertstreich ab und begründete mit diesem Handstreich den immer mächtiger bestimmenden Einfluß der russischen Monarchie auf das letzte ihm noch nicht unterworfene baltische Herzogthum und die endliche Unterwerfung des gesammten Ostseegebiets unter die Krone Rußlands. Im Verlauf weniger Jahre fielen die sämmtlichen liv- und estländischen Städte in die Hände des russischen Siegers. Scheremetjew eroberte Schlüsselburg, Narwa, Reval und endlich Riga, und gewährleistete im Namen Peter's die Verfassung, das Recht und die Kirche der deutschen Provinzen. Peter der Große vernichtete durch die Schlacht von Poltawa den Rest der schwedischen Armee in Rußland und des neuerrungenen schwedischen Einflusses in Europa und gewann von nun an einen bleibenden Einfluß auf den Gang der politischen Angelegenheiten Europa's; seinen Verbündeten, August den Starken, setzte Peter wiederum auf den verloren gegangenen polnischen Thron, vermittelte mit den Anhängern des gestürzten Gegenkönigs Stanislaus Lesczynski und stand bald an der Spitze eines neuen mächtigeren Bundes gegen Schweden, dem außer Sachsen, Polen, Dänemark und Rußland noch das junge aber kräftig emporstrebende Königreich Preußen beitrat.

Dieser Umschwung der Dinge entzog Kurland mit Nothwendigkeit jedem schwedischen Einfluß und rückte es den russisch-polnischen Interessen näher. Auf seiner Rückreise in das neu gegründete Petersburg berührte der Kaiser Mitau, wurde mit großer Pracht aufgenommen und sprach sich einflußreichen Edelleuten gegenüber dahin aus, daß er mit dem Könige von Preußen übereingekommen sei, dessen leiblichen Neffen, den jungen Herzog Friedrich Wilhelm, mit einer russischen Prinzessin zu verheirathen. Eine reiche Aussteuer wurde dabei in Aussicht gestellt und das ganze Project bot zu viele und auffällige Vortheile dar, um der Anpreisung zu bedürfen. Wenige Monate nach Peter's Besuch in Mitau erschienen daher kurische Deputirte in Petersburg, um der Großfürstin Anna Iwanowna die Bewerbungen des jungen Herzogs zu überbringen und den Heirathsvertrag abzuschließen. Der Zar gab seiner Nichte die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 200,000 Rubel zur Aussteuer und setzte mit den Deputirten fest, daß dieses Capital zur Auslösung der verpfändeten herzoglichen Güter verwandt und durch die Güter der neuen Herzogin sicher gestellt werden solle. Der Herzogin wurde für den Todesfall ihres Gemahls eine jährliche Rente von 40,000 Rbl. ausgesetzt. Der junge Herzog, ein blühender Jüngling,

der seine Studien soeben in Deutschland beendet hatte, erschien in Petersburg, die Hochzeit wurde mit großem Glanz gefeiert und erst zwei Monate nach derselben verließ das junge Paar die Residenz; aber bereits auf der zweiten Station hinter Petersburg erkrankte der Herzog an den Blattern und erlag nach wenigen Tagen der Krankheit. Kaum hatte Ferdinand, der frühere Administrator, die Kunde von dem plötzlichen Tode seines Neffen erhalten, als er sich auch zum alleinigen und rechtmäßigen Herzog Kurlands erklärte und die polnische Regierung, die ihn als ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne kannte und schon um seiner katholischen Bigotterie willen schätzte, ermangelte nicht, ihm eine sofortige Bestätigung zuzusenden. Polens Hoffnung, auf diese Weise seinen alten Einfluß wieder zu erlangen und die russischen Annexionsbestrebungen zu neutralisiren, war aber vergeblich; die bei der Herzogin gemachte Anleihe sowohl als die ihr zustehende jährliche Pension waren zu mächtige Factoren für den Einfluß Rußlands, dem die unbeliebte polnische Regierung am wenigsten die Spitze bieten konnte. Die Glieder des herzoglichen Oberrathes, die weder im Stande waren, die der Wittwe ihres jungen Herzogs zugesicherte Rente auszuzahlen, noch die Zinsen für das Aussteuer-Darlehn zu beschaffen, forderten die Nichte Peters auf, die ihr verpfändeten Güter selbst zu verwalten. Anna leistete dieser Aufforderung Folge und erschien in Begleitung des Geheimraths Bestushew-Rjumin, der an ihrem Hofe gleichzeitig als herzoglicher Hofmeister und russischer Ministerresident fungirte. Sobald politische Rücksichten es räthlich machten, wurde nunmehr die Frage wegen Wiederbezahlung des Darlehns aufgenommen, und für jede neue Maßregel der russischen Regierung Kurland gegenüber mußte sie den Grund hergeben. So befahl Peter z. B. im Jahre 1712 seinem Residenten Bestushew, nachdrücklichst das Wittwengehalt der Herzogin zu fordern und nöthigenfalls mit einer Execution durch russische Soldaten zu drohen. Vier Jahre später schrieb Peter demselben Residenten: „Es verlaute, der kurländische Adel wolle sich einen neuen Herzog wählen; für diesen Fall setze er (Peter) voraus, die angesehensten Edelleute würden sich zuvor mit ihm, ihrem mächtigsten Nachbarn, darüber einigen, wer zum Herzog zu wählen sei.“ Diese Zeilen Peters zeigen, wie rasch der russische Einfluß in Kurland seit dem vor dreizehn Jahren stattgehabten Rönneschen Handstreich an Umfang gewonnen hatte. Der Administrator selbst leistete den russischen Interessen durch seine Unpopularität die besten Dienste; durch unaufhörliche Händel mit der Ritterschaft hatte sich das Verhältniß des Herzogs zu dieser so feindselig gestaltet, daß die Opposition gegen ihn und seine Vorschläge als etwas Selbstverständliches von

jedem kurischen Edelmann gefordert wurde, der für einen unabhängigen Patrioten gelten wollte. Eine eigene Commission zur Schlichtung dieser Händel wurde im J. 1716 aus Warschau nach Mitau gesandt und ob sie gleich fast alle Beschwerden der Ritterschaft für gegründet erklärte, erbitterte schon ihr bloßes Erscheinen, „ihre verfassungswidrige Einmischung," die starrköpfigen Kurländer, die nun eifriger denn je einen Herzog nach ihrem Herzen wünschten, der sie in Frieden und Unabhängigkeit erhielte. Ferdinand war unverheirathet und hochbetagt, es war sehr natürlich, daß die Kurländer sich fragten, was nach seinem Tode aus ihrem Vaterlande werden würde und ihre Wahl sich bald auf diese, bald auf jene Dynastie zu lenken schien. In Polen war man aber völlig anderer Ansicht; man schloß sich dem Wortlaut der Provisio ducalis an und polnische Juristen erklärten, der Vertrag von 1561 sei nur mit dem Hause Kettler abgeschlossen worden und nur diesem gegenüber garantirt gewesen; da der Fall des Erlöschens der Familie Kettler in demselben nicht vorgesehen worden, müsse Kurland nach den Grundsätzen des Lehnrechts dem Lehnsherrn „heimfallen".

Diese Schlußfolgerungen polnischer Senatorenweisheit erweckten den lebhaftesten Widerspruch der kurländischen Oberräthe, die sich darauf beriefen, daß der König Wladislaw nach dem Tode Herzog Friedrich's und der Unfähigkeitserklärung von dessen Bruder Wilhelm, das Herzogthum nicht eingezogen, sondern in der Person seines Bruders einen neuen Herzog ernannt hatte; der Vertrag von 1561 spreche allerdings nur von dem Thronrecht der männlichen Descendenten Gotthard Kettler's darum seien aber nur weibliche Regentinnen und nicht Herrscher neuer Dynastien ausgeschlossen worden; die Auslegung des Königs Wladislaw gebe einen Präcedenzfall ab u. s. w. Während dieses Casuisten-Gefecht zwischen polnischen und kurländischen Staatsmännern unentschieden hin und her wogte, hatten Peter und König August über dieselbe Angelegenheit geheime Unterhandlungen gepflogen und sich dahin geeinigt, die verwittwete Herzogin mit einem Agnaten des kursächsischen Hauses, dem Herzog von Sachsen-Weißenfels zu vermählen und diesen zum Herrn Kurlands zu machen. Welche Vortheile Peter sich von diesem „Arrangement" versprach, vermögen wir nicht anzugeben; August hoffte durch die Belehnung seines Vetters den sächsischen Einfluß in Polen zu kräftigen und für seine dynastischen Zwecke auszubeuten. Die Kurländer waren bald für dieses Project gewonnen und sandten eine Deputation nach Warschau, um es dort zu befürworten; die Sache scheiterte aber an der entschiedenen Opposition der national-polnischen Partei, die sich zu einer Combination nicht verstehen wollte, durch die der Einfluß der sächsischen

Königsdynastie in Polen unstreitig wachsen mußte, und unverrichteter Sache kehrten die Deputirten nach Mitau zurück. Ein gleiches Schicksal hatte eine große Menge ähnlicher Vorschläge, die bald seitens des russischen, bald seitens des preußischen Cabinets gemacht wurden und alle darauf hinausliefen, der verwittweten Herzogin Anna in der Person eines neuen Herzogs einen Gemahl zu schaffen. Hindernisse verschiedenster Art stellten sich jedem Vorschlag zur Erledigung dieser Angelegenheit entgegen, während die Herzogin in ihrem Wittwen-, der Herzog Ferdinand in seinem Junggesellenthum verharrte, die Kurländer immer nicht in Erfahrung bringen konnten, wen man zu ihrem Herzog ernennen würde, in Polen die Hoffnung auf eine Einverleibung Kurlands genährt wurde und August der Starke immer noch Hoffnungen für die Candidatur seines Vetters nährte.

Unterdessen starb Peter I. und sein Tod zog mancherlei Veränderungen für die von ihm neugeschaffene Riesenmonarchie nach sich. An die Stelle der durch den Kaiser fast überreizten allgemeinen Rührigkeit traten Schlaffheit und Apathie; die ungeheure Staatsmaschine, der Peter fast ausschließlich vorgestanden hatte, drohte in Stocken zu gerathen. Der Kaiser hatte sich an der Administration der einzelnen Geschäftszweige so lebhaft betheiligt, seine Diener jedesmal so gründlich instruirt, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Seele der Regierung genannt werden mußte, und mit seinem Ausscheiden jedem Ressort sein thätigster und unersetzlichster Beamter verloren gegangen war. Rußland war nach dem Tode des Mannes, dessen Genie die halbe Kraft des Staates ausgemacht hatte, ein mehr ausgedehnter als kräftiger Staat, seine Zukunft gab zu Besorgnissen der ernstesten Art Anlaß und in der kurländischen Frage spürten die Fürsten des östlichen Europas zuvörderst, daß vor der Hand Niemand die durch den Tod Peter's entstandene Lücke auszufüllen vermochte.

Seit längerer Zeit gingen Berichte der russischen Gesandten aus Warschau und Mitau darüber ein, daß man in Polen mit dem Gedanken umgehe, das Herzogthum Kurland der „erlauchten Republik" einzuverleiben, während in Kurland alle Wünsche dahin gingen, dem Lande seine bisherigen deutschen Einrichtungen zu erhalten. Unter solchen Umständen schien das Einschreiten Rußlands geboten zu sein. Am 30. März 1725 verlas der Graf Ostermann in Gegenwart der übrigen Minister ein von ihm verfaßtes, ausführliches und erschöpfendes Memoire über den vorliegenden Gegenstand, stellte die Pläne und Vorschläge, die seitens des Königs von Preußen und der polnischen Regierung gemacht worden waren, übersichtlich zusammen und wog die

Vortheile gegeneinander ab, die sich von dem Anschluß an die Politik des einen oder des anderen Staates erwarten ließen. Ueber ein Resultat hatten die russischen Minister sich bald geeinigt: den Plänen der polnischen Patrioten, die Republik durch die Einverleibung Kurlands zu vergrößern, sollte in jedem Fall entgegengetreten werden; nach kurzem Schwanken war man geneigt, August's Plänen, einer Belehnung und Verheirathung des sachsen-weißenfelsschen Vetters, keine Unterstützung zu gewähren, sondern mit Preußen in Unterhandlung zu treten und die Hand eines brandenburgischen Prinzen für die Herzogin Anna Iwanowna zu verlangen; einstweilen sollten alle betreffenden Verhandlungen möglichst behutsam und geheim gepflogen werden, um es nach keiner Seite hin zu verderben und für alle Fälle mit August in gutem Vernehmen zu bleiben. Die Macht der Umstände setzte dieser Politik der halben Maßregeln aber bald eine Grenze und drängte zu festem, entschlossenen Handeln.

Die Chancen, die Rußland für die Durchführung seiner Pläne in Kurland hatte, waren günstig genug; der durch Peter I. angebahnte Einfluß war keineswegs erloschen. Einmal kam Rußland die glimpfliche Behandlung der benachbarten deutschen Provinzen Liv- und Estland außerordentlich zu Statten. Während diese Provinzen in ihren nationalen und religiösen Eigenthümlichkeiten durch die russische Regierung keinerlei Beinträchtigung erlitten, hatte Polen alle ihm entgegengetragenen Sympathien durch seine nationale und religiöse Exclusivität und Intoleranz verscherzt; auch die Herzogin Anna, die damals noch nicht unter dem Einfluß Biron's stand, sondern in stiller Zurückgezogenheit lebte und ihre Residenz abwechselnd in Mitau und Schloß Annenhof aufschlug, trug das Ihrige dazu bei, den Kurländern russische Sympathien einzuflößen, besonders, seitdem sich ihre dereinstige Erhebung auf den Thron Rußlands mehr und mehr voraussehen ließ.

Seit zwei Jahren hielt sich ein Herr von Brackel als Deputirter Kurlands in Warschau auf, in gleicher Weise von der Kälte der polnischen Aristokraten und von der Ungnade König August's verletzt, der den Kurländern nicht vergeben konnte, daß sie die Candidatur des sachsen-weißenfelsschen Prinzen so schnell vergessen hatten, und ohne daß es ihm möglich gewesen wäre eine Audienz zu erlangen. Mannigfach von dem Hochmuth der polnischen Machthaber zurückgestoßen und häufig von ihren Zusammenkünften und Festen ausgeschlossen, gewann der Deputirte Kurlands dennoch eine richtige Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse. Er hatte bald erkannt, daß die Einverleibung und Zerstückelung seines Vaterlandes in polnische Wojewodschaften eine beschlossene Sache sei,

in Bezug auf welche alle Parteien übereinstimmten und die zum Losungswort des gesammten polnischen Adels geworden war. In dieser Noth verfiel Brackel auf ein nicht ungeeignetes Mittel zur Rettung seines Vaterlandes, das den Vorzug hatte, auf russische, damals durch den Herzog von Holstein wesentlich beeinflußte Sympathien rechnen zu dürfen: er schlug den natürlichen Sohn August's, den bekannten Marschall und Grafen Moritz von Sachsen, zum Herzog von Kurland vor.

Der Hof August's des Starken von Sachsen war schon am Ende des 17. Jahrhunderts durch den Luxus und die Ausschweifungen, denen sein Herrscher nach französischem Muster sich hingab, bekannt oder vielmehr berüchtigt. Unter den Schönen, die sich der wechselnden Gunst dieses unersättlichen Lüstlings erfreuten, nahm in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Gräfin Aurora von Königsmark für längere Zeit den ersten Platz ein. Lange hatte sie alle Bewerbungen des galanten Kurfürsten, der öffentlich ihre Farben trug, abgelehnt, unter glänzenden ihr zu Ehren in Schloß Moritzburg veranstalteten Festen war die Liebe August's aber „gekrönt" worden; unser Marschall war die Frucht dieser Verbindung, und der ihm beigelegte Name sollte eine stete Erinnerung an die „schönen Tage" von Moritzburg sein, die übrigens gleich denen von Aranjuez für die schöne Aurora bald vorüber sein sollten.

Moritz erhielt eine Erziehung, die nur sehr spärliche Früchte trug; der berühmte Marschall hat es nie zu orthographisch richtigem Schreiben gebracht und schrieb selbst französisch nur sehr mangelhaft, obgleich er sich in späteren Jahren nur dieser Sprache bediente und beständig in Frankreich oder doch unter Franzosen lebte. Als zwölfjähriger Knabe trat er in die deutsch-englische Armee, die unter Marlborough und Prinz Eugen die bekannten Siege gegen Ludwig XIV. erfocht, und machte als Volontär die bekannte Belagerung von Lille mit, knüpfte um dieselbe Zeit aber schon seinen ersten Liebesroman, dieses Mal mit einer hübschen Spitzenklöpplerin, an. Diese Kriegs- und Liebesabenteuer seiner Knabenzeit scheinen der ganzen Zukunft des Grafen die Richtung gegeben zu haben; Verhältnisse verwandter Art füllten das ganze Leben unsers Helden aus, wurden aber immer nur spielend betrieben, denn der Sohn August's des Starken hat weder je gründliche militärische Studien getrieben, noch ist er je der Märtyrer einer ernsten Leidenschaft geworden. Als Abenteurer zog er durch Frankreich, Deutschland und Polen, verliebte sich in jedes schöne Frauengesicht, zog seinen Degen, wo er Schlachtenlärm hörte und fragte niemals danach, gegen wen oder für wen er sich schlug. Sahen wir ihn im Lager von Lille die

Franzosen bekämpfen, so finden wir ihn kurze Zeit darauf unter den Mauern Stralsund's oder Riga's gegen die Schweden fechtend oder die Türken in Belgrad belagernd. Er war aber keineswegs einzig in seiner Art; militärische Dilettanten seines Schlages fand man bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in allen europäischen Heeren, und in den Tagen Elisabeth's und Catharina's II. hatten diese vornehmen Landsknechte das russische Hauptquartier zu einem ihrer Haupttummelplätze ausersehen. Ein erklärter Günstling des französischen Hofs, ein Idol aller gefühlvollen weiblichen Herzen in den Hauptstädten Europa's, erfreute Moritz sich der besonderen Gunst seines Vaters, dem er in mehr als einer Beziehung glich, und den er bald in dem neuerblühten Dresden oder in dem halb barbarischen aber heiteren Warschau aufsuchte. Bei einem solchen Besuch in der polnischen Residenz im Jahre 1729 lernte Brackel den Grafen kennen und sagte sich bald „dies ist der Mann, den wir brauchen."

In der That, Moritz vereinigte fast alle Bedingungen, die einem Prätendenten des kurischen Herzogthums unerläßlich waren. Brackel war gewiß, sein Candidat würde durch seine bestechende Persönlichkeit bald die Zuneigung der kurischen Barone gewinnen. August's politisches wie persönliches Interesse mußte ihm die Wahl seines Sohnes plausibel machen und wenn auch russischer Seits ernste Bedenken nicht ausbleiben konnten, so combinirte der Gesandte Kurlands sehr richtig, dem galantesten Krieger seiner Zeit, dem alle weiblichen Herzen Europa's entgegenschlugen, würde es nicht schwer werden, das gefühlvolle Herz der jungen herzoglichen Wittwe im Sturm zu erobern. Brackel theilte den herzoglichen Oberräthen und den einflußreichsten Gliedern der kurischen Ritterschaft seinen Plan confidentiell mit und hatte ganz richtig vorausgesehen, daß derselbe von dieser Seite die bereitwilligste Aufnahme finden würde; er wurde beauftragt, die Angelegenheit nach eigenem Gutdünken und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu betreiben.

Der König und sein ehrgeiziger Sohn nahmen Brackel's Vorschläge mit vollem Beifall auf; August kannte die polnischen Verhältnisse aber genau genug, um Brackel die größte Verschwiegenheit und Heimlichkeit den patriotischen Magnaten gegenüber dringend ans Herz zu legen, selbst nur hinter den Coulissen für die Interessen des Grafen wirksam zu sein und nach außen hin eine mehr als zweideutige Rolle zu spielen, wie sie in der Geschichte der polnischen Regenten, die von jeher mit der Aristokratie im Hader lagen und gewöhnlich nur dynastische Pläne verfolgten, leider keine seltene ist.

In dem Zeitpunkt, von dem wir sprechen, war der Fürst Wassili

Dolgorucki russischer Gesandter in Warschau. Er war ein Schüler Peter's und gehörte der Gruppe der maßgebenden Personen an, die seit dem Tode des Kaisers das russische Staatsschiff gelenkt hatten. Fein und gründlich gebildet, übertraf er fast alle seine russischen Zeitgenossen an staatsmännischen und diplomatischen Eigenschaften und hatte er nur in Andreas Ostermann einen ebenbürtigen Nebenbuhler. Seine Stellung in Warschau wußte der Fürst vollkommen auszufüllen. Er hatte in den polnischen Magnatenkreisen den ausgedehntesten Einfluß, wußte um alle Pläne und Wünsche der verschiedenen Parteien, imponirte durch eine feste und zugleich gewinnende Haltung und kannte die politische Lage Europa's meist aus eigener Anschauung. Graf Bassewitz nennt ihn in seinen Eclaircissements den liebenswürdigsten und gebildetesten Russen seiner Zeit. Sein Charakter ermangelte freilich aller moralischen Vorzüge; er war falsch, heuchlerisch und verschmähte kein zum Zweck führendes Mittel, selbst das Leben solcher Männer nicht, die ihm keineswegs feindlich gesinnt waren. Die Rolle, die Dolgorucki bei der Thronbesteigung der Kaiserin Anna und der Errichtung des Geheimen Staatsraths spielte, ist bekannt; er war ein hochmüthiger Aristokrat vom reinsten Wasser und keineswegs geneigt, in seiner Warschauer Stellung den ausschließlichen Interessen Menschikow's zu dienen, der um jene Zeit die Hauptrolle bei Hofe spielte. Die zwischen Brackel, dem Könige und dem Grafen gesponnene Intrigue konnte ihm um so weniger verborgen bleiben, als die Umstände es nothwendig machten, vor Allem den russischen Gesandten in das Geheimniß zu ziehen und sich seiner Zustimmung zu vergewissern. Dolgorucki schien dem Plane nicht abgeneigt zu sein, er billigte ihn, so weit seine Instruction ihm solches erlaubte und versprach den Grafen Moritz als geeigneten Candidaten für den kurischen Herzogshut seinem Hof zu empfehlen. Moritz selbst glaubte, vielleicht etwas voreilig, der bedingungslosen Unterstützung und Befürwortung seiner Absichten durch Dolgorucki sicher zu sein und traf demgemäß seine Maßregeln.

Die sächsische Camarilla, die den König zum Aerger seiner polnischen Unterthanen auch in Warschau umgab, war unermüdlich thätig. War es an sich auch sehr schwierig, eine Angelegenheit von Wichtigkeit unter dem Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses mit Nachdruck zu betreiben, so wurde diese Aufgabe doch durch die Zerrissenheit und Unbedachtsamkeit der zahlreichen Parteien in der polnischen Aristokratie erleichtert, denn jede dieser Cliquen hatte ihre selbständige Politik und trug das Ihrige zur vollständigen Lahmlegung der ohnmächtigen Regierung bei. Den sächsischen Hofleuten August's des Starken gelang es darum ohne

große Schwierigkeit, eine der Parteien in ihr Interesse zu ziehen und sie war geschickt genug gewesen, einige der ersten Würdenträger der Republik zu gewinnen, unter diesen den Kronmarschall Mnischek und den Hetman von Litauen Pozey, der als nächster Nachbar Kurlands wohl geeignet war, ein gewichtiges Wort bei der Lösung der „kurischen Frage" mitzusprechen. Der Hetman erklärte sich völlig einverstanden, sandte in dem Kriegscommissär Karp aus Grodno eine durch ihre Stellung noch nicht verdächtige Persönlichkeit nach Mitau, und gab derselben ein Beglaubigungsschreiben mit, in welchem der Ritterschaft die Wahl des Grafen Moritz von Sachsen als mit den Wünschen des Königs völlig übereinstimmend angerathen, zugleich aber bedeutet wurde, in der ganzen Angelegenheit bis zum bevorstehenden Landtage mit möglichster Vermeidung der Oeffentlichkeit zu verfahren. Karp versäumte es nicht, sich auch an den russischen Ministerresidenten Bestushew Rjumin zu wenden und ihm mitzutheilen, die Wahl Moritz's sei nach Ansicht des Königs von Polen unzertrennbar von einer Vermählung mit der Herzogin-Wittwe, und würde darum den russischen Interessen nur förderlich sein können; es erscheine aber wünschenswerth, daß die kaiserliche Einwilligung bis zur Eröffnung des Landtags, der die Frage über die Nachfolge des kinderlosen Herzogs Ferdinand entscheiden müsse, einlaufe, damit darnach der Graf seine Maßregeln nehmen könnte.

Moritz schien die zuversichtlichsten Hoffnungen auf die Einwilligung Rußlands zu hegen; seinem Agenten Karp trug er auf, der Herzogin fleißig den Hof zu machen und die Sache womöglich durch den Oberhofmarschall (Bestushew) zu betreiben. Weniger zuversichtlich war der Hetman Pozey. In einem Schreiben dieses Mannes an den Kriegscommissär heißt es: „Ihr schreibt mir immer von der Geneigtheit des kurischen Adels... ich wundere mich, daß Ihr über den Punkt der Heirath noch nichts meldet." Er und jeder Eingeweihte wußte, daß es auf diese vorzüglich ankam, daß sie die conditio sine qua non zu einer glücklichen Durchführung der sächsischen Absichten sei, und August selbst hatte in richtiger Würdigung der Verhältnisse der Herzogin für den Fall, daß sie seine Schwiegertochter würde, ein Jahrgeld von 40,000 Rubel angeboten; darum gingen in Kurland alle Wünsche dahin, daß die Verbindung des Grafen mit der Herzogin möglichst bald vor sich gehen sollte.

Zwei Monate blieb die Antwort aus Petersburg, auf die man in Mitau und Warschau vergeblich harrte, aus; die Gründe, die diese Verzögerung nothwendig gemacht hatten, werden wir später kennen

lernen — das russische Cabinet hatte sich längst über die Unannehmbarkeit der kurisch-sächsischen Anträge geeinigt. Im April 1726 erhielt Bestushew endlich eine Depesche aus Petersburg, in der es hieß, die Kurländer verständen sich auf ihre wahren Interessen nicht; eine Unterstützung des sächsischen Elements sei in keinerlei Weise geeignet, ihren oder den russischen Wünschen Rechnung zu tragen; das russische Cabinet ertheilte seinem Minister in Mitau vielmehr den Auftrag, seinen ganzen, ihm zu Gebote stehenden Einfluß dafür zu verwenden, die Wahl der Ritterschaft auf einen holsteinischen Prinzen, Vetter von Ihrer Majestät Schwiegersohn, zu lenken. So erklärlich die Ablehnung des sächsischen Projects an sich auch war, so unerklärlich schien das an Bestushew gestellte Ansinnen in Bezug auf die Wahl des holsteinischen Prinzen zu sein; die kurische Ritterschaft hatte sich längst darüber geeinigt, den Grafen Moritz zu wählen, der Name des holsteinischen Prinzen war in Kurland völlig unbekannt und schon zehn Tage nachdem Bestushew die inhaltsschwere Depesche vom 31. März erhalten hatte, sollte der Landtag und mit ihm die Wahl beginnen. Neben dem officiellen Actenstück, das die Candidatur des holsteinischen Prinzen aufstellte, fand sich aber der folgende, eigenhändige Brief des Kanzlers Golowkin, der nur sehr ausnahmsweise zur Feder zu greifen pflegte; dieser Brief löste alle Zweifel Bestushew's über den unerklärlichen Inhalt der Depesche. Er lautete wie folgt:

„Wenn Ew. Exc. auch gleichzeitig ein Rescript aus dem Ministerio erhalten, welches Sie anweist, der kurischen Ritterschaft einen holsteinischen Prinzen zum Herzog vorzuschlagen, so haben Sie doch den Ständen Kurlands die Wahl Sr. Durchlaucht des Fürsten Menschikow in Vorschlag zu bringen, da Hochderselbe hiesigen Orts eine Mittheilung darüber gemacht, die Stände des Herzogthums seien seiner Wahl nicht nur geneigt, sondern hätten direct ausgesprochen, sie wollten ihn zu ihrem Herzog machen. Sollte die Wahl des Fürsten aber der Religion wegen oder aus einem andern Grunde unterlassen werden, so haben Sie, nach Anweisung des ministeriellen Rescripts, den holsteinischen Prinzen in Vorschlag zu bringen.“

Bestushew war durch diesen Brief keineswegs überrascht; bei seiner letzten Anwesenheit in Petersburg hatte ihm Fürst Menschikow, der allmächtige Günstling der Kaiserin Catharina, seine Pläne mitgetheilt. „Als ich 1711 nach Pommern reiste — hatte der Fürst erzählt — sprachen einige einflußreiche Edelleute mir gegenüber in Mitau den Wunsch aus, mich zum Herzog von Kurland zu machen; dem Grafen Flemming und anderen Würdenträgern des Warschauer Hofes ist diese

Stimmung der kurischen Edelleute zu meinen Gunsten bereits bekannt — sie haben sich einstimmig für meine Erhebung ausgesprochen." Bestushew wußte sehr wohl, daß Menschikow nicht der Mann war, dergleichen einmal ausgesprochene Pläne fallen zu lassen. Kaum hatte derselbe Kunde von den Schritten, die Moritz unter königlich polnischer Aegide unternommen, erhalten, so ließ er seinen Secretär Franz Wißt kommen und dictirte ihm Briefe an Dolgorucki und Bestushew. In dem ersteren Schreiben hieß es: „Ew. Erlaucht sind mir immer ein wahrer Freund gewesen und bitte ich Sie darum dringend um Ihre Unterstützung, und rechne auf eine Empfehlung Ihrerseits an die polnischen Minister." Gleichzeitig wurde Dolgorucki ermächtigt, Flemming und Szembek, für den Fall ihrer Unterstützung „beträchtliche Summen" zu versprechen. Ein Brief ähnlichen Inhalts ging unverzüglich an Bestushew nach Mitau ab. Menschikow hatte sich aber nicht begnügt, seine Pläne den russischen Gesandten Kurlands und Polens privatim ans Herz zu legen. Er suchte sich des einzigen Mannes zu vergewissern, von dem er wußte, daß er neben ihm unabhängig und einflußreich dastand. Er wandte sich brieflich an seinen mächtigen Nebenbuhler, den Grafen Andreas Ostermann, und bat ihn um seine Unterstützung, denn er wußte wohl, ohne den Beistand dieses Mannes werde die Sache nie mit energischer Betheiligung der russischen Diplomatie betrieben werden. Ostermann handelte mit gewohnter Umsicht und Feinheit; er hütete sich wohl davor, es mit dem Günstling der Kaiserin zu verderben, that aber keinen entscheidenden Schritt, um Menschikow's Wünschen Vorschub zu leisten, schrieb in der ganzen Angelegenheit nicht eine einzige Zeile, sondern übergab sie dem formellen Leiter der diplomatischen Angelegenheit, dem Kanzler und Grafen Golowkin, der, wie wir wissen, den obenerwähnten Privatbrief für Bestushew der officiellen Depesche beigelegt hatte. Außerdem sandte Menschikow zwei Agenten, die mit Geld und allen möglichen Empfehlungen reich versehen waren, nach Warschau und Mitau, den General Urbanowitsch in die polnische, den General-Adjutanten Zenterowitsch in die kurländische Hauptstadt.

Unterdessen waren die Verbindungen, die König August im Interesse seines Sohnes mit den Kurländern angeknüpft hatte, den argwöhnischen Blicken der polnischen Magnaten nicht entgangen. Mehrere Senatoren hatten sich direct an den König gewandt und ihn um Aufklärungen gebeten, denn im Senat war die Einverleibung Kurlands in die Republik, wenn auch stillschweigend, eine beschlossene Sache. August behauptete von nichts zu wissen und verwies die stürmischen Magnaten an seinen Sohn. Die sächsische Camarilla bemühte sich vergeblich, jede Ein-

mischung des Hofs zu verleugnen und die Herzogswahl des Grafen Moritz zu einem in Kurland entstandenen und von der dortigen Ritterschaft ausgebrüteten Plane zu machen. Die Polen aber ließen sich durch eine so plumpe Erdichtung nicht mehr täuschen nnd drängten den König unabläſsig, den Kurländern durch ein eigenhändiges Schreiben jede eigenmächtige Herzogswahl aufs strengste zu untersagen und die Erledigung der Frage über Kurlands Zukunft bis zum nächsten allgemeinen Reichstag zu vertagen. Lange schwankte August; endlich gab er dem Drängen der nationalen Partei nach, unterschrieb den Befehl an die Kurländer, sandte denselben durch den Starost Czechopowski nach Mitau, gab diesem aber ohne Vorwissen der Minister die heimliche Weisung „der kurländischen Ritterschaft den Zusammentritt zu einer Landtagsversammlung zu gestatten." Weder der Kanzler noch der Vice-Kanzler ließen sich dazu gewinnen, diesem zweiten Brief das Kronsiegel beizudrücken. Moritz reiste endlich nach Wilna, um dort mit Hilfe des Hetmans Pozey, der, wie wir oben gesehen haben, die Absichten des Königs unterstützte, wenigstens die Bedrückung des litthauischen Siegels zu erwirken. Ob Moritz diesen seinen Zweck erreicht hat, ist nicht bekannt geworden; das ganze Factum steht aber unleugbar fest und bietet einen charakteristischen Beitrag zur traurigen Geschichte der sächsischen Dynastie in Polen.

Während sich die Höfe von Warschau und Petersburg auf diese Weise zur bevorstehenden Wahlschlacht rüsteten, war der Schöpfer des ganzen Plans, der Deputirte von Brackel, nach mehrjähriger Abwesenheit in Mitau erschienen und hatte bei dem zur Vorberathung zusammengetretenen Adelsconvent den einstimmigen Beschluß zu erwirken gewußt, den Grafen Moritz von Sachsen zum Herzog zu wählen und mit der Herzogin-Wittwe zu vermählen. Gleichzeitig wurde beschlossen, einen allgemeinen Landtag zur Vollziehung der eigentlichen Wahl einzuberufen. Die Einberufung konnte verfassungsmäßig nur durch den regierenden Herzog oder den Regenten geschehen, da aber Niemand Lust hatte, die Einberufung durch den greisen Ferdinand, der immer noch in Danzig lebte, abzuwarten, so erließ der Oberrath im Namen des Herzogs das betreffende Actenstück, in welchem es unter Anderem hieß: „Auch hat der Herr Kriegscommissär Karp Uns im Namen des Hetmans von Litthauen, dessen Beistand zur Aufrechterhaltung Unserer Rechte und Freiheiten, in's Besondere für die die Thronfolge betreffenden Angelegenheiten, verheißen." Sobald der Herzog Ferdinand von diesem „Mißbrauch seines Namens" Kunde erhalten hatte, erließ er einen Protest gegen das Verfahren des Oberraths und proponirte seinerseits seinen

Neffen, den Landgrafen von Hessen-Cassel, znm Thronfolger und Erben der herzoglichen Domainen, ohne daß diese Erklärung des seinem Lande völlig entfremdeten Herzogs irgend welche Beachtung gefunden hätte. Unterdessen erschien Moritz selbst in Mitau. In seiner Person sahen die Kurländer, wie wir wissen, ihre eigene Unabhängigkeit, die Verbürgung ihrer heiligsten, schwerbedrohten Interessen personificirt; darum begrüßten sie ihn mit dem wärmsten Enthusiasmus, und seine glänzende, im höchsten Grade blendende Erscheinung schien in der That das günstige Vorurtheil, mit dem er begrüßt worden war, zu rechtfertigen; sein heiteres, offenes Betragen, die stolze Zuversicht, die er geflissentlich zur Schau trug, gewann ihm in kurzer Zeit alle Herzen. Er reiste von Schloß zu Schloß, von einem Rittersitz zum andern, überall staffirte man die alten Prunksäle aus, zog die schweren silbernen Trinkgeschirre aus verstaubten Schränken ans Licht und bereitete dem künftigen Herzog einen festlichen Empfang; die ehrwürdigen Porträts der Ahnen, die in den Schlachten Gotthard's und Jacob's gefochten hatten, schienen aus ihren schweren Rahmen mit Befriedigung auf die neue Generation zu blicken, die die überkommene Treue für das Vaterland und seine angestammte, reichprivilegirte Verfassung mit Entschlossenheit zu verfechten bereit schien und in Moritz's Heldengestalt die zukünftige Realisation ihrer patriotischen Wünsche zu sehen glaubte. Bestushew mußte fast täglich über die Fortschritte, die Moritz in den Herzen der kurländischen Edelleute machte, berichten. Unter diesen Umständen mußte es dem russischen Minister mehr wie bedenklich erscheinen, überhaupt irgend welche Schritte im Sinne seiner Instruction zu unternehmen. War es räthlich, des unbekannten holsteinischen Prinzen oder des nur allzubekannten Fürsten Menschikow einem Prätendenten, wie Moritz von Sachsen gegenüber, nur Erwähnung zu thun? Die Herzogin Anna war zudem offenbar geneigt, den Plänen des liebenswürdigen französischen Marschalls Vorschub zu leisten: nach zweimonatlicher Ehe hatte die leidige Politik sie in die Oede eines schon fünfzehn Jahre währenden Wittwenthums verbannt, sie war der Einsamkeit in den Mauern ihres Mitauer Schlosses herzlich müde, hatte zwar ziemlich oft Petersburg und die Herrlichkeiten eines politisch und gesellschaftlich bewegten Hoflebens aufgesucht, war darum aber mit ihrer gegenwärtigen Lage in Kurland, in der sie sich unausgesetzt von russischen oder polnischen Diplomaten beobachtet wußte, um so unzufriedener und sah jetzt in dem erprobten Helden der Versailler Feste, dem jugendlich schönen und berühmten sächsischen Bewerber einen Erlöser aus der langweiligen, beschränkten und freudelosen Einsamkeit.

Der entscheidende Tag rückte immer näher heran. Schon eilten aus allen Ecken und Enden der Kirchspiele Kurlands die Deputirten zu der hochwichtigen Landtagsversammlung nach Mitau und belebten die stillen Gassen der kleinen Residenz.

Den Mittelpunkt für alle Vorberathungen bildeten die drei einflußreichsten Oberräthe, v. d. Brüggen, von Keyserlingk und v. d. Brincken; das Haupt der patriotischen Partei, der dieses Mal die gesammte Ritterschaft angehörte, war aber Herr von Brackel, der Schöpfer der herrschenden, einzig rettenden Idee, um den sich alles einmüthig sammelte. Bestushew stand mit seinen beiden Candidaten ebenso isolirt da, wie der polnische Botschafter, Starost Schechopowski mit seinen, vom Warschauer Senat beliebten Plänen für die Einverleibung Kurlands in die Republik. Am 28. Juni 1726 traten 40 Deputirte zum Landtage feierlich zusammen. Brackel eröffnete die Versammlung mit einer kräftigen Rede, in welcher er die bedenklichen Erscheinungen am politischen Horizonte schilderte, ausführlich über seinen leidigen Warschauer Aufenthalt berichtete, eine Uebersicht aller dort versuchten Mittel und Wege gab und der in athemlosen Schweigen dastehenden Versammlung endlich in der Person des sächsischen Grafen den einzig möglichen und im höchsten Grade empfehlenswerthen Candidaten für den erledigten herzoglichen Thron vorschlug. Einstimmig wurde Moritz gewählt, eine Deputation begab sich sogleich zu ihm, um ihm die Würde eines herzoglichen Thronfolgers zu überbringen, eine andere wandte sich an die Herzogin-Wittwe und trug ihr den lebhaften Wunsch der Ritterschaft vor, durch eine Heirath mit Moritz den alten Regentenstamm mit dem neugewählten zu verbinden. Die Herzogin erwiderten den Deputirten, wie ihre Entscheidung von der Einwilligung Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland abhängig sei, wandte sich aber gleichzeitig in einem Briefe an den Grafen Ostermann und bat ihn, die Kaiserin zu einer der Heirath mit dem neugewählten Herzog günstigen Entscheidung zu vermögen. Gleichzeitig wurde ein Actenstück über die Wahl des Grafen zum Herzog von Kurland und Semgallen abgefaßt, in welchem es hieß: der Oberrath und die Ritterschaft hätten in Erwägung des bevorstehenden Erlöschens des Kettler'schen Regentenstammes den Grafen Moritz und seine männliche Descendenz zum Nachfolger Ferdinand's ausersehen u. s. w. Ein Exemplar dieser Wahlacte, die in ihrem vollständigen Texte sämmtliche Punkte der angestammten Verfassung enthielt, wurde dem Grafen zur Unterschrift vorgelegt, zwei andere Exemplare wurden zur Einholung der Bestätigungen durch Deputationen nach Warschau und Petersburg gebracht.

Ehe diese Deputation aber nur in Petersburg eintraf, hatten sich schon drohende Wolken über Kurland zusammengezogen. Menschikow hatte durch seine Agenten von der völligen Aussichtslosigkeit seiner Candidatur Kunde erhalten und den Berichten Bestuschew's entnehmen zu können geglaubt, daß dieser die ihm übertragene Befürwortung nur lässig betrieben und die Wahl des sächsischen Bewerbers mit nicht allzu ungünstigen Augen angesehen haben mochte. Bei seinem fast unbegrenzten Einfluß auf die Kaiserin war es Menschikow ein Kleines gewesen, die unverzügliche Abberufung des Fürsten Dolgorucki aus Warschau zu bewirken, diesen nach Petersburg zu berufen und mit einer außerordentlichen Mission nach Mitau beordern zu lassen. Nur ungern hatte Dolgorucki von Warschau, seinen gastfreien Polen und schönen Polinnen Abschied genommen und war durch Tag und Nacht nach Petersburg geeilt. Hier angekommen, ließ man ihm kaum Zeit, seine Frau, von der er seit Jahren getrennt gewesen war, zu begrüßen; unverzüglich mußte Dolgorucki nach Mitau eilen, um zu sehen, ob sich noch irgend etwas zu Gunsten Menschikow's unternehmen ließe. Früh Morgens langte er in Mitau an und ließ den Landtagsmarschall von Sacken sogleich zu sich bitten; noch an demselben Vormittag erschien derselbe mit zwei Deputirten, Medem uud Henning. Dolgorucki erinnerte diese Vertreter der kurländischen Ritterschaft daran, daß nur russischer Beistand die Einverleibung und Zerstückelung Kurlands bisher abgewendet habe, das Herzogthum auch im Falle einer mit der russischen Politik übereinstimmenden Herzogswahl auf die fernere Unterstützung der kaiserlichen Regierung rechnen könne. „Ich höre, fuhr der russische Diplomat fort, daß der Landtag soeben zusammengetreten ist und habe den Auftrag, die Ritterschaft zu befragen, ob sie nicht ihre bisherige Entscheidung rückgängig zu machen oder zu vertagen bereit sei, da die russische Regierung in dem Fürsten Menschikow und einem holsteinischen Prinzen ihre Candidaten für die herzogliche Würde vorzuschlagen gedenkt.“ „Die Thätigkeit des gegenwärtigen Landtags und seine bereits gefällte Entscheidung,“ erwiderte Sacken, „ist auf dem Boden des uns verfassungsmäßig zustehenden, von Polen bestätigten und russischer Seits garantirten Rechts begründet. Wir hätten nicht ermangelt, vor Vollziehung der Wahl die Meinung von Ihrer Majestät Regierung, die bisher den freundschaftlichsten Antheil an Kurlands Geschicken genommen hat, einzuholen; der König von Polen, unser rechtmäßiger Souverain hat aber strengstens alle Verhandlungen mit ausländischen Mächten in Sachen der Wahl verboten. Uebrigens ist gleichzeitig mit der Meldung an den König von Polen auch eine Deputation an Ihre Kaiserliche

Majestät abgegangen, um die Bestätigung der großmüthigen Bundesgenossin Kurlands für den erfolgten Landtagsbeschluß einzuholen, eine Umänderung desselben ist im gegenwärtigen Augenblick also völlig unmöglich." „Mit welchem Recht," wandte Dolgorucki ein, „hat der Landtag bei Lebzeiten des regierenden Herzogs schon an die Wahl eines neuen Herzogs gedacht? Ich komme aus Warschau und weiß sehr wohl daß weder der König noch der Senat diesen Schritt billigen können, und daß die Ritterschaft zu einem solchen nicht berechtigt ist."

Die Frage war kategorisch genug gestellt, um die Deputirten in Verlegenheit zu setzen; Sacken erwiderte daher in nachgiebigem Tone, die Ritterschaft versehe sich einer geneigten Beurtheilung ihrer Handlungsweise seitens des Königs, hoffe auf eine günstige Aufnahme der Deputation, die nach Warschau abgegangen und auf baldige Bestätigung der Wahlacte. Die Einwilligung der russischen Kaiserin würde vielleicht dadurch bewirkt werden, daß die an sie abgesandte Deputation gleichzeitig eine Vermählung des Grafen mit der Herzogin Anna als allgemeinen Wunsch des Landes erbitten würde. Was die von der russischen Regierung in Vorschlag gebrachten Candidaten anlange, so gehöre der Fürst Menschikow weder der deutschen Nation an, noch sei er sonst geeignet, der holsteinische Prinz aber zur Zeit ein erst dreizehnjähriger Knabe. Das Gespräch mit Sacken hatte Dolgorucki davon überzeugt, daß auch im besten Falle nur sehr wenig für eine gütliche Durchführung der Wünsche Rußlands zu hoffen sei; er conferirte noch an demselben Tage mit dem Landhofmeister v. d. Brincken und dem Kanzler Keyserlingk; von beiden erhielt er indessen dieselben Antworten, die der Landtagsmarschall von Sacken gegeben hatte. Um vollends in seinen Entschließungen beirrt zu werden, erhielt der Fürst zwei kaiserliche Rescripte, die beide vom 23. Juni datirt waren und dennoch im directesten Widerspruch zu einander standen: das eine befahl dem russischen Gesandten, unter allen Umständen die Candidatur Menschikow's aufrecht zu erhalten, das andere schrieb ihm für den Fall, daß die Wahl des holsteinischen Prinzen sich nicht durchsetzen lasse, vor, die beiden Prinzen von Hessen-Homburg, die im russischen Heere dienten, in Vorschlag zu bringen. Dolgorucki's Verstimmung stieg aufs höchste; man stellte in Petersburg alle möglichen Candidaten auf, gab nicht einmal an, welcher von ihnen durchzusetzen sei und ließ gänzlich außer Acht, daß es unter den obwaltenden Umständen fast unmöglich schien, auch nur einem dieser Pläne irgend welchen Erfolg zu sichern. In dieser Noth erhielt er plötzlich die Nachricht, Menschikow sei in dem nur wenige Meilen entfernten Riga eingetroffen; augenblicklich brach Dolgorucki

dahin auf, um mit dem mächtigen Günstling der Kaiserin selbst zu conferiren.

Gleichzeitig mit dem Wagen des russischen Gesandten verließ eine kleine und unscheinbare Kalesche, mit herabgelassenen Vorhängen Mitau; sie schlug denselben Weg ein, den der Fürst genommen hatte und rollte auf der sandigen Poststraße durch magere Nadelwälder der alten Hansestadt zu; der Wagen fuhr aber nicht in die Stadt selbst, sondern hielt auf dem ~~rechten~~ linken Dünaufer, in der sogenannten Mitauer Vorstadt. Zwei Damen in Reisekleidern verließen das unscheinbare Gefährte — die eine war die Herzogin-Wittwe Anna Iwanowna von Kurland und Semgallen, die andere ein Hoffräulein, das den einzigen Schutz seiner Herrin ausmachte; die Herzogin hatte sich heimlich nach Riga aufgemacht, um mit Menschikow zu unterhandeln und möglicherweise durch ihn die ersehnte Verbindung mit dem liebenswürdigen Sachsen durchzusetzen. Menschikow schildert seine Unterredung mit Anna in dem beifolgenden Brief an die Kaiserin:

„Am 28. Juni erhielt ihre Kaiserl. Hoheit, die Großfürstin Anna, von meiner Ankunft in Riga Kunde, begab sich in Begleitung eines einzigen Fräuleins in einer einfachen Kalesche auf die Reise und hielt jenseits der Düna in einer Vorstadt Riga's an, sandte einen Bedienten zu mir und ließ mir durch diesen mittheilen, sie wünsche mich zu sprechen. Ich erschien sogleich in Ihrer Kaiserl. Hoheit Wohnung und begann Hochdieselbe, nachdem sie alle Zeugen entfernt hatte, ohne weitere Einleitung von den kurländischen Angelegenheiten zu reden und an mich unter Thränen die Bitte zu richten, ich möchte bei Ew. Kaiserl. Majestät die Bestätigung des Grafen von Sachsen in der kurischen Herzogswürde und die Erfüllung des Wunsches Ihrer Kaiserl. Hoheit, mit selbigem Grafen in die Ehe zu treten, befürworten. Mit Bescheidenheit erwiderte ich, wie Ew. Kaiserl. Majestät aus wichtigen politischen Rücksichten die Wahl des Grafen Moritz zu bestätigen nicht geruht hätten, derselbe auch als Sohn einer Maitresse im Fall einer Verehelichung mit Ihrer Kaiserl. Hoheit Hochderselben und dem gesammten Staate nur zum Schimpf gereichen könne. Nachdem Ihre Kaiserl. Hoheit diesen meinen Einwand angehört hatte, beschloß Hochdieselbe ihre bisherige Absicht aufzugeben und wünschte nunmehr, ich möchte nach Kurland gehen, damit sie in Bezug auf ihre Domainen ruhig sein könne; im Fall Jemand anders gewählt würde, sei sie nicht sicher, ob man mit ihren Gütern rechtlich verfahren und das Höchstihr zustehende Wittwengehalt auszuzahlen fortfahren werde."

Die Unglaubwürdigkeit der Schilderung, die der russische Günstling

von seiner Unterredung mit Anna entwirft, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung. Die angebliche Meinungsänderung der Herzogin, wie sie der Schluß des obigen Briefes andeutet, war eine reine Erfindung Menschikow's, durch welche er seine Pläne auf den Herzogshut, denen man, wie er wohl wußte, in Petersburg nie sehr geneigt gewesen war, unterstützen wollte. Ostermann nahm sich, wie wir gesehen haben, der Sache auch nicht im Geringsten an, Golowkin hatte zwar durch den angeführten Privatbrief Bestushew eine Mittheilung gemacht und später dem Fürsten Dolgorucki eine derartige, freilich durch eine zweite Depesche neutralisirte Instruction zukommen lassen, das war aber auch Alles, wozu sich die leitenden Männer der Regierung verstanden hatten; Menschikow wußte wohl, daß man seine Candidatur mehr duldete als beförderte, und daß es ihm nur sehr schwer möglich sein würde, seine Privat-Interessen mit denen der russischen Regierung solidarisch zu verbinden.

Bald nach Anna's Abreise und Dolgorucki's Ankunft in Riga reiste Menschikow, wahrscheinlich ohne daß die Herzogin nur mit einer Silbe von ihren bisherigen Wünschen abgegangen war, mit diesem nach Mitau und ließ die sämmtlichen kurländischen Ritterschaftsdeputirten zu sich bescheiden. Nach einigem Zögern versammelten sich 16 derselben, unter ihnen auch der Kanzler Keyserlingk. Menschikow erschien und redete sie mit finsterer Miene und in barschem Tone an; er war nicht gewohnt mit unabhängigen Männern, die er als seines Gleichen ansehen mußte, zu verkehren und verstand sich darum nur auf die Sprache höfischer Schmeichelei oder ungeschliffenen Hochmuths; er drohte den Kurländern sogleich mit Besetzung des Landes durch eine russische Armee und mit Verschickung nach Sibirien; er wußte nicht, daß er einzig und zuerst unter allen Anwesenden vom Geschick dazu bestimmt sei, die schneebedeckten Einöden Beresows kennen zu lernen!

Die Kurländer waren in einer höchst üblen Lage. Mit Polen hatten sie es schon verdorben, der Bruch mit Rußland stand vor der Thür; sie blieben aber fest entschlossen, ihr Recht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu wahren; sie waren die Schwächeren und griffen darum zur List und zu Ausflüchten; sie erbaten sich vor allen Dingen Bedenkzeit, und am Morgen nach der ersten Conferenz mit Menschikow erschienen Keyserlingk und Brüggen bei demselben und erklärten ihm, sie seien bereit „die Ritterschaft von den Wünschen, die der Fürst ausgesprochen, in Kenntniß zu setzen.“ Dieses war der Wortlaut einer vieldeutigen Erklärung, für die Keyserlingk längst eine Auslegung bereit hielt, an die Menschikow, der überhaupt kein großer Diplomat

war, niemals auch nur entfernt gedacht hatte. Für den Augenblick war das Interesse des Fürsten durch die Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen mit Moritz, der eben in Mitau anwesend war, auf's höchste gespannt.

Moritz erschien wirklich in der Wohnung des russischen Feldmarschalls; lange Zeit maßen sich die beiden Nebenbuhler mit den Blicken und in der That bot die Erscheinung beider Männer einen merkwürdigen Gegensatz dar. Menschikow, der ergraute Feldmarschall Peter's des Großen, der schon die Schlacht bei Poltawa als Befehlshaber mitgemacht hatte, sah sich einem Pariser Elégant gegenüber, der zwar nur ein militärischer Dilettant, doch aber ein beliebter Marschall der französischen Armee war. Die Unterhaltung wurde durch einen Dolmetscher geführt und ist, wenigstens ihrem ganzen Umfange nach, niemals bekannt geworden. Die Biographen des Grafen erzählen, als dieser mit Menschikow einen Augenblick allein geblieben sei, habe Menschikow ihn gefragt, mit welchen Mitteln er sein Recht zu behaupten gedenke. „Ist das Recht auf meiner Seite, so wird es sich selbst behaupten," war die eines französischen Marschalls vollkommen würdige Antwort. Eine Einigung der beiden feindlichen Elemente fand selbstverständlich nicht statt; Moritz's Vorschlag, die Sache durch einen ritterlichen Zweikampf auszumachen, wurde von Menschikow abgelehnt. Die materiellen Mittel, die Moritz zu Gebot standen oder auf die er sich Hoffnung machen konnte, waren allerdings sehr zweifelhafter Natur. An eine Unterstützung Polens, das immer noch den Gedanken einer baldigen Einverleibung und Zerstückelung Kurlands festhielt, war nicht zu denken; der persönliche Beistand des Königs war ein ohnmächtiger und konnte sich höchstens auf heimliche Rathschläge beschränken; zudem hatte Ferdinand, der nominelle Regent Kurlands, aus seiner Danziger Einsamkeit einen Protest gegen die Zusammenberufung des Landtags und jede von demselben willkürlich unternommene Wahl erlassen. Die Geldmittel, über die Moritz zu verfügen hatte, waren mehr als dürftig; er hatte sich daher an seine Pariser Freunde gewandt und sie gebeten, ihm Geld zur Thronbesteigung und zum Antritt seiner neuen Würde vorzuschießen. Wahrscheinlich mit geheimer Unterstützung der französischen Regierung eröffneten die zahlreichen Gönner des in Paris allgemein bekannten Marschalls eine Subscription, an der sich die gesammte Aristokratie betheiligte und um deretwillen Adrienne Lecouvreur, die große Schauspielerin des Theâtre français und Geliebte des Grafen, ihren Diamantenschmuck für 40,000 Francs versetzte. Die durch diese Beiträge erzielte Summe wurde zur Anwerbung einer Armee für den neuen Herzog verwandt; das Haupt=

quartier der Werber war Lüttich und es gelang denselben eine Armee von 1800 Mann aus aller Herren Ländern zusammenzubringen; in Lübeck sollte dieses zusammengewürfelte Armeecorps sich einschiffen, um in Kurland zu landen; ehe die Werbeoffiziere aber ihre Rekruten nur nach Lübeck gebracht hatten, war die Hälfte der neugeworbenen Armee bereits desertirt und ein Rest von 800 Mann war Alles, was der kühne Prätendent unter seine Fahnen führen konnte, wenn es ihm gelang, in diese zusammengelaufene und buntscheckige Truppe Ordnung und Disciplin zu bringen.

Der Stand der kurischen Angelegenheiten hatte indessen in Warschau ein sehr trübes Ansehen bekommen; die Entrüstung der Magnaten war unbeschreiblich, seitdem man Kunde von den Vorgängen und der verpönten Herzogswahl in Mitau erhalten hatte; der Kronkanzler Szembeck sandte einen Courier mit der Mitauer Neuigkeit an den Primas, einen persönlichen Feind des Grafen, und lud diesen Prälaten und andere polnische Würdenträger ein, sogleich nach Warschau zu eilen. Der in die Enge getriebene König schwor bei allen Heiligen, daß er die Hand nicht mit im Spiele habe und den Plänen seines Sohnes fremd sei; die sächsische Camarilla sah mit Besorgniß, daß ihre Lage und die ihres königlichen Herrn von Tag zu Tag unerträglicher wurde.

Menschikow betrieb Alles, was immerhin möglich war, um wenigstens in Kurland selbst einige Aussicht für die Realisation seiner Wünsche zu gewinnen; Berichte seiner Petersburger Freunde hatten ihn in Kenntniß davon gesetzt, daß selbst ihm geneigte Personen von seiner Herzogswahl nichts wissen wollten und daß auf keinerlei thätige Unterstützung der Minister zu rechnen sei; die officiellen Rescripte der Kaiserin, die noch gegenwärtig vorliegen, warnten den ungestümen Freund Peter's des Großen vor einem Zerwürfniß mit Polen, riethen ihm nur nach vorangegangener Berathung mit Dolgorucki handelnd einzugreifen, hielten die Einberufung eines neuen Landtags für unzweckmäßig und den russischen Interessen durchaus nicht förderlich; ein Rescript vom 10. Juli verlangte endlich die Rückkehr Menschikow's nach St. Petersburg und schlug ihm sein Begehren, „eine russische Division unter dem General Bock in Kurland einrücken zu lassen," völlig ab; vergeblich hatte der Feldmarschall alle seine Aussichten im rosigsten Licht dargestellt, von der Bereitwilligkeit der Ritterschaft u. s. w. prächtige Schilderungen nach Petersburg gesandt; die Regierung ließ sich nicht beirren und verweigerte jede weitere Unterstützung. Die Deputirten Kurlands hatten ihrem Menschikow gegebenen Versprechen gemäß ein Circulär an die Glieder der kurländischen Ritterschaft erlassen, in welchem sie dieselben von den Wünschen des

Fürsten Menschikow, ein neuer Landtag möchte einberufen und der bisherige Beschluß umgeworfen werden, einfach in Kenntniß setzten, ihre Gründe gegen das Begehren des Fürsten aufstellten und mit der einfachen Phrase schlossen: „Solches bringen wir hiemit zu Ihrer Kenntniß." Von der Einberufung eines neuen Landtags war auch nicht entfernt die Rede, die Glieder der Ritterschaft waren nicht einmal zu einer Meinungsäußerung aufgefordert worden.

Menschikow war während des Erlasses dieses Circulärs nach Riga zurückgekehrt und Dolgorucki, der die Verhandlungen des Feldmarschalls mit den Deputirten nur aus den Mittheilungen des Ersteren kannte, war nicht wenig erstaunt, als ihm das verheißene Actenstück zu Gesicht kam; er speiste an demselben Tage, an dem es erschienen war, mit dem Kanzler Keyserlingk bei der Herzogin, es gelang ihm aber nicht, das sonst zuvorkommendste Glied jenes stolzen herzoglichen Oberraths zu irgend neuen Concessionen zu vermögen; Dolgorucki fuhr nunmehr zu dem hochbetagten Landhofmeister v. d. Brinken, der wegen Altersschwäche nie das Zimmer verließ, aber noch im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte und seiner ungebrochenen Energie war; weder durch Drohungen noch durch Bitten ließ der greise Staatsmann sich zu dem Versprechen bewegen, einen neuen Landtag einzuberufen. „Das ist unsern Rechten und Gewohnheiten zuwider," war die feste Antwort, „gäbe ich zu einem solchen Schritt meine Einwilligung, so verdiente ich exemplarisch bestraft zu werden." Fernere Schritte, die bei dem Landmarschall von der Brüggen versucht wurden, waren von gleicher Erfolglosigkeit. Dolgorucki war zufrieden auch nur einen Aufschub für die Versendung der zum Theil noch unversandten Exemplare des Circulärs erlangt zu haben und schrieb in völliger Rathlosigkeit dem Feldmarschall nach Riga: „Was soll ich thun?" Die Antwort auf diese Frage war ein in den härtesten Ausdrücken abgefaßter Brief Menschikow's an den Grafen Keyserlingk, in welchem er dem Oberrath vorhielt, eine sofortige Zusammenberufung des Landtags in Aussicht gestellt zu haben und falls eine solche nicht noch bewerkstelligt würde, mit den empfindlichsten Folgen drohte. Dieses Schreiben war Dolgorucki zur Uebergabe an die Adresse übersandt; der feine Diplomat, der die Verkehrsformen mit Meisterschaft beherrschte, sah ein, daß sich ein solcher Brief auf keine passende Weise übergeben lasse und erwiderte dem Fürsten, seiner Ansicht nach könne der verletzende Ton, der angeschlagen worden, nur dazu dienen, die Sache völlig zu verderben; auf Gewalt könne man es nicht ankommen lassen, nachdem die Kaiserin jede Mitwirkung russischer Truppen versagt hatte, Polen würde sich aber ein derartiges Auftreten gegen seine Unterthanen in

keinem Falle bieten lassen. Die Depesche, die diese Vorstellungen enthielt, sandte Dolgorucki noch in derselben Nacht durch den Privatsecretär des Feldmarschalls, den obengenannten Franz Wißt, nach Riga an diesen ab, indem er hinzufügte, Wißt sei Zeuge des Starrsinns der Kurländer gewesen. Aber Menschikow war nicht der Mann dazu, vernünftigen Vorstellungen nachzugeben und bei halben Maßregeln stehen zu bleiben. Dolgorucki blieb nichts übrig, als die Deputirten zu einer Zusammenkunft in das Haus des alten Landhofmeisters Brincken zu bescheiden und ihnen hier mit innerstem Widerstreben die Erklärung Menschikow's vorzulesen; er forderte nochmals den Zusammentritt eines neuen Landtags, Abstimmung über die von Rußland proponirten Candidaten und drohte mit der vollen Ungnade seiner Monarchin. Die Kurländer hatten diese Erklärung schweigend angehört, man merkte ihnen aber wohl an, daß sie kaum noch ihren Unwillen zurückzuhalten vermochten; kaum hatte Dolgorucki mit der Vorlesung geschlossen, so forderten sie eine schriftliche Mittheilung des Gelesenen. Der Gesandte sah ein, wie kritisch die Folgen sein könnten, die seitens des polnischen Senats hereinbrechen würden, wenn derselbe von den Drohungen eines russischen Generals, Lehnsträgern der Republik gegenüber, Kunde erhielt; er versprach die gewünschte Mittheilung für den folgenden Morgen, entschuldigte sich damit, keinen geeigneten Uebersetzer für die Uebertragung des russisch abgefaßten Menschikow'schen Schreibens zu haben und bat den Oberrath, ihm einen solchen zuzuweisen; er wußte wohl, daß auf das betreffende Memoire bezügliche Klagen nöthigenfalls mit der Mangelhaftigkeit der Uebersetzung entschuldigt werden könnten. Am Morgen des folgenden Tages erschien der kurländische Secretär Beckmann und fertigte unter Beihilfe des erwähnten Wißt, nach dessen Dictat die Uebersetzung an.

Die Politik der kurländischen Oberräthe ging darauf hin, vor allen Dingen Zeit zu gewinnen; sie wollten es nicht zu einem offenen Bruch mit Rußland kommen lassen, ehe die entscheidende Antwort in Warschau ausgesprochen war; sie erklärten sich deshalb bereit, gleichzeitig mit ihren Circulären auch eine etwanige Erklärung Dolgorucki's aussenden zu lassen, fügten aber hinzu, unter allen Umständen müßten sie bei ihrer Weigerung verharren, von sich aus die Deputirten zu einem neuen Landtag einzuberufen.

Dieses energische und doch klug-gemäßigte Verfahren der Leiter der kurländischen Politik reizte aber Menschikow's Herrschergelüste noch mehr; am liebsten wäre es diesem gewesen, durch das Einrücken eines russischen Armeecorps allen Widersetzlichkeiten ein Ende zu machen. Dolgorucki war keineswegs ein Politiker mit feinerem Rechtsgefühl, eine

Invasion schien ihm aber aus den verschiedensten Gründen verwerflich zu sein, die persönliche Verantwortlichkeit eines offenen Bruchs mit Polen zu übernehmen widersprach seinen Neigungen und seiner Politik; in einer Depesche vom 8. Juli erklärte er darum dem Ministerium, wie der Oberrath sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur dann zur Einberufung eines neuen Landtags verstehen würde, wenn ihm „das Messer an der Kehle sitze," er selbst sich aber von einer derartig erpreßten Gefügigkeit keinerlei dauernden Vortheil versprechen könne.

Unterdessen hatte Moritz sich in einem Brief an den Grafen Ostermann über Menschikow's willkürliches, unberechtigtes Verfahren beschwert, namentlich dessen Drohung, die Oberräthe, wenn sie sich ihm nicht fügten, nach Sibirien zu schicken und Kurland mit russischen Truppen zu besetzen, erwähnt und seine Note mit den Worten geschlossen, „bei der gegenwärtigen Lage Europas bedürfe es nur eines Funkens, um einen Weltbrand heraufzubeschwören." Die Anzeichen eines solchen schienen in der That nicht mehr fern zu sein; Bestushew-Rjumin, Dolgorucki's Vorgänger in Mitau und sein Nachfolger in Warschau, berichtete aus der polnischen Hauptstadt, daß die dortige Regierung in den schärfsten Ausdrücken Aufklärung über des Feldmarschalls Betragen in Mitau verlange. Aber auch in Petersburg wollte man es nicht zum Aeußersten kommen lassen; Feinde Menschikow's benutzten die Abwesenheit des gefürchteten Günstlings, um gegen ihn zu schüren, nach einigen Nachrichten soll sogar vom Sturz und der Verhaftung des sonst Allgewaltigen die Rede gewesen und letztere nur durch den Einfluß des Grafen Bassewitz hintertrieben worden sein. Durch ein Rescript vom 10. Juli wurde Menschikow befohlen augenblicklich nach Petersburg zurückzukehren und auch Dolgorucki sollte, „um durch seine fernere Anwesenheit in Mitau keinen Verdacht zu erregen," in die Residenz zurückkehren.

Es fiel Menschikow schwer genug, der Macht der Verhältnisse zu weichen; in Petersburg ging er Auftritten der peinlichsten Art entgegen, denn das Verfahren der Kurländer hatte des Fürsten früheres Rühmen gegen die Kaiserin, „seine Wahl sei in Kurland allgemein gewünscht worden," in eclatantester Weise Lügen gestraft; er versuchte zwar nach Kräften sein Misgeschick auf die Ungunst inzwischen eingetretener Verhältnisse zu schieben, Bestushew's Passivität anzuklagen und gegen diesen selbst gerichtlich einzuschreiten, aber er wollte dennoch versuchen, vor seiner Abreise einen entscheidenden Schritt zu wagen: auf sein Geheiß wurde Moritz' Wohnung in Mitau von 800 Soldaten an einem dunkeln Abend umzingelt, um den Grafen gefangen zu nehmen; bei Zeiten von diesem beabsichtigten Ueberfall in Kenntniß gesetzt, setzte der ritter-

liche Marschall sich mit seiner nur 60 Mann starken Umgebung zur Wehr, die im Dunkel heranziehenden Russen wurden von einer wohlgezielten Salve empfangen, es entspann sich ein heftiges Gefecht, der Generalmarsch tönte durch die Straßen der erschreckten Stadt und der Kampf drohte eine größere Ausdehnung zu nehmen, als die von der Herzogin abgesandte herzogliche Leibwache auf dem Kampfplatz erschien und nach kurzem Handgemenge die Kämpfer trennte. Die Russen zogen sich mit Hinterlassung von 16 Todten und 60 Verwundeten zurück.

Die französischen Berichte geben an, dieser Ueberfall sei am 17. Juli, am Abende vor der Abreise Anna's nach Petersburg, versucht worden; Dolgorucki's Berichte erwähnen des Vorfalls nicht, wahrscheinlich weil der russische Gesandte es für gerathen hielt, Menschikow's Stellung durch die Kunde von einem solchen Gewaltact zu verschlimmern.

Am 21. Juli traf Menschikow in Petersburg ein und versuchte, seinem Unmuth über das gänzliche Scheitern seiner ehrgeizigen Hoffnungen dadurch Luft zu machen, daß er Bestushew und dessen Secretäre zur Rechenschaft ziehen, den Deputirten von Brackel und den Kriegs-Commissär Karp nach Petersburg schleppen ließ. Bestushew wurde zwar aus Warschau abgerufen, wußte sich aber gegen alle Beschuldigungen und Verleumdungen des aufgebrachten Feldmarschalls zu rechtfertigen. Dolgorucki lebte noch einige Tage in völliger Isolirung und Unthätigkeit in Mitau, klagte seinen Freunden, es bedürfe nur noch eines eisernen Gitters, um sein Hôtel zum Gefängniß zu machen, verließ am 20. Juli, nachdem er dem Secretär Wißt alle diplomatischen Angelegenheiten übergeben hatte, auf Kaiserlichen Befehl Mitau und ging nach Petersburg, um Menschikow die üble Rolle, die dieser ihm zugewälzt hatte, heimzugeben.

Auf die rege Thätigkeit der russischen Diplomatie in Mitau und Warschau folgte eine Zeit der Apathie; wir müssen den Leser darum bitten, uns nach Grodno zu folgen, wo sich inzwischen der gesammte litthauische und polnische Adel zur Eröffnung des Reichstages einzufinden begonnen hatte.

Die Einflüsse des 18. Jahrhunderts, die von Spanien bis in die eisigen Berge Schwedens hin fühlbar wurden, schienen an Polen spurlos vorübergehen zu wollen. Wie die französischen Moden es in diesem Lande nicht vermocht hatten, den nationalen Schnürrock und die pelzverbrämte Magnatenmütze zu verdrängen, so fanden auch die von Frankreich ausgegangenen Ideen der Aufklärung, der religiösen Toleranz und staatlichen Centralisation in der von Aristokraten und Prälaten

beherrschten Sarmaten-Republik, keinen Eingang. Während im westlichen Europa selbst das gesunde ständische Wesen der Zeitrichtung erliegen und dem durch den Zeitgeist herbeigeführten „liberalen Despotismus" Platz machen mußte, bildete sich die verrottete polnische Verfassung in ihrer vollen Widersinnigkeit immer schärfer aus; was im übrigen Europa geschah, sollte auf Polen nur einen negativen Einfluß haben; kein europäischer Staat bedurfte mehr wie dieser, einer zeitgemäßen, auf Kräftigung der Staatsgewalt hinzielenden Umgestaltung, alle Politiker jener Zeit waren in der Ueberzeugung einig, die bisherige Form der polnischen Regierung müsse diese geistreiche, freiheitsdurstige und tapfere Nation in kürzester Zeit zu Grunde richten. Aber die Polen selbst waren mit Blindheit geschlagen. Die in zahlreiche, meist feindliche Fractionen gespaltene Aristokratie war in dem einen Grundsatz, „von der eigenen Macht nichts zu Gunsten der Regierung aufzuopfern," völlig einig. Die Palatine und Wojewoden waren fest entschlossen, auf ihren Schlössern und Burgen unabhängige Herrscher über das leibeigene Volk zu bleiben; die weiten Ebenen der Weichsel und des Njemen waren nur schlecht angebaut, eine arme Landbevölkerung führte in schmutzigen Hütten ihr verkümmertes Dasein, in den verhältnißmäßig wenigen Städten suchte man vergeblich nach einem kräftigen und betriebsamen Bürgerstande, der hohe und niedere Adel war der einzig herrschende Stand und wollte neben sich keine Macht aufkommen lassen; in seiner Mitte bildeten sich täglich neue Parteien, alle liebten das Vaterland, schwärmten für die Freiheit, glühten vor Enthusiasmus und Tapferkeit, aber in keiner war wirkliche, ernste Staatsweisheit und besonnene Mäßigung zu finden. Die polnischen Adelsfractionen verdienten nicht einmal den Namen politischer Parteien; die reichsten und einflußvollsten Edelleute suchten ihre ärmeren Standesgenossen durch Gastfreundschaft und Freigebigkeit an sich zu fesseln, machten besonders vor Eröffnung der Reichstage offene Propaganda und überboten einander dann in glänzenden Festen und prunkenden Aufzügen; so gab es z. B. zu der Zeit, von der wir reden, eine Fraction des Primas, eine der Sapieha's, eine andere der Potocki's, eine vierte der Radziwill's, u. s. w.; in keiner handelte es sich aber um die Durchführung eines Princips oder eines staatlichen Systems, in jeder von ihnen war nur von Personen und persönlichen Interessen die Rede und darum überlebte eine solche „Partei" nur in Ausnahmsfällen ihren Begründer und schuf jeder Regierungswechsel, jeder neueinberufene Reichstag, neuen Zwiespalt und neue Coterien.

In den ersten Tagen des Septembers 1726 strömte der Adel aus

allen Gegenden des Reichs nach Grodno zusammen; neben den vergoldeten Carossen der Reichen und Vornehmen ritten ihre ärmeren oft bedürftigen Partisane auf kleinen Pferden einher, ohne Gepäck und ohne Dienerschaft, in völliger Abhängigkeit von den stolzen Patronen, aber doch im Bewußtsein ihrer adeligen Würde und politischen Bedeutung. Am 10. September brach der König mit dem Hofstaate und denjenigen Ministern, die nicht in offener Opposition gegen ihn standen, von Warschau auf. Die Reise ging nur langsam und wurde von den häufigen Besuchen unterbrochen, die der König seinen Anhängern zu machen für rathsam hielt; bei dem Grafen Branitzki z. B. wurde eine dreitägige Rast gemacht und jagte der schon betagte König wie in jungen Tagen durch die Wälder Bjalostoks hinter flüchtigen Hasen und Füchsen her, um die Abendstunden bei schäumendem Pokal und rauschendem Festlärm an der Seite seines gastfreundlichen Vasallen zu verbringen.

Bald nach der Abreise August's verließen auch die fremden Gesandten die Residenz, um sich nach Grodno zu begeben und an der Abhaltung der hier tagenden Reichsversammlung Theil zu nehmen; unter ihnen erfreute sich besonders Graf Kinski, Vertreter des deutschen Kaisers, eines bedeutenden Einflusses auf den König; neben ihm spielte der päpstliche Nuntius als Haupt der streng-katholischen Partei eine Rolle, isolirter stand der britische Resident Finch da, später englischer Gesandter in Petersburg, der die lebhaften Polen durch seine steife, vornehme Haltung oft verletzte; eine sehr peinliche Stellung hatte der Vertreter Kurlands, Herr von Rutenberg, den Niemand anhören mochte, gegen den die sonst gastfreien Sarmaten kaum die Formen der Höflichkeit beobachteten. Unabhängig von der russischen, in Warschau durch Bestushew repräsentirten Legation, wurde Rußland in Grodno durch den Grafen Jagushinski vertreten. Dieser Mann gehörte einer damals völlig unbekannten Familie an, hatte unter Peters persönlicher Leitung seinen Weg gemacht und verbarg unter einer harmlosen und humoristischen Außenseite tiefe Verschlagenheit; von Natur heiter täuschte er alle Welt durch ein treuherziges Auftreten und angenehme Manieren, war aber dabei ein geübter Beobachter, dessen Gewissen ebenso elastisch war wie sein Geist. Seine Instruction wies den russischen Reichstagsgesandten an, vor allen Dingen der Einverleibung und Zerstückelung Kurlands in den Weg zu treten, jede Consolidirung der sächsischen Dynastie zu verhüten, gelegentlich Rußlands Candidaten für Kurland zu befürworten, endlich die Einsetzung des Grafen Moritz, dem die sächsische Hofpartei den Herzogshut aufsetzen wollte, und des polnisch gesinnten, von Ferdinand vorgeschlagenen Prinzen von Hessen-Cassel zu hintertreiben, wenn

sich diese Zwecke aber nicht anders erreichen ließen, den Reichstag aufzulösen. Bekanntlich konnten die Reichstagsbeschlüsse aufgehoben werden, wenn nur ein Landbote im entscheidenden Augenblick sein „Ne pozwalam“ (Veto) rief. Der russische Diplomat mußte es sich also angelegen sein lassen, einige Reichstagsglieder für das russische Interesse zu gewinnen und so seine schwierige, in gleicher Weise die Zwecke aller Parteien durchkreuzende Aufgabe zu lösen.

Jagushinski traf am 16. September in Grodno ein und fand bereits den versammelten Reichstag vor; die Straßen der Stadt waren von den Reichstagsgästen überfüllt, überall sah man vergoldete Carossen fliegen, hörte man Rosse stampfen und Säbel klirren. Der Adel vertrieb sich die Zeit bis zur Eröffnung der Verhandlungen mit Besuchen, Banketten und Bällen; hie und da wurden Vorberathungen abgehalten und Entschließungen gefaßt, überall schienen aber die ernsten Interessen durch Beschäftigung mit Nebendingen, durch sorglosen Jubel, persönliche Angelegenheiten und Händel in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Am 17. September fand die feierliche Eröffnung der Versammlung statt; schon früh versammelten sich die Minister, Senatoren, Prälaten und Landboten im königlichen Palast und geleiteten den König in die Jesuiter-Capelle, in der eine Gallamesse abgehalten wurde; nach Beendigung des Festgottesdienstes geleiteten die Reichstagsglieder den König feierlich in das Schloß zurück, beeilten sich selbst aber den Reichstag zu eröffnen. Zuvörderst begrüßte der Landboten-Marschall Graf Potocki die Versammlung mit einer Rede, in welcher er sich über die Vaterlandsliebe des Königs verbreitete, dessen väterliche Sorge für alle Unterthanen schilderte und die Versammlung aufforderte, Sr. Majestät nach altem Brauch feierlichst zu bewillkommnen; auf Potocki folgten andere Redner, von denen einige darauf antrugen, allem zuvor die Mandate der Landboten zu prüfen und zu bestätigen, andere aber Nebenfragen, wie die Klagen über hohe Salzpreise oder über die schlechte Finanzverwaltung, zur Sprache brachten; so verstrich der ganze Tag und als das Hereinbrechen der Nacht die Versammlung auflöste, lag nicht ein einziger Beschluß vor. Genau derselbe Auftritt wiederholte sich am zweiten Tage: weder die Prüfung der Mandate, noch die Begrüßung des Königs, noch die Regelung der Salzpreise waren gehörig discutirt oder gar votirt worden, als der Landbote Sokolnicki am dritten Tage die kurländischen Angelegenheiten in Vortrag brachte, gegen die Herzogswahl des Grafen Moritz protestirte und auf strenge Bestrafung der „Mitschuldigen“ des Grafen drang. Mit der bloßen Erwähnung Kurlands waren alle Leidenschaften wachgerufen, die Worte Sokolnicki's

hatten sich „wie Süßigkeiten in einem Glase Wasser" durch den ganzen Saal verbreitet und den ganzen Grimm der nationalen Partei gegen das unglückliche Herzogthum entfesselt. Jede Spur parlamentarischer Ordnung war gewichen, hundert Stimmen schrieen gleichzeitig durcheinander, die einen forderten die augenblickliche Bestrafung des Verräthers Pozey, des erwähnten Hetmans von Littauen, andere verlangten, man solle den Beschuldigten erst verhören und dann urtheilen, wieder andere wollten die ganze kurländische Frage vertagt wissen und zuvor die Prüfung der Mandate und die Begrüßung des Königs vornehmen. Sechs Tage lang kam es einzig zu Händeln, Lärm und Tumult und mehr denn eine Faust hatte nach dem Säbel gegriffen, um durch ein summarisches Verfahren den Austrag der Sache zu bewirken. Jagushinski war unermüdlich dabei thätig, die allgemeine Verwirrung in Permanenz zu erklären; sobald die Köpfe der Patrioten sich in dem Zustande gehöriger Erhitzung befanden und in ihrem Feuereifer drum und dran waren, die Einverleibung Kurlands zu votiren, fand sich irgend einer „unserer Freunde" — wie Jagushinski sie nennt — und vereitelte durch sein Veto die Resultate tagelangen Streitens und Berathens. Mit dem nächsten Morgen begann man dann sofort damit, die eben verworfenen Anträge mit neuen Motivirungen einzubringen, denselben Sturm und dasselbe Veto, wie am vorigen Tage heraufzubeschwören.

Der König konnte sich darüber nicht mehr täuschen, daß dem energisch ausgesprochenen Patriotismus des Adels nothwendig einige Concessionen gemacht werden müßten. Er entschloß sich, seinem Sohn den Befehl zur Abreise aus Kurland und sofortigen Herbeischaffung der Wahlurkunde, die vernichtet werden sollte, zu übersenden und den Kurländern gleichzeitig sagen zu lassen, sie sollten alle Hoffnung, den Grafen je an ihrer Spitze zu sehen, aufgeben. Diese Entscheidung wurde dem versammelten Reichstage mitgetheilt, entsprach jedoch den Forderungen der erbitterten Magnaten ebensowenig wie den Wünschen des russischen Gesandten, dem es vor Allem darauf ankam, Zeit zu gewinnen und die Entscheidung der kurländischen Frage zu verhindern; russische Söldlinge und polnische Enthusiasten vereinigten sich bei der Verlesung der königlichen Erklärung darin, mit stürmischem Geschrei die Regierung des Verraths oder doch des Einverständnisses mit den „Verräthern" zu bezüchtigen und energische Maßregeln zu verlangen. Ein Landbote, Wisicki mit Namen, machte den Reichstag darauf aufmerksam, daß Moritz, wahrscheinlich unter Zustimmung seines königlichen Vaters, zwar Mitau verlassen, auf dem Wege nach Grodno aber plötzlich umgewandt habe

und wieder nach Kurland zurückgegangen sei. „Was kann der Grund dieser Sinnesänderung gewesen sein,“ fragte der Landbote zum Schluß seiner Rede, „ist es nicht augenscheinlich, daß auch jetzt noch geheime Beziehungen zwischen dem Grafen und den Verräthern in unserer Mitte, die sich zu den Werkzeugen seiner Wahl hergegeben hatten, obwalten?“ Ein ungeheurer Tumult war die Antwort auf diese stürmisch aufgeworfene Frage; ein Funke war in die mit Brennstoffen erfüllte Masse geworfen worden. Die Ultras der nationalen Partei forderten die sofortige Einverleibung des Herzogthums und setzten fest, Moritz solle augenblicklich nach Grodno vorgefordert und im Weigerungsfalle für infam erklärt werden, sein Leben „wie das eines Banditen“ der Pistole und dem Säbel jedes ehrenwerthen Patrioten preisgegeben sein. Dieser Beschluß war mit ungeheurer Majorität durchgegangen und die Patrioten hätten in ihrem ungezügelten Enthusiasmus die Einverleibung Kurlands durchgesetzt, wenn nicht „unsere Freunde“ den ganzen Plan dadurch vereitelt hätten, daß sie die Sache auf die Spitze stellten. Durch Jagushinski beeinflußt, erhob sich ein gewisser Lubenicki und trug darauf an, daß ein Actenstück über die geforderte Einverleibung in continenti abgefaßt und feierlichst bestätigt werden sollte; die Widersinnigkeit dieser Forderung machte die unbesonnenen, dabei aber wohlmeinenden Patrioten Polens stutzen und gab den Gemäßigten Zeit und Veranlassung zu vermittelnden Vorschlägen; Lubenicki blieb aber starrköpfig bei seinen Anträgen, schrie und tobte, ja drohte endlich durch sein Veto den Reichstag aufzulösen und alle bisherigen Beschlüsse umzuwerfen. Wohl provocirte diese Aeußerung den Unwillen aller, in denen die Leidenschaft noch nicht alles Nachdenken verdrängt hatte, mancher Säbel wurde gezückt wider die Brust des Verräthers und von vielen Seiten bedeutete man ihn, wenn er nicht nachgebe, würde er aus dem Fenster geworfen werden; aber es fehlte auch nicht an solchen, die das Recht eines ehrlichen Landboten, seine Meinung und sein männliches Veto ungefährdet aussprechen zu dürfen, gewahrt wissen wollten ..... kurz, die Verwirrung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht und ein Blutvergießen schien unvermeidlich zu sein, als der Marschall Potocki die Versammlung auflöste und sich zum Könige begab, um diesen zur Bestätigung des Beschlusses aufzufordern, nach welchem Moritz für einen Feind des Vaterlands erklärt werden sollte, wenn er sich nicht dem Reichstage stelle und die Wahlurkunde zur Vernichtung ausliefere. Der Kronkanzler Szembeck, der Primas und der Bischof von Krakau unterstützten die Forderungen Potocki's und drängten den König zur geforderten Unterstützung; mit schwerem Herzen verstand August sich zu der

letzteren, er wagte aber nicht dem Willen der Nation ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen, denn er mußte fürchten, die Nachfolge seines ältesten, legitimen Sohnes zu gefährden. Moritz aber war fest entschlossen, den Forderungen der polnischen Oligarchen nicht nachzugeben, er erwiderte seinem Vater in einem eigenhändigen Schreiben:

„Ich gehöre mir nicht mehr selbst an und kann mein den Kurländern verpfändetes Wort nicht zurücknehmen. Ich gehöre der Armee des allerchristlichsten Königs an und bekleide in derselben eine höhere Charge; in dem Heere Frankreichs sind Niedrigkeit und Verrath aber unerhört, sie werden daselbst weder geduldet noch entschuldigt. Die Ehre, Sire, ist das Eigenthum jedes Mannes, für sie ist er allein verantwortlich; wenn ich den Gesetzen der Ehre nur für einen Augenblick ungetreu würde, so hätte ich nie mehr ein Anrecht auf die Gnade Ew. Majestät. Ich bin durch die einstimmige Wahl einer Ritterschaft zum Herzog gewählt worden, die seit Jahrhunderten durch ihre treue Anhänglichkeit an Polen bekannt ist, die nicht wenig zur Größe und Macht der Republik beigetragen hat und die auch jetzt nur den Wunsch hat, derselben treu zu bleiben und nur durch die äußerste Noth diesen Gefühlen entfremdet werden kann."

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Brief der Reichsversammlung nicht mitgetheilt worden; er hätte einen Sturm hervorgerufen, im Vergleich zu dem die wilden Scenen, die wir oben schilderten, zu schwachen Vorspielen herabgesunken wären. Da Moritz aber nicht erschien und auch die der Vernichtung geweihte Wahlurkunde nicht beigebracht wurde, so erklärte man ihn in Folge des erwähnten Reichstagsbeschlusses „für infam und einen Banditen." Den russischen Anstrengungen gelang es nach vielen Kämpfen, eine für Kurland verhältnißmäßig günstige und wenigstens vertagende Entscheidung für seine Zukunft zu erwirken. Die Wahl des Grafen wurde zwar für nichtig erklärt, die formelle Vereinigung Kurlands aber bis zum Tode des Herzogs Ferdinand aufgeschoben; eine besondere Commission sollte die Untersuchung der widergesetzlich unternommenen Wahl vornehmen und die Verfassung des Herzogthums einer Revision unterziehen, um die künftige Einverleibung und Zerstückelung in Palatinate vorzubereiten. Die Politik Rußlands dankte es Jaguschinski's Thätigkeit, daß vor der Hand die Selbständigkeit Kurlands gewahrt und die allendliche Entscheidung über das Loos des unglücklichen Landes vertagt worden war, — man hatte mit einem Worte Zeit gewonnen, und das war unter den obwaltenden Umständen von unermeßlichem Werth. Unterdessen war der für die Reichstagsthätigkeit bestimmte Zeitraum abgelaufen; die Landboten waren ermüdet,

ihre Mittel durch den bei Gelegenheiten solcher Art unvermeidlichen Aufwand erschöpft; am 31. October wurde der Grodnoer Reichstag feierlich geschlossen. Um 9 Uhr Morgens versammelten sich die Landboten und begaben sich sodann in die Senatsversammlung, in der sie den König und sein Gefolge vorfanden. Als alle Theilnehmer ihre Sitze eingenommen hatten, verlas Potocki nach eingeholter Zustimmung das Protokoll der von dem nun geschlossenen Reichstage beliebten Beschlüsse. Obgleich die Debatte über alle die sogenannten Constitutiones dieses Protokolls längst geschlossen war, dasselbe nur in Herzählung der bereits bestätigten Beschlüsse bestand, so unterbrachen immerwährende Proteste, Einwände und Interpellationen den Vortrag des Marschalls; der Hunger zwang zu einigen Pausen, die Sitzung dauerte, — horribile dictu — 22 Stunden, bis 7 Uhr des kommenden Morgens. Der alte, erschöpfte König war mehrere Mal in seinem Sessel eingeschlafen; als die allgemeine Erschöpfung den Verhandlungen ein Ziel setzte, wandte der Reichstagsmarschall sich in einer Schlußrede an den König; der Kronkanzler Szembeck antwortete im Namen des Monarchen, dann begab man sich in die Jesuiterkirche und mit Celebrirung eines Hochamts in dieser und Abhaltung eines feierlichen Dankgebets, war der Grodnoer Reichstag beschlossen. Seine Resultate waren nach allen Seiten hin negative, alle Parteien hatten sich gegenseitig an der Durchführung ihrer Pläne verhindert, keine etwas erreicht und nur der russische Gesandte durfte mit einiger Befriedigung auf seine Thätigkeit zurückblicken.

Die Nachricht von der getroffenen Entscheidung des Reichstages machte in Kurland einen nachhaltigen Eindruck. Von dem wankelmüthigen Könige verlassen, blieb den Kurländern nur die Alternative, sich den Polen gegenüber einzig auf ihr gutes Recht und die kleine Armee ihres künftigen Herzogs zu stützen oder unter jeder Bedingung die freundlichen Beziehungen zu Rußland herzustellen und Moritz's Wahl aufzugeben. Der größte Theil der Ritterschaft war consequent genug, der früheren Entschließung treu zu bleiben und in der Anhänglichkeit an den erwählten Herzog zu verharren: Brackel und der greise Landhofmeister v. d. Brincken blieben die Führer der Anhänger des Grafen, der sich nach dem Zeugniß des russischen Gesandten in kurzer Zeit die Liebe seiner künftigen Unterthanen erworben hatte und für ein Muster der Ehre und des guten Tons galt. Der Kanzler Keyserlingk und der Marschall Sacken lenkten dagegen zu einer Verständigung mit Rußland ein, denn sie sahen nur in dem Bunde mit dem mächtigen nordischen Nachbarn die Möglichkeit einer Erhaltung ihres Staatsleben. Der dritte Oberrath, v. d. Brüggen, stand unschlüssig zwischen diesen beiden

Parteien. Nur einige wenige Anhänger fand der Agent des Herzogs Ferdinand, Kosciusko, der zwar der Ritterschaft angehörte, als Katholik aber für eine völlige Unterwerfung unter die Entschließung des Grodnoer Reichstags Propaganda zu machen versuchte und die Kurländer zu dem Glauben überreden wollte, Polen wünsche nur die Einmischungen fremder Regierungen durch Abschaffung der herzoglichen Würde abzuschneiden, werde im Uebrigen aber das Verfassungsleben der Provinz nicht gefährden. Die polnische Politik war aber Allen, die mit ihr in Berührung getreten waren, zu wohlbekannt, als daß solche Versicherungen Glauben gefunden hätten.

Moritz blieb seinen früheren Anschauungen getreu und benahm sich, wie man es von einem französischen Marschall und Edelmann nicht anders erwarten konnte. Der Ehrenpunkt, ein gegebenes Wort nicht zu brechen, war für ihn das leitende Motiv seiner Handlungen, er war fest entschlossen, ohne Kampf sein neues Vaterland nicht aufzugeben. Bald nachdem August Grodno verlassen hatte, erkrankte er auf der Reise so heftig, daß man an seiner Genesung zweifeln mußte; kaum hatte Moritz die Kunde vom Zustande seines königlichen Vaters erhalten, so eilte er trotz seiner Achtserklärung und der mit dieser verbundenen Gefahren nach Polen an das Bett des Königs. Mit Thränen begrüßte August seinen treuen Sohn und dankte ihm tief gerührt für diesen Beweiß liebevoller Anhänglichkeit und ritterlicher Kühnheit; von Vorwürfen wegen des begangenen Ungehorsams war nicht die Rede. Er beschwor seinen Liebling, sich den Beschlüssen von Grodno zu fügen, Moritz aber verharrte bei dem, was er für seine Pflicht hielt und kehrte nach kurzem Aufenthalt in Bjälostok wieder nach Mitau zurück; keine Hand hatte es gewagt, sich wider ihn zu erheben, der ritterliche Sinn der Polen war durch die furchtlose Kindesliebe des Marschalls gerührt und laut pries man durch das ganze Gebiet der Republik den Mann, den man wenige Wochen zuvor für infam und einen Banditen erklärt hatte, als Spiegel der Ehren. Was Moritz auf der einen Seite durch seine Ritterlichkeit gewonnen hatte, büßte er aber bald durch seinen Leichtsinn nach der andern wieder ein. Anna Iwanowna war durch die Schönheit und den Ruhm des höfisch gewandten Grafen bestochen gewesen und nach Petersburg geeilt, um die Einwilligung der Kaiserin zur Vermählung mit ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu betreiben, denn sie wußte wohl, daß Menschikow's Rachsucht ihr nach Kräften entgegenarbeiten würde. Während sie aber in Petersburg verweilte, um Moritz's Bewerbungen Gehör zu schaffen, hatte dieser sich den langweiligen Aufenthalt in seiner kleinen Residenz durch Liebesabenteuer zu

würzen versucht und seine Gunst unvorsichtiger Weise einer Dame des herzoglichen Hofstaates zugewendet. Schon bei dem oben erzählten Ueberfall durch Menschikow's Soldaten hatte man eine zierliche Damengestalt aus dem belagerten Hause des Grafen fliehen sehen und durch die Nachricht von diesem Abenteuer die Eifersucht Anna's rege gemacht. Einige Monate später wurde Moritz durch den frischgefallenen Schnee, der Männerspuren zeigte, die an einen Flügel des Schlosses zu Mitau führten, noch ein Mal verrathen, als er seine Geliebte von einem nächtlichen Besuch auf den Armen heimtrug. Ein altes Weib hatte die kolossale Gestalt des Grafen im nächtlichen Dunkel erkannt und Lärm geschlagen, die Schloßwache war herbeigeeilt, das Liebespaar angehalten, der kommandirende Offizier hinzugerufen und dadurch die ganze Sache an die Oeffentlichkeit gebracht worden. Anna's Herz war durch die Unbeständigkeit ihres Anbeters zu schwer gekränkt, um ein zweites Mal vergeben zu können. Sie hörte auf, ihre Pläne ins Werk zu setzen und Bewerbungsversuche des Marschalls waren vergeblich; bald gewann Biron ihre Gunst und ließ sie den treulosen Marschall vergessen. Auch als Anna Kaiserin geworden war, konnte Moritz die Hoffnungen, die alle sie ihm als Herzogin gemacht hatte, noch nicht vergessen; es gelang ihm aber nicht die schwerbeleidigte Frau zu versöhnen und seine Bitten blieben unerhört. Biron hatte ihre volle Gunst erworben, Anna wollte vielleicht Moritz durch die Erhebung eines Mannes, der neben ihm nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte und auch als kurländischer Kammerherr seine Blicke nicht zu der Herzogin erhoben hatte, strafen; aller Wahrscheinlichkeit nach fällt die Zeit, in der Biron sich Anna näherte, in die letzten Monate des Jahres 1726 oder in die ersten des Jahres 1727; vorher hatte dieser Mann, der für Rußlands Zukunft so unheilvoll werden sollte, der polnischen Partei in Kurland angehört und im polnischen Interesse gehandelt.

Kehren wir aber zu unserem Gegenstande zurück. Wir verließen die kurländischen Stimmführer, als sie unter dem drückenden Einfluß der Grodnoer Nachrichten, zum Theil Rußland sich zugewandt, zum Theil polnischen Einflüsterungen Raum gegeben, ihrer Majorität nach aber auf Moritz's Wahl bestanden hatten. Aus Petersburg sandte man jetzt den Grafen Devier nach Mitau, um die russische Partei zu ermuthigen und den sächsischen und polnischen Einflüssen entgegenzuarbeiten. Devier war früher Polizeimeister von Petersburg gewesen, nach Peter's Tode aber, dessen scharfsehendes Auge den Grafen bisher gezwungen hatte, sich nur um seine directen Pflichten zu bekümmern, in Beziehungen zum Hof getreten. Er war, wie die meisten Staats-

männer aus Peter's Schule, ein gewandter und gewissenloser Diplomat und mit der kurländischne Mission wahrscheinlich deshalb betraut worden, weil er für einen Feind Menschikow's galt und die Regierung den Kurländern zeigen wollte, daß sie zum Einlenken bereit sei und keineswegs auf die Candidatur des alten Feldmarschalls, der sich in Mitau gründlich verhaßt gemacht hatte, bestehe. Den äußeren Grund zur Absendung Devier's gaben gewisse in Königsberg zu ordnende Handelsgeschäfte her, eine geheime Ordre schrieb dem Grafen aber vor, in Mitau unter Vorwänden, die sich leicht auffinden ließen, Halt zu machen und mit den Anhängern der russischen Politik die abgebrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. Er bediente sich zur Erreichung dieses Ziels eines höchst ungewöhnlichen und in der diplomatischen Welt völlig ungebräuchlichen Mittels. Er kam heimlich in Mitau an und begab sich sogleich zu Bestushew-Rjumin, der inzwischen wieder an seinen alten Posten zurückgekehrt war und bat diesen sogleich, alle diejenigen Edelleute zu sich bitten zu lassen, die er für Anhänger Rußlands hielt. Bestushew beschied Rönne, Sacken, Nolde, Buttler und die Oberräthe Keyserlingk und Brüggen zu sich und knüpfte mit diesen ein Gespräch über die politischen Verhältnisse Kurlands an, das Devier, der sich in einem Nebenzimmer versteckt hielt, Wort für Wort hören konnte; als sich herausstellte, daß die genannten Herren sämmtlich ihre Hoffnungen auf russischen Beistand stützten, trat der Graf plötzlich in das Zimmer, in welchem Bestushew sich mit seinen Gästen unterhielt, gab vor eben aus Petersburg angekommen zu sein, übergab dem russischen Gesandten seine Creditive und wandte sich in einer Rede an die Kurländer, in welcher er ihnen die wohlwollende Gesinnung der russischen Regierung schilderte und mit dem Versprechen schloß, Rußland werde niemals die Vereinigung Kurlands mit der Republik zugeben.

Nachdem Devier auf diese Weise das Vertrauen der Anhänger seiner Herrscherin gestärkt hatte, begann er auch mit Moritz und dessen Partisanen in Verbindung zu treten. Dieses Mal zeigte Moritz sich ungleich gefügiger und weicher, als er bei seiner Begegnung mit Menschikow gewesen war; er sprach deutlich aus, daß wenn die russische Regierung einmal entschlossen sei, die Unabhängigkeit des Herzogthums aufrecht zu erhalten, es auf die Person des Herzogs, dessen Macht ohnehin nicht sehr ausgedehnt sei, nicht besonders ankomme, daß er bereit sei, jede Bürgschaft für seine Ergebenheit an die Kaiserin zu stellen und nie die russischen Interessen durchkreuzen wolle. Devier scheint mit Moritz einen freundlicheren Ton angeschlagen zu haben als der rauhe

alte Feldmarschall, gewann das Vertrauen desselben und überzeugte ihn so vollständig von seinem Wohlwollen, daß er zu seinem eigenen Erstaunen eines Tages folgende Zeilen von Moritz eigener Hand erhielt:

Mitau le premier de mars, 1727.

Monsieur (!)

Je crois que l'on trouveras difficilement de moien plus sur pour assurer la constance des Courlandois, et pour faire agir le Roy avec confiance qu'en établissant au plus tot un mariage et comme ce mariage assurera solidement le bonheur des Courlandois, et que l'interes de la Cour de Russye demande leur conservation, josse offrir a Votre Excellensse sans craindre de loffenser, dix mille equs si elle peut porter les chosses promtement au point, que Votre Excellence ne me refusse pas la grasse d'axepter cette promesse, et qu'elle ne regarde cette lettre comme un billet d'honneur que je luy en fais; je la pry d'estre persuadée qu ma reconnaissance ne finiras jamais non plus le tres parfait attachement avec lequel je ne cesseray d'aitre etc.

Maurice de Saxe.

Man war im vorigen Jahrhundert in Bezug auf die bürgerliche Ehrenhaftigkeit viel weniger bedenklich als heut zu Tage, wo schwerlich Jemand den Muth hätte, einem Gesandten ein derartiges Anerbieten mit solch ungeschminkter Offenheit zu machen. Im 18. Jahrhundert gehörten dergleichen Bestechungsversuche keineswegs zu den Seltenheiten, von Petersburg ging selten ein Gesandter nach Grodno oder Warschau, der nicht mit den nöthigen Summen versehen gewesen wäre, um seinem Einfluß den gehörigen materiellen Nachdruck zu geben. Der Leser wird darum der nachfolgenden wörtlich mitgetheilten Antwort Devier's den gehörigen Werth beizulegen wissen:

Mitau d. 17. März.

Monsieur! Dero unter heutigen dato mir zugestelltes Schreiben hat mich beides in Bestürzung und auch in der empfindlichsten altération gesetzt und desto mehr, da Gott sey Dank, ich mit meiner bisherigen Conduite jedermann überzeugt, daß incapable sey, nicht nur vor einige Tausend Rthls., ja nicht vor aller Welt Reichthum, in denen mir commitirten Angelegenheiten im geringsten Point anders zu Werke zu gehen, als die mir darüber ertheilte Instruction es im Munde führet. Dieselben finden nach dero sonderbaren Begabniß Selbsten, Wie dergleichen tentationes, so allermahl ein basses und laches Gemüth angetroffen zu haben prosuponiren, einem ehrlichen Manne allerdings schmerzlich nachgehen müssen. In obangeregter gemeinschaff-

lichen affaire wobey Ihre Kayserl. Mayst. mich als ein geringes Werkzeug zu gebrauchen gewürdiget, werde ohne particulaires egard auff einige Person oder fremdes Interesse meine Schuldigkeit ohne alle abseitige Vergeltung so beobachten wie es einem honnet homme zusteht; sollte aber auch dieselbe zugleich in dero faveur ausfallen, so würde ja alsdann ein jeder ohnedem sich dessen erinnern, wozu Ihn die bienseance anweiset. Wonechst verbl. mit schuldigem Respect

Monsieur

Votre très humble et
très obéissant serviteur
Графъ А. Девіеръ.

Devier's Anwesenheit in Mitau blieb übrigens ohne besonders wichtigen Einfluß auf den Gang der kurländischen Angelegenheiten. Als er es dahin gebracht hatte, den Einfluß der russischen Anhänger wenigstens mit dem der übrigen au niveau zu bringen, verließ er den Schauplatz seiner Thätigkeit und kehrte nach Petersburg zurück, wo unterdessen Peter II. den russischen Thron bestiegen hatte, Devier aber, der in dem Verdacht stand, der Thronbesteigung des jungen Herrschers entgegengearbeitet zu haben, mit vielen seiner Freunde, wie Iwan Dolgorucki, Tolstoi, Narüschkin einem schrecklichen Loose — der Knute entgegenging.

Mit dem Frühling des Jahres 1727 rückte auch die Zeit heran, in der die polnische Reichstags-Comission zur Untersuchung der „freventlichen Herzogswahl“ und der zur Einverleibung in die Republik nothwendigen Verfassungsrevision in Kurland erwartet wurde. An ihrer Spitze standen zwei Männer, die für entschiedene Gegner der Unabhängigkeit des Herzogthums gelten mußten: Szembeck, Bischof von Ermeland, und Dönhof, Wojewod von Plozk; die beiden übrigen Glieder dieser Commission waren die Wojewoden Chomentowski und Graf Oginski; zu ihrer Verfügung stand eine 5000 Mann starke Armee an den Grenzen Litthauens, und daß sich von diesen Männern keine Schonung erwarten ließe, war der russischen Regierung schon durch eine Depesche Jagushinski's bekannt geworden, in welcher von der „unsinnigen Wuth“ die Rede war, mit der die Commissionsglieder sich zu ihrem Werk anschickten, und die Nachricht beigefügt war, daß der kurländische Deputirte in Warschau, jetzt ein Medem, in Verhaft genommen sei.

Moritz that entschiedene Schritte zur Organisation eines bewaffneten Widerstandes; er befestigte eine in dem Usmaitenschen See belegene Insel, verschanzte sich in dieser und erließ eine Proclamation, in der er alle seine getreuen Unterthanen unter seine Fahnen berief. Der

Eingang dieses Manifestes lautete: „Wir von Gottes Gnaden Moritz, Graf von Sachsen, Herzog von Kurland und Semgallen, Marschall des allerchristlichsten Königs, allen Unsern vielgeliebten und getreuen Unterthanen."

Die Erwähnung des Marschalltitels in der Armee eines fremden Herrschers, der gleich neben den kurländischen Herzogstitel gestellt war, mußte den Kurländern offenbar verletzend sein und war in der That eine Unklugheit; als zwar designirter, aber gegenwärtig weder bestätigter noch belehnter Herzog hatte Moritz zudem in keiner Weise ein Recht dazu, Manifeste zu erlassen und von „seinen getreuen Unterthanen" zu sprechen. Weiterhin war von dem allem Völkerrecht zuwiderlaufenden Eindrang fremder Heere in Kurland die Rede, ohne daß diese Heere näher bezeichnet wurden, und schloß das Ganze mit der Aufforderung, alle Waffenfähigen sollten sich rüsten und bei ihm (Moritz) auf der Insel des Usmaitenschen Sees sammeln.

Dieses Manifest verfehlte seinen Zweck gänzlich und nur einige wenige kurländische Edelleute entsprachen dem Aufruf „ihres Herzogs" und fanden sich auf der von ihm befehligten Inselfestung ein. In der Umgegend von Riga war unterdessen ein russisches Heer zusammengezogen worden und rückte bald darauf unter des Generals de Lascy Anführung in Kurland ein. Nach dem formellen Recht hatte Rußland allerdings keine Veranlassung, das Herzogthum zu besetzen. Die russische Regierung war aber auch weit davon entfernt, Kurland erobern zu wollen; sie beabsichtigte nur ihren seit Peter dem Großen in diesem Lande befestigten Einfluß aufrecht zu erhalten, die garantirte Verfassung desselben zu schützen und den Eingriffen der polnischen Commission, die zur Revision, richtiger gesagt Abolition der kurländischen Constitution erschienen war und das erwähnte Armeecorps von 5000 Mann hinter sich hatte, zuvorzukommen. Die Besetzung Kurlands war ferner durch die wichtigsten Interessen der russischen Politik geboten; gelang es den polnischen Patrioten, Kurland der Republik einzuverleiben und in Palatinate und Wojewodschaften zu zerstückeln, so war die deutsche Nationalität dieser Provinz einer völligen Sarmatisirung und der katholischen Propaganda preisgegeben. Die ethnographische Zusammengehörigkeit Kurlands mit den Nachbarprovinzen Liv- und Estland, denen es durch die Gemeinschaft der Sprache, Nationalität und Geschichte verwandt war, ließ die russische Regierung fürchten, daß im Falle Kurland allen polnisch-katholischen Unionsplänen preisgegeben würde, dieser Umschwung auch auf die von Peter neuerworbenen russisch-deutschen Provinzen einen Rückschlag ausüben und dieselben fremden Ein-

flüssen preisgeben könne, was um so bedenklicher erscheinen mußte, als diese Provinzen noch nicht zwei Decennien unter russischer Herrschaft standen, die russische Regierung in ihnen also kaum befestigt war.

Was Kurland selbst anbetraf, so konnte es den Einwohnern dieses Landes ziemlich gleichgültig sein, ob polnische oder russische Soldaten eindrangen, um den neugewählten Herzog zu vertreiben, von einer russischen Invasion ließ sich sogar hoffen, sie werde die freilich nur noch illusorische Selbständigkeit des kleinen Staates wenigstens formell nicht gefährden und die innere Organisation unangetastet fortbestehen lassen. Die Kurländer wußten, daß Rußland mit der Vertreibung des Grafen Moritz der Reichstagscommission den Vorwand zu Einmischungen und willkürlichen Rechtsverletzungen nehmen wolle. So hatte das Petersburger Cabinet es sehr geschickt verstanden, die kurländische Frage von der Person Moritz's zu trennen, das Nationalitätsinteresse von den Interessen des Grafen unabhängig zu machen und diesen zu isoliren. Ohne irgend welchen Widerstand rückten die russischen Divisionen ein, die Wahl Lascy's zu ihrem Befehlshaber war zudem eine sehr glückliche, denn die Liebenswürdigkeit und Rechtlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes ermöglichte eine Verständigung mit den leitenden Personen in Mitau; Lascy wandte sich an die Rußland zugethanen Oberräthe Keyserlingk und Brüggen, stellte ihnen vor, wie die Entfernung Moritz's in ihrem eigenen Interesse liege und bewog sie, diesen zur Vermeidung von Blutvergießen zur Abdankung zu bereden; gleichzeitig schrieb der General der polnischen Commission, er wolle die Sorge für die Entfernung des Prätendenten auf sich nehmen und dadurch das Einrücken der polnischen Armee überflüssig machen. Natürlicherweise ließ die Commission sich von den Gründen Lasky's nicht zur Aenderung ihrer Maßnahmen bewegen. Eben so vergeblich waren die Versuche Brüggen's und Keyserlingk's, Moritz zum Abzuge zu bewegen, der Marschall erklärte, er wolle sein gutes Recht bis zum letzten Athemzuge vertheidigen und beeilte die freilich nur in den Anfängen begriffene Befestigung seiner Insel und anderer festen Plätze nach Kräften, was um so nöthiger war, als von der Südgrenze her die Commission mit ihrer Executions-Armee heranrückte. Lascy kam aber dieser zuvor, besetzte am 17. August 1727 die Ufer des Usmaitenschen Sees und sandte den General Bibikow zu Moritz, um diesen zu einer ehrenvollen Capitulation zu bewegen, denn er wußte wohl, daß dessen ganze Besatzungsarmee zwar nur aus ungefähr 300 Mann bestand, die Belagerung der Insel aber ihre Schwierigkeiten haben könne. Moritz, dessen Befestigungsarbeiten noch in den Anfängen befindlich waren, dessen per-

sönliche Tapferkeit man aber kannte, suchte Zeit zu gewinnen und verlangte eine zehntägige Bedenkzeit. Lasch wollte nur 24 Stunden zugestehen. Moritz ging wieder auf seine unglücklichen Bestechungsversuche zurück und schrieb dem russischen Befehlshaber, er biete Menschikow die jährliche Summe von 40,000 Speciesthalern, wenn dieser von seinen vermeintlichen Ansprüchen, deren Folge doch nur ein russisch-polnischer Krieg sein könne, zurücktreten wolle; Lasch selbst versprach Moritz 2000 Ducaten, wenn er die Vermittelung mit Menschikow übernehmen wolle. Das ganze Anerbieten war eine Widersinnigkeit, Lasch ein ehrlicher alter Soldat, der nicht in Menschikow's, sondern in des Kaisers Namen handelte. Menschikow selbst war längst von der Liste der russischen Candidaten für die Herzogswürde gestrichen worden und befand sich bereits auf dem Wege in sein Beresowsches Exil, als Lasch's Depesche (am 9. December) in Petersburg eintraf.

Während diese erfolglosen Vermittelungsversuche ausgeführt und in das russische Hauptquartier gesandt wurden, lief der 24stündige Waffenstillstand ab. Da von den Belagerten keine neue Kunde an die Russen gelangte, so glaubten diese, es werde zur Aufnahme von Feindseligkeiten kommen; in der dunkeln Nacht vom 18. auf den 19. August landete aber ein kleines Fischerboot, das von der Insel zu kommen schien, an dem westlichen Ufer des Sees; aus dem Nachen stieg eine in einen großen Mantel gehüllte Gestalt ans Land, setzte sich in eine wie es schien für sie bereit gehaltene Kalesche und verschwand mit dieser auf der Straße nach Windau. Der Mann, der auf diese geheimnißvolle Weise die Usmaitensche Insel und bald darauf Kurland verlassen hatte, war der Graf Moritz von Sachsen gewesen.

Eine Woche nach Moritz's Abreise erschien die polnische Commission in Kurland. Die Darstellung ihrer Thätigkeit gehört nicht in den Rahmen unserer Skizze, für unsern Zweck genügt es zu wissen, daß sie ihre Schläge mehr gegen einzelne Personen, die ihr verhaßt waren, als gegen die Verfassung richtete. Der greise, hochverdiente v. d. Brinken, der zwanzig Jahre lang das Amt eines Landhofmeisters mit Ehren bekleidet hatte, wurde gleich dem Kanzler Keyserlingk abgesetzt und Kosciusko, der Anhänger des Herzogs Ferdinand und wie dieser katholisch, zum Oberrath des Herzogthums ernannt die Constitution nur unbedeutend verändert und die Herzogswahl bis zum Tode des Administrators Ferdinand verschoben. Durch alle diese gewaltsamen Eingriffe wüthete die Commission, die Polens Interesse wahrnehmen sollte, nur wider ihr eigenes Fleisch, entfremdete sich die ohnehin erbitterten Kurländer völlig und förderte einzig das Wachsen des russischen

Einflusses, der für den Augenblick das Aeußerste abgewandt hatte und dadurch die Möglichkeit gewann, künftig den Herzogsstuhl einzig mit seinen Candidaten zu besetzen. Die einflußreichen Männer, die der Unverstand der Commission aus Kurland vertrieben hatte, gingen nach Petersburg und die ältesten Familien des Landes, die Korff, Keyserlingk, Sacken u. s. w. waren zu der Zeit der Kaiserin Anna am kaiserlichen Hof vertreten und trugen immer mehr dazu bei, die Anzahl der Anhänger Rußlands in ihrem Vaterlande zu vermehren.

Moritz war von Windau für einige Zeit nach Danzig gegangen; der Herzog de Lyria, der als spanischer Gesandter auf der Reise nach Petersburg diese Stadt berührt hatte, erzählt in seinen Memoiren:

„Der Graf von Sachsen war mir in Paris ein lieber Freund gewesen und darum freute ich mich sehr', die Tage, die ich mich in Danzig aufhalten mußte, in seiner Gesellschaft verbringen zu können. Er erzählte mir von dem Stande seiner Angelegenheiten in Kurland und bat mich, ihm aus den Händen der russischen Minister einen Koffer wiederzuschaffen, der ihm von den Russen abgenommen worden, in welchem sich alle seine von verschiedenen Damen empfangenen Liebesbriefe und ein Tagebuch über die Liebesintriguen am Warschauer Hof befänden, mit dem Hinzufügen, die Veröffentlichung dieses Tagebuchs könne ihm die peinlichsten Unannehmlichkeiten zuziehen.“

Menschikow's Schicksale haben wir schon oben berührt. Bis zu seinem Sturz und seiner Verbannung nach Beresow nährte er die Hoffnung auf Realisirung seiner Pläne und suchte während der Abhaltung des Grodnoer Reichstages durch Jagushinski, mit dem er einen geheimen Briefwechsel in Chiffern unterhielt, auf die polnischen Magnaten einzuwirken. So schlug er dem Fürsten Sanguszko, einem einflußreichen Würdenträger, vor, durch Vermählung seiner Tochter mit dessen Sohn in Verbindung zu treten und mit vereinten Kräften auf die Besetzung der kurländischen Herzogswürde zu influiren. Das Schicksal hatte es anders beschlossen; Menschikow, der zur Zeit Peter's und Catharina's der erste Würdenträger Rußlands gewesen war und sich schon der Schwiegervater Peter's II. geträumt hatte, endete in Elend und Verbannung.

Anno 1765.

Der siebenjährige Krieg war eben beschlossen, der Held seiner Schlachten mit der Heilung der Wunden beschäftigt, die der langjährige Streit gegen die mächtigsten Staaten des europäischen Continents seinem tapferen Volke geschlagen. Von französischen Schöngeistern und Philosophen umgeben, sah er verächtlich auf den deutschen Parnaß herab, dessen Gipfel eben damals ihr erstes Grün zu tragen begannen. Noch spielte Gottsched in der deutschen schönen Literatur, deren Sonne er war, die erste Rolle, neben ihm behauptete Gellert nur den Platz eines milden Mondes, Klopstock's „Messias" hatte bereits das Herannahen einer neuen Aera bezeichnet, Lessing arbeitete in der Mitte des Breslauer Militärgetümmels an seiner „Minna von Barnhelm", dessen Freunde Mendelssohn und Nicolai an den „philosophischen Briefen", den „Briefen über den Zustand der schönen Literatur in Deutschland" und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek." Göthe lebte als unbekannter Student in Leipzig, Schiller war ein fünfjähriger Knabe, der mit einer schwarzen Schürze um den Hals den Prediger spielte. Die Aufklärungsperiode nahm mehr und mehr Besitz von den deutschen, theologischen und politischen Köpfen, ihre Helden waren die Männer der Zukunft und standen an der Spitze der geistigen Bewegung, deren Scepter sie dem Latinismus, der Orthodoxie und dem Pietismus aus den altersschwachen Händen gerungen hatten. In Frankreich war das Grab, welches das ancien régime verschlingen sollte, noch leidlich übertüncht, seine Literatur und Kunst spielte fast an sämmtlichen europäischen Höfen die Rolle eines unentbehrlichen Modeartikels. In Rußland hatte Catharina II. wenige Jahre zuvor die Zügel der Herrschaft ergriffen, Panin und die Orlow lenkten die Geschicke des Reichs. In Kurland hatte Ernst Johann Biron nach zwanzigjähriger Unterbrechung im Jahre 1763 wiederum sein Regiment begonnen; in wohlgesetzter Rede begrüßte er die Ritterschaft und erklärte derselben, der

Zeitlauf habe die Neigung seines Herzens für die Glückseligkeit Kurlands nicht zu mindern vermocht. Am Wiener Hof spielte der Erzherzog Joseph die Rolle eines mißvergnügten Thronfolgers, der es nicht erwarten konnte, seine Reformpläne zu verwirklichen. In Dänemark war bald darauf der deutsche Arzt Struensee das aufsteigende Gestirn des Tages, im Stillen bereitete der ehrgeizige Hofmedicus seine Pläne zum Sturz der holsteinischen Adelspartei, zur Aufhebung oder Beschränkung der Leibeigenschaft, zur Regelung der Finanz- und Oekonomiezustände nach den Mustern französischer Theoretiker vor. Verwandte Bestrebungen brachen sich in zahlreichen anderen Staaten, von Schweden bis nach Portugal, Bahn. Liegt doch zwischen der jahrhundertelangen politischen Leblosigkeit auf dem europäischen Continent, zu welcher das degenerirte ständische Wesen des Mittelalters herabgesunken war, und dem Erwachen des Mündigkeitsbewußtseins der europäischen Völker, das Zeitalter des liberalen Despotismus, des Glaubens an die Allmacht der wohlwollenden und aufgeklärten Regierungen, welche „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" fertig bringen wollten. Nur England, das den älteren Pitt (Lord Chatham) an die Spitze seiner Geschäfte gestellt hatte, bot das Bild eines auf das Zusammengehen von Volk und Herrscher gegründeten Staatswesens, es war das gelobte Land des politischen Liberalismus der damaligen Zeit, auf das die freisinnigen Denker von Montesquieu bis zu Möser und Lichtenberg hinüber mit gläubiger Verehrung hinblickten.

Aus der Beschaffenheit der „großen Welt", der Gesammtheit der europäischen Culturstaaten läßt sich unschwer auf den damaligen Stand der Dinge an der Ostsee schließen. Während an dem Himmel des westeuropäischen Lebens bereits die Morgenröthe einer neuen Zeit glänzte, sich die hervorragenden Geister in dem Glauben an diese einig wußten, lag unser baltisches Leben noch im Dämmer des Zwielichts. Erst vierzig Jahre war es her, daß man den Kampf über die Herrschaft in Liv- und Estland definitiv beendet wußte, daß man sich der Hoffnung hingeben durfte, ein Zeitalter der Ruhe werde die Wunden schließen, welche der nordische Krieg dem schwergeprüften Lande geschlagen. Fast ein Menschenalter lang war von dieser sehnlich gehofften Regeneration noch nichts zu spüren; die Ruhe, welche an der Ostsee herrschte, war die Ruhe eines Kirchhofs. Die Wirren des langen Krieges hatten die Einwohner verwildert oder entmuthigt. Die Städte, wenigstens zum Theil in Trümmer geschlagen, das Land ausgesogen und verödet, die Bürger zu Bettlern gemacht, die leibeigenen Bauern, — wenn das überhaupt möglich war — um eine Stufe unter die vorher

eingenommene herabgedrückt. Eine Förderung der überkommenen Zustände wurde kaum angestrebt, man war zufrieden, wenn das Bestehende weiter gefristet ward und ließ sich's gefallen, wenn dasselbe nur allmählich in Trümmer zerfiel. Von geistigen Bedürfnissen konnte nicht die Rede sein, so lange die Befriedigung der gröbsten materiellen Bedürfnisse noch mit Schwierigkeiten ernstester Art zu kämpfen hatte. Mißwachs und Seuchen hatten große Theile des Landes verödet, es bedurfte eines Menschenalters, um mit den reducirten Arbeitskräften der ländlichen Bevölkerung auch nur das frühere Feldareal wieder zu gewinnen und zu behaupten. Die Landwirthschaft wurde in primärster Weise betrieben, die einzelnen Arbeiten mußten den verarmten und verwilderten Bauern durch Drohungen abgetrotzt werden. Ueberall auf dem flachen Lande galt die Leibeigenschaft des Bauernstandes für die nothwendige Bedingung des materiellen, wie des politischen Fortbestandes der deutschen Kolonie an der Ostsee; noch zwanzig Jahren später druckte der alte Hupel, einer der wohlwollendsten, gelehrtesten und landeskundigsten Männer der damaligen Zeit, die weitschweifigen Nachweise „eines einsichtsvollen und patriotischen Mannes von Adel" für die Nothwendigkeit der Sklaverei der Letten und Esten, als den Ausdruck seiner eigenen Anschauungen „mit Vergnügen" und ohne alle Randglossen ab. Der Adel war zum größten Theil tief verschuldet, seine Jugend strömte unter die Fahnen der russischen oder auch der preußischen und österreichischen Armee; die Alten saßen daheim in ihren häufig noch strohbedeckten Häusern und trieben die Landwirthschaft nach der Väter Sitte, schlecht und recht. Merkel in seinen „Darstellungen und Charakteristiken" hat ein treffendes Bild des beschränkten Behagens der damaligen Zeit entworfen, die sich mit ihren Interessen so ausschließlich auf die enge Scholle der Väter beschränkte, daß ein Feldmarschall Loudon seinen Verwandten für einen Mann gelten konnte, der seinen Lebenszweck verfehlt hatte, weil er nicht in das Laudohn'sche Kirchspiel, das ihn geboren, zurückgekehrt war!

Wie auf dem Lande die Leibeigenschaft, so galten in der Stadt Zunftzwang und kastenartige Abgeschlossenheit der verschiedenen Stände für die nothwendigen Grundlagen der baltischen Existenzform. Die Aufrechterhaltung von Schragen und Nahrungsprivilegien war den Bürgern der damaligen Zeit das einzige Mittel zur Begründung und Erhaltung bürgerlichen Wohlstandes. In Dorpat nahm man es, wie wir durch den alten Gadebusch wissen, mit der Abschließung von fremden Kaufleuten und Handwerkern besonders genau; die Knochenhauer klagten gegen ihre Pernauer und Rigaer Zunftgenossen, weil diese im

Dörptschen Vieh gekauft hatten. Die Fuhrleute beschwerten sich darüber, daß ein russisches Militärcommando auf seinem Marsch nach Riga Waaren zur Beförderung mitgenommen hatte; die Bäcker wurden gegen einen Koch klagbar, weil dieser Torten gebacken, ein Rathmann und ein Landgerichts-Assessor processirten Jahre lang darüber, welcher gelegentlich einer Taufe den Vortritt beanspruchen dürfe u. s. w. In Riga gab es drei verschiedene Leichenlieder, eines für Rathsherren, eines für Kaufleute, eines für gewöhnliche Bürger. Erst gegen die Mitte des Jahrhunderts machten sich die Einflüsse der französischen Modephilosophie und der deutschen Aufklärungsperiode auch bei uns geltend. Die Hauptvertreter der Bildung damaliger Zeit, die Theologen, welche bis dahin entweder der strengen Orthodoxie angehört hatten oder der Schule des Halleschen Pietismus entstammt waren, konnten sich auf die Dauer der geistigen Bewegung nicht entziehen, welche, zunächst an den Pietismus anknüpfend, den Schwerpunkt des religiösen Lebens aus dem Dogma in die Moral verlegen wollte. Semler, Gabler und Teller fanden, wenn auch nur allmählich, ihren Weg in die mageren Bücherschränke unserer Pastoren, unternehmendere Köpfe vertieften sich in der Stille gar in die Schriften Bayle's und Voltaire's, denn nicht sowohl die theologische, — die philosophische und ästhetische Literatur war es, welche auf die geistige Entwickelung jenes Zeitalters bestimmend einwirkte.

Wie überall im damaligen Europa so war auch in Riga der Freimaurerorden ein wichtiger Träger der Zeitideen und der neuen Humanitätsreligion. Im Jahre 1750 stifteten zwei Kaufleute Johann Diedrich von der Heyde und Johann Zuckerbecker, welche während eines im April 1750 zeitweilig in St. Petersburg genommenen Aufenthalts durch den dortigen dänischen Gesandten, Baron Malzahn (ein hervorragendes Mitglied der berühmten Kopenhagener Loge Zorobabel zum Nordstern) in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht worden waren, die erste Loge in Riga, unter deren Häuptern neben den beiden Stiftern, die Namen Labadie und v. Vietinghoff genannt werden. 1765 fand durch den als Stadtphysikus nach Riga berufenen Dr. v. Handtwig (einen geborenen Estländer, der es zum Professor in Rostock gebracht hatte) eine Reform des Riga'schen Maurerwesens statt. Handtwig gab der Rigaer Loge den Namen „Zum Schwerdt" und wurde Meister vom Stuhle bei derselben. Als er im Jahre 1767 starb, war es der inzwischen unter die Glieder der Loge aufgenommene Herder, der ihm die Gedächtnißrede hielt. In den siebziger Jahren entstand eine zweite, die „Apolloge," im Mai 1784 die altschottische Loge zum „goldenen

Füllhorn" u. s. w. Für den Eifer der Rigaer Logen zeugt neben der Thatsache ihres langjährigen Bestehens, ihre literarische und gemeinnützige Thätigkeit, welch' letztere sich z. B. in der mit der Loge zum Schwerdt verbundenen Erziehungsanstalt ein würdiges Denkmal setzte. Die besten Kräfte der Stadt scheinen dem damals noch mit allen Zaubern des Geheimnisses umgebenen Bunde angehört zu haben: aus dem biographischen Denkmal, das Caroline Herder, geb. Flachsland, ihrem berühmten Gemahl setzte, wissen wir, daß dieser, der mit den ausgezeichnetsten Männern des alten Riga in vertrauter Beziehung stand, erst durch sie in den Orden eingeführt wurde, dessen Secretär er in der Folge wurde. Die Zeit hat die Spuren jenes Bundes, der wesentlich dazu beitrug, die humanen Bestrebungen, namentlich des gebildeten Bürgerstandes, zu fördern und zu concentriren und ihnen ein eigenthümlich idealistisches Gepräge aufdrückte, längst verweht; das einzige Ueberbleibsel desselben, das die heutige Generation an die längstvergangenen Tage der Väter erinnert, ist das lebensgroße Portrait eines berühmten Großmeisters der deutschen Maurer, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der im rothen Gallakleide auf die Säle des oberen Geschosses unserer Stadtbibliothek hinabsieht.

Die Wirkung, welche Deutschland in geistiger Beziehung auf unser Vaterland ausübte, machte sich in doppelter Weise geltend, einmal durch die Literatur, welche, trotz des Mangels an allem regelmäßigen buchhändlerischen Verkehr, doch in das Land drang, und zweitens durch die zahlreichen Gelehrten, welche als „Hofmeister," Schulrectoren oder Prediger nach Livland kamen. Gerade am Anfang des siebenten Jahrzehnts kam einer der größten Wohlthäter unserer Provinzen, der Buchhändler Johann Friedrich Hartknoch, der Freund Hamann's und Herder's, der Verleger Kant's, nach Mitau und später nach Riga, wo es bis dahin keine ständigen Buchhändler gegeben hatte. Fast gleichzeitig begannen die „Riga'schen Anzeigen" zu erscheinen, zu deren erstem Redacteur ein Wohledler Rath den Dr. Winkler bestellt hatte; von 1760 bis 1767 erschienen alle 14 Tage „Gelehrte Beilagen" zu diesen Anzeigen, die ersten Organe der periodischen Presse in Livland seit der russischen Eroberung. In weitschweifigen Erörterungen führten jene Blätter den Beweis, „daß das lange Leben des Menschen einen unschätzbaren Werth habe," stellte man über „den Gottesdienst, die Wissenschaften, Handwerke, Regierungsart und Sitten der alten Letten aus ihrer Sprache," oder „über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" Untersuchungen an und beantwortete man die Fragen wie „In wie ferne man sich der bürgerlichen Rechte mit gutem Gewissen bedienen könne?" „Ob eine

Gegend oder ein Ort gesunder sein könne, wie der andere?" oder „Ob die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele sei?" Ein Philosoph widmete seinen Lesern moralisirende „Neujahrsgedanken," ein anderer „Moralische Betrachtungen über den Herostrat," ein dritter übersetzte „des Herrn Helvetius Discurs von den Irrthümern, die aus unseren Leidenschaften entstehen." Mediciner handelten in gemeinnützigen Untersuchungen „von Thee und der Chokolade" oder „vom Kaffee," ein Literator gab „Nachricht von einer neuen Ausgabe russischer Predigten," welche „Sr. Kaiserl. Hoheit Informator, der Jerenomach Platon, bei Ihrer Kaiserl. Majestät, der Allerfrömmsten Großen Frau Catharina Alexejewna," gehalten hatte; ein Theolog veröffentlichte eine Vorrede „zu des Herrn Propst Lenz großer Lettischen Postille erstem Theil;" ein anderer „Betrachtungen über die Frage, ob Gott mit Sündern, die in Unbußfertigkeit gestorben, in jener Welt ein Auskommen wisse, daß sie auch noch selig werden." Zur Unterhaltung des Lesers dienten Aufsätze, wie „Das Lob der ungezwungenen Artigkeit," „Vom Lächerlichen im Umgange und der Lebensweise," „Neujahrswünsche an den arkadischen Schäfer Coridon, an Pulcheria" u. a. m., oder Erzählungen, wie „Der Raisonneur," „Der Glückstopf," „Der junge Herr und seine Flinte," auch wohl Gedichte zu Ehren Gottes oder der Obrigkeit. Während die „Gelehrten Beiträge" auf diese Weise für die geistige und moralische Entwickelung ihrer Leser förderlich zu sein bestrebt waren, sorgten die „Anzeigen" selbst für das materielle Wohl derselben. In sonderbarem, dem damaligen Publikum aber wenig fühlbaren Contrast zu den von Begeisterung für Menschenrecht und Menschenwürde überfließenden Abhandlungen der „Beiträge" führten die „Anzeigen" (wie sie in ihrem Prospect ausdrücklich besagten) eine stehende Rubrik über flüchtig gewordene Leibeigene aus Liv- und Kurland. Diese Rubrik stand selten leer: bald werden Demjenigen, der einen aus Kegeln nach Ermes verkauften „entlaufenen Erbkerl, Namens Peter" „greift," „welcher stark lispelt, gelbliche, ins röthliche fallende, hängende Haare und Sommersprossen trägt" — 5 Rubel verheißen, bald verspricht „Frau Generalin Baronin v. Boy, geb. Reichsgräfin de Lacy," für das Einfangen ihres Kochs Jakob und ihres Kutschers Peter, die Summe von 50 Rubel, oder das Gut Lisden stellt Demjenigen, der den pockennarbigen Hans, „einen Schmidt von Profession," und den 17jährigen Jungen „Libbert" „einbringt," „eine billige Recompence" in Aussicht, oder Se. Durchlaucht, der Prinz Karl von Kurland macht bekannt, der ihm gehörige „teutsche Bediente Blumenthal sei in einem stahlblauen Rock, seidener bunter Weste und Surtout von grünem Kutscherboy" entlaufen und gegen

„billige Belohnung" im Hause Sr. Durchlaucht abzuliefern. So war es mit der einheimischen periodischen Presse in ihren verschiedenen Theilen bestellt. — Unter den fremden Gelehrten, die als Hofmeister und Rectoren ins Land kamen, begegnen wir aber den ersten Geistern der deutschen Nation, dem tiefsinnigen „Magus des Nordens," Johann Georg Hamann, und dem großen Herder, der im October 1764 auf Vorschlag des Gerichtsvogts Joh. Chr. Schwartz, dem er vom Rector Lindner empfohlen worden war, an die alte Domschule berufen wurde.

Der Pastor Blanck zu Papendorf bei Wolmar hatte den jungen Hamann, den er von Königsberg her kannte, im Jahre 1752 seinem Patron, dem Herrn Baron B. auf Kegeln zum Informator und Hofmeister seiner Söhne empfohlen. Hamann, der ein günstiges Vorurtheil „für Livland und die Lebensart der Livländer" hatte, nahm das Anerbieten an, obgleich dessen pecuniäre Seite (80 Thaler jährlich!) nicht all' zu glänzend war. Nach einer zwölftägigen höchst beschwerlichen Reise langte Hamann in den ersten Decembertagen des Jahres 1752 zu Riga an, woselbst er an einen Advocaten Belger empfohlen war. Auf der Fahrt von Riga nach Kegeln hat der junge Informator, wie er seinem Vater meldet, mehr Gefahr ausgestanden als auf seiner ganzen übrigen Reise, denn er mußte über einen Fluß, „der Aa heißt", setzen, auf dem es keine Brücke gab und dessen schwache Eisdecke kaum den schweren Wagen tragen konnte, in welchem der Baron seinen Hofmeister im Geleit „von Fuhrmann, Vorreitern und zween Hunden" hatte abholen lassen. Der Baron war ein Mann von bedeutendem Vermögen, der, abweichend von der Mehrzahl seiner Standesgenossen, en grand seigneur lebte und den Winter in Riga zubrachte, wo er ein glänzendes Haus machte. Mit seinem Patron vertrug der junge Informator sich anfangs recht gut, er rühmt den „schönen Umgang" und die Huld des Barons, der dem Vater Hamanns sogar einmal „seinen verbindlichsten Gruß" vermelden läßt, die Kinder zeigen glänzende Anlagen und „tugendhafte Neigungen," der Glanz des adeligen Lebens trägt das seine dazu bei, die blöden Augen des bescheidenen Königsbergers zu blenden, der mit Behagen meldet, daß auch vornehme Leute, wie der Regierungsrath von Campenhausen, von seiner Existenz Notiz nehmen und ihn „zur Tafel" ziehen. Aber ein russischer Diener tyrannisirt das gesammte freiherrliche Haus und will dem Informator nicht wohl, der es trotz der Ermahnungen klügerer Freunde mit der Erziehung seiner Zöglinge all' zu ernst und sich sogar heraus nimmt, von den Fehlern und üblen Gewohnheiten derselben den Eltern gegenüber zu reden. Nur

fünf Monate lang vermag er seine Stellung zu behaupten, am 14. Mai 1753 wird er durch das nachstehende, orthographisch wie syntaktisch gleich merkwürdige Schreiben der „gnädigen Baronin" seiner Stellung enthoben:

„Da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechten Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen vielleicht kennen Sie nicht anders judiciren als nach Ihrem Eugenen Portré, ich sehe Ihnen auch nicht anders an als eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen welches noch gahr nicht einen geschickten Hoff-Meister ausmacht und mir auch schreiben Ihre Freuheit und Gemüthsruhe zu lieb haben sie auf eine Anzahl von Jahre zu verkaufen, ich will weder Ihre so vermeinte Geschicklichkeit noch Ihre Jahre in meinem Hause verkauft sehen, ich verlange Ihnen gar nicht bei meinen Kindern, machen Sie sich fertig Montag von hier zu reisen. 5 Monate sind Sie hier gewesen, 18 Thaler habe an Pastor Blank bezahlt, kommt ihm also noch 12 zu so hierbei gehn."

Ein vierzigjähriger Sachse, Sehrwold mit Namen, wird des jungen Preußen Nachfolger, der es für das Gerathenste hält, das Land, in welchem er mit einer angesehenen und weitverzweigten Familie in Conflict gerathen, vor der Hand zu verlassen. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Riga, wo er bei dem bereits erwähnten Advocaten Belger wohnte und jene Beziehungen zu der Familie Berens anknüpfte, die für sein Leben so verhängnißvoll werden sollten, pilgert er bei St. Olay über die Zollgrenze in das Herzogthum Kurland, wo er in dem Hause des Generals von Witten zu Grünhof bei Mitau, Hofmeister — dieses Mal mit einem Gehalt von 100 Thalern — wird. Er findet sich in den neuen Verhältnissen bald zurecht, erwirbt sich die Liebe von Eltern und Kindern und verkehrt vielfach in dem nahe gelegenen Mitau, wo sein Freund, der M. Lindner, lebte. Zwei Jahre lang weilt Hamann in Kurland; ein Conflict im Jahre 1755 führt ihn wiederum nach Riga, wo er auf dem Berensschen Höfchen seine, durch das „aufregende und unruhige" Leben in Kurland angegriffene Gesundheit kräftigt und fast ausschließlich mit seinen Freunden Berens und Lindner verkehrte, „ein Lepidus in dem Triumvirat seiner Freunde." Im December desselben Jahres wird er „ein zweiter Coriolan" (wie er sich scherzweise seinem Bruder gegenüber nannte), nach Grünhof zurückberufen, das er nach einer Reise, welche zwei Tage und zwei Nächte dauerte, am 9. December erreichte, nach halbjährigem Aufenthalt aber wieder verließ, um nach Königsberg in das Haus seines Vaters zurückzukehren.

Soviel von Hamanns erstem Aufenthalt in Liv- und Kurland, wohin es ihn immer wieder mit mächtigen Banden zurückzog. Nach einer Geschäftsreise, die er in Angelegenheiten des Hauses Berens nach London gemacht, finden wir ihn im August 1758 in Riga wieder; auf Anrathen seiner Freunde hat er den kaufmännischen Beruf ergriffen und arbeitet er im Berensschen Comptoir; die freien Stunden aber gehören philosophischen und literarischen Studien an, an denen der kleine Freundeskreis in Riga eifrig Theil nimmt. Bald gilt es die Erforschung des griechischen Alterthums, dessen Geschichte Hamann nach seiner eigenen Angabe wie das Einmaleins kannte, bald die Lectüre der ersten Schriften des neuhabilitirten Königsberger Privatdocenten Immanuel Kant, bald Mittheilungen über Dangunil und Massillon oder die Encyklopädie Diderots und d'Alemberts: „das große Denkmal, das von zween Weltweisen zum Ruhm ihres Vaterlandes aufgerichtet wird." — Inmitten ernster und anstrengender Berufsarbeiten, wird dem Entwickelungsgange der Zeit mit gespanntester Aufmerksamkeit nachgegangen, kein neues Werk von Bedeutung erscheint, über das man sich nicht Nachrichten zu beschaffen weiß, über das die Freunde sich nicht Mittheilungen machen. Eine unglückliche Leidenschaft für die Schwester seines Freundes und Wohlthäters Berens vertreibt unsern Hamann aber schon im Jahre 1759 aus dem Hause desselben und aus Riga. Hamann kehrt zum zweiten Mal, dieses Mal für Jahre in seine Königsberger Heimath zurück, in Riga und Mitau begegnen wir ihm erst im Jahre 1765 wieder, nachdem Herder inzwischen Collaborator der Rigaer Domschule geworden war.

Die Empfehlung des Rectors Lindner hatte, wie oben erwähnt, diesen letzteren seit dem November 1764 zum Einwohner Rigas gemacht und ihm (wie er Hamann im Januar 1765 meldet), „Alles, was Luther in die vierte Bitte faßt, bis auf Weib" verschafft. Aber schon nach sechs Wochen wußte er, „daß der Boden hier vor einen Gelehrten von Profession ein solum somniferum sei, auf welchem man einschlummere" und „daß er Riga als einen Platz ansehen müsse, der ihm nicht Zweck genug sei, sondern ihm nur Schatten und Gelegenheit sei, sich zu Zwecken zu bereiten." Die Güte und Anerkennung, mit welcher man dem jungen Gelehrten allenthalben begegnet, übte gleichfalls ihren Zauber aus, auch wenn sie ihn an die neue Heimath nicht dauernd zu fesseln vermögen. Schwartz, Hartknoch, die trefflichen Brüder Berens, „seine alten Freunde," wetteifern darin, zu Herders äußerem wie innerem Behagen beizutragen, der „feine und gefällige Umgang," den er Zeitlebens den Rigensern dankbar nachrühmte, bilden für den schon damals reizbaren und von

Launen gequälten Philosophen eine wesentliche Lebensannehmlichkeit. Bald nachdem Herder sich in Riga niedergelassen, zieht Hamann nach Mitau in das Haus des Hofrath Tottien, als Informator der Kinder desselben und erster Redacteur der Mitauischen Nachrichten. Mit „großem Hunger und Durst" erwartet er den Besuch des Freundes und als dieser nicht gleich abkommen kann, berichtet er ihm, er habe sich „aus Verzweiflung auf das Lettische geworfen," um Herder, wenn er seiner endlich habhaft werde, Stenders Fabeln zu überhören. Im Mai 1765 kommt es endlich zu dem lange verabredeten Besuch; in einem humoristischen Schreiben schildert Herder das Ungemach seiner Rückreise aus Mitau, das Rütteln der „Kibitka" auf dem höckerigen Wege, über welches er sich durch das „klägliche Absingen von einem Dutzend Gassenlieder" zu trösten suchte, und endlich das glückliche Uebersetzen über die Düna, „in welcher noch an demselben Tage zwei Mädchen ersoffen waren." Noch mancher andere Brief des damals erst einundzwanzigjährigen Mannes athmet Frohsinn und ein fast übermüthiges Behagen, es scheint eine Zeit lang wirklich, als ob er sich in die neuen Verhältnisse völlig einzubürgern vermöchte. Die Leiden und Freuden seiner Freunde, die Interessen der Stadt werden zu den seinen, er dichtet ein „Landlied auf Gravenhaide," in dessen Schatten er seinen Freund Heydvogel an lauen Sommerabenden aufsuchte, dem Gedächtniß der trefflichen Frau Christine Regine Zuckerbecker, geb. Bangard, widmet er einen Nachruf, dem Schwartz-Berensschen Brautpaar singt er ein Wiegenlied, die Einweihung der Katharinenkirche zu Bickern begeistert ihn zu einer Cantate, die Einweihung des neuen Gerichtshauses feiert er durch die Abhandlung: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?" und eine etwas schwülstige Ode im Geschmack der Zeit. Den im Jahre 1767 an ihn ergangenen Ruf an die evangelisch-lutherische St. Petrischule zu St. Petersburg, wohin der Ruhm des geistreichen jungen Rigaer Collaborators sich rasch verbreitet hatte, schlägt Herder Riga zu Liebe aus, als er seinetwegen „Thränen fließen" und einen „freundschaftlichen Auflauf" entstehen sieht; ein Edler Rath wußte diesen Patriotismus zu belohnen und ernannte in einem vom 5. April 1767 datirten und vom damaligen Obersecretär Anthon Bulmerincq unterzeichneten Rescript „Dominum Johann Gottfried Herder mit Beibehaltung seines bei der Cathedral-Schule bishero gehabten Officii und derer damit verknüpften emolumentorum zum Pastor adjunctus bei den beiden vorstädtischen Kirchen."

Noch zwei Jahre lang blieb Herder der unsere, scheinbar ausschließlich mit seinen pädagogischen Pflichten und seinen Predigten beschäftigt,

aber in der Stille an der Ausarbeitung seiner „Fragmente zur neueren deutschen Literatur," seiner „Kritischen Wälder" und der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" thätig, welche Erstlingswerke anonym in Hartknochs Verlage erschienen. Man braucht nur einen Blick in den reichen Briefwechsel gethan zu haben, den er mit Hamann, Scheffner, Nicolai u. a. unterhielt, um sich davon zu überzeugen, daß der junge Mann, der als Lehrer, Diakonus und Stadtbibliothekar mit dreifachen Ketten an unsere Stadt gefesselt schien, nur scheinbar der Welt angehörte, die ihn umgab. Nur vorübergehend thut er in diesen Briefen seiner äußeren Umgebung Erwähnung, sie beschäftigen sich fast ausschließlich mit den literarischen Ereignissen Deutschlands und Frankreichs. Alle Freundschaft und Güte, die er erfuhr, konnte den Feuergeist, der in Herder loderte, nicht mit der Abgeschiedenheit von den Brennpunkten des deutschen Geisteslebens aussöhnen. Es bedurfte nicht erst einzelner Conflicte mit Vorgesetzten und Amtsbrüdern, um in Herder schon im Jahre 1769 den Entschluß zur Rückkehr nach Deutschland zu reifen. Plötzlich und unerwartet trat er im Frühling desselben Jahres mit diesem Entschluß hervor, der den Bitten und Vorstellungen seiner rigaschen Freunde energisch Stand hielt. Die Sehnsucht nach einem wärmeren Himmelsstrich, reicheren Lebensverhältnissen und einer anregenderen Umgebung schien sich krampfhaft in ihm gesteigert zu haben, denn ohne Aussichten auf irgend eine feste Lebensstellung hatte er das Aufgeben der bisherigen beschlossen. Den rigaschen Freunden Herders macht es die höchste Ehre, daß sie ihn, als sie ihre Vorstellungen vergeblich sahen, trotz des herben Verlustes, der sie dadurch traf, großmüthig in seinem Vorhaben unterstützten. Nicht nur vermittelten sie, daß er seinen Abschied, sogleich nachdem er um denselben angehalten, erhielt, sie unterstützten ihn großmüthig mit Geldmitteln, um seinen Wunsch, Frankreich und das südliche Deutschland kennen zu lernen, zu realisiren, ins Besondere trat sein Verleger Hartknoch mit wahrhaft großartiger Liberalität für ihn ein. Zeitlebens hat Herder sich darum seiner rigaschen Freunde dankbar erinnert und es mehr wie ein Mal ausgesprochen, treuere und aufopferndere Freundschaft als in Riga sei ihm nirgend in seinem Leben zu Theil geworden. Aber das Bewußtsein seiner Mission, die innere Nothwendigkeit, den großen Geistern seiner Zeit auch räumlich nahe zu sein und aus der Fülle des deutschen Geisteslebens zu schöpfen, überwog jede andere Rücksicht, er wußte, daß er in Riga nicht der werden konnte, der zu werden er berufen war. Am 17. Mai 1769 hielt er von der Kanzel der St. Gertrudkirche seine Abschiedsrede über den Text: „Nehmt das Wort an mit Sanftmuth, das in Euch gepflanzt

ist, welches kann Eure Seelen selig machen" (Ep. Jacobi 1, 21), und am 23. Mai trugen ihn die Wogen der Ostsee bereits in das Land zurück, dessen Geistesheroen er beigezählt werden sollte. Der nachstehende, am 22. Mai 1769 geschriebene Brief an Scheffner, der letzte, den Herder von Riga aus datirte, bezeichnet die Stimmung des Scheidenden und seine Stellung zu der Stadt, die er für immer verlassen sollte, zu genau, als daß sein Abdruck nicht am Ausgang unseres Berichts einen Platz finden sollte.

„Riga d. 22. Mai (2. Juni) 69.

Mein lieber S.!

Ich gehe auf eine unbestimmte Zeit weg von hier und bin meiner Kirchen- und Schulämter, sage meiner WohlErw. Adjunktur, meiner wohlgelahrten Collaboratur und meines vortrefflichen Bibliothekariats von 25 Th., alles dessen bin ich mit Ehren erlassen. Ich muß meine Meubles und Bücher verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen und ehrlich weg zu kommen. Und so

frei von Mantel und Kragen,
will's Gott! übermorgen nach Kopenhagen!

Ohne Geld, ohne Unterstützung, unbesorgt wie Apostel und Philosophen, so gehe ich in die Welt, um sie zu sehen, von mehr Seiten kennen zu lernen und nutzbarer zu werden. Da es hiesigen Orts nicht an jedem Kopf kurze Ohren genug giebt, um solche Zwecke zu verstehen, so dichtet man mir tausend klügere an, als je in meinen Kopf gekommen sind und ich — da ich mich nicht in Lage genug fand, zu belehren, so wollte ich lieber überraschen, frappiren, verwirren. Montag bis Mittwoch also Examen in der Schule, nach der Dimission wird sogleich mein Entschluß bekannt gemacht: Freitag im Magistrat meine Supplik vorgelesen: Sonnabend, Antwort; Sonntag wollte ich valediciren — es mußte anstehen; so also diesen Sonntag. Dienstag weg. Nur die schriftliche Designation zum Pastorat und Rectorat der kaiserlichen Ritterschule in der Tasche, ohne einen Schritt, ohne ein Gesuch an die Ritterschule; weder aus Verlegenheit, noch der Stadt zum Trotz, blos zu meiner allenfälligen Sicherheit und Rücksicht. Mein Abschied hat Alles Rührende und Wehmüthige eines jungen Predigers, der in der ersten Hitze des Enthusiasmus seiner Gemeinde für ihn, schnell und unbestimmt weggehet, und wieder Alles Unruhige, Sorgenvolle, Zerstreute eines jungen Reisenden, der ohne Kenntniß der Reise weggehen und sich zubereiten und ohne Zeit und Musse valediciren und die ganze Stadt anlaufen soll, wo nur kein Hund vor der Thüre steht. Doch auch über das Alles herüber.

Ihr Manuscript kommt zurück: mit Schaam und Erröthen muß ich dazu setzen, ohne daß ich eine Hand angelegt. Halten Sie es solange, bis ich durch Preußen retournire, Sie in Ihrer Domainenkanzellei überrasche und persönlich kenne lerne. Adieu mein lieber S., zum letzten Mal jetzt vom Ufer der Düna: vom Belt oder vom Rubicon sollen Sie wieder einen Brief haben, wenn mich die Nymphen der See nicht lieber haben, als die Grazien der Erde, Adieu, lieben Sie Ihren Herder und nehmen Sie sich seines Herzens an, wo man ihm den Menschenverstand abspricht. — Ihrer vortrefflichen Gattin von mir einen bescheidenen Handkuß eines abgedankten Priesters.

Herder. Den $^{15}/_{26}$. Mai.

Der Brief hat bis zu meiner Abreise gelegen. Heute oder morgen, will's Gott zu Schiff. D. 22. Mai (2. Juni)."

Dem burschikosen Ton dieses „Schreibens im Genie-Styl" hat sich etwas von der ungeduldigen Hast mitgetheilt, mit welcher der Schreiber desselben sich in die Welt zurücksehnte, in der er mit dem Kern seines Wesens eigentlich immer gewesen war. Diesen inneren Gründen, die Herder zum Verlassen Riga's drängten, hatten sich freilich auch äußere zugesellt: wie wir aus anderen Briefen an denselben Scheffner wissen, hat es ihm auch an Anfeindungen und „kleinen Chikanen," namentlich seitens seiner geistlichen Amtsbrüder, nicht gefehlt und bei der inneren Stellung des reizbaren und empfindlichen Mannes zu seiner äußeren Umgebung, bedurfte es, wie es scheint, nur eines Funkens, um den längst in ihm gereiften Entschluß explodiren zu machen. — Aber die Jahre, welche Herder in Riga verlebt hatte, waren für den Bildungs- und Entwickelungsgang, welchen der Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" in der Folge nahm, keineswegs verloren gegangen. In der erdrückenden Enge kleinbürgerlicher Verhältnisse aufgewachsen, in den Jahren, welche für die Charakterbildung des Mannes entscheidend sind, durch die Sorgen des gemeinen Lebens zu Boden gedrückt, lernte der Sohn des armen Mohrunger Schulmeisters in Riga zum ersten Mal des Lebens holden Ueberfluß kennen, sich als einen Träger höherer Bildung fühlen und fest und unabhängig auftreten. Der aristokratische Charakter des Rigaer Bürgerthums, dessen hervorragendsten Vertretern der Freund der Hartknoch und Berens ebenbürtig zur Seite trat, lehrte ihn jene Sprache männlichen Selbstgefühls, welche wir bei der Mehrzahl der deutschen Gelehrten des 18. Jahrhunderts schmerzlich genug vermissen — ein Mangel, der nicht wenig zu der bedientenhaften Stellung beigetragen hat, aus welcher die deutsche Literatur und ihre Repräsentanten sich erst spät und mühsam

empor arbeiteten. Zu dem stolzen und selbstbewußten Manne, der seine und seines Amtes Würde auch vor Fürsten und Hochgeborenen wahrte, ist Herder erst in Riga und zu Folge des Verkehrs mit den stolzen und selbstbewußten Enkeln des hanseatischen Patriciats geworden. Und was wichtiger war — der Sinn für politisches Leben und staatsbürgerliche Unabhängigkeit und Selbstbestimmung ist Herder — nach seinem eigenen Geständniß — erst in dem Vorort der baltischen Provinzen aufgegangen. Während das Zeitalter des liberalen Despotismus und der bureaukratischen Allgewalt in Deutschland und namentlich in dem Staat Friedrichs des Großen den alten Communalgeist und das städtische Selfgovernment zu Boden geworfen hatte, waren im baltischen Norden, wie außerdem nur noch in einzelnen Reichsstädten, die aristokratischen Corporationen des Mittelalters durch alle Stürme der Zeit erhalten worden. Durch steten Kampf mit polnischen und schwedischen Machthabern zur Entfaltung aller ihnen innewohnenden Kräfte gezwungen, hatten sie die Möglichkeit gehabt, sich vor der kleinlichen Verknöcherung und dumpfen Erstarrung zu bewahren, welche den alten reichstädtischen Geist in den meisten deutschen Städten zu beschränktem Pfahl- und Spießbürgerthum verkümmert hatten. Herder, dem öffentliches Leben bis dazu mit Soldaten- und Beamtenwirthschaft identisch gewesen war, lernte in der Dünastadt zum ersten Mal ein Gemeinwesen kennen, das, an Selbstverwaltung gewöhnt, einen stark entwickelten Bürgersinn groß gezogen und der überwiegenden Mehrzahl seiner Glieder mitgetheilt hatte. Obgleich dem russischen Scepter treu ergeben, bildete das alte Riga eine Art aristokratische Republik, die den Schwerpunkt ihrer Interessen in sich selbst hatte. Die Männer, in deren Kreisen der junge Schulmann und Theologe sich bewegte, waren Patricier im besten und edelsten Sinne des Worts, Patrioten, die sich mit hingebender Begeisterung dem Wohl ihrer Vaterstadt widmeten, kein höheres Ziel und keinen besseren Lohn kannten, als die Achtung ihrer Mitbürger, die Erhöhung der Bedeutung Rigas und die Bethätigung des bildenden Einflusses, zu welchem sie sich durch sociale Stellung und persönliche Eigenschaften berufen wußten. Das Bewußtsein einer so würdigen, geachteten und unabhängigen Gemeinschaft anzugehören, mußte auf den begeisterten Vorkämpfer für Menschenwürde und Menschenrecht ebenso erhebend wie bildend wirken und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, Sinn und Verständniß für die ideale Seite des politischen Lebens seien in Herder erst am Ufer der Düna geweckt worden. Er selbst hat diesen Einflüssen ein — vielleicht überschwenglich anerkennendes Denkmal gesetzt, als er seinen begeisterten Hymnus auf die Tage

seiner Rigaer Vergangenheit mit den Worten beschloß: „Riga — beinahe Genf! — So darf unsere Heimath sich rühmen, an ihrem Theil dazu beigetragen zu haben, daß der Dichter der Cid, zugleich ein Verkündiger der neuen besseren Zeit geworden ist, welcher sein Volk auch auf dem politischen Gebiet entgegen gehen sollte.

Eben um die Zeit, in welcher Hamann und Herder in Liv- und Kurland wirkten, zeigten sich daselbst aber auch schon Spuren selbständiger geistiger Lebensäußerungen; Friedrich Conrad Gadebusch, der ehrsame Bürgermeister von Dorpat, sammelte unschätzbare Materialien zur Provinzialgeschichte seiner Zeit, die er in seinen „Livländischen Jahrbüchern" und der „Livländischen Bibliothek" zusammenstellte; August Wilhelm Hupel, der unermüdliche Pastor zu Oberpahlen, begann seine Topographie und seine großen Sammelwerke, jene „Nordischen Miscellaneen," an welchen zahlreiche seiner strebsamsten Zeitgenossen Theil nahmen und durch die er sich unvergängliche Ansprüche auf den Dank späterer Geschlechter erworben hat. Diese Arbeiten tragen fast ausnahmelos den Stempel des Zerfahrenen und Zufälligen an sich, sie athmen großen Theils noch eine geschmacklose Schwerfälligkeit und Pedanterie, sie zeugen aber doch davon, daß das Land sich wieder seiner selbst, seiner Vergangenheit und der Aufgaben seiner Zukunft bewußt wurde und stehen in diesem Sinne an der Schwelle der neuen Zeit. Ueber die Entstehungsgeschichte der „Topographischen Nachrichten von Liv- und Estland" (Riga bei Hartknoch 1782), dem wichtigsten und bedeutendsten all der zahlreichen von Hupel herausgegebenen Werke, hat die Tradition uns eine interessante und für die Stellung der livländischen Bildungsträger des 18. Jahrhunderts höchst charakteristische Notiz hinterlassen. An der Herausgabe jenes durch Genauigkeit, Gründlichkeit und Materialreichthum noch heute unübertroffenen Werks, hat die Mehrzahl derer mitgearbeitet, welche die Aufklärungsgemeinde des alten Livland bildeten. Freisinnige Edelleute, die in Königsberg für die Einflüsse der Kantischen Philosophie gewonnen worden waren, „aufgeklärte" Prediger, vor Allem junge strebsame, aus Deutschland eingewanderte Hofmeister, die rings über das ganze Land zerstreut lebten und sich kaum ein Mal jährlich zusammenfinden konnten, waren von dem Pastor zu Oberpahlen für den Zweck einer ausführlichen Beschreibung des Vaterlandes gewonnen worden und verwandten ihre freie Zeit viele Jahre lang dazu, in den Kreisen ihrer Umgebung für diesen Plan zu werben und Material zu sammeln, gleichsam ein geheimes Culturnetz über das Land an der Ostsee ausspannend. Die Namen einzelner dieser Männer sind später ehrenvoll bekannt geworden und stehen in den

Blättern unserer Landesgeschichte verzeichnet: wir nennen vor Allem den edlen Grafen Karl Ludwig Mellin, der sich im Bunde mit Friedrich von Sievers wesentliche Verdienste um die Besserung der Lage des Landvolks und die Aufhebung der Leibeigenschaft erworben, und die Hauslehrer Krause, Beck, Lehrberg, v. Latrobe, Namen, die in der Geschichte der achtziger und neunziger Jahre häufig genug wiederkehren. — Ein noch directerer Vorbote der neuen Zeit ist aber Mich. Jak. Reinh. Lenz, der funfzehnjährige Sohn des Pastors zu Seßwegen, der Schüler des Dorpater Gymnasiums, dessen eben damals gedichtetes Epos „der Versöhnungstod Christi" sogar zu der Ehre gelangte, durch Vermittelung eines Pastors Oldekop in jenen „Gelehrten Beiträgen," von denen wir oben handelten, abgedruckt zu werden.

Wie die im Jahr 1765 stattgehabte, wenn auch nur zeitweilige Uebersiedelung des Verfassers der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" nach Riga, auf dem geistigen und literarischen Gebiet von Bedeutung ist, so bezeichnet der in demselben Jahre emanirte erste kaiserliche Ukas durch welchen den Gliedern der seit dreißig Jahren eingedrungenen herrenhutischen Brüdergemeinde ein förmliches Niederlassungsrecht, wie im gesammten Reich, so in den beiden Ostseeprovinzen (Kurland war ja noch Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit) ertheilt wird, — eine hochwichtige Thatsache auf dem Gebiet des religiösen Lebens in Liv- und Estland, der in der Folge sogar eine gewisse politische Bedeutung zuzumessen ist. Die Geschichte der Brüdergemeinde, in dem Livland des 18. Jahrhunderts, enthält zudem so interessante Züge zur Charakteristik der damaligen religiösen Verhältnisse, namentlich des flachen Landes, daß wir ihrer an dieser Stelle gedenken müssen.

Bei all den Verdiensten, welche die lutherische Geistlichkeit Livlands sich schon damals um die sittlich-religiöse Bildung der Letten und Esten erworben hatte, war die Stellung derselben zu der leibeigenen Landbevölkerung doch keine befriedigende. Der Geistliche nach altem Zuschnitt war dem Bauer gegenüber Herr geblieben, eine große Anzahl der damaligen Pastoren war zudem aus Deutschland herübergekommen und hatte sich nur mühsam, häufig auch nur sehr oberflächlich der nationalen Sprachen bemächtigt und war, wenigstens in vielen Fällen, dem Leben des Volks und seinen Eigenthümlichkeiten fremd geblieben. Die gedrückte Lage der leibeigenen Landbevölkerung machte dieselbe für religiöse Einflüsse ganz besonders empfänglich: das Erdenleben war ihr nicht nur bildlich, sondern in höchst realer Weise ein bloßes Jammerthal, aus dessen trostloser Oede die Blicke sich unwillkürlich in das Jenseits richteten. Dem weichen, melancholischen Gemüthsleben ins Beson-

dere der Letten hatte die Strenge des orthodoxen Altlutherthums im Zuschnitt des 17. Jahrhunderts ebenso wenig die nöthige Nahrung bieten können, wie der verflachte, moralisirende Rationalismus des 18. mit seiner nüchternen Verständigkeit; dem religiösen Leben des Volks fehlte es an selbständiger Lebenskraft und Frische, häufig sogar noch an der auch nur zur Ueberwindung des altväterisch-heidnischen Aberglaubens nothwendigen religiösen Einsicht und Erkenntniß. Die strebsameren und tieferempfindenden Theologen der Franckeschen Schule, die von Halle und Jena nach Livland herübergekommen waren, waren von dem Bewußtsein dieser Mängel selbst tief durchdrungen; da war es denn kein Wunder, daß die von dem genialen Grafen Ludwig Nikolaus Zinzendorf begründete Brüdergemeinde mit der Fülle ihrer christlichen Liebesgluth, dem Reichthum ihres mannigfach gegliederten Gemeindelebens, dem werkthätigen Eifer ihrer Missionsbestrebungen eine mächtige Anziehungskraft auf die Prediger wie die Gemeinden ausübte und man sich der Hoffnung hingab, in ihr das geeignete Rüstzeug zur Erweckung und Belebung des lettischen und estnischen Gemeindelebens gefunden zu haben. Veranlaßt durch den Pastor Grüner zu Kremon und die Generalin v. Hallart auf Wolmarshof, waren die ersten Brüder im Jahre 1729 nach Livland gekommen. Zinzendorf, der mit seinem religiösen Genie und seinem „fürnehmen Hümeur" bekanntlich ein außerordentliches diplomatisches Talent zu verbinden wußte, hatte sichs angelegen sein lassen, die rechten Männer zur Begründung und Befestigung seiner Sache in den Ostseeprovinzen auszusuchen. Kein geringerer Mann als der erste in Herrenhut angesiedelte mährische Bruder, der berühmte Zimmermann Christian David, ausgezeichnet durch ein ungewöhnliches Rednertalent und eine feurig-schwärmerische Hingabe an die Sache der von ihm mitbegründeten Gemeinschaft, befand sich an der Spitze der auf die Kremonsche Aufforderung an die Ostsee entsendeten Sendboten. Schon in Riga begannen die Brüder ihre Thätigkeit erfolgreich zu entwickeln und als der Eifer des General-Superintendenten Jacob Benjamin Fischer ihre Ausweisung bewirkte, zogen sie weiter ins Land an den eigentlichen Ort ihrer Bestimmung, nach Kremon und Wolmarshof. Trotz der Opposition, in welche der Wohlfahrtsche Prediger, Pastor Lange, alsbald gegen die predigenden und missionirenden Handwerksleute trat, übten diese durch das Beispiel ihres sittlichen Verhaltens und den Zauber ihrer von warmer Begeisterung und unbegrenzter Hingabe an die Sache des Heilands getragenen Lehre einen mächtigen Einfluß aus. Im Jahre 1736 kam Zinzendorf selbst nach Livland, um das begonnene Werk fester zu gründen; zugleich Aristokrat und Apostel wurde er von

dem Adel Liv- und Estlands enthusiastisch empfangen, von der Geistlichkeit, die ihm anfangs mit Zurückhaltung begegnet war, bald als auserwähltes Rüstzeug des Herrn begrüßt: in Riga soll der Graf, der Tradition nach, vom Lämmerberge herab gepredigt haben, in Reval wurde ihm durch den Diaconus Mickwitz die Kanzel der Dom- und Ritter-Kirche, später auch der St. Olai-Kirche eingeräumt. Zinzendorfs zum Theil noch erhaltene Briefe aus jener Zeit strömen von Worten des Dankes und der Anerkennung für die Liebe und Freundschaft über, welche er seitens der liv- und estländischen Edelleute, mit denen er in Beziehung trat, erfahren. Einzelne derselben, wie namentlich den Generalmajor Freiherrn von Campenhausen zählte er den nächsten und innigsten seiner Freunde zu. Einem aus der Zeit der Zinzendorfschen Missionsreisen erhaltenen Brief ist übrigens zu entnehmen, daß der Graf, auch wenn er als Kanzelredner auftrat, wenigstens in unserem Lande, den hochgeborenen Aristokraten nicht ganz verleugnete: wenn er die Kanzel betrat, trug er ein elegantes schwarzes Sammtkleid und ein gallonirter Lakay mußte ihm die prächtig gebundene Bibel nachtragen und vor Beginn der Predigt überreichen. Wir können uns noch heute lebhaft vorstellen, wie einnehmend und wohlthuend diese standesgemäße „Conduite" des geistreichen und dabei im persönlichen Verkehr höchst liebenswürdigen Schwärmers auf unsere Landräthe, Kammerherren und Barone und deren Frauen und Töchter gewirkt haben muß! Bei den beträchtlichen Lücken, welche über Zinzendorfs livländische Reise trotz der Ausführlichkeit Spangenbergs und anderer herrenhutischer Historiker Berichten übrig bleiben, wäre übrigens lebhaft zu wünschen, daß die Briefladen und Familienarchive, welche Actenstücke und Aufzeichnungen über dieselbe enthalten (und es sind ihrer viele) zum Zweck einer zusammenfassenden Darstellung dieses interessanten Capitels der livländischen Kirchengeschichte endlich geöffnet würden.

Die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen war binnen Kurzem für das neue Werk gewonnen, allenthalben ließ man „Helfer" kommen, welche die lettischen und estnischen Gemeinden nach herrenhutischem Muster organisiren, in Chöre theilen und „erwecken" sollten u. s. w. Der weiche Gefühlston, den die Eigenthümlichkeit Zinzendorfs den „Brüdern" mitgetheilt hatte, klang bei unserem Landvolk sympathisch an und übte mächtige Wirkungen: Krüge und Schenken wurden leer, Alles strömte in die Bethäuser, wo Thränen der Buße und der Rührung die Vorträge der Brüder begleiteten; die alten Volkslieder und halbheidnischen Nationalgebräuche, gegen welche der orthodoxe Eifer vergeblich gekämpft hatte, verschwanden binnen Kurzem, selbst Sprache und Redeweise des

Volks veränderten sich und strömten über von Bibelworten und Zeugnissen innerer Erweckung. Die „Brüder" hatten das rechte Mittel ausfindig gemacht, um die Nationalen für ihre Sache dauernd zu gewinnen; sie schufen unter dem Landvolk eine Art nationaler Hierarchie, verschiedene Klassen, in welche die Anhänger je nach dem Grade ihrer „Erweckung" getheilt wurden; sie gaben den Gemeindeverbänden nationale Vorbeter und Sprecher, die Gelegenheit zur Ausbildung oratorischer Talente hatten und in ihrem Haupt, dem Diaconus, welcher sie von Zeit zu Zeit zu dem sogenannten „kleinen Rath" versammelte, nur einen Bruder und Collegen, nicht wie in dem Prediger einen Herrn sahen.

Die wohlthätigen Wirkungen, welche das neue Institut ausübte, gewannen demselben allmählich auch das Zutrauen der Obrigkeit. Aus den durchaus unverdächtigen Zeugnissen verschiedener Zeugen der siebziger und achtziger Jahre wissen wir, daß man es lange Zeit hindurch für ausgemacht nahm, daß die der Brüdergemeinde angehörigen lettischen und estnischen Bauern mäßiger, gesitteter und fleißiger, demgemäß auch wohlhabender waren, als ihre übrigen Landsleute. Nicht nur, daß der alte, streng rationalistische und jedem „Schwärmerwesen" feindliche Hupel diese Wahrnehmung bestätigt — die Nordischen Miscellaneen enthalten anderweitige ausführliche Erörterungen dieses Gegenstandes, welche um so beachtenswerther sind, als sie von entschieden anti-herrenhutischer Seite stammen. Der Candidat Friebe (N. M. 20 u. 21, pag. 264 ff.), ein entschiedener Freigeist, der für amerikanische Zustände schwärmt und den Glauben an einen Gott für durchaus genügend zur Herstellung einer „gesellschaftlichen" Religion hält, trifft in dieser Beziehung mit dem Pastor Rühl (a. a. O. Stück 26, p. 308) vollständig zusammen, einem Manne, der das Herrenhuterwesen im Uebrigen mit höchst kritischen Augen ansieht und seine Gemeindeglieder vor demselben warnt. Mit dem Waizen war aber auch Unkraut gesäet worden, das bald mächtig emporwucherte. Nicht nur wurden Kopfhängerei und Heuchelei befördert, die Hierarchie der nationalen Sprecher und Vorbeter verwandelte sich bald in eine Aristokratie, welche auch in weltlichen Dingen die Gemeinde zu leiten bestrebt war, die andersgesinnten Gemeindeglieder terrorisirte, sich in Intriguen aller Art erging und Miene machte, der Geistlichkeit allen Einfluß auf ihre Gemeinden aus den Händen zu ringen. Predigern, die die Würde und Unabhängigkeit ihres Amts auch dem „kleinen Rath" und dem Diaconus gegenüber behaupten wollten, begegnete man mit Trotz und Ungehorsam, die um so gefährlicher waren, als sie sich in das Gewand gleißnerischer Demuth hüllten. Als der treffliche Pastor Mickwitz zu Reval, anfangs ein schwärmerischer Verehrer des Grafen

und seiner Lehre, nach schweren inneren Kämpfen mit dieser brach und die despotische Herrschaft, welche die „Brüder" in seiner Gemeinde ausübten, einzudämmen versuchte, wurde er förmlich in den Bann gethan und am 30. October 1741 eine eigene Betstunde ausgeschrieben, „um ihn todt zu beten." Allenthalben wurden Klagen laut, eine Commission, bestehend aus weltlichen und geistlichen Autoritäten, wurde vom General-Gouverneur Feldmarschall de Lascy mit einer förmlichen Untersuchung der herrenhutischen Uebergriffe betraut und zu Folge dieser die fernere Thätigkeit der Brüder im Jahr 1743 förmlich untersagt, ein Theil der eingewanderten Sendboten ausgewiesen und der Graf selbst, als er im December 1743 nach Riga kam, um seine gefährdete Schöpfung mit dem Gewicht seines persönlichen Ansehens zu stützen, gefänglich eingezogen und nach vierwöchentlicher Haft in der Rigaer Citadelle auf Befehl der Kaiserin Elisabeth des Landes verwiesen. Einundzwanzig Jahre lang blieb das Verbot vom April 1743 in Kraft, freilich ohne überall befolgt zu werden; am 11. Juni 1764 aber gewährte Catharina II. den Gliedern der Brüdergemeinde ein förmliches Niederlassungsrecht, das von diesen sofort zur Wiederherstellung und zum Ausbau des früher begonnenen und nie völlig aufgegebenen Werkes benutzt wurde.

Aber nicht nur für die religiöse, auch für die politische Entwickelung der Landbevölkerung war das Jahr 1765 von maßgebendem Einfluß: in den Jahren 1764 und 1765 beginnt die Reihe der Versuche zur Lösung des Problems, das man heute die baltische Agrarfrage nennt, der Kampf um die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche sich erst ein halbes Jahrhundert später und auch dann in ungenügender Weise vollzog, der aber in kurzen Pausen die hochwichtigen legislatorischen Versuche zur Abschaffung der Frohne und zur Ermöglichung bäuerlichen Eigenthums folgten. Von all' den inneren Fragen, welche im Laufe der letzten hundert Jahre auftauchten, um die Köpfe und Herzen unserer Landsleute zu beschäftigen, hatte keine eine so bedeutende Rolle gespielt, keine für das Geschick des Landes so maßgebende Folgen gehabt, wie die Agrarfrage; sie ist der rothe Faden, der sich fast durch sämmtliche Begebnisse in Liv-, Est- und Kurland zwischen 1764 und 1864 zieht, ein Faden, der noch heute in den Händen der Parze liegt und aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach einem Menschenalter ausgesponnen sein wird. Was ein halbes Jahrtausend hindurch gesündigt, dann ein halbes Jahrhundert hindurch durch eine Reihe halber Maßregeln verwirrt und erschwert worden ist, soll heute in einem halben Menschenalter eingebracht und wieder gut gemacht werden. Bis vor hundert Jahren war nichts Entscheidendes zur Regelung der bäuerlichen

Verhältnisse geschehen, man hielt, seit zu schwedischen Zeiten die bäuerlichen Leistungen durch eine allgemeine Vermessung des Landes in eine gewisse Ordnung gebracht worden waren, die Leibeigenschaft der Letten und Esten für einen normalen Zustand, der bis an das Ende der Tage fortzubestehen die Bestimmung habe. Der erste Schritt zur Besserung der Lage des Landsvolks ist von einem livländischen Gutsbesitzer gethan worden: 1764 erließ Carl Friedr. Schoultz v. Ascheraden, einzig von seinem Gewissen dazu gedrängt und ohne irgend durch äußere Einflüsse bestimmt worden zu sein, das Ascheradensche Bauerngesetz, durch welches er seine eigene Machtvollkommenheit über die leibeigenen Bauern seiner Güter Ascheraden und Römershof aus freien Stücken, und einzig um seine Unterthanen materiell und moralisch zu heben, einschränkte.

Es wird, bevor wir auf die Einzelheiten dieses sogenannten Gesetzes eingehen, nothwendig sein, einen Blick auf die rechtliche Stellung des Bauernstandes jener Zeit und die herrschenden Anschauungen des Adels über diesen Punkt, zu werfen. Bei dem Uebergange Liv- und Estlands in die russische Botmäßigkeit waren die Letten und Esten wiederum in jenen Zustand bedingungsloser Abhängigkeit von ihren Herren herabgesunken, welchem die schwedische Regierung sie zu einem guten Stück entrissen hatte. Die blutigen Wirren des nordischen Krieges hatten den jungen Wohlstand der ländlichen Bevölkerung vollständig zerstört, die Autorität der von den schwedischen Regenten geschaffenen Aufsichtsbehörden erschüttert und die Erbherren daran gewöhnt, die Herrschaft über ihre verwilderten Leute gewaltsam und ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze auszuüben. Der Adel selbst stand zu Folge der Verwüstungen und Pressungen, welche das zwanzigjährige Kriegselend mit sich gebracht, am Rande des Bankerotts. So geschah es, daß die auf dem Landvolk ruhenden Lasten maßlos gesteigert wurden und eine unerträgliche Höhe erreichten. Da in Rußland selbst die Leibeigenschaft in der gleichen Strenge bestand und die neue Regierung der Ostseeländer in diesen immer noch die Repräsentanten einer vorgeschrittenen wirthschaftlichen und politischen Cultur sah, geschah seitens der russischen Regenten und ihrer Minister ein Menschenalter hindurch nichts zur Besserung der Lage der Letten und Esten. Die Nachfolgerinnen Peters des Großen hatten alle Mühe, sich gegen die Intriguen und Ränke ehrgeiziger Günstlinge und Partheiführer zu behaupten und waren überdieß fast ununterbrochen in auswärtige Händel verwickelt; der Staatsmechanismus hielt nur mühsam zusammen und die Legislative feierte beinahe vollständig. Bei der Schwäche der Centralregierung und den

ungeheuren Entfernungen, durch welche diese von den Provinzen getrennt war, konnte nicht ausbleiben, daß die mit ausgedehnten Vollmachten begleiteten, ohnehin an Willkühr gewöhnten Statthalter und Militärbefehlshaber ohne jede Rücksicht auf die vorhandenen Mittel Requisitionen erhoben und Dienstbarkeiten in Anspruch nahmen, die Bauern und Herren in gleicher Weise ruinirten. Klagen über exorbitente Fourageforderungen, erdrückende Einquartierungen und endlose „Schiesse" (Fuhrenstellungen) finden sich ausnahmslos in allen Landtagsakten des 18. Jahrhunderts wieder. Um von vielen Beispielen eines anzuführen: im Jahre 1758 waren die livländischen Gutsbesitzer gezwungen worden, tausende von Menschen und Thieren herzugeben, welche trotz der kalten Jahreszeit und grundloser Wege die russische Armee durch Kurland, Litthauen und Polen bis an die preußische Grenze geleiten mußten. Diese „große Schiesse", welche ein halbes Jahrhundert lang im Volksgedächtniß gelebt hat, kostete, wie aktenmäßig nachgewiesen worden, allein dem Wendenschen Kreise 1131 Pferde und 183 Menschen, welche in den unwirthbaren Sümpfen und Wäldern Litthauens „verloren gegangen waren."

Verarmt und verwildert, großen Theils im Lager aufgewachsen und durch die Gewohnheit des Krieges gegen Elend und Bettelhaftigkeit abgestumpft, waren die livländischen Edelleute dieser Periode harte und unverständige Herren. Der stete Kampf um die Erhaltung ihrer alten Rechte und Privilegien, welche doch nur zum Theil mit dem wahren Vortheil des Landes zusammenfielen, hatte sie gewöhnt, jeden Eingriff in die Autonomie und Unabhängigkeit des Landesstaats und seiner Organe, unterschiedslos als Attentat auf das geheiligte Erbe der Väter anzusehen. Die Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft wurde mit der Bewahrung des überkommenen Rechts, der lutherischen Religion und der deutschen Sprache vollständig in eine Linie gesetzt und für einen Verräther anzusehen, wer die Achtung vor diesen „Eigenthümlichkeiten" außer Auge setzte oder an denselben rütteln wollte. Niemand kam in den Sinn nach dem materiellen Inhalt der einzelnen Adelsprärogativen zu fragen und demgemäß einen Unterschied zwischen denselben anzunehmen: in durchaus naiver Weise wurde der Landmarschall instruirt, ebenso über der Erhaltung der ungeschmälerten gutsherrlichen Gewalt und des ausschließlichen Güterbesitzrechts zu wachen, wie für den Schutz der idealen Güter des Landes thätig zu sein und jeder Versuch, die ersteren im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu beschränken, galt zugleich für einen Angriff gegen die Letzteren. Wesentlich diesem Umstande war zuzuschreiben, daß sich die Petersburger Re-

gierungsorgane ausschließlich die Kehrseite der livländischen Anschauungen aneigneten, d. h. alle Bestrebungen für die Erhaltung des historischen Charakters der baltischen Provinzialzustände gleichfalls auf eine Linie setzten und als bloße Vehicel zur Erhaltung der deutschen Adelstyrannei über die unteren Klassen verurtheilten, eine Anschauung die sich bis in die neueste Zeit erhalten, übrigens häufig genug durch unsere eigene Schuld Nahrung empfangen hat. Im Jahre 1739 hatte — dieses Beispiel ist besonders charakteristisch — das Petersburger Justiz-Collegium (die von Peter dem Großen begründete, erst unter Alexander I. aufgehobene höchste richterliche Behörde für liv-, est- und finnländische Rechtsstreitigkeiten) bei dem livländischen Hofgericht nach den gesetzlichen Normen gefragt, welche das Verhältniß der Gutsbesitzer zu ihren Bauern regelte. Das Hofgericht schickte diese Anfrage dem Landraths-Collegium zur Beantwortung zu. Ein ausführliches, von dem residirenden Landrath C. F. v. Rosen unterzeichnetes Memorial ertheilte die gewünschten Auskünfte. Dieses Aktenstück, welches lediglich als Ausdruck der in den damaligen Adelskreisen herrschenden Anschauungen anzusehen ist, enthielt u. A. die nachstehenden Sätze: „Als diese Province durch das Schwerdt und deutschen Ritterorden gewonnen und eine conquête desselben geworden, ist die Bauernschaft aller Freiheit entsetzt, daß sie fernerhin nicht freie Glieder der republique, sondern Leibeigene und als hominis proprii zu den Gütern geschlagen auch in solcher Beschaffenheit nebst denen Gütern vergeben und verlehnet worden, dergestalt, daß von Zeit ab der von dem Ritterorden formirten republique dieser Province, sie bis hiezu in der ursprünglichen Leibeigenschaft geblieben" u. s. w.... Ad Primum ist nicht zu bezweifeln, daß sothanes dominum sich nicht auch über des Bauern Vermögen erstreckt und die Herrschaft nicht zu dessen Eigenthum berechtigt sein solle, als dieses ein nothwendiger Effekt und untrennliche Folge des juris dominii ist und die Habseligkeit des Bauern, so auf des Herren Gütern erworben worden wird, dem principali, nämlich der Person des Bauern als accessorium folgen müsse, vide Landesordnung pag. 23 u. 2. St. § 8 et 13. Diese der Ritterschaft competirende Gewalt über ihrer Erbbauern Haab und Gut ist derselben niemalen eingeschränkt und obwohl Kraft dieses Rechts der Bauer Nichts sich selbsten, sondern seiner Herrschaft alles acquirire, diese auch des Bauern Gut und Vermögen als ihr eigenes anderwärtiges Eigenthum nach allem Gefallen zu disponiren und damit zu schalten und zu walten berechtigt ist, so hat doch die Herrschaft sich selbsten in diesem jure dominii moderiret, daß sie, doch ohne Nachtheil dieses Rechtes, nur gewisse Praestanda an Zinse

und Arbeit determiniret*), welche die Bauerschaft zu zahlen schuldig seyn, dabei übrigens zur Aufmunterung den Genuß alles dessen, so sie durch ihren Fleiß und Mühe erworben, haben sollen. Es ist aber die Masse der Gerechtigkeit (d. h. der Abgaben) und deren Dienste nicht etwan als nicht zu überschreiten seyender Anschlag von einer Landesherrschaft vorgeschrieben, sondern es ist allezeit in der Ritterschaft selbst eigenen Erkenntniß und Gutbefinden geblieben, wie hoch sie die Gerechtigkeit ihrer Erbbauern stellen und was sie von denselben zu fordern convenable erachten würden.... Da nun die Ritterschaft ihren Erbbauern aus freiem Gefallen die Gerechtigkeit (Abgaben und Arbeitsmaß) formiret, so folgt unwiderstreitig ad tertio (!), daß die Ritterschaft auch die freie Macht habe, ihrer Erbbauerschaft Vermögen eigenes Gutbefindens zu erhöhen, zu mindern und zu verändern.... Was die Berechtigung der Ritterschaft ihre Erbbauern mit Leibesstrafe zu belegen anlanget, so ist ebenfalls notorisch, daß die Ritterschaft Kraft des Ihnen competirenden juris dominii in denen vorigen Zeiten das völlige jus vitae et necis über ihre Erbleute gehabt ... demungeachtet hat die Ritterschaft nachmal aus freiem Willen sothanes ihres Rechtes und Halsgerichtes sich begeben ... woneben aber die Hauszucht und Bestrafung dererjeningen Fälle, die nicht unter delicta criminalia gehören und eine Lebensstrafe nach sich ziehen, jeder Herrschaft an ihren Unterthanen und Bauern zu gebrauchen nicht aufgehoben, sondern vielmehr expresse in der Landesordnung p. 58 bestätiget worden, welche privat-disciplin sich zu allen Zeiten bis auf Ruthenstrafen, so die Bauernschaft selbst als eine alte Gewohnheit nach Anzeige von Beylage sub E beizubehalten gebeten und durchaus nicht geändert und abgeschafft haben wollen — extendiret. Ob nun wohl dieser Hauszucht keine eigentlichen Schranken gesetzet und definiret werden können, wie weit sich selbige erstrecke, sondern die Ermäßigung der Herrschaft allein überlassen ist, sogar des Inhalts der Landesordnung p. 58 keine Klagen der Bauern über ihre Herrschaft wegen unträglicher Strafe und Bedrückung von den Landgerichten angenommen werden sollen**),

*) Diese Angabe ist übrigens unrichtig. Die Anfertigung der sog. Wackenbücher, d. h. der Arbeitsregulative, welche für beide Theile verbindlich sein sollten, war auf Anordnung der schwedischen Regierung erfolgt. Die zu schwedischer Zeit aufrechterhaltene Verbindlichkeit dieser Bestimmungen, war während und nach dem nordischen Kriege außer Uebung gekommen.

**) Zu schwedischer Zeit durften die Bauern wegen Mißhandlung u. s. w beim Hofgericht klagen.

so wird dennoch ein jeder von der Ritterschaft dahinbedacht sein, daß die Moderation nicht überschritten noch die Bauerschaft unleidlich belästiget ... auch Ihrer Majestät höchstes interesse auf keine Weise praejudiciret werde."

Unter Verhältnissen, die eine so entsetzliche Verwirrung aller sittlichen und rechtlichen Begriffe verschuldet hatten, muß uns das Bild eines Edelmanns, der freiwillig und ohne jede äußere Veranlassung auf die Mehrzahl der ihm zustehenden Herrenrechte verzichtete, als glänzende Ausnahme erscheinen.

Carl Friedrich Schoultz, Freiherr v. Ascheraden und Römershof, war im J. 1720 zu Ascheraden, dem Gute seines Vaters geboren, aber schon als zwölfjähriger Knabe in das von Münnich neu gegründete Petersburger Cadettenhaus gesteckt worden. Nach einer von allen bildenden Einflüsse entblößten in dem Einerlei des Dienstes und prunkender Hoffeste verbrachten Jugend, kehrte er im Jahre 1745 in die Heimath zurück, um die Verwaltung seiner Familiengüter zu übernehmen. Ungleich der Mehrzahl seiner Standesgenossen verbrachte der verabschiedete Dragoner-Offizier die ersten Jahre seiner ländlichen Einsamkeit in ernsthaften Studien, die so erfolgreich betrieben wurden, daß er schon bei seinem Eintritt in die Landeskarrière (man wählte ihn 1747 zum Cassadeputirten) für einen der gründlichsten Kenner des Landesrechts und der vielverschlungenen Geschichte seiner Heimath galt. Im Jahre 1759 zum Landrath gewählt, war er Jahre lang die Seele der livländischen Provinzialvertretung und ein ebenso geschickter wie gewissenhafter Anwalt der deutschen Interessen Livlands am kaiserlichen Hof; von 1761 bis 1764 lebte er fast ununterbrochen in Petersburg und Moskau, um daselbst nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten die Bestätigung der Accordpunkte von 1710 durchzusetzen. Wiederum nach Ascheraden zurückgekehrt, wurde Schoultz zu seinem Entsetzen gewahr, daß der Zustand der ländlichen Bevölkerung sich von Jahr zu Jahr verschlimmert hatte: während seine Humanität sich gegen die Fortdauer der scheußlichen Zustände empörte, an denen er sich mitschuldig fühlte, führte sein staatsmännischer Sinn ihn zu der Erkenntniß, daß die Regierung über kurz oder lang zu gewaltsamen Eingreifen in die ländlichen Verhältnisse Livlands gezwungen sein werde und das der Mißbrauch, welcher mit dem Herrscherrecht des Adels getrieben worden, der Aufrechterhaltung des gesammten Landesstaats und der provinziellen Autonomie dereinst die Axt an die Wurzel legen müsse. Vor Allem schien ihm nothwendig, das Maß der bäuerlichen Lasten ein für alle Mal abzugrenzen und zu den den einzelnen Bauern zugetheilten Territorien in ein festes Verhältniß zu setzen. Er beschloß zuvör-

derst durch sein eigenes Beispiel zu wirken. Nachdem ein aus Stockholm verschriebener Landmesser Jonas Lindroth sämmtliche zu den Gütern Ascheraden und Römershof gehörige bäuerliche Grundstücke catastrirt hatte, arbeitete Schoultz ein Bauergesetzbuch für seine Güter aus, das er in das Lettische übersetzen und unter die Glieder seiner Gemeinden vertheilen ließ. Durch dieses „Gesetzbuch" beschränkte er feierlich die ihm zustehenden Rechte, indem er namentlich festsetzte:

1) Der Bauer bleibt zwar Leibeigen und zum Gehorsam verpflichtet, der Herr darf ihn aber von dem Gute, zu welchem er gehört, nicht trennen, und weder verkaufen noch verschenken.

2) Was der Bauer erwirbt, bleibt sein rechtmäßiges freies Eigenthum, über welches er frei schalten und walten darf. So lange er seine Dienste und Abgaben entrichtet, muß der Herr ihn in dem Besitz seines Pachthofs lassen.

3) Von den Bauern sollen keine andern Abgaben und Dienste gefordert werden dürfen, als die durch das Wackenbuch (ein Arbeitsregulativ, das auf Grund der Catastrirungen zusammengestellt war) festgesetzten.

4) Der Bauer hat das Recht, den Herrn wegen Verletzung seiner Person oder seines Eigenthums beim Landgericht zu verklagen.

Dieser Act feierlicher Selbstbeschränkung eines Privatmannes, nur unter Verhältnissen möglich, in denen der einzelne Edelmaun sich als der unbeschränkte Gebieter seines Territoriums fühlte, — machte ein Aufsehen, das erklärlich ist, wenn man in Betracht zieht, daß die vier Punkte, auf welche Schoultz sein Augenmerk gerichtet hatte, dem Adel besonders verhaßt waren, weil sie das Wesentliche jener Beschränkungen der Herrenrechte enthielten, welche im 17. Jahrhundert von der schwedischen Regierung durchgesetzt worden waren. Statt der Wirkungen, auf welche Schoultz gerechnet hatte, trat bei seinen Standesgenossen und Landsleuten eine allgemeine Verbitterung und Verstimmung gegen den kühnen Neuerer ein, die diesem bald genug fühlbar werden sollte. Obgleich das Römershof-Ascheradensche Bauerrecht in seiner lettischen Version nur für die Kenntniß derer bestimmt war, welche es anging, konnte nicht vermieden werden, daß die Kunde von dem Gesetz, welches der Erbherr der Ascheradenschen Güter sich selbst gegeben, bis in die entferntesten Gegenden des lettischen Liv- und Kurlands drang und allenthalben die lebhafteste Aufmerksamkeit und Theilnahme des Landvolks in Anspruch nahm — eine Wirkung, die Schoultz selbst am meisten überraschte. Trotzdem, daß ihm die Stimmung des Adels nicht verborgen blieb und er von den verschiedensten Seiten mit empfind-

lichen Vorwürfen überschüttet wurde, beschloß der muthige Patriot nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben: er übersandte der Ritterschafts-repräsentation ein Exemplar seines Werks, um die Gutheißung desselben durch den nächsten Landtag einzuholen und fügte hinzu, er werde einen Antrag auf Annahme und Ausdehnung desselben für die gesammte Provinz einbringen.

Der Landtag wurde für das Frühjahr des Jahres 1765 ausgeschrieben. Aber noch bevor er zusammentrat war Schoultz's Vorhersagung eingetroffen und seitens der Staatsregierung ein vorbereitender Schritt zur Besserung der bäuerlichen Zustände geschehen. Im Sommer des J. 1764, bald nach ihrer Thronbesteigung war Catharina II. zu einem längeren Besuch nach Riga gekommen und von den Ständen des Landes mit glänzenden Festen empfangen worden. In Mitten des Glanzes dieser Festlichkeiten hatte die Kaiserin den Vertretern der Ritterschaft wiederholte und nachdrückliche Bedeutungen darüber zu Theil werden lassen, daß das Maß der auf dem Bauernstande ruhenden Lasten beschränkt und eine Abgrenzung zwischen den Rechten dieses und des Adels vorgenommen werden müsse. Gleichzeitig wurde der General-Gouverneur Graf Browne, ein geborener Schotte, der sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet und das besondere Vertrauen der Monarchin erworben hatte, beauftragt, dem nächsten Landtage verschiedene Propositionen vorzulegen und vor Allem jede Erhöhung des Frohndienstes abzuschneiden.

Im Januar 1765 trat der Landtag zusammen. Altem Brauch gemäß begaben die Glieder desselben sich unter Vortritt des Landmarschalls (Leonhard Johann von Budberg bekleidete das Amt eines solchen von 1757 bis zum Schluß des Landtags von 1765) nach beendigtem Festgottesdienst auf das Schloß, um den General-Gouverneur zu begrüßen, die herkömmliche „harangue" des Landmarschalls und die Antwort des Stellvertreters der Kaiserin zu vernehmen. Schon in dieser Antwortsrede spielte Graf Browne ziemlich deutlich auf gewisse Klagen an, welche ihren Weg an die Stufen des Thrones gefunden und über welche der Landmarschall Auskunft ertheilen sollte. Unter den „Propositionen" welche der General-Gouverneur der Versammlung sodann vorlegen ließ, beschäftigte sich die Nr. 3 ausschließlich mit dem „Elend der Bauern, so J. M. auf Allerhöchst Ihrer Passage durch die Province Livland wahrgenommen" und das durch zahlreiche, an den Thron gelangte Beschwerden bestätigt sei. Als Hauptübelstände wurden bezeichnet:

1) Daß den Bauern durchaus kein Eigenthum zugestanden werde,

„auch selbst in denen Stücken nicht, die er durch sein Schweiß und sein Blut erwerbe.“

2) Daß des Bauern Abgaben und Leistungen gänzlich unbestimmt seien und derselbe sich täglich neuer versehen müsse.

3) Der Bauer werde bei seinen Verbrechen zu hart gezüchtigt und „oft so handthieret, wie es weder mit seinen Vergehungen noch mit den Empfindungen eines Christen übereinstimmt.“ — Demgemäß beantragte der General-Gouverneur: 1) den Bauern die erworbenen Mobilien als Eigenthum zuzugestehen. 2) Seine Abgaben und Leistungen zu normiren und zu den ihm eingeräumten Territorien ein festes Verhältniß zu setzen, — endlich 3) den Ausschweifungen der Hauszucht eine billige Grenze zu setzen.

Die Aufregung, welche diese Anträge und noch mehr die scharfen Urtheile über den Status-quo hervorriefen, mit denen der rauhe schottische Kriegsmann seine Propositionen motivirt hatte, war unbeschreiblich. Trotz der Mäßigung, mit welcher die bezüglichen Berichte des Landtagsrecesses formulirt sind, legen dieselben unzweifelhaftes Zeugniß dafür ab, daß der Adel sich in seinen heiligsten Rechten gekränkt und bedroht fühlte. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Landtagsglieder schien fest entschlossen, das, was er für sein gutes Recht hielt, mit Trotz und Entschlossenheit zu behaupten und die Regierungsvorschläge einfach abzulehnen. Aber die Aufregung sollte sich noch beträchtlich steigern. Seinem Vorsatz getreu, hatte Schoultz der Versammlung sein Gesetzbuch zur Approbation vorgelegt und zugleich den Erlaß analoger Beschränkungen der Leibeigenschaft für das gesammte Land beantragt. Der „Receß,“ in welchem er sodann diese Anträge motivirte, wurde zur Kenntniß des Landtags gebracht und sagte diesem Dinge, die bis dahin unerhört gewesen waren und die erregte Leidenschaft des stolzen Adels zu wilder Flamme entfachten. Und doch waren es nur die Gebote der einfachsten Klugheit, welcher der erfahrene Kenner baltischer Zustände zur Anerkennung gebracht wissen wollte. „Gleich nach Ihro Majestät Thronbesteigung,“ hieß es u. A., „wurden Allerhöchst derselben die schwärzesten Verleumdungen von der Tyrannei des livländischen Adels vorgetragen. Ich bin ein Zeuge von den nachtheiligen Raisonements gewesen, zu welchen diese Verleumdungen Anlaß gaben und ich fürchtete stündlich, daß unsere uneingeschränkte Gewalt über die Bauern durch eine Ukase würde aufgehoben werden. Vielleicht wäre dieses auch geschehen, wenn nicht der Herr General-Gouverneur durch die Darstellung, daß die Ritterschaft sich selbst einschränken würde, gewaltsame Schritte abzulenken gesucht hätte.“ „Die

unbedingte Leibeigenschaft," so fuhr der edle Freiherr mit wachsender Erregung fort, „hat ihren Ursprung unstreitig in jenen barbarischen Zeiten, da die Humanität bis auf den Namen unbekannt war, da kein anderes Recht galt, als die überwiegende Gewalt, da Rauben und Plündern rechtmäßige Erwerbsmittel waren, da der Eigenthümer solcher geraubten Sachen, wenn er unglücklich genug war, selbst mitgefangen zu werden, dadurch das Recht der Menschheit verlor und zu einem Sclaven, das ist zu einer Sache gemacht wurde. .... Setzen wir uns nicht selbst Schranken, wählen wir nicht selbst Richter zwischen uns und unsern Bauern, so ist Nichts gewisser, als daß uns solche Schranken gesetzt werden, die uns nicht accomodiren und solche Richter angewiesen werden, die wir sonst zu verbitten alle Ursache hätten. Vergeblich will man uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß eine solche Gewalt durch Vorstellungen aufgehoben werden könnte. Wenn wir auch glauben sollten, daß alles Uebrige durch Vorstellungen zu redressiren sei, so wird man doch nimmer uns zu Gefallen die ein Mal rétablirten Rechte der Menschheit anéantiren und, so zu sagen, aus Menschen wieder Vieh machen."

Damit war dem überkommenen Zustande direct und grundsätzlich der Krieg erklärt! Ueber die nächste Wirkung dieser mannhaften Worte, läßt sich den Acten, die deutliche Spuren einer später erfahrenen Correctur und Remedur tragen, nichts Genaueres entnehmen. Ein Geheimniß ist diese „nächste Wirkung" darum nicht geblieben. Nach einer Tradition, welche sich ein Jahrhundert lang unverändert und unwidersprochen erhalten hat, umringte nach Beschluß der Schoultz'schen Rede ein Haufe zu blinder Wuth erhitzter Patrioten den kühnen Sprecher und wurde die Drohung ausgestoßen, ihn aus dem Fenster zu stürzen — „ihm zu wohlverdienten Straff, Anderen zum abschreckenden Exempel." Erweisbar ist diese Angabe nicht mehr, — daß sie nicht völlig aus der Luft gegriffen worden, geht aus dem Umstande hervor, daß Schoultz durch die erfahrenen Kränkungen zum Austritt aus dem Landrathscollegium bewogen wurde und sich nur durch dringende Bitte seiner Freunde bestimmen ließ, provisorisch die bisher geleitete Correspondenz mit den Petersburger Autoritäten fortzuführen. Seine Anträge wurden vollständig verworfen, ausdrücklich erklärt, daß die jetzige Leibeigenschaft, weil nicht in der Barbarey, sondern in dem „natürlichen Genie der Nation" begründet, sehr wohl „neben der Humanität bestehen könne," und schließlich beschlossen, alle vorhandenen Exemplare des Ascheraden-Römershof'schen Bauerrechts „wegen der funesten Folgen, welche Druck und Divulvirung desselben" haben könnten," anzukaufen und zu

asserviren. Wie die Tradition wissen will, sind die aufgekauften Exemplare sogar verbrannt worden — Thatsache ist, daß der gegen dieselben decretirte Vernichtungskrieg so erfolgreich geführt worden ist, daß die ursprüngliche Ausgabe desselben zu einer bibliographischen Seltenheit geworden ist und daß der alte Hupel, als er zwölf Jahre später die beiden ersten Bände seiner topographischen Nachrichten herausgab, nur schüchterne Andeutungen darüber wagte, daß der Besitzer Ascheradens seinen Bauern gewisse Concessionen gemacht habe. Die bezügliche Notiz (a. a. O. B. II, Nachtrag S. 9) schließt mit einem bedeutungsvollen Gedankenstrich und der Bemerkung: „Man sagt etliche Erbherren in Kurland und Littauen hätten Abschriften von dieser gedruckten Versicherung genommen, um ähnliche Einrichtungen mit ihren Bauern zu machen.“ In Livland scheint Niemand den Muth zu diesem kühnen Unternehmen überbehalten zu haben. Erwähnt sei noch, daß, wie aus den Acten hervorgeht, dem Hofmarschall des Kaiserlichen Hofs, Baron v. Delwig (einem „Mitbruder“ d. h. Gliede der livländischen Ritterschaft) Schuld gegeben wurde, die Kaiserin zu den gegen die „Freiheit“ des Adels gerichteten Maßnahmen veranlaßt zu haben; das „Exculpationsschreiben“ dieses Hofmannes ist ebenso abhanden gekommen, wie der Text des Abschiedsgesuchs, in welchem Schoultz die Gründe seiner Rücktritts auseinandersetzte.

Mit der Verwerfung der Schoulz'schen Anträge war aber erst die halbe Arbeit des Landtags gethan. Bei nüchterner Erwägung der Sache überzeugte man sich davon, daß die Propositionen des General-Gouvernements eine andere geschäftliche Behandlung erforderten, als die, mit welcher man die verwegenen Neuerungspläne eines unberufenen Mitbruders zum Schweigen gebracht hatte. Man beschloß einzulenken, den Wünschen der Regierung Rechnung zu tragen, dem „guten Recht“ aber Nichts zu vergeben. In einem an den Grafen Browne gerichteten Antwortschreiben, wurde an der Unbeschränktheit der Herrenrechte des Adels festgehalten und dieselbe mit praktischen und historischen Gründen unterstützt und aus dem „durch die christliche Religion gemilderten römischen Rechte“ abgeleitet. Die Ritterschaft sprach ihr lebhaftes Bedauern wegen der Vorwürfe aus, welche ihr durch das General-Gouvernement gemacht worden, pochte aber gleichzeitig auf das Bewußtsein, denselben nicht verdient zu haben, „da sie jeder Zeit Verletzungen der Humanität und Religion, sowie des jus supereminens Ihrer Majestät verabscheut habe.“ Mit einer diplomatisch feinen Wendung wurde darauf hingewiesen, daß wenn in Livland wirklich harte und grausame Gutsbesitzer vorgekommen, solches aus dem Umstande zu er-

klären sei, daß den Privilegien zuwider Nonindigenae (d. h. Personen, welche nicht zur Ritterschaft gehörten) zum Erwerb von adeligen Gütern zugelassen worden und Einzelne derselben sich wohl der Tyrannei gegen ihre Bauern schuldig gemacht haben dürften. Auch sei nicht außer Augen zu setzen, daß die unaufhörlichen und exorbitanten Schießstellungen welche dem Lande auferlegt worden und z. B. im J. 1758 zum Verderben von zahlreichen Menschen und Hausthieren geführt hätten — als mitwirkende Gründe für die ungünstige ökonomische Lage des Bauernstandes angesehen werden müßten. Nichtsdestoweniger sei der Adel bereit, den von dem General-Gouvernement gestellten Propositionen gewisse Rechnung zu tragen. Das Wesentliche der Concessionen, welche der Landtag sich abringen ließ, ist in einem vom 12. April 1765 datirten Patent des General-Gouvernements enthalten. Dieses Patent schrieb auf Grund der gefaßten Landtagsschlüsse vor: „Obgleich Alles, was der Bauer hat, so wie er selbst, wahres Eigenthum des Herrn ist" so soll dennoch das von dem Bauer erworbene Vieh, Geld und Getreide, sobald derselbe dem Herrn Nichts schuldig sei, sein Eigenthum bleiben. Nur für den Fall der Veräußerung wurde dem Herrn ein Vorkaufsrecht ausbedungen. Ferner sollte das Maß der zur Zeit bestehenden Lasten nicht erhöht werden dürfen. „Obgleich die Erbherren völlig berechtigt seien, ihre Leute zu allen Arbeiten zu gebrauchen, deren sie benöthigt sind," so wollten dieselben doch binnen Kurzem bekannt machen, wieviel sie nehmen wollten. Sollten sie mehr brauchen, so würden sie es auf irgend eine Weise vergüten. Die letzte und wichtigste Bestimmung setzte fest, daß, wenn ein Erbherr den vorstehenden Bestimmungen nicht nachkomme, den Bauern deshalb ein Klagerecht beim Ordnungsgericht (der Landpolizeibehörde) zustehen sollte. Außerdem ließ der General-Gouverneur den Gutsbesitzern vorschreiben, binnen 4 Monaten an die Ritterschaftskanzlei darüber zu berichten, welches Maß von Frohndiensten sie ein für alle Mal von ihren Bauern in Anspruch zu nehmen willens seien und wurden die Prediger amtlich verpflichtet, über alle Vergehungen und Vorfälle in ihren Kirchspielen den Behörden periodisch zu berichten, damit auf diese Weise eine Art Controlle über die Handhabung der Hauszucht ausgeübt werden könne. Die Glieder des Landtags hatten endlich das Abkommen getroffen, jeden Gutsbesitzer, der einen Bauern auf dem Markte verkaufte, um 200 Thaler Albertus zu strafen, eine auf solche Weise bewirkte Ehetrennung aber mit einer Geldstrafe von 400 Thalern zu beahnden.

Daß diese Beschlüsse einen Fortschritt gegen den früheren vollständig recht- und gesetzlosen Bestand bildeten, bedarf nicht erst des

Nachweises. Ihre schwache Seite — und diese steht im Vordergrunde — bestand aber in dem vollständigen Mangel an rechtlichen Garantien für die thatsächliche Innehaltung der Grenzen, welche die Ritterschaft der Willkür ihrer Glieder gesetzt hatte. Der Landtag hatte es offenbar darauf abgesehen, sich durch ein Minimum von Concessionen mit der Regierung abzufinden und Alles zu vermeiden, was den Charakter einer direct übernommenen Verpflichtung trug. Das den Bauern zugestandene Klagerecht war die einzige Waffe, welche gegen die Uebertreter des Patents vom 12. April mit Erfolg angewendet werden konnte, aber man hatte nicht unterlassen, die Anwendung desselben möglichst schwierig, ja gefährlich zu machen. Klagen durfte der Bauer erst, wenn er seinem Herrn wegen erlittener Schädigung „Vorstellungen" gemacht hatte: klagte er unnütz, d. h. blieb er den Beweis seiner Beschwerden schuldig, so sollte er das erste Mal mit zehn, das zweite Mal mit zwanzig öffentlich ertheilten Ruthenstreichen, das dritte Mal mit einjähriger Festungsarbeit bestraft werden. Die Richter, an welche er sich zu wenden hatte, waren unter allen Umständen Standesgenossen des Beklagten, ständische Wahlbeamte, deren Wiederwahl von der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit der eingesessenen Gutsbesitzer abhängig war.

Immerhin bezeichnet das Jahr 1765 auch in der Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung einen wichtigen neuen Abschnitt, den Ausgangspunkt einer Reihe von der russischen Regierung unermüdlich beantragter und verfolgter Reformacte, welche erst in den letzten Jahren ihren Abschluß erreicht haben. Wohl verging ein Menschenalter, bevor jene Normirung der bäuerlichen Leistungen, welche Graf Browne binnen vier Monaten beendet wissen wollte, zur Ausführung kam, aber an dem Grundsatz, daß diese Leistungen sich nach dem Maß der den einzelnen Bauern eingeräumten Ländereien richten müßten, wurde von der Regierung unerbittlich festgehalten. Schoultz's ahnungsvolles Wort, daß die einmal „rétablirten Rechte der Menschheit" der livländischen Ritterschaft zu Liebe nicht mehr „anéantirt" werden würden und daß der Adel nur die Wahl habe, sich selbst zu beschränken, oder seine und des gesammten Landes wirksamste Rechte Preis zu geben, hat sich buchstäblich erfüllt. Das Elend der baltischen Agrarzustände wurde das Leck, durch welches die feindliche Brandung in das Bollwerk des alten Sonderstaats eindrang und dieses unterspülte. Der Starrsinn und die Beschränktheit, welche der Adel auf dem agrarischen Gebiet bewies, haben wesentlich verschuldet, daß die Achtung vor den Institutionen des baltischen Provinziallebens bei der Regierung wie bei dem Volke Ruß-

lands systematisch untergraben wurde und daß das westliche Europa an dem Vorwurfe, die baltischen Deutschen hätten durch unmenschliche Behandlung der von ihnen unterworfenen Letten und Esten ihr Existenzrecht selbst verwirkt — noch in einer Zeit festgehalten — hat, in der den Forderungen der Humanität und einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung thatsächlich in ausgedehntester Weise entsprochen worden ist.

Erinnerungen an Garlieb Merkel.

I.

Heimath und Eltern.

Garlieb Merkel war der Sohn eines livländischen Landpredigers, des Pastors Daniel Merkel zu Loddiger. Die Kindheit seines in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Vaters, des wohlehrwürdigen Herrn Daniel M. fiel in die Jahre, welche der Eroberung Rigas durch die Russen gefolgt waren.

Dem Druck, der in Folge der Kriegswirren noch viele Jahre lang auf den politischen und comerziellen Zuständen der Stadt ruhte, entsprach die Bescheidenheit der socialen Verhältnisse ihrer Bürger. Reichsstädtische Würde und Gravität hatte man freilich auch inmitten von Mangel und Noth zu wahren gewußt. Die Stadt machte den Eindruck eines Ortes im hanseatischen Styl; das rege Treiben der Handelsstadt drängte sich durch enge, winkelig gewundene Gassen, auf welche thurmhohe Giebelhäuser und Jahrhunderte alte Dome herabschauten; Wälle, die nach dem längst veralteten Vauban'schen System gebaut waren, engten die Stadt unter dem Vorwande, sie gegen den Feind schützen zu können, gewaltsam ein, trugen aber auch dazu bei, ihr ein düsteres, ehrwürdiges Ansehen zu verleihen. Diesen äußeren Bedingungen einer abgeschlossenen Existenz entsprach der traditionelle Zuschnitt des Rigaschen Lebens. Wer nicht dem Rath, den Aeltestenbänken der beiden Gilden oder dem Stadt-Ministerium angehörte, hatte keinen Anspruch auf Geltung und Bedeutung in der Stadt. Nicht nur Nahrung und politische Berechtigung der einzelnen Einwohnergruppen waren durch Schragen und Privilegien genau geregelt, die jeden fremden Eindrang abschnitten, auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich innerhalb streng gezogener Schranken und nach festem Turnus. Der Prediger ging nur in prangender Perrücke und ehrwürdigem Ornat mit stattlichem Wolkenkragen aus; Ehrenstöcke mit goldenem oder silbernem Knauf wurden nur bei Rathmannen

und Aeltesten geduldet. Den Luxus einer Carrosse erlaubten sich wohl die höchsten Schichten der Gesellschaft; der Mittelstand, auch wenn er Knecht und Pferd besaß, behalf sich mit einer sogenannten „Butte,“ einem hölzernen Schlitten, in welchem man sich Winter und Sommer durch die engen, schlecht gepflasterten Straßen schleifen ließ. Den Gliedern des sich seit einem halben Jahrtausend selbst ergänzenden Rathes standen Ehrenplätze in der Kirche und mit dem Stadtwappen geschmückte Carrossen und Läufer zur Verfügung. Jährlich im Herbst, wenn der Rath seine Neuwahlen vollzogen hatte, wurden beim Schall von Pauken und Trompeten nach Verlesung der alterthümlichen „Burspraf“ die Namen der Glücklichen feierlich verkündet, welche in den Senatus der Civitas Rigensis aufgenommen worden waren. Das gesellschaftliche Leben bewegte sich in wunderlichem Contrast zwischen anspruchsvoller Würde und bescheidener Genügsamkeit. Oeffentliche Orte gab es, einzelne dunkle Kaffeehäuser und Weinstuben ausgenommen, in Riga bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keine; öffentliche Lustbarkeiten waren kaum dem Namen nach bekannt. Honoratioren durften es kaum wagen, den hölzernen Schuppen aufzusuchen, der das Comödienhaus hieß und in dem man sich an den rohen Späßen Harlekins und Skaramutzens, den Rodomontaden des Ritters von der Hahnenfeder oder dem Tanz der Teufel bei Adams Sündenfall ergötzen konnte. An lauen Sommerabenden saß man aber im Schlafrock und mit der holländischen Thonpfeife vor der Thür und unterhielt sich plattdeutsch mit dem Nachbar von den Händeln, die weit hinten in der Türkei ausgefochten wurden, oder man packte etwas kalte Küche zusammen und zog mit Weib und Kind auf einige Tage zu einem Bauern aufs Land, um dort in freier Luft zu thun, was man sonst in der Stadt gethan. Gesellschaften kamen nur an hohen Festtagen vor, Menuett oder Großvatertanz wurden der Jugend nur bei Hochzeiten und Kindtaufen zu Theil. Die Männer lernten, was sie für den Handel brauchten, die Frauen übten sich in den Künsten der Wirthschaft und standen auf der Höhe der Zeit, wenn sie den Fremden mit Anmuth und Würde zu begrüßen und ihre Töchter in Zucht und Ehren zu erziehen wußten.

Vom Daniel Merkel, dem im Jahr 1712 geborenen Vater unseres Garlieb, wissen wir nur, daß er der Sohn eines angesehenen Bürgers und schon früh zum Studium der Theologie bestimmt war. Außer den verschiedenen Trivialschulen der Stadt gab es in Riga noch eine lateinische, die sogenannte Domschule, in einem ehrwürdigen Kreuzgange belegen, zu dem man aus der Gasse mehrere Stufen hinabsteigen mußte. Der Zuschnitt dieses städtischen Gymnasiums entsprach dem exclusiven

Latinismus der deutschen Gelehrsamkeit und des verknöcherten Lutherthums des 17. Jahrhunderts. Seit dem Aufhören der Dorpater Universität (deren Professoren vor den Greueln des nordischen Krieges nach Pernau und endlich nach Schweden geflohen waren) gebrach es, wie überall im Lande, so auch in Riga häufig an den nöthigen Lehrkräften für Kanzel und Katheder, die nur mit großen Opfern aus den benachbarten nord- und mitteldeutschen Ländern herangezogen werden konnten. Als im Jahre 1729 einer der Lehrer für die unteren Klassen der Domschule gestorben war und sich nicht gleich ersetzen ließ, wurde der Primaner Daniel Merkel in Anbetracht seines Fleißes, seiner Sittlichkeit und seiner soliden Kenntnisse mit den Functionen desselben betraut. Aber schon im folgenden Jahre verließ der junge Mann seine Vaterstadt, um die Bildungsanstalten des Westens aufzusuchen und sich auf seinen künftigen Beruf, das Predigeramt, vorzubereiten. Er ging zuvörderst nach Wittenberg, der Metropole des orthodoxen Lutherthums. Soweit sich den spärlichen Mittheilungen des Sohnes über den Vater entnehmen läßt, fühlte der junge Livländer sich aber schon hier mehr zu naturwissenschaftlichen und mathematischen, als zu theologisch-historischen Studien hingezogen. Voltaire und dessen Schüler hatten auch in Deutschland Schule zu machen begonnen, ihre Wirkungen mußten auf den jungen Merkel, der aus dem Lande der ungebrochenen mittelalterlichen Tradition herkam, wo die Entwickelung des Individuums sich je nach den Privilegien bestimmte, unter deren Schatten es geboren war, besonders nachhaltige sein. Aus der historischen Welt, in deren engen Schranken der Rigasche Bürgerssohn aufgewachsen war, führten die Schriften jener französischen Denker ihn in die natürliche Welt hinaus, von den pergamentenen Grundlagen der alten Welt und Lebensanschauung, welche jene zertrümmert, wurde er auf den Boden des Naturrechtes geschleudert, das sich nach eigenen Gesetzen aufgebaut hatte. Die Einflüsse Voltaires und Bayles sollten für die Richtung und Entwickelung des künftigen livländischen Landpastors die bestimmenden sein, die Wolfsche Schul-Philosophie, welche damals auf deutschen Universitäten gelehrt wurde, kam erst in zweiter Reihe zur Geltung.

Nachdem der junge Studiosus der Theologie einem dänischen Studiengenossen Westerhold eine mathematische Doctor-Dissertation verfaßt hatte, für die Vorzüge derselben indessen als der wirkliche Autor von dem präsidirenden Professor becomplimentirt worden war, wandte er sich im Jahre 1734 nach Straßburg, um seine theologischen Studien fortzusetzen und — so scheint uns — den Männern näher zu sein, zu deren Lehre er sich bereits damals mit Leib und Seele bekannte.

Nach Beendigung seiner academischen Studien ging Daniel Merkel nach Hamburg, wo er sieben Jahre lang als Erzieher einiger Senatorensöhne wirkte und sich (wie sein Sohn berichtet) von dem „Grandiosen des republikanischen Handelsgeistes“ so angezogen fühlte, daß er sich dort ganz anzusiedeln beschloß. Was sollte dem Schüler Voltaires und Bayles, der einem ausschließlichen Cultus der französischen und italienischen Aufklärungs-Literatur lebte und in den Schriften Lockes und Shaftesburys sehr viel besser beschlagen sein mochte, als in der Theologie Speners, was sollte diesem die traurige, nordische Heimath, in der man von dem Anbruch des philosophischen Jahrhunderts, als dessen Bürger er sich fühlte, noch Nichts wußte, was das Predigtamt mit seiner Sorge um die Seelenseligkeit verwilderter Junker und armer, verkommener lettischer Bauern! Zu seinem Unheil hatte der dreißigjährige Candidat der Theologie mit seinen Beziehungen zum Vaterlande aber nicht gründlich genug gebrochen. Ein Landsmann, den er zufällig in Hamburg kennen lernte, der Legationsrath Baron Zimmermann, machte ihm den Vorschlag, die eben erledigte unter seinem Patronat stehende Pfarre zu Loddiger zu übernehmen und sein Nachbar zu werden. Merkel, der bereits seit längerer Zeit mit einer liebenswürdigen, schönen und geistreichen Hamburgerin, Theodora Falke, der Waise eines seiner Zeit rühmlich bekannten Hamburger Arztes, verlobt war und keine Aussicht haben mochte, in der Fremde eine auskömmliche Existenz zu finden, gab nach einigem Zögern den Wünschen des Barons, mit dem er sich innig befreundet hatte, nach und versprach ihm, in einigen Wochen mit seiner jungen Frau und deren Mutter nach Loddiger zu folgen. Er hielt Wort, aber bereits sein erster Eintritt in den neuen Lebenskreis vollzog sich unter ungünstigen Auspicien. Auf dem eine Viertelstunde vom Pfarrhause entfernten Hofe Loddiger angekommen, erfuhr er, als er Abends eintraf, daß der Baron, der unverheirathet war, schwer erkrankt sei. Er eilte zu ihm und that beim ersten Eintritt in das Haus einen tiefen Blick in das Elend der Verhältnisse, denen er fortan angehören sollte. Während die leibeigenen Bedienten des Hauses, der gewohnten Zucht überhoben, im unteren Stock lärmend und jubelnd eine Orgie feierten, lag der Baron in den oberen Zimmern völlig sprachlos und ermattet da; durch die Bräune daran verhindert, anders als durch Zeichen zu reden, forderte er einen Trunk Wasser, nachdem er vielleicht lange vergeblich geschmachtet hatte — und war bald darauf verschieden.

Aber nicht nur seine nächste Umgebung, auch die Verhältnisse und Zustände des Vaterlandes im Großen und Ganzen sollte Herr Daniel

Merkel anders beschaffen vorfinden, als er erwartet hattet. Es war während seiner dreizehnjährigen deutschen Lehr- und Wanderschaft, wenn auch nur langsam und sehr allmählich, in Livland doch besser geworden. Ihn, der als geborener Rigenser von den Verhältnissen des flachen Landes so gut wie Nichts wußte, mochte es Wunder nehmen, daß die bäuerliche Bevölkerung die schlimmste Periode ihrer Vergangenheit abzustreifen und die Leiden des Krieges zu vergessen angefangen hatte. Von Fortschritt und Entwickelung war zwar wenig zu spüren, an die Stelle von Noth und Mangel war aber wiederum jenes träge, beschränkte Behagen getreten, dessen man sich vor den Kriegswirren erfreut hatte und das Einem jetzt doppelt willkommen sein mochte, weil es sich wie eine Art von Zufriedenheit und Fortschritt ausnahm. Nach Beendigung des Krieges hatte eine kaiserliche Restitutions-Commission die Rechtsverletzungen der schwedischen Reduction wieder gut zu machen und die confiscirten Güter ihren früheren Eigenthümern zurückzuerstatten begonnen. Ueberall im Lande gab es wieder Obrigkeiten und Richter, bei denen man wenigstens in dringenden Nothfällen Schutz und Hilfe finden konnte. Sogar für regelmäßige Communicationsmittel war Sorge getragen worden; die Ritterschaft hatte auf Antrag des kaiserlichen Ministers, Freiherrn v. Löwenwolde, Poststationen eingerichtet, welche die wichtigsten Städte des Landes, Riga, Dorpat und Pernau, mit einander verbanden und auf denen man zur Noth auch nach anderen Orten gelangen konnte. Der Adel hatte sich, wenn er auch noch meist aus ehemaligen Militärs bestand, die in den Künsten der Jagd ihre Hauptbeschäftigung suchten und fanden, äußerlich polirt und oft wirklich verfeinert. Neben den strohgedeckten Holzhäusern, die immer noch die Regel bildeten, waren an vielen Orten massive Steingebäude aufgeschossen, aus den Wohnzimmern die Fabrikate des Hofestischlers verschwunden, um polirten Tischen und Stühlen Platz zu machen, neben denen sich nicht selten ein Clavier und ein Bücherschrank mit deutschen und französischen Klassikern und Pseudo-Klassikern entdecken ließen. Wo man irgend auf Bildung Anspruch machte, begnügte man sich nicht mehr damit, die liebe Jugend im ABC und den vier Species zu unterrichten, ein aus Deutschland verschriebener Hofmeister oder ein einheimischer Candidat der Theologie, der wider Erwarten noch keine Pfarre gefunden, war für die Bildung der Kinder, wie der Erwachsenen thätig.

Ein großer Theil des Adels (zu dem auch der Erbe des Barons Zimmermann von Loddiger, der Kammerherr v. Reutern, Merkels nächster Nachbar, gehörte) war von seinen waidmännisch-bäurischen Nachbarn und Mitbürgern aber schon wesentlich unterschieden: die Familien,

die irgend zu den St. Petersburger Hofkreisen in Beziehung standen, hatten in der Regel den Zuschnitt derselben angenommen, sprachen geläufig Französisch, kleideten sich nach der Mode und nahmen an den Vorgängen in Politik und Literatur lebhaften Antheil. Es war damals die Zeit des deutschen, zumal baltischen Einflusses an dem russischen Kaiserhofe, wo in den Tagen Anna Iwanownas und ihrer Nachfolgerin neben dem Hannoveraner Münnich, dem Oldenburger Ostermann und dem Kurländer Biron die livländischen Familien der Löwenwolde, Mengden, Sievers und Campenhausen die Hauptrolle spielten, bis das traurige Loos, das diese Günstlinge des Glückes nach der Thronbesteigung Elisabeths traf, ihren Standesgenossen und Landsleuten zum warnenden Beispiel wurde. Wer je mit der Petersburger Luft in Berührung gekommen, war zugleich von den Einflüssen der französischen Modephilosophie inficirt: die Männer kannten die Hauptstellen aus dem Temple du goût auswendig, die Damen waren in der Roman-Literatur zu Hause und wiederholten Hassesche Melodien am Clavecin: ja, es kamen Fälle vor, in denen Gutsbesitzer Abends eine vollständige aus leibeigenen Hofesleuten bestehende Capelle zu Orchester-Aufführungen versammeln konnten.

Die nachweisbarsten Fortschritte wurden aber während der Zeit der vieljährigen Amtsführung unseres Merkel und zwar von der lutherischen Geistlichkeit des Landes gemacht.

Vom Standpunkte einer Zeit, welche, wie die unsere, Wahrheit und Entschiedenheit an die Spitze ihrer Forderungen stellt, ist kaum zu verstehen, wie ein Schüler Voltaires und Bayle's es mit seiner Philosophie vereinbar finden konnte, in einem Lande Prediger zu werden, das von seinen Geistlichen die Verpflichtung auf die Augsburger Confession und die symbolischen Bücher forderte, dessen Predigerstand größtentheils aus Orthodoxen und Pietisten bestand. Ein Jünger der Encyklopädisten-Schule konnte sich mit der Umdeutungs- und Accomodations-Theorie der späteren Schüler Semmlers und Garves unmöglich abfinden lassen und mußte im Voraus wissen, daß das „écraser l'infame“ sich weder in das Lettische, noch in das livländische Kanzeldeutsch übersetzen ließ. Herr Daniel Merkel sollte erst am Ausgange seiner Amtsthätigkeit erkennen lernen, was er sich an ihrem Eingange hätte sagen sollen, daß der Gegensatz seiner persönlichen Anschauungen zu seinem officiellen Glaubensbekenntniß nicht auszugleichen war und früher oder später zu einem inneren und äußeren Bancerott führen mußte.

Der Landprediger in Livland ist meist noch heute ein ziemlich bedeutender Landwirth, in dessen Besitz neben einem eigenen stattlichen Hofe ein Dutzend Bauerhöfe stehen; vor 120 Jahren war er zugleich

Besitzer einiger Dutzend leibeigener Familien, über die er nach Belieben schalten und walten konnte. Der Ruf der Auskömmlichkeit und Bequemlichkeit des pastörlichen Lebens in Livland zog damals zahlreiche Ausländer, namentlich Preußen und Sachsen, in die Ostseeprovinzen; war Livland für deutsche Einwanderer doch von je einem plattdeutschen Sprichworte nach das „Blievland" gewesen, das Land, in dem man leicht und bequem unterkommen und verbleiben konnte, in dem jeder Deutsche, auch wenn er die Hände in den Schooß legte, den Anspruch erhob, als Cultur-Apostel die Rolle des Herrn zu spielen und sich der einheimischen Bevölkerung gegenüber mit dem Bewußtsein aristokratischer Ueberlegenheit zu brüsten. Es ging im Grunde doch durch alle deutschen Stände das gleiche Gefühl des natürlichen Herrscherberufes, des bescheidenen, aber sorglosen Behagens in einem Lande, in welchem, den Bauer, „den Undeutschen" ausgenommen, „Jeder der Rechte so viele, der Pflichten so wenige hatte." Die deutschen Theologen, welche bis zu den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Liv-, Est- und Kurland einwanderten, brachten in der Regel den brutalen Renommistenton, den sie auf den deutschen Universitäten alten Zuschnitts angenommen hatten, in die neue Heimath mit, wo die Wohlhabenheit und Muße, welche die livländischen Pfarren ihnen verliehen, meist höchst nachtheilig auf sie wirkten. „In meiner Jugend," berichtet Merkel (der Sohn) „liefen Erzählungen von der Rohheit, Unwissenheit und Barbarei der Landprediger in Menge um. Die Pflichten, welche ihnen oblagen, waren, an jedem Sonn- und Festtage eine lettische oder estnische Predigt zu halten und zuweilen auch, wenn sich zufällig einige deutsche Gemeindeglieder in der Kirche eingefunden hatten, eine deutsche; ferner die Gemeindeglieder zu taufen, in Masse zu confirmiren, zu communiciren, zu copuliren und zu begraben, Alles für Gebühr und mit den Einrichtungen, welche der Prediger zu seiner Bequemlichkeit nöthig fand. Außerdem hielt er wohl noch im Winter ein paar Wochen lang eine Betfahrt zu den Bauern der einzelnen Güter und schrieb auf, welche Kinder lesen und ein Gebet hersagen konnten, wofür er jeden Abend mit schwerbeladenem Schlitten voll Geschenken heimkehrte." „Ein livländischer Pastor (so urtheilte noch vierzig Jahre später der Schriftsteller Hupel) wird mit einem sächsischen oder preußischen Superintendenten nur tauschen, wenn er noch mehr Ruhe zu finden, sparsamere Mahlzeiten zu halten und seine bequeme Kutsche ungenutzt stehen zu lassen wünscht. .... Von Verfolgen und Verketzern wegen einer abweichenden Lehrmeinung weiß man jetzt hier nichts: die Geistlichen sind gegen einander tolerant, die Consistorien entfernt, die Pröpste auch nur Landprediger. Wen man

nicht für völlig orthodox hält, den hält man doch für einen ehrlichen, brauchbaren Mann, bis das Gegentheil erwiesen ist."

Die Zahl derjenigen Livländischen Prediger, die, („schleichenden Gerüchten" nach) entweder gar nicht auf Akademien gewesen waren oder doch nicht Theologie studirt hatten und ihr Amt lediglich vom Gesichtspunkte des durch dasselbe gebotenen materiellen Vortheils ansahen, die, wenn sie ein gutes Einvernehmen mit den benachbarten Gutsbesitzern aufrecht erhielten und die Freuden der Jagd, des Kartenspiels und der Tafel innerhalb der Grenzen des Wohlanständigen genossen, ihre Pflichten redlich erfüllt zu haben glaubten, mag während der ersten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts in Livland nicht unbeträchtlich gewesen sein; bereits während des zweiten Drittheils desselben wurde es aber vielfach anders. In der jüngeren Generation waltete der edlere, strebsamere Geist, welchen Spener und Franke in ihren Schülern großgezogen hatten, die sogenannten Halleschen Pietisten gewannen auch in Livland die Oberhand. Lärmende weltliche Vergnügungen wurden als der Jünger Christi nicht „anständig" verbannt, neben den öffentlichen Gottesdiensten häusliche und private Andachtsübungen abgehalten, zu denen gleichgesinnte adelige Nachbarn, wohl auch Dienstboten und Hofbediente zugezogen wurden, zu Handwerkern, Schreibern und Wirthschaftsaufsehern von frommen Edelleuten und Predigern der damaligen Zeit mit Vorliebe eingewanderte Glieder der herrenhutschen Brüdergemeinde genommen, die dem Pastor als Helfer und Vorbeter zur Seite standen und durch Lehre und Beispiel erwecken und fördern sollten. Aus den Bibliotheken der Prediger verschwanden die lateinischen Streitschriften des 17. Jahrhunderts, um Büchern erbaulichen Inhaltes Platz zu machen, selbst die Sprech- und Ausdrucksweise veredelte sich und an Stelle der steifen Latinismen und studentischen Rohheiten alten Styls traten erbauliche Redewendungen, Bibelsprüche und Liederverse. Immer ernstlicher ließ die Geistlichkeit sich die Sorge um die intellectuelle und moralische Wohlfahrt des Landvolkes angelegen sein, in deren Förderung sie mit Recht ihre Hauptaufgabe sah, die gesammte lettisch-estnische Literatur des 18. Jahrhunderts mit ihren Grammatiken, Lexiken, Schul-Gesängen, Unterhaltungs- und Andachtsbüchern ist das Werk lutherischer Pastorenarbeit. Der besser geartete Theil der Orthodoxen vom alten Zuschnitt machte bald mit der jungen Halleschen Schule gegen die Rohheit, Weltlichkeit und Trägheit der Amtsbrüder alten Zuschnitts gemeinschaftliche Sache: drei tüchtige General-Superintenden, die auf einander folgten Fischer, Zimmermann und Christian David Lenz (der Vater des Dichters der Sturm- und Drangperiode), bemühten sich, eine strengere und

gewissenhaftere Handhabung der kirchlichen Disciplin zu ermöglichen und verhalfen der besseren Richtung nach und nach zum entscheidenden Uebergewicht.

Erst sehr viel später, als in Deutschland, gegen den Anfang der siebziger Jahre, machten sich in Livland die Einflüsse der Berliner Aufklärungs- und Rationalisten-Schule geltend, die dann rasch die herrschende wurde und in dem Nachfolger David Lenz's, dem unvergeßlichen General-Superintendenten Carl Gottlob Sonntag, dem Freunde Herder's, eine überaus würdige Vertretung fand.

Von der Thätigkeit der ersten zwanzig Jahre des im Jahre 1741 ins Amt getretenen Pastors zu Loddiger ist uns nur wenig bekannt. Die Muße und Auskömmlichkeit des livländischen Lebens scheint von Hause aus von ihm zu einem dolce far niente ausgebeutet worden zu sein: mit seinen Amtspflichten fand er sich durch sonntägliche Predigten und wöchentliche Krankenfahrten ab, den Rest seiner Zeit theilte er zwischen Privatstudien und Besuchen bei seinen adeligen Nachbarn, dem Kammerherrn von Reutern auf Loddiger (dem Erben seines Freundes Zimmermann), dem Lieutenant v. Stein auf Ulpisch und dem Baron Budberg auf Treyden, Inzeem und Widdrisch. Aber schon im Jahre 1743 verlor er seine Gattin und bald darauf die Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Die Mutter seiner Gattin, eine geistreiche, aber herrschsüchtige Dame, übernahm die Leitung des Hauswesens, und mehr und mehr zog der früh gealterte Wittwer sich in seine Schreibstube zurück. Kränklichkeit und Trübsinn verleideten ihm seine Amtsthätigkeit und den Umgang mit den Nachbarn, denen der Pastor zu Loddiger sich bald ebenso entfremdete, wie den bäuerlichen Gliedern seiner Gemeinde. Eine zweite Ehe, die Herr Merkel im Jahre 1749 mit einem adeligen Fräulein einging, wurde schon im folgenden Jahre durch die Herrschsucht der ersten Schwiegermutter, die im Pfarrhause geblieben war, aufgelöst, und zwölf Jahre lang stand der unglückliche Hausherr wiederum mit seiner unverstandenen kaum dem Namen nach bekannten französischen Philosophie allein in der Welt, ohne Freude und Befriedigung an seinem nur nothdürftig versehenen Amte, ohne Verkehr mit seinen Amtsbrüdern, die auf die Lässigkeit des freigeistigen Collegen unwillig hinabsahen, ohne lebendige Beziehung zu seinen adeligen Eingepfarrten, die die Ungeselligkeit und der Trübsinn des Pastors allmählich verstimmt hatten. Erst im Jahre 1760 versuchte er es, durch eine dritte Ehe (mit einem ihm von seiner alten Schwiegermutter empfohlenen vierundzwanzigjährigen Fräulein v. Brockhusen, einer Rathsherrntochter aus Riga) neuen Lebensmuth und neue

Frische zu gewinnen. Es war zu spät: die junge Frau schien sich mit dem alternden Gatten nicht recht verständigen zu können, sieben rasch hintereinander geborene Kinder nahmen ihre ganze Sorge in Anspruch, und der Lärm der Kinderstube verscheuchte den Ehemann wiederum in die Einsamkeit seines Studirzimmers, wo er sich mit Haller's Dichtungen, Wieland's Musarion, Voltaire's Zadige und seinem Lieblingsbuche, der „Consolation dans l'infortune" des Freiherrn von Bar, zu trösten suchte.

Die Einsamkeit, in der er sich befand, der Druck der Verhältnisse, den die große Kinderschaar herbeiführte, machten Herrn Merkel bald zum abgesagten Misanthropen. Die Menschenliebe und Liberalität seiner philosophischen Anschauungen hielten den Anforderungen des prakti- Lebens nicht mehr Stich: Herr Daniel Merkel, der mit Voltaire und Rousseau für die Menschenrechte schwärmte und den Feudalismus perhorrescirte, wurde den leibeigenen Bauern seines Pastorats gegenüber ein anspruchsvoller, genau auf seinen Vortheil bedachter Herr. Seine durch ein Steinleiden gesteigerte Kränklichkeit scheute jede Anstrengung, die Forderung der Gemeinde, sich um das Seelenheil der Erwachsenen und die Erziehung der Kinder zu bekümmern, erschien ihm bald als ungerechte Anmaßung, er sah Jeden, der eine Krankenfahrt oder eine Amtshandlung von ihm verlangte, als seinen Feind an. Die Klagen der Bauern, denen es nicht verborgen blieb, daß ihr Pastor weit hinter seinen benachbarten Amtsbrüdern nnd deren erwachtem Eifer für die materielle und intelectuelle Wohlfahrt ihrer Gemeinden zurückgeblieben war, drangen allmählich auch zu den Ohren der Gutsherren. Als Herr Merkel sich gar im Jahre 1765 weigerte, „zu der auf dem Tode liegenden Frau Ordnungsrichterin v. Stein nach Ulpisch zu fahren und ihr das Abendmahl zu reichen" und dem Kutscher, der ihn beschwor, seine kranke Herrin nicht ohne den letzten Trost sterben zu lassen, zur Antwort gab: „Und wenn Dein Herr mir sein ganzes Gut dafür schenkt, komme ich nicht" — brach das Unheil vollends über ihn herein. Eine heftige Scene auf dem Kirchspiel-Convent, die damit endete, daß der erzürnte Kirchenvorsteher, Baron Budberg, den Pastor an der Brust packte und schüttelte, führte zum offenen Bruch zwischen den Eingepfarrten und dem Pastor, der gelegentlich einer im Jahre 1766 abgehaltenen Kirchenvisitation (von der wir nur wissen, daß der Prediger zu Cremon, Pastor Pölchau an ihr Theil genommen) Gegenstand eines Processes vor dem livländischen Ober-Consistorium wurde. Auf sechzehn ausführlich erörterte Klagegründe gestützt, verlangte der Kirchenvorsteher im Namen des gesammten Kirchspiels die Absetzung des Pastors.

Es wirft jener Proceß in der That ein eigenthümliches Licht auf die Amtsführung des Pastors zu Loddiger: in zahlreichen Fällen hatte derselbe Kranken und Sterbenden den letzten Trost versagt, „weil seine Stein-Passion ihm das Fahren erschwere," um die Kenntnisse und den Bildungsgrad der heranwachsenden Jugend hatte Merkel sich so wenig bekümmert, daß die Bauern öffentlich um einen „fleißigeren und geschickteren" Seelenhirten baten, in dem Filial Treyden waren die Predigten oft Monate lang ausgefallen, bei Amtshandlungen und Gottesdiensten hatte der Pastor oft Stunden lang auf sich warten lassen, in dem Confirmationsunterricht war nicht sowohl von den Glaubens- und Sittengesetzen, welche zur Seligkeit führen, als von den Ohrten, Handschuhen und Holzfudern die Rede gewesen, welche dem Pastor von den Confirmanden zu liefern waren, die Strafpredigten auf der Kanzel hatten hauptsächlich die allzu kleinen Fuder bei der Holzanfuhr und die schlechten Balken beim Pastoratsbau zum Gegenstande gehabt. Der schlimmste und gravirendste Punkt war aber die Klage auf harten und grausamen Mißbrauch der Hauszucht, bei welcher der Pastor „dergestaltige Excessen begangen haben sollte, daß sechs Pastoratsbauern von ihm weggelaufen seien."

Herr Daniel Merkel war nicht der Mann, freiwillig das Feld zu räumen; fünf Jahre lang processirte er unverdrossen mit seiner Gemeinde, unermüdlich in Einreden und Rechtsbehelfen, die er auf der Universität kennen gelernt haben mochte. Erst ein Urtheil vom 5. Juli 1770 (unterschrieben von dem Landrath v. Meck, dem G.-S. Zimmermann, den Assessoren v. Järmerstädt und Propst Anderan und dem Secretair Lado) machte dem gehässigen Streit ein Ende; Herr Merkel wurde, weil er legem juramenti secundum data et probata verletzt, zur Abdankung verurtheilt und mit seinem ihm ad dies vitae zugesprochenen Viertheil der Revenüen des Pastorats Loddiger in den Ruhestand versetzt. Begleitet von seiner voluminösen Bibliothek deutscher, französischer, lateinischer, englischer und italienischer Klassiker, seiner Gattin und seinen sieben Kindern, siedelte er in der ersten Hälfte des Jahres 1771 nach Alt-Pebalg zu seinem früheren Adjuncten, dem Pastor Linde, über, und hier war es, wo Garlieb, das vorletzte der Kinder des Expastors, erwuchs und die ersten Eindrücke empfing.

II.

An Schöngeistern und Dichtern hat es in den Ostseeprovinzen niemals ganz gefehlt: was sie sangen und sagten war aber meist nur ein Echo derjenigen Töne, die aus dem Westen zu ihnen gedrungen waren. Einer freilich, der „Dicke," wie er im Gedächtniß des Landes heißt, hat der vielberufenen baltischen Eigenthümlichkeit in seinen Knittelversen einen selbständigen Ausdruck gegeben; aber von ihm dürfen wir, wie sein geistreicher Biograph treffend bemerkt hat, nur reden, wenn wir unter uns sind. Sein Genius wird nur auf livländischem Boden richtig verstanden und würde, in der Fremde zur Schau gestellt, das Erdreich, das ihn hervorgebracht, compromittiren. Die übrigen baltischen Poeten kommen überhaupt wenig in Betracht und nur zwei livländische Namen haben es auf dem deutschen Parnaß zu einer selbständigen, wenn auch nicht unangefochtenen Berühmtheit gebracht, Jakob Michael Reinhold Lenz und Garlieb Merkel, ersterer ein Jugendgefährte, letzterer ein erbitterter Gegner des großen Goethe.

Bei dem Eifer, mit welchem man sich heutzutage dem Studium des goldenen Zeitalters unserer Nationalliteratur und allem, was mit ihr in Beziehung steht, zuwendet, hat es nicht ausbleiben können, daß man auch den unglücklichen Sohn des Pastors zu Seßwegen aus der Vergessenheit, die ihn lange bedeckte, aufgegraben hat. Nachdem Tieck bereits vor einem halben Menschenalter die Schriften Lenz's herausgegeben und mit einer biographischen Skizze begleitet, Dorer-Egloff diese Ausgabe durch Nachträge vervollständigt hatte, ist neuerdings Gruppe mit einer Schrift über unsern Landsmann hervorgetreten, die bei all' ihrer Verfahrenheit und Einseitigkeit nicht ohne Interesse ist. An einem größeren Werke über Lenz arbeitet gegenwärtig der Freiherr v. Maltzahn in Berlin, und wie verlautet, wird eine dritte Arbeit über denselben Gegenstand von einem um die einheimische Literatur und ihre Geschichte bereits mehrfach verdienten Landsmanne vorbereitet. Endlich ist vor einiger Zeit eine Reihe merkwürdiger Briefe, welche der geisteskranke Dichter in Moskau geschrieben, von W. v. Bock veröffentlicht worden.

Bei aller Anerkennung, die man der reichen Begabung des Dichters der „Soldaten," des „Neuen Menoza," des „Hofmeisters" u. s. w. zu Theil werden lassen muß, kann doch nicht geleugnet werden, daß Lenz ein in seiner Entwickelung stecken gebliebenes Genie ist und daß er eigentlich nur in der Literaturgeschichte, nicht aber in der Literatur

selbst eine Rolle gespielt hat. Jede neue Richtung, die sich Bahn bricht, fordert ihre Opfer; zu denen der Sturm- und Drangperiode gehört Lenz, der von ihr verschlungen wurde, aber gerade darum neben Klinger als ihr eigenthümlicher Repräsentant angesehen werden muß. Die Theilnahme, die seine Geschichte noch heute in Anspruch nimmt, beruht zwar einerseits auf dieser seiner Stellung in der deutschen Literaturgeschichte, noch mehr aber auf der Beziehung, in welcher er zu der Jugendgeschichte Göthe's gestanden hat. Wer diesem Großen auch nur in den Tagen unfertiger Jugend als Ebenbürtiger zur Seite treten und es wagen durfte, nach Wolfgang Goethe um die Hand der holden Friederike von Sesenheim zu werben — der hat ein natürliches Anrecht darauf im Gedächtniß des deutschen Volks fortzuleben.

Ganz anders steht es mit Garlieb Merkel, den wir oben neben Lenz als den bekanntesten livländischen Schriftsteller bezeichneten. Namentlich in Bezug auf seine poetische Begabung weit hinter Lenz zurückstehend, hat Merkel sich unstreitig viel energischer und glücklicher entwickelt und eine wirksamere Rolle gespielt, als jener in Genialität Untergehende. In der deutschen Literatur als kecker, selbständiger und gewandter Kritiker viel genannt und gefürchtet, als politischer Schriftsteller wegen des Muths und der Energie, mit welcher er noch nach der Schlacht bei Jena zur Nationalerhebung gegen Napoleon's siegreiche Uebermacht aufrief, anerkannt — hat Merkel außerdem in unserer Provinzialliteratur, vor wie nach seiner Wirksamkeit in Deutschland (1796 bis 1806), eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Und dennoch ist er in Livland fast ebenso rasch vergessen worden wie in Deutschland, das ihn nur noch als den Feind des großen Goethe kennt: als der einundachtzigjährige Greis im Jahre 1850 sein vielbewegtes Leben beschloß nahm noch die Augsburger Allgemeine Zeitung von seinem Tode, als einem immerhin erwähnenswerthen Vorfall, in einem eigenen Artikel (der allerdings die Monstrosität beging, Merkel's Landsitz Depkinshof in die Umgegend von Moskau zu versetzen!) Act; bei uns begnügte man sich damit, ihm das unvermeidliche Monument im „Inland" zu setzen, das seiner Zeit jedem irgend wohlansehnlichen Liv-, Est- und Kurländer zu Theil wurde. Seitdem ist Merkel's Name in der baltischen wie in der deutschen Presse kaum mehr genannt worden.*) Hat man aber auch in Deutschland nicht das Recht einen Mann zu vergessen, der 1806 zu Berlin den Muth behielt, der dort den Meisten abhanden gekommen war, so ist es doch erklärlich, daß die deutsche Literatur-

*) Eine Ausnahme macht J. v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland.

geschichte den Namen nicht hoch hält, der eine Zeit lang das Symbol aller der Anfeindungen gewesen ist, durch welche man den ersten deutschen Dichter zu kränken versuchte, freilich ohne ihn auch nur vorübergehend aus der olympischen Ruhe zu stören, mit welcher er den Wunsch aussprach:

Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr
Gesund und froh, wie meist ich war!
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lang' keine Ruh,
Müßten's collegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun fürs nächste Leben
Sechshundert dreißigtausend fünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttag' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen u. s. w.

Anders als für die Bewohner Deutschlands steht es aber für uns Liv-, Est- und Kurländer! Uns ist der alte Merkel mehr als bloß der Mann, „der gegen Goethe geschrieben" und den Romantikern die ästhetische Weisheit der Allgemeinen deutschen Bibliothek zu predigen nicht müde wurde. Einmal ist unsere Literaturgeschichte zu arm, als daß sie überhaupt einen Mann vergessen dürfte, der so viel von sich reden gemacht hat, wie seiner Zeit der Herausgeber des Freimüthigen und der Verfasser der Briefe an ein Frauenzimmer, ferner aber ist Merkel ja der baltische Publicist insbesondere, der in unserer Presse Wirkungen hervorgebracht hat, wie vor und nach ihm kein zweiter politischer Schriftsteller im Lande.

Merkel kann nur aus seiner Zeit heraus richtig beurtheilt werden. Wer je die Letten oder ein anderes der politischen Bücher Merkel's aufgeschlagen hat, weiß auch, daß der Autor derselben, als Schüler der sogenannten Aufklärungsperiode, als stricter Verehrer seines großen Urbildes, des Philosophen von Ferney, keinen anderen Maßstab als den abstract-naturrechtlichen an die Dinge zu legen vermochte und in dem liberalen Absolutismus das einzige Heil für die europäischen Völker sah. Diese Irrthümer hat unser Landsmann mit den besten Männern seiner Zeit getheilt; daraus, daß er in ihnen stecken blieb, kann über den Werth seiner Thätigkeit, die Reinheit seiner Bestrebungen kein irgend nachtheiliger Schluß gezogen werden; es muß ihm vielmehr als Verdienst angerechnet werden, daß er zu einer Zeit, in welcher die meisten Bewohner dieses Landes den überkommenen Zuständen ziemlich urtheils- und kritiklos gegenüberstanden, überhaupt zu diesen relativen Irrthümern

durchzudringen vermocht hat, denn dieselben bildeten die Wahrheit seiner Zeit. Mit der Geschichte des Bauergesetzbuchs von 1804 und der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland ist der Name Merkels untrennbar verknüpft — ihm gebührt die Ehre am stärksten unter den Bürgern Livlands eine Empfindung für die Schmach gehabt zu haben, welche dem Lande aus der Aufrechterhaltung des entwürdigten Zustandes der leibeigenen Letten und Esten erwachsen mußte, — die Ehre, diese Empfindung auch auf die Gefahr hin, seine gesammte Existenz aufs Spiel zu setzen, zur energischen, kecken That werden zu lassen. Schlimm genug, daß dieses Verdienst nie bei uns zur vollen und freudigen Anerkennung gelangt ist, wenn auch ein Mann wie J. R. L. Samson v. Himmelstierna in seiner Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland (1838) es nicht daran hat fehlen lassen.

Es kann die Aufgabe dieser Zeilen nicht sein, ein Bild des einundachtzigjährigen Lebens und Wirkens des baltischen Voltaire zu entwerfen; diese Schuld kann nur an einem andern Ort, innerhalb eines breiteren Rahmens abgetragen werden. Nicht einmal die Entstehungsgeschichte der „Letten", des ersten und bedeutenden Buchs unter den vielen, die Merkel geschrieben, anzudeuten will ich unternehmen, es soll nur ein Blick auf diejenigen Verhältnisse geworfen werden, unter denen Garlieb Merkel aufwuchs und die maßgebend auf seine erste Entwickelung einwirkten — das Kind ist ja „der Vater des Mannes." Suchen wir in dieser Jugendgeschichte einen Aufschluß für das psychologische Räthsel, daß aus dem Sohn eines livländischen Predigers, einem Landeskinde, das die gegebenen Verhältnisse als seit unvordenklicher Zeit zu Recht bestehend kennen gelernt hatte, daß aus einem solchen ein kühner Neuerer werden konnte, der es zuerst unter allen seinen Landsleuten wagte, die Zeitidee des philosophischen Jahrhunderts auf lettische Bauern anzuwenden.

Im October 1769 wurde Garlieb Merkel auf dem Pastorat Loddiger geboren; nicht ohne Selbstgefühl bemerkt er in seinen „Darstellungen und Charakteristiken", denen wir diese Mittheilungen theilweise entnehmen, der Jahrgang 1769 sei ein guter gewesen, denn ihm hätten Napoleon, Wellington, Moreau, Canning u. A. durch ihre Geburt angehört. — Sein Vater, den wir oben kennen gelernt haben, war bei der Geburt dieses seines jüngsten Sohnes bereits ein alter Mann.

Je älter er wurde, desto hypochondrischer und verschlossener zog der Pastor zu Loddiger sich in seine Studirstube zurück; als das Urtheil des Oberconsistoriums ihn bald nach Garliebs Geburt in die Nothwendigkeit versetzte, sein Amt niederzulegen und sich mit einem

Ruhegehalt ins Privatleben zurückzuziehen, siedelte er, wie wir wissen, nach Alt-Pebalg über und begab sich sammt seiner Familie beim dortigen Pastor Linde, seinem früheren Adjuncten, „in Kost.“ Selbst mit seiner Familie stand er kaum noch in Verkehr; seine Gattin war von den Sorgen der Wirthschaft in Anspruch genommen, die wie es scheint, allein auf ihr lasteten, die älteren Söhne waren in Riga und besuchten jene Leseschule, die wir später durch den jüngeren Bruder kennen lernen werden, oder die Domschule. Erst das Heranwachsen seines jüngsten Sohnes, unseres Garlieb, veranlaßte den verschlossenen alten Herrn sich seiner Familie auch außerhalb der Speisestunden zuweilen zu zeigen. Von Salzmanns und Basedows pädagogischen Systemen war damals schwerlich schon eine Kunde nach Alt-Pebalg gedrungen. Der alte Merkel hatte aber nicht vergeblich aus denselben Geistesquellen getrunken, denen jene Reformatoren der Erziehungskunst ihre Weisheit dankten; er wußte dem Lerneifer und der Wißbegier seines Sohnes eine bessere Nahrung zu geben als die meisten Schulmänner des damaligen Livland. Spielend weckte er die Theilnahme des Kindes an der Welt, die dasselbe umgab. Die Kunst des Lesens hatte der kleine Garlieb, wie es scheint nach der erst sechzig Jahre später entdeckten Lautirmethode, schnell erlernt; an einer Kugel auf welcher ein Käfer umherkroch, klärte der Vater ihn über die Gestalt der Erde und die Gesetze ihrer Bewegung auf, und nachdem diese Grundlagen alles Wissens über den Körper, den wir bewohnen, gewonnen waren, schritt das Interesse des aufgeweckten Knaben unaufhaltsam zu anderen Gegenständen fort. Die Wißbegier seines Kindes zog den ernsten Vater allmählich aus seiner Isolirung: nachdem ein Globus an die Stelle der Kugel getreten war, mußten den Mittheilungen über die Gestalt der Erde bald Erzählungen über die Geschichte ihrer Bewohner folgen, und mit blitzenden Augen, die zuweilen gar von Thränen der Rührung verdunkelt wurden, hörte der siebenjährige Knabe von den Heldenthaten des Brutus und der Gracchen erzählen, lauschte er dem Vater die Sprüche der stoischen Weisen des Alterthums ab, die ihn bald zur eigenen Anwendung des berühmten „Paete, non dolet“ begeisterten. Kinderbücher gab es zu damaliger Zeit noch nicht; nachdem Gellerts Fabeln und die „Anecdoten“ und Charakterzüge berühmter Personen verschlungen waren, machte der Knabe selbständige Streifzüge in die Bibliothek des Vaters und dessen Lieblingsschriftsteller wurden bald die ersten Genossen des Sohnes, der auf diese Weise schon im zarten Alter mit der Aufklärungsliteratur Frankreichs und Italiens bekannt zu werden anfing. Der naturwissenschaftliche Unterricht knüpfte gleichfalls an das Nächstliegende,

an Bäume und Thiere an und wurde nach Weise der Peripathetiker auf Spaziergängen durch Wald und Feld betrieben.

Die Frühreife des Kindes, das bald in der geistigen Welt, der sein Vater angehörte, heimischer war als im Pebalgschen Kirchspiele und jedes Umganges mit Altersgenossen entbehrte, erweckte allmählich die Besorgniß des Vaters, den das Glück, in seinem Kinde einen Geistesgefährten heranwachsen zu sehen, gegen die Gefahren einer abnormen Entwickelung nicht blind machte. Daher wurde Garlieb im Jahre 1777 nach Riga geschickt und daselbst im Hause einer alten „Demoiselle" untergebracht, die eine Leseschule hielt. Mit Entsetzen sah er hier, wie ein paar Dutzend Knaben und Mädchen verschiedenen Alters täglich in ein dunkeles Zimmer gepfercht wurden, um unter Anwendung von Ruthe und „Karbatsche" die Geheimnisse des ABC langsam zu ergründen, und mit unendlicher Mühe Luthers kleinen Katechismus, von dessen Inhalt die Kleinen schlechterdings noch nichts verstehen konnten, auswendig zu lernen. Flößte es dem in der Vernunftreligion seines Vaters erwachsenen Kinde schon Grauen ein, täglich von Hölle und Teufel und den „Schlangenbetten" zu hören, die den natürlichen Menschen im Jenseits erwarteten, so gerieth er fast außer sich, als er die Waisenhausschule zu besuchen anfing, für welche seine Eltern ihn bestimmt hatten. Ein roher „Schulmeister," dessen pädagogische Qualitäten ausschließlich in der Abstammung von einem Bruder der kleinen Gilde und einer leserlichen Handschrift bestanden, führte hier mit Hilfe von Gesellen und Burschen, die er empirisch in die Geheimnisse seiner Zunft einweihte, über etwa zweihundert Knaben und Mädchen das Regiment und brachte denselben unter fleißiger Anwendung einer ungeheuren Karbatsche (neben welcher die der alten Demoiselle sich nur wie ein harmloses Spielzeug ausnahm) außer der Schreibekunst, die vier Species und den Katechismus in mechanischster Weise bei. Das dumpfe feuchte Gemach, in dem dieser Unhold sein Wesen trieb und das auch während der Sommermonate kaum einem Sonnenstrahl Eingang gewährte, machte den Schulsaal vollends zu einer wahren „Kinderhölle," aus welcher der im Umgange mit der Natur aufgewachsene Garlieb, dem das Lernen bis dahin eine Lust gewesen war, zu seinem Glück schon nach einem halben Jahre erlöst wurde, um in die Domschule zu treten.

Fast fünf Jahre lang gehörte Garlieb Merkel dieser zu ihrer Zeit mit Recht berühmten Bildungsanstalt an, aus welcher ihn der im Jahre 1782 erfolgte Tod seines Vaters zeitweise abrief. Die Frühreife des in der Bibliothek eines Aufklärers vom reinsten Wasser gebildeten Knaben stand aber zu der harmlosen Bengelhaftigkeit der Mit-

schüler in ebenso lebhaftem Contrast, wie zu der altväterischen Orthodoxie und dem exclusiven Latinismus der Lehrer. Anfangs bloß um seinen übermüthigen Schulgefährten die gewünschte Muße zu heimlichem Kartenspiel während der Unterrichtsstunden zu geben, später durch Eitelkeit und Wißbegierde dazu gereizt, setzte der seltsame Secundaner seinen Religionslehrer durch Voltaire's Schriften entnommene skeptische Fragen und Einwürfe in eine Verlegenheit, der der geängstigte und um das Seelenheil seiner Zöglinge besorgte Schulmann sich nur durch Vorlesungen aus Lilienthals „Geretteter Sache der geoffenbarten Religion" zu entziehen vermochte.

Dasselbe Jahr, das Riga und Livland die folgenreiche Einführung der Statthalterschaftsverfassung brachte, führte unsern Merkel in die ländliche Einsamkeit seines durch den Tod des Vaters verödeten Elternhauses zurück. Die Mutter hatte die Arrende des Gutes Saadsen im Sissegalschen Kirchspiel übernommen, um aus dieser die Mittel zur Erziehung ihrer zahlreichen und zum Theil noch unerzogenen Kinderschaar zu gewinnen. Die älteren Brüder wurden in den eben damals eingerichteten Kanzeleien der statthalterschaftlichen Behörden untergebracht, Garlieb blieb zu Hause, um sich auf eigene Hand fortzubilden. Fast drei Jahre lang war der junge Autodidakt nunmehr sich selbst und den Schätzen der väterlichen Bibliothek überlassen, nach deren ungestörtem Genusse es ihm schon lange gelüstet hatte. Voll Pietät für das Andenken eines Vaters, in dem er den Märtyrer vorgeschrittener religiösen und philosophischen Anschauungen sah, ließ der dreizehnjährige Forscher es sich besonders angelegen sein, in der hinterlassenen Bibliothek den Lebensspuren des Verstorbenen nachzugehen: neben 15 Bänden Collectaneen, die er fand, offenbarten sich ihm Voltaire, Bayle, der Freiherr v. Bar und Wieland als die genauesten Freunde seines Vaters. Mit einer Energie, die auf die zähe Festigkeit des künftigen Mannes schließen ließ, studirte Garlieb nach den Grammatiken, die er vorfand, die lateinische, die französische und die italienische Sprache und war dadurch bald in den Stand gesetzt, die Lieblingsautoren seines Vaters gründlicher kennen zu lernen, als das bisher der Fall gewesen war. Die ersten französischen Werke, die er entziffern lernte, waren Voltaire's Zadig, Boufflers ziemlich übel berüchtigte Aline, reine de Golconde, und wenig später Bayle's Dictionnaire; von deutschen schöngeistigen Schriften stieß er nur auf Hallers Gedichte und Wielands Musarion. „Diese letzte herrliche Dichtung — so berichtet er selbst — las ich mit Entzücken und ahnete zum ersten Male, daß deutsche Dichter die fremden überfliegen könnten." Von den Schriften Lessings und

Herders scheint auch der „vorgeschrittene" Pastor emeritus von Loddiger noch nichts gewußt zu haben, hatte er doch seinen Geist ausschließlich mit den literarischen Reichthümern gespeist, die er im Jahre 1742 aus Hamburg mitgebracht oder die später ein glücklicher Zufall in seine Hände gespielt hatte.

Die Lust an fremden Forschungen regte den jungen Garlieb bald zu selbständiger Production an: fünfzehn Jahre alt, versuchte er sich an einer Kritik der Mosaischen Schöpfungsperiode, über deren Resultat wir uns bei einem Jünger der französischen Modephilosophen nicht weiter zu verbreiten nöthig haben. Der Druck der Verhältnisse machte diesem geistigen Schlaraffenleben ein unerwartetes Ende. Die Mutter beschloß auf den Rath ihrer Kuratore die Bibliothek ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen und Garlieb erhielt den Auftrag, zu diesem Behufe einen Katalog derselben anzufertigen. Mit schwerem Herzen registrirte er die Schätze, von denen er sich für immer trennen sollte; außer einigen Wörterbüchern und alten Grammatiken konnte er noch eine alte Ausgabe des Horaz, die Epîtres diverses und die Consolations dans l'infortune des Herrn v. Bar, Miltons Paradise lost und den Tasso aus dem allgemeinen Schiffbruch in sein Privateigenthum retten. Ein Jahr später mußte er es erleben, die Lieblinge seiner Jugend vermittelst öffentlicher Versteigerung in dem wenig bücherfreundlichen Alt-Riga verschleudert zu sehen.

Man hat kaum nöthig Merkels weitere Jugendgeschichte, die Erzählungen über seine Confirmation und den mit mancherlei sittlichen Gefahren verbundenen Umgang mit Rigaer Schauspielern und Halbgenies, kennen zu lernen, um den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Entwickelungsgange dieses merkwürdigen Mannes in die Hände zu bekommen. An und für sich ist es zwar nichts Außergewöhnliches, daß ein Knabe, fern vom Treiben seiner Altersgenossen, im Verkehr mit Büchern aufwächst, die einem späteren Lebensalter zur Kenntniß bestimmt sind: wissen wir doch auch von Goethe, daß er als Kind heimlich den Klopstock studirte und, statt sich auf den Frankfurter Spielplätzen umherzutummeln, einen Roman in fünf Sprachen schrieb, und berichtet uns nicht der talentvolle Wilhelm Hauff von seinem Jugendtreiben in der großväterlichen Bibliothek, das von dem Merkels anscheinend wenig verschieden war? Das Eigenthümliche und für die spätere Entwickelung des Mannes Bestimmende in dem Jugendleben dieses letzteren liegt in der *Beschaffenheit* der geistigen Einflüsse, unter denen er aufwuchs. Während phantastische Poeten, gläubige Liedersänger, weltliche oder geistliche Propheten es sind, die sonst auf früh-

reife Kinder Einfluß gewinnen, und in ihnen den Sinn für das Wunderbare und Ueberschwengliche wecken, werden in der Kindheitsgeschichte unseres Landsmannes skeptische Naturphilosophen, Enthusiasten für die Alleinherrschaft des gesunden Menschenverstandes, halb frivole, halb begeisterte Vorkämpfer einer neuen politischen Ordnung, die Führer eines jugendlichen Geistes. Zu einer Zeit, in der eine bereits herangewachsene Generation in den Conflict zwischen überkommener Autorität in weltlichen wie geistlichen Dingen und unbedingt freiem Vernunftgebrauch gestellt wird, wetterfeste Männer vom Kampf der alten mit den neuen Lebensmächten zerrissen werden, die Menschheit sich durch Sturm und Drang zu den Küsten einer neuen Weltanschauung hindurchkämpft, wächst in Livland, dem Lande der unerschütterten Tradition, dem letzten Zufluchtsorte mittelalterlicher Institutionen, ein Knabe heran, dem die neue, noch nicht verwirklichte Ordnung der Dinge, die zuerst gegebene ist und der sich aus dieser in die alte Welt erst nachträglich hineingewöhnen muß. Hätte Merkel in einer Zeit gelebt, die der innern Welt, die sich in ihm erbaut hatte, völlig fremd gewesen wäre, so hätte er, falls er nicht ein Renegat seiner Jugendüberzeugungen wurde, ein dem wirklichen Leben entfremdeter Charakter bleiben müssen. Ihm aber war es beschieden, in eine Uebergangszeit hineingeboren zu werden in der die neue Lehre, zu welcher seine Jugend sich bekannte, allmählich Boden gewann.

Während die Phantasie sonst die erste Geistesanlage ist, die sich im Kinde regt und entwickelt und es der Arbeit späterer Jahre beschieden ist, der Vernunft die Herrschaft über jene zu sichern, begann Garlieb Merkel damit, die Gesetze der praktischen Vernunft als die einzig berechtigten Lebensnormen ansehen zu lernen, nach denen alle Thatsachen, alle Vorstellungen über Grund und Ursache derselben zu bemessen seien. Die ätzenden Einflüsse der Encyclopädisten und ihrer Vorläufer ertödten bei ihm jede kindlich gläubige Neigung im Keim, verweisen die Phantasie und den Wunderglauben von Hause aus in das Irrenhaus. Die Moral der „vernünftigen Gedanken" bleibt als die einzige Lebensrichtschnur übrig, und der jugendliche Enthusiasmus wird in der Begeisterung für das Unjugendlichste von der Welt, die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes, verbraucht. Merkels Anlage gemäß machten sich diese Einflüsse vorwiegend auf politischem und socialem Gebiete geltend; er fühlte keinen inneren Drang, die Geltung der ihm eingeimpften Grundsätze auch in der religiösen Sphäre durchzusetzen und hat sich zeitlebens damit begnügt, für seine Person Deist zu sein. Der ästhetische und der politische Merkel, der Verfasser der

„Letten" und der Autor der „Briefe an ein Frauenzimmer" — sie sind beide in der Bibliothek des Loddigerschen Expredigers groß gewachsen; in ihr ist unser alter Landsmann sein Leben lang stecken geblieben; selbst von seinen persönlichen Untugenden, maßloser Eitelkeit und unerträglicher Arroganz, läßt sich vieles auf die Einsamkeit des jungen Autodidakten zurückführen.

Das Horazische aut prodesse volunt aut delectare poetae ist immer der oberste Satz seiner ästhetischen und kritischen Weisheit geblieben. Das Lehrgedicht und die poetische Erzählung sind ihm darum die liebsten und geläufigsten Formen dichterischen Schaffens, Voltaire und Wieland ihre echten Repräsentanten und unübertrefflichen Muster. Nach dem praktisch-moralischen Maßstabe wird jede Dichtung bemessen, die mehr als bloß „ergötzen" soll. Die bloße Möglichkeit einer Parallele zwischen Schiller und Voltaire reicht schon dazu hin, den siebzehnjährigen Jüngling in Harnisch zu bringen und ihn in die charakteristischen Worte ausbrechen zu lassen: „Voltaire hat die Ehre des hingerichteten Admiral Bligh und des unglücklichen Calas gerettet, ebenso die Ruhe und den Wohlstand der Familie des letzteren, Leben und Vermögen der Familie Sirven, das Menschenrecht und die Freiheit der fünfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen — Schiller, meine Herren, was that doch Schiller?" Mit diesem wunderlich moralisirenden Standpunkt vertrug es sich gar wohl, wenn Merkel an den Lascivitäten der Pucelle oder des Musarion nur geringen Anstoß nahm und sie, als harmlose Auswüchse der Licentia poetica, für Concessionen an die Verpflichtung des Dichters „zu ergötzen" ansah. Wo aber irgend durch ein Kunstwerk die Giltigkeit der Principien des Aufklärungszeitalters gefährdet zu sein scheint, da erwacht der sittliche Rigorismus des wunderlichen Eiferers, der schon in seinem neunzehnten Lebensjahre Werthers Leiden als eine „durch Mißbrauch des Genie aufgestützte Krankengeschichte" perhorrescirte, in seinen Mannesjahren die Romantiker bekämpfte, weil sie den „alten Wahn" hoch hielten und die Tageshelle des gesunden Menschenverstandes durch die Finsterniß mittelalterlicher Vorstellungen gefährdeten, — der noch in seinem Alter nicht begreifen konnte, warum diese Romantiker Wieland die echte Künstlernatur absprachen und der sich sein Leben lang etwas darauf zugut that, mehr als ein Künstler gewesen zu sein, weil ihm der sichere Grund des Hauses, an dem er mitgebaut, stets wichtiger erschienen sei, als dessen bloße Bemalung.

Einem Kritiker dieses Schlages konnte es nicht beschieden sein, die Heroen der klassischen deutschen Literaturperiode oder auch nur die schimmernden Ritter der romantischen Schule mit Aussicht auf dauernde

Erfolge zu befehden. Merkels verfehlte kritisch-ästhetische Thätigkeit hat vielmehr nur dazu gedient, ihm den Ruhm zu schmälern, auf den er als politischer Schriftsteller berechtigten Anspruch erheben darf.

Welcher Art seine politischen Anschauungen waren, würde sich ohne Mühe aus seinem Bildungsgange ableiten lassen. Bei einem Schüler Voltaires kann es uns nicht Wunder nehmen, daß derselbe keinem bestimmten, abgeschlossenen System nachging, sondern in der Negation seine Stärke hatte. Dem moralisirenden Charakter des Liberalismus der Aufklärungsperiode boten die baltischen Zustände der damaligen Zeit besonders durch die noch in allen drei Provinzen bestehende Leibeigenschaft dankbare Angriffspunkte und es war an und für sich natürlich, daß der jugendliche Vorkämpfer der Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde seine publicistische Thätigkeit an die Bekämpfung dieses Instituts anknüpfte. Vergegenwärtigt man sich aber, daß der heillose Zustand der ländlichen Bevölkerung durch sein nach Jahrhunderten zählendes Alter eine gewisse Sanction erhalten hatte, daß die Lehre von der Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung dieses Zustandes zum ABC der politischen Weisheit des Landes gehörte, daß die von Generation zu Generation herübergenommene Gewohnheit, dem Elend der Letten und Esten indolent zuzusehen, das sittliche Gefühl der deutschen Bevölkerung dermaßen abgestumpft und depravirt hatte, daß es dem leibeigenen Landvolke gegenüber, so zu sagen, seine Functionen einstellte — daß endlich das Rütteln an jenem Zustande mit allen Schrecken umgeben war, welche eine zahlreiche und mächtige Klasse um sich verbreiten konnte, so wird man den Muth eines Jünglings, der allein unter seinen Landsleuten consequent genug war, die Idee der Zeit in der Sphäre concret werden zu lassen, in welcher Eigennutz und Verblendung bis dahin allein das Wort geführt hatten, nicht hoch genug anschlagen können. Wie wohlangebracht war hier jener Enthusiasmus für die Sache des gesunden Menschenverstandes und der aufgeklärten Moral, der als kritischer Maßstab für den Werth eines „Faust" oder auch nur einer „Genovefa" so unerträglich langweilig ist! Wie vernichtend wirkten hier die Argumente der Nützlichkeitstheorie, mit denen in der Welt des Schönen schlechterdings Nichts anzufangen ist! Wie glänzend nimmt sich den scheinheiligen Redensarten von einem ehrwürdig-patriarchalischen Zustande und manchen künstlicheren Sophismen gegenüber die einfache aber scharf einschneidende Logik aus, deren Klinge auf ästhetischem Gebiet vergeblich bemüht war, dem Kranz des Weimarer Dioskuren auch nur ein Blatt zu rauben.

Die Unerschrockenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Jüng-

ling Merkel seine kaum verdaute Weisheit auf die Zustände anwandte, die ihn umgaben, schafft uns aber auch einen hohen Begriff von der zündenden sittlichen Kraft, welche jenem vielverrufenen politischen und religiösen Rationalismus seiner Zeit innegewohnt hat, der heutzutage den Ultras auf beiden Seiten nur noch zur Zielscheibe zuweilen herzlich schlechter Witze über Halbheit, Inconsequenz u. s. w. gut genug zu sein scheint. Man kann der Kühnheit und Consequenz, mit welcher die Jünger des gesunden Menschenverstandes wider die überlieferte Satzung ankämpften, seine Bewunderung nicht versagen, auch wenn man sich zu den trivial gewordenen Grundsätzen jener Schule nicht mehr bekennen kann. Merkel hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Vorbedingung allen weiteren Fortschritts in Livland erklärte und in der Thatsache, daß neunzehn Zwanzigtheile von einem Zwanzigtheile der Bevölkerung ausgebeutet wurden, die Wurzel aller Uebel sah. Bei allem Festhalten an der berechtigten Individualität der Ostseeprovinzen und ihrer selbständigen Entwickelung wird man ihm sogar einräumen müssen, daß durch die zeitweise Einführung der Statthalterschaftsverfassung in der That manches der „alten Hindernisse des Wohlseins gelöst wurde," bei der Wiederherstellung der angestammten Verfassung „zahlreiche Wurzeln früherer Mißstände verdorrt waren und nicht mehr in ihrer vorigen Ueppigkeit gedeihen konnten." So wenig wir heutzutage die Wiederkehr jener von Merkel vielgepriesenen statthalterschaftlichen Periode herbeizuwünschen Grund haben, so verschieden unsere Anschauungen über die zum Ziel führenden Mittel von denen des Verfassers der „Letten" sind, so natürlich müssen wir es finden, daß einem kosmopolitisch gebildeten Zeitgenossen vorzugsweise die Vortheile jener Umwälzung in die Augen sprangen.

Die rein naturrechtliche Auffassung des Staatslebens und der Geschichte hat längst aufgehört auch nur in der Theorie die Alleinherrscherin zu sein. Das historische Recht und die organische Entwickelung sind wiederum zu ihrer früheren, wenn auch modificirten Bedeutung erhoben worden, man hat einsehen gelernt, daß das theoretisch Richtige nicht immer das praktisch Durchführbare ist, daß verschiedene Verhältnisse eine verschiedenartige Anwendung derselben Wahrheiten heischen und daß ebenso wenig alle Pflanzen zur gleichen Gestalt, wie alle Staaten zur gleichen politischen Form berufen sind: die naturrechtliche Doctrin aber ist und bleibt das wohlberechtigte Correctiv für jede Verbildung der historischen Entwickelung und man darf nicht ermüden, immer wieder daran zu erinnern, daß nur die Wohlfahrt Aller an und für sich berechtigt ist, die Bevorrechtung des Einzelnen aber nur

ein zeitweiliges Mittel im Dienste dieses letzten Zweckes. Diese Wahrheit wird heutzutage ebenso häufig übersehen, wie zu Merkels Zeiten das gute Recht des Eigenartigen und organisch Erwachsenen hintangesetzt wurde. Die Sätze, für welche er seiner Zeit unerschrocken eintrat, haben den Reiz der Neuheit, den Zauber der Unfehlbarkeit längst eingebüßt; geistreichen Köpfen erscheint es als dankbarere Aufgabe, die Lücken und faulen Flecke der naturrechtlichen Doctrin ausfindig zu machen und die Berechtigung und Vernünftigkeit dessen nachzuweisen, was dem gesunden Menschenverstande unberechtigt und unvernünftig zu sein scheint. Man vertieft sich in den Reichthum der vielgestaltigen Erscheinung und gelangt häufig genug dazu, das Eigenthümliche mit dem Wesentlichen zu verwechseln. Hier aber ist es, wo Garlieb Merkels einfache Staatsweisheit wieder in ihr Recht tritt. Wo irgend unter der Firma continuirlich-organischer Entwickelung dem egoistischen Sonderinteresse gedient wird, da möchte ich den Alten von Depkinshof aus dem Grabe erwecken, um ihn mit seiner scharfen und unmelodischen, aber zugleich unermüdlichen und unüberhörbaren Stimme sein altes, wenn auch immerhin trivial gewordenes Motto wiedererschallen zu lassen: „Licht ist Leben, Licht ist Glück und für Staaten Macht.“

III.

Der Zeitpunkt, in den wir uns zurückzuversetzen haben, fällt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts; es ist das Jahr 1795. Carl Friedrich Schoultz hatte bereits sein Ascheraden-Römerhoffsches Bauerrecht in die Welt gesandt und war dafür mit dem Schicksal der Martiniz und Slavata bedroht worden, Graf Browne hatte die Beschlüsse des Landtags von 1765 publicirt, das Hofgericht sich im Jahre 1774 dem Senat gegenüber nochmals auf jene Erklärung des Landraths v. Rosen berufen, nach welcher die Ritterschaft mit ihren Erbleuten als mit ihrem Eigenthum jure pleni dominii et proprietatis frei disponiren konnte, die Ritterschaft im Jahre 1777 die bisherigen Beschränkungen der Leibeigenschaft als genügend bezeichnet; die Wackenbücher waren im Jahre 1784 wirklich eingesandt worden; 1791 war vom Landtage ein Verbot der Behinderung von Eheschließungen zwischen Leibeigenen verschiedener Gebiete erlassen worden — als im Jahre 1795 der Hauslehrer des

Kreismarschalls von Transehe auf Annenhof, bei der Erzählung verschiedener Greuel, welche von Erbherren an ihren Leibeigenen verübt worden waren, die Frage aufwarf: „Aber warum wird das nicht bekannt gemacht? Solche Dinge brauchen nur publik zu werden, um aufzuhören.“ Dieses Wort war in einem Kreise „unzünftiger“ Patrioten, junger Gelehrten und Hauslehrer gesprochen worden, die meist aus Deutschland eingewandert und noch zu wenig eingelebt waren, um sich über das im Lande Geschehende nicht zu wundern. Eine Antwort wurde dem Fragenden — der übrigens ein Landeskind war — nicht zu Theil und er mußte nach Hause gehen, um selbst darauf zu denken.

Wer war der Fragende gewesen, weß Geistes Kinder waren die Männer, an die er seine Frage gerichtet hatte? Das Jahr 1795 war nicht nur das dreißigste Jahr der livländischen Agrarfrage, es war zugleich das dritte Jahr der „einen und untheilbaren Republik“; in Deutschland aber hatte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete des religiösen und philosophirenden Geistes ein Umsturz des Bestehenden vollzogen, der mindestens ebenso radical genannt werden konnte, wie der Wechsel in den Verfassungsformen Frankreichs. In Livland war das Gros der sogenannten gebildeten Gesellschaft von dieser Umwälzung zwar nur äußerlich berührt worden, das Bewußtsein von der Zugehörigkeit zum Geschlecht des philosophischen Jahrhunderts hatte aber auch hier einzelne kleine Gemeinden entstehen lassen, deren Anschauungen durch den Gegensatz, in welchem sie zu den gegebenen Verhältnissen standen, eine besonders entschiedene Färbung erhalten hatten. In Riga hatte sich, zunächst um das neu entstandene Theater, eine Gruppe junger Männer gesammelt, die aufs eifrigste bestrebt war, der geistigen Bewegung im westlichen Europa zu folgen und die Beziehungen zu ihr aufrecht zu erhalten. An eine politische Bethätigung der „modernen“ Anschauungen konnte der Natur der Sache nach nicht gedacht werden; man begnügte sich damit, im vertrauten Kreise Voltaire und Rousseau, Wieland und Schiller zu lesen und die Tagesfragen in Politik und Literatur zu discutiren. Schillers Don Carlos, der in Riga zuerst handschriftlich bekannt geworden war, wurde mit Entzücken gelesen, über die Principien der französischen Tragödie und ihre Anwendung auf das deutsche Theater gestritten, von den Hoffnungen gesprochen, die sich an die liberalen Intentionen der Kaiserin knüpfen ließen, von der man wußte, daß sie mit Diderot und d'Alembert in Correspondenz gestanden hatte. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete ein junger Edelmann, Friedrich von Meck, der in Riga als Assessor des Kreisgerichts fungirte, nachdem er auf mehreren deutschen Universitäten studirt und verschiedene

Narben, aber auch tüchtige philosophische und juristische Kenntnisse nach Hause gebracht hatte; man wußte von ihm, daß er bei Reinhold und Kraus Collegia gehört hatte und mit Kant in Correspondenz stand — er war der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Selbst der Pastor loci, der für einen wohlgelehrten Mann und tüchtigen Disputax galt, hatte der Rückkehr seines auf der Höhe der Zeit stehenden Patrons mit geheimem Beben entgegengesehen und der Präsident des Kreisgerichtes, in das Herr von Meck, bald nachdem er wieder heimisch geworden war, eintrat, der weit und breit berühmte Graf Carl Ludwig Mellin seinen jungen Assessor mit Achtung aufgenommen. Wie wuchs das Erstaunen der Verwandten und Mitbrüder des freigeistigen Barons aber erst, als dieser keine Miene machte, sich den bestehenden Vorstellungen zu accomodiren, sondern seinen Hauptumgang unter den jungen Gelehrten suchte, die als Hofmeister ins Land gekommen waren und die er bald auf Pernigel (seinem Familiengut), bald in Riga um sich versammelte, um mit ihnen bei Burgunderflaschen die Möglichkeit der synthetischen Urtheile a priori zu erörtern. Der würdige Pastor zu Pernigel mochte diesem Treiben von Hause aus kopfschüttelnd zugesehen haben, und nun mußte er gar gewahr werden, daß sein eigener, noch dazu unstudirter Hauslehrer, Herr Garlieb Merkel, der jüngste Sohn der Wittwe des Loddigerschen Pastors, bald zu den vertrautesten Freunden des Barons gehörte und von diesem regelmäßig in die Cirkel gezogen wurde, in denen man zum Entsetzen der Nachbarschaft allen Ernstes von der Retablirung der Menschenrechte — nicht etwa der französischen, sondern auch der lettischen Bauern verhandelte. Der reiche, vornehme Erbherr von Pernigel und der arme Pastorssohn hatten sich als Glieder der Gemeinde erkannt, deren Evangelium der contract social und die Essais sur les moeurs ausmachten, und dieses Bewußtsein hatte ein Band der Freundschaft zwischen ihnen geknüpft.

Herr von Meck starb in der Blüthe seiner Jahre an einer Gehirnentzündung, deren Ursachen man (mit Recht oder Unrecht) auf die nächtlichen Zusammenkünfte zurückführte, bei denen neben Voltaire und Kant, wohl auch der Chevalier Faublas und Wielands Agathon mitgesprochen haben mögen. Der Kreis, dessen Mittelpunkt er gewesen, war darum aber noch nicht gesprengt, die jungen Hofmeister und Gelehrten, die den größten Theil des Jahres über auf einsamen Landgütern beschäftigt waren, standen in eifrigem Briefwechsel und fanden sich gelegentlich in den Ferien zusammen. Von ihren Namen sind manche auf die Nachwelt gelangt. In Riga lebte als Zeichenlehrer der später, als Dichter und Maler vielgenannte Carl Graß, damals ein Candidat der Theo-

logie, der sich nicht recht dazu entschließen konnte Prediger zu werden, und dessen Universitätsfreund Krause. Neben diesen werden die Namen Schramm, Grabe, Dr. Zadig, Sievert genannt. In Ladenhof war der spätere Geheimrath Beck als Hauslehrer im Hause des Grafen Pahlen thätig, in Annenhof der bereits erwähnte Garlieb Merkel. Jeder neue Zuwachs dieses gleichgesinnten Kreises wird mit lebhafter Freude begrüßt und nicht ohne Rührung liest sich aus den vergilbten Blättern, die aus jenen Tagen übrig geblieben sind, der bescheidene Frohsinn heraus, mit dem man jede Blume pflückte, die der starre nordische Boden hervorbrachte. Viele der Anspielungen und Scherze, um die es sich in jenen nur zum Theil erhaltenen Freundesbriefen handelt, sind kaum mehr verständlich, sie zeugen nur von der Jugend und dem Frohsinn ihrer Verfasser. Was wissen wir von dem blauäugigen Frl. Ramm, mit dem Merkel aufgezogen wurde, was von der Veranlassung, aus welcher er den Beinamen „Juliane," Meck die Bezeichnung „die Baronesse" erhielt? Wer ist hinter dem kleinen Ulpian, wer hinter dem Kater Schenk oder dem Ehrenpetsch zu suchen? was bedeuten „die Abschiedsfäßchen," die Sievert der „lieben, sanften, holden, zärtlichen und zu Zeiten tapferen und muthigen" Demoiselle Klein schuldig blieb? und welches war die „Denntelsche" Geschichte, bei der jene Dame ihre Herzhaftigkeit bewiesen hatte? Was jene Männer in Freud und Leid bewegte, ist von der Zeit verweht worden, aber die idealen Zwecke, denen sie nachgingen, sind ein Band, das uns mit ihnen auf engste verbindet: denn, „was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie." Statt weiterer Ausführungen lassen wir ein paar Zeilen aus einem Briefe folgen, in welchem Graß die Freuden eines in Lindenhof gefeierten Weihnachtsfestes schildert. „Krause, Beck und ein vortrefflicher Mann, Latrobe, ein junger Engländer, mit dem ich zusammen studirte, ein Mann von seltenen Eigenschaften und Talenten waren bei mir. Wir sangen Schillers Lied an die Freude und Sie hätten bei diesem Gesang allen Mißmuth vergessen, wie wir ihn vergaßen. Am Neujahrstage predigte ich, wie ich es nicht oft konnte, aus überströmender Fülle des Herzens."

Herr von Meck war ein Vater seiner Bauern gewesen und nur durch seinen frühen Tod an der Ausführung weitergehender Pläne verhindert worden; seine bürgerlichen Freunde mußten sich bescheiden, die Zeit abzuwarten, die ihnen eine öffentliche Bethätigung ihrer Ansichten ermöglichte. Der Unwille über die Entwürdigung der Menschenrechte und über das regelmäßige Mißlingen aller von der liberalen Adelspartei unternommenen Versuche zur Abhilfe der schreiendsten Uebelstände

konnte vorerst nur im vertrauten Kreise geäußert werden, und bei Gelegenheit einer ihrer Zusammenkünfte war es gewesen, wo die Frage: „warum wird das nicht bekannt gemacht?" aufgeworfen worden war. Der Fragende war Garlieb Merkel gewesen, den das Weihnachtsfest für einige Tage nach Riga geführt hatte. In die Einsamkeit Annenhofs zurückgekehrt, hatte er Zeit genug, auf eine Antwort zu denken. Herr von Transehe selbst, in dessen Hause er als Hofmeister lebte, war kein harter Herr: desto schlimmer sah es auf einem Nachbargute aus, wo die nicht wohlhabenden Bauern von einem tyrannischen Herrn in so tiefes Elend herabgedrückt waren, daß mehr als die Hälfte ihr Heil in der Flucht über die Landesgrenze gesucht hatte. Das Elend, das Merkel vor Augen hatte, ließ ihm keine Ruhe, immer wieder mußte er sich seine eigenen Worte wiederholen: „Dergleichen braucht nur publik zu werden, um aufzuhören" — es duldete ihn nicht länger in der Rolle des passiven, schweigenden Zuschauens, er beschloß handelnd einzugreifen und zu schreiben. Das Buch, das er schrieb, hieß: „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts" — das Product der argen Verhältnisse, unter denen es entstanden, und des Freiheitssinnes, den ein begeisterter Jüngling tief in seinem Innern mit sich herumgetragen hatte, inmitten einer Umgebung, die weder ihn, noch das Jahrhundert verstand. Mit der begeisterten Rücksichtslosigkeit der Jugend fragte er wenig nach dem geschichtlichen Proceß, dessen natürliches Resultat die Leibeigenschaft in Livland war, nichts nach den Folgen, die der unternommene kühne Schritt für ihn selbst haben konnte. „Ich fühlte, hier sei von einem Selbstopfer die Rede, das sich von Niemand fordern ließe und von Niemand erwarten, den nicht sein eigener Geist dazu drängte. Ich faßte den Entschluß, selbst dieses gefährliche Geschäft zu übernehmen, nicht den Ankläger Einzelner zu machen, sondern des ganzen Verhältnisses, durch das solche Abscheulichkeiten und das allgemeine Elend zweier Völker möglich wurden."

Die Umstände begünstigten Merkels kühnes Vorhaben. In seiner Nachbarschaft lebte ein Prediger, der, einst Pastor zu Ascheraden und ein vertrauter Freund Carl Friedrich Schoultz's gewesen war. Ohne ihn in seine Absichten einzuweihen, holte Merkel sich von diesem alle ihm nothwendigen Aufschlüsse über die bäuerlichen Verhältnisse und über des edlen Schoultz' vergebliche Versuche zur Besserung derselben. Wo die wenigen freien Stunden, die sein Beruf ihm übrig ließ, nicht ausreichten, wurden die Nächte zu Hilfe genommen, um das Werk zu fördern, dem er seine Kraft geweiht hatte. Es muß ein wunderliches Doppelleben gewesen sein, das der Hauslehrer zu Annenhof im Herbst und Winter

1795 führte; inmitten einer Umgebung, die die bestehenden Zustände als die allein berechtigten und natürlichen ansah, mußte er, was ihn im Herzen bewegte, sorgfältig verschließen, Tags über die bescheidene Rolle spielen, die dem bürgerlichen Hofmeister in einem adeligen Hause zugewiesen war, oder gar schweigend den Verhandlungen über Gegenstände zuhören, die sein Blut kochen machten, — um Nachts den glühenden Protesten einen Ausdruck zu geben, mit denen er sich gegen das Fortbestehen aller ihn umgebenden Verhältnisse erklärte. Die Gefahr, von seinem Eifer über das Maß hinausgeführt zu werden, dem er sich um der gewünschten Wirkung seiner Schrift willen fügen mußte, muß dem jungen Schriftsteller selbst vorgeschwebt haben: um sein empörtes Blut nicht die Oberherrschaft gewinnen zu lassen und stets seines Zweckes bewußt zu bleiben, hatte er über seinen Schreibtisch ein Blatt mit nachstehender Mahnung des Erasmus von Rotterdam geheftet: Admonere voluimus, non mordere, prodesse non laedere, consulere moribus hominum, non officere.

Im Herbst 1795 war der größte Theil der etwa 22 Druckbogen starken Schrift beendet. Merkel kam um diese Zeit nach Riga und traf hier mit einem Manne zusammen, der zwar dem Kreise, den wir oben kennen lernten, schon um seiner Stellung willen nicht angehörte, den er aber längst verehrte und von dem man im ganzen Lande wußte, daß er ein entschiedener Vorkämpfer der Sache der Humanität und der Menschenrechte war, wenn auch in anderer Weise als die jungen Stürmer und Dränger, die sich um Herrn von Meck versammelt hatten. Dieser Mann war der Oberpastor zu St. Jacob, Carl Gottlob Sonntag, 1788 als Rector der Domschule nach Riga berufen und bereits sieben Jahre später designirter Nachfolger des Oberhirten der livländischen Geistlichkeit, des greisen Generalsuperintendenten Christian David Lenz. Erfüllt von dem Geiste jener wahrhaften Humanität, die gerade dem vielgeschmähten Zeitalter des Vulgairrationalismus in hervorragendster Weise eigenthümlich war, hatte Sonntag es nicht verschmäht, auch zu den jungen Männern, in denen seine Aufklärungsideen in einer schrofferen Form lebendig waren, in Beziehung zu treten und nach Kräften seinen bildenden Einfluß auf sie geltend zu machen. Wo immer er Spuren eines ernsteren, auf sittliche Zwecke gerichteten Strebens entdecken zu können glaubte, ließ Sonntag es an thatkräftiger Unterstützung nicht fehlen, unbekümmert um die Form, in welcher dieses Streben sich geltend machte. Merkel, der Sonntags hohe Eigenschaften zu würdigen wußte und ihn namentlich wegen der liebevollen Theilnahme schätzte, die jener einem unglücklichen, Merkel eng befreundeten Schauspieler, Namens

Grohmann, widmete, suchte den jungen Oberpastor zu St. Jacob, der, nur vier Jahre älter als er selbst, bereits eine einflußreiche Stellung behauptete, bei diesem seinem Aufenthalt in Riga gelegentlich auf. Auf Sonntags Frage, womit er sich zur Zeit beschäftigte, erzählte Merkel, der bis dahin aus seinem Unternehmen ein strenges Geheimniß gemacht hatte, von seinen „Letten" und versprach dem Freunde, ihm gelegentlich einen Theil seines Manuscripts mitzutheilen. Nach Annenhof zurückgekehrt, sandte der junge Schriftsteller die Einleitung seines Werks nach Riga; in einem, dieser beigelegten, vom 11. November 1795 datirten Brief, entwickelte er den Plan des Ganzen, verweigerte aber weitere eingehende Mittheilungen, indem er unter Anderem schrieb: „Ganz darf ich Ihnen meinen Versuch nicht schicken, da ich entschlossen bin, allen unangenehmen, doch immer möglichen Ereignissen allein entgegen zu gehen."

Obgleich erst kurze Zeit in Livland heimisch, hatte Sonntag die Verhältnisse des Landes, das ihm die zweite Heimath werden sollte, genau genug kennen gelernt, um zu wissen, daß eine heilsame Lösung der Agrarfrage zunächst nur möglich war, wenn sie durch die verfassungsmäßigen Organe der Landesvertretung angestrebt wurde. Er wußte, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft für die gesammte politische Lage des Ostseelandes von maßgebendster Bedeutung sein werde und daß neben der Agrarfrage andere Aufgaben zu lösen seien, zu deren Förderung es einer Mitwirkung des Adels bedurfte, die durch ein einseitiges Vorgehen zu Gunsten des Bauernstandes verscherzt werden konnte; es kam ihm darauf an, dauernden Einfluß auf die Landesvertretung zu gewinnen und diesen nicht von vornherein durch eine radicale Haltung zu untergraben. Er wußte aber auch, daß es starker Impulse bedürfen werde, um die vorhandenen Vorurtheile zu erschüttern und einer besseren Zukunft die Wege zu bereiten; er glaubte sich nicht berechtigt, einer Stimme Schweigen zu gebieten, die sich gedrängt fühlte, den Privilegirten die letzte herbe Wahrheit zu sagen, die auf die Länge doch nicht verschwiegen werden konnte — den Adel darauf aufmerksam zu machen, daß die Besserung der bäuerlichen Verhältnisse eine Forderung der Zeit sei, die sich unter allen Umständen geltend machen werde, und nöthigenfalls eine Anerkennung ihrer Rechte erzwingen könne. Fast gleichzeitig mit der Zusendung des Merkelschen Manuscripts war ihm die Mittheilung geworden, in den nächsten Tagen werde der Landtag zusammentreten, um die bäuerlichen Verhältnisse und ihr Reformbedürfniß in Erwägung zu ziehen und die Abhaltung der Landtagspredigt werde dieses Mal ihm selbst zufallen. Sonntags Entschluß war schnell

gefaßt: mit der Merkelschen Anklageschrift konnte der livländische Landtagsprediger nichts zu thun haben, wenn er sich nicht von vornherein um jede Wirkung auf den Kreis bringen wollte, der ihm zugewiesen war. Er ließ Merkels Schreiben zunächst unbeantwortet und that, was seines Amtes war: in seiner Landtagspredigt „Zur Förderung des Gemeingeist's" sprach er sich mit Klarheit und Entschiedenheit, aber in maßvoller Form zu Gunsten des Bauernstandes aus, und die Wirkung, die er dadurch ausübte, war eine so nachhaltige, daß der Landtag den Druck der Predigt verlangte und dem Redner eine goldene Dose als Zeichen der Anerkennung votirte. Einige Wochen später beantwortete er Merkels Brief und dieses Antwortschreiben wird noch heute von keinem Patrioten ohne Theilnahme gelesen werden können. Es ist ein Muster edlen Freimuths und weiser Selbstbeschränkung.

Wenige Wochen nachdem er Sonntags Schreiben empfangen und seine wahre Bedeutung verstanden, gab Merkel seine Hofmeisterstellung in Annenhof auf, um nach Deutschland zu gehen und hier seine Schrift drucken zu lassen; Sonntags Mittheilungen über den bevorstehenden Convent hatten ihn zur Beschleunigung seines Vorhabens gedrängt, denn auch ihm war an einer Wirkung auf denselben gelegen. In den ersten Apriltagen des Jahres 1796 traf er in Riga ein: „Hier — so berichtet er selbst — sprach ich mit Niemand über den Zweck meiner bevorstehenden Weiterreise (nach Deutschland), selbst mit Sonntag nicht, der ihn wohl erkannte, der eben deßhalb auch nicht davon redete. Nur Graß (dem bereits erwähnten Maler und Dichter) theilte ich ihn mit. Ich mußte ihm die Einleitung meiner Schrift vorlesen. Die Wirkung, die sie auf ihn machte, war sehr charakteristisch für seine Ueberreizbarkeit. Nachdem er mich ein Mal um das andere umarmt hatte, riß er mich fort, trotz des garstigen Schlackwetters und der Dunkelheit, einen Spaziergang mit ihm durch die damals sehr schmutzige Vorstadt zu machen, wobei von meinem Plane lebhaft gesprochen wurde."

Zu Michaelis 1796 waren die „Letten" bei Hermann Graff in Leipzig, wohin Merkel sich zunächst wandte, gedruckt. Von der Wirkung, die sie ausübten, sollen eben die zu verschiedenen Zeiten und von den verschiedensten Personen geschriebenen Briefe Zeugniß ablegen, die wir folgen lassen. Aus dem Briefe Elisens v. d. Recke (Nr. 3) hat Merkel selbst im Jahre 1839 einige Proben mitgetheilt; abgesehen davon, daß die „Darstellungen," denen dieselben einverleibt sind, zu den längst vergessenen Büchern gehören, die man heut' zu Tage kaum dem Namen nach kennt, möchte ein Wiederabdruck jenes Briefes schon durch den Umstand gerechtfertigt sein, daß gerade die interessantesten Stellen

desselben, d. h. zwei Drittheil des gesammten Inhalts, nicht veröffentlicht wurden. Aehnlich verhält es sich mit dem Briefe, den der siebzehnjährige Bruiningk 1797 dem Verfasser schrieb und der mit Weglassung aller Namen gedruckt ist; der volle Werth desselben tritt erst in das rechte Licht, wenn man den Namen des Verfassers weiß und zugleich den dreiundvierzig Jahre später geschriebenen Brief kennen lernt, in welchem der treffliche Patriot keinen Anstand nimmt, sich zu den Idealen seiner Jugend, denen er durch ein arbeiterfülltes Leben treu geblieben, zu bekennen*). Der Brief Zschokke's (Nr. 7) endlich ist durch einen Brief Merkels veranlaßt, bei welchem dieser dem Verfasser des „Goldmacherdorfs" eine lettische Bearbeitung seiner Schrift übersandte.

Lassen wir jetzt die Briefe selbst für sich sowie für das Merkelsche Buch reden.

I. Sonntag an Merkel.

Riga, d. 9. Jan. 1796.

Geliebter Freund!

Schon manche Verlegenheit habe ich mir durch Saumseligkeit im Briefbeantworten zugezogen; die, in welcher ich jetzt gegen Sie bin, ist nicht die kleinste! Was ich Ihnen jetzt schreiben werde, ist freilich — Sie werden mir ohne Betheuerungen glauben — ganz dasselbe, was ich beim Empfange Ihres Briefes und Aufsatzes dachte. Aber seit dem Zwischenraume bis hierher sind Umstände eingetreten, die auf Ihr Urtheil über mein Urtheil Einfluß haben könnten. Sie werden von dem Schicksale meiner Landtagspredigt gehört haben (dieser wahren Zwillingsschwester von Gellerts Fabelkinde mit den Ohren; nur daß es ihr mit der Schönheit ging wie diesem mit der Häßlichkeit). Die Armseligkeit werden Sie mir nicht zutrauen, daß ein gemachtes Compliment und angekündigtes Cadeau mich in meinen Meinungen umgestimmt haben könnte. Aber daß dies unerwartete Glück meines doch wahrlich nicht ganz schmeichelhaften Vortrages unwillkürlichen Einfluß auf die Modification meiner Ideen haben könnte, dies zu argwöhnen, verdenke ich Ihnen so wenig, daß ich mir selbst nicht trauen würde, wenn ich mir nicht gar zu deutlich bewußt wäre, hierüber gerade (denn manche andere Idee hat

---

*) Von dem Schreiben, in welchem v. Samson, einer der thätigsten Agitatoren für die im J. 1819 ausgesprochene Aufhebung der Leibeigenschaft, Merkel bei Uebersendung eines Exemplars seines Buchs über die Geschichte des livländischen Bauernstandes seine Anerkennung aussprach, wissen wir, daß es dem Autor der Letten besondere Befriedigung gewährt hat.

sich in der That ein wenig umgestaltet) durchaus noch zu denken, wie ich dachte.

Zuvörderst danke ich Ihnen für Ihre freundschaftliche Delicatesse, mich durch Colloboratur an Ihrem Werke nicht compromittiren zu wollen. Allerdings würde die Hinsicht auf meine bürgerlichen Verhältnisse mich in einige Verlegenheit gesetzt haben. Und ich gestehe es Ihnen aufrichtig, nicht bloß aus bürgerlichen, selbst aus moralischen Gründen hätte ich mich verpflichtet geglaubt, mich aller Theilnehmung zu enthalten. Was anerkannt guter Zweck ist, darauf muß jeder hinwirken; aber jeder darf, ja soll es auf seine Weise und nach seiner Lage. Und da sehen Sie ohne mein Erinnern, wie mir mein Standpunkt manches verbeut, was der Ihrige mehr als bloß begünstigt.

Wenn ich nun aber die Sache aus Ihrem und aus meinem Gesichtspunkte zugleich ansehe, mit unverrückter Hinsicht aufs Ziel des Menschenwohls, nun dann ist meine unmaßgebliche Meinung diese:

Ihr Buch ist geschrieben. Soll es ohne Weiteres unterdrückt werden? Möchte das sagen, wer da wollte, Sie würden sich nicht darnach richten, und ich würde vor mir selbst erröthen, wenn ich den muthigen Versuch eines sich aufopfern wollenden Menschenfreundes mit einem solchen Rathe zurückzuweisen fähig wäre. „Also gedruckt?" Vielleicht, wahrscheinlich wird es das — mit oder ohne meine Zustimmung. Es läßt sich dawider, es läßt sich dafür sprechen. Das meiste scheint auf die Einkleidung anzukommen, die aber freilich, der Vorrede nach, Ihrem Briefe zufolge und — ja ich gestehe Ihnen das zu! — vermöge der Natur der Sache nicht die mildeste, willkommenste sein wird. Aber nun die Idee, deren ich oben erwähnte und die, wie jeder neue Einfall, in diesem Augenblick wenigstens, viel Anziehendes für mich hat.

Ich weiß nicht, ob Sie von der Geschichte dieses Landtages mehr schon gehört haben. Nach den Versicherungen mehrerer sehr unadelicher Edelgebohrenen hat er in so mancher Hinsicht sich ausgezeichnet vor sonst allen seitherigen neuerer Zeit. Auch die Bauernangelegenheiten sind zur Sprache gekommen, und — bei allem dem, daß noch wenig gehandelt worden — hat sich der herrschende Ton bei den Berathschlagungen darüber in einem sehr vortheilhaften Lichte gezeigt. Ich weiß es aus sicherer Hand, daß Vorschläge, um deren Willen, der sie that, noch vor drei Jahren Landesverräther gescholten und so überschrieen worden, daß er nicht einmal sich erklären konnte, daß diese Vorschläge selbst von damaligen Gegenschreiern, jetzt sind aufgenommen, überlegt, unterstützt und zum Theil schon projectirt worden. Freilich hat die Zeitgeschichte nun seit sechs Jahren sich fast heiser gepredigt und wahrlich am Ende

muß der Harthörigste etwas davon zu Herzen genommen haben. Aber sei die Ursache, welche sie wolle, genug, die Wirkung ist unleugbar da: im ganzen eine gewisse Geneigtheit unserer Edelleute, das Wohl der Bauern endlich einmal zu beherzigen. Und daß dies von Einigen wenigstens moralisch ernstlich gewollt und bürgerlich weise eingeleitet wird, weiß ich eben so sicher. Selbst die sich jetzt organisirende (nicht ökonomische) gemeinnützige Gesellschaft will und soll mit auf diesen Zweck hin vorzüglich wirken. Im Sommer versammelt sich der Ritterschaftsconvent; besonders zur eigentlichen Regulirung mancher auf dem Landtage nur im Allgemeinen entworfenen Angelegenheiten dieser Art. Wie? Freund! wenn Sie Ihr Msc. diesem Convente zuzustellen wüßten? mit der Versicherung etwa, daß wenn nicht thätige Maßregeln zur Abhelfung dieser Beschwerden der Menschheit genommen würden, dann dies Brandmal den schuldigen vor ganz Europa aufgedruckt werden sollte? Ob das nicht wirken sollte? zumal bei schon vorhandener Prädisposition? Ich gebe Ihnen das zu überlegen; will das nehmliche selbst auch noch thun. Und dann einmal mündlich über die Maßregeln.

Daß Sie den Predigerstand mit aufs Sünderbänkchen setzen wollen, verdenke ich Ihnen, soweit ich die Sache aus der Ferne übersehe — garnicht! nur hätte der Staat nicht das Interesse des Pr. auf so mannigfaltige Art mit dem Interesse des Edelmannes verschlingen sollen. Doch wer nur will als Mensch, kann immer auch als Bürger viel.

Der Styl der Einleitung gefällt mir außerordentlich. Er vereinigt männliche Würde der Gedanken mit Jugendkraft der Darstellung. Nur die erste Seite ist Declamation und — muß es sein, weil keine Wahrheit zum Grunde liegt. Ich kann errathen, warum sie so anfangen. Aber diese captatio benevolentiae wird dort nichts helfen und hier schaden.

Ihr gütiger Freund hat während des Landtags mich des Morgens einmal besuchen wollen. Ich lag gerade einer kleinen Unpäßlichkeit halber zu Bette. Und er kam nachher nicht wieder.

Für Ihr ebenso von Menschenkenntniß als von Freundschaft zeigendes Benehmen mit meiner Antikritik danke ich Ihnen herzlich. Auch abgerechnet die Schmeicheleien, bleibt in ihren Gründen immer noch genug Wahrheit, um selbst den Autor bei kaltem Blute zu überzeugen.

So leben Sie denn, so gut es sich unter einem solchen Himmel, wie der von diesem Winter ist, und auf einer solchen Erde, wie die Annenhofsche sein mag, nach Möglichkeit leben läßt.

Ich bleibe Ihr herzlicher Freund Sonntag.

II. Graß an Merkel.

Zürich, den 17. Januar 1797.

Theurer Merkel!

Ein Brief von Ihnen war mir die erfreulichste Erscheinung, die mir an dem Tage, als ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt, hätte begegnen können. Haben Sie tausend Dank! — Wenn unsere Herzen sich schon in dem für Freundschaft unheimlichen Livland verstanden, so müssen sie in Deutschland freudig entgegenschlagen, und ich schließe Sie im Geiste mit Inbrunst und Liebe an mein Herz.

Wie oft waren Sie schon in meinen und Krauses Unterredungen der Gegenstand unseres Gesprächs. Einen unserer dringendsten Wünsche haben Sie durch Ihr Buch, das mir Krause brachte, nicht nur erfüllt, sondern alle unsere Erwartungen darin übertroffen. Nehmen Sie außer dem Lohn der guten Sache, den herzlichen Dank der Freundschaft. Sie können nicht leicht Jemand größere Freude gemacht haben als uns.

Wegen meiner mystischen Briefe bitte ich Sie herzlich um Verzeihung. Es war mein Plan, Sie zu überraschen. Meine Kränklichkeit und Umstände verderben mir die Freude. Ich hoffe gewiß, sie entgeht mir nicht ganz. So lange Sie in Deutschland bleiben und ich lebe und gesund bin, such ich Sie gewiß auf, wo es auch sei. Geben Sie nur fleißig Nachricht von sich, oder, wenn wir in der Schweiz bleiben sollten, suchen Sie uns auf. Ihr Aufenthalt sollte Ihnen, so wenig kostspielig, als möglich, werden, denn ich bin hier doch nun ziemlich bekannt.

Ich kann mit Wahrheit sagen, ich sehne mich mit einer gewissen Lüsternheit einmal mit Ihnen recht auszuschwatzen. Mein Weggehn aus Livland, trotz Ihrer und meiner andern Freunde Bemühung mich zu *οικοδομεῖν*, war endlich so physisch und moralisch nothwendig geworden, daß ich nicht länger aufzuhalten war. Ohne Sie, ich gestehe es, war' ich fast zu gleicher Zeit mit Ihnen fortgereist. Sie hatten mir einen Namen genannt, an dem meine Phantasie einen Nagel fand, woran die Hoffnung ihr täuschendes Gewebe befestigte. Ich wollte mir nicht vorzuwerfen haben, eine mögliche schöne Aussicht des Lebens verscherzt zu haben — und mußte doch, eh' ich das Ding in der Nähe beleuchten konnte, die fatale Vocation annehmen. Eine Sommerreise, die ich machte, zu der einzig Ihr schönes Wort mich verleitete, warf den Ausschlagsstein in die Waage meines Schicksals. Veni vidi und proh dolor! neque vici nec victus sum und bald darauf bließ Fama in ihr Horn: evadit, excessit, erupit. Die geheime Geschichte meines Herzens sagt: er ging und fand die Ruhe non auro non gemmis

venale, unter den Bergen, an der Quelle der Gesundheit, im Arm der treuen Freundschaft.

Das Detail dieser meiner bedeutenden und durchaus unbekannten und unerrathenen Reise steht ausführlich in meinem Tagebuch an Bruder K.; Sie werden, Sie müssen es lesen.

Ohne Zweifel werden Pontius und Pilatus und der hohe Rath von Jerusalem und Pharisäer und Saducäer ein weidliches auf Sie und mich geschimpft haben. Die Zeit wird ihnen das Maul stopfen; fahren Sie nur fort zu schreiben und zu dediciren und ich werde fortfahren in verborgener Stille meine bessern Kräfte zu entwickeln und bei Arbeit, die den Stecken des Treibers nicht fürchtet und die Fuchtel der Excellenz nicht kennt, mich glücklich fühlen.

Mein Plan ist jetzt, wenn Umstände nicht durchaus seine Ausführung hindern, im nächsten April nach Rom zu gehen. Freund Krause begleitet mich und wenn wir in Ihnen einen Gefährten haben könnten, so machten wir tres ein Collegium, wobei die Freude und Freundschaft präsidiren und die Natur dociren sollte. Was ist in der Welt nicht möglich? Aber in der Liebe muß man fein, und wo man etwas ausführen will, hübsch stille sein, also machen Sie weiter keine Rede! — ein ächt rigischer Ausdruck.

Ihr Buch wollte ich mir durchschießen lassen, der Buchbinder hat es vergessen, vielleicht war er gescheuter als ich. Indessen wär' es doch der Mühe werth, daß ich Ihnen einige Züge von Güte der Lettischen Nation und von Bildungsfähigkeit, die man ihr absprechen will, aufschreibe. An scandalösen Vorfällen ist ohnedem kein Mangel. Schade ist, daß ich meine ganze Sammlung von Nationalliedern, die ich übersetzen wollte, zum Theil verlohren habe; ich will aber doch auch nun die Ueberreste schreiben. Ihr Buch ist hier von einigen Menschenfreunden mit sehr vielem Interesse gelesen worden. Die Frau des Malers Heß, eine sehr verständige Frau, hat es nur nach längeren Pausen durchlesen können, weil die Sache ihr Herz revoltirte. Ich schreibe Ihnen dieses zur Schadloshaltung für die faden Complimente in Leipzig. A propos; kennen Sie das Buch le nouvel Arretin? Lesen Sie es. Vielleicht finden Sie es einer Verarbeitung in schalkhafter Manier werth. Eine Dedication finden Sie leicht dazu. Sollte ich einen Brief an Schiller beylegen, so geben Sie ihn doch selbst ab, ich möchte wissen, ob er noch an mich denkt. Ueber Marty haben Sie trefflich geurtheilt, videatur unsere neueste Erfahrung in Zürich. Seume ist auch mir ein Mann, der mich alle Melchisedecks vergessen macht. Adieu ꝛc. Ihr Freund C. Graß.

III. Elise v. d. Recke an Merkel.

Pyrmond, d. 8. Sept. 1797.

Mein Herz hat Ihnen schon lange auf Ihren interessanten Brief geantwortet und für diesen gedankt, aber meine Feder kann sich erst jetzt der Schuld entladen; denn ich war die Zeit her so krank, daß ich auch selbst die nothwendigsten Briefe nicht schreiben durfte.

Ich habe Ihren Brief mehr als einmal gelesen, und noch öfterer den mir wichtigen Gegenstand durchdacht. Den Wunsch unsere Bauern frei zu machen, kann keiner wärmer hegen als ich; und daß Sie durch Ihre Schriften über diesen Gegenstand viele Edelleute zum Nachdenken brachten, hat Ihnen meine aufrichtige Hochachtung erworben. Seit Catharinens Milde mich für Nahrungssorgen schützte, und meiner Sorgfalt durch Pfalzgrafen*) das Glück von 508 Menschen anvertraute, seit dem beglückte der Gedanke mich, womöglich Catharinen's Wohlthat dadurch zu verdienen, daß ich es nun versuche einen Gedanken durch That zur Reife kommen zu lassen, den mein Aufenthalt in Holstein durch des längst verstorbenen Ministers Bernstorfs schönes Beispiel so lebendig in meiner Seele gemacht hatte. Der Wohlstand der holsteinischen freien Bauern nährte die Hoffnung in mir, daß auf dem Wege, auf welchem Bernstorf einst wandelte, auch bei uns Freiheit der Bauern eingeführt werden könnte. Zu dieser Absicht kaufte ich mir ein kleines Gütchen, um dort mit dem Beifall meiner Wohlthäterin den ersten Versuch zu wagen. Denn nach meiner Ueberzeugung wäre zu viele Gefahr dabei, wenn man diese menschenfreundliche Sache sogleich ins Große ausführen wollte. Jede schleunige Veränderung der Gesetze kann dem Staate nachtheilig werden, und ich möchte nichts gewaltsam, gewissermaßen durch einen Sprung in der Natur umwälzen. Geschieht irgend so etwas ohne meine Veranlassung, so folge ich dem unaufhaltbaren Laufe des Geschicks mit Resignation, schöpfe aus den neuen Ideen, die sich dann in meiner Seele entspinnen, den Vortheil, den ich kann, und wirke so das Gute, welches mir auch dann in meinen Verhältnissen übrig bleibt.

In der Lage, in welcher ich als Staats-Bürgerin einer Monarchin lebe, ist meine erste Pflicht die, keine öffentliche Veränderung ohne den Beifall meines Regenten vornehmen zu wollen, und da ich das Glück noch nicht habe von unserm das Wohl seiner Unterthanen zu Herzen nehmenden Paul gekannt zu sein, so wage ich jetzt keinen Schritt, als

*) Ein Gut in Kurland, welches Elise v. d. Recke von der Kaiserin Katharina II. geschenkt erhalten hatte.

den, meine Bauern im stillen dadurch, daß ich sie glücklich mache, zur Freiheit zu erziehen.

Wie unsres Kaisers mir unvergeßliche Mutter über mich dachte, wußte ich! Bei dieser so Einzigen konnten meine Handlungen, da ihr meine Grundsätze bekannt waren, nie schief dargestellt werden; denn wer einmal ihr Wohlwollen hatte, war gegen jede Verläumdung geschützt; und der Freund der Aufklärung, der Freund allgemeiner Glückseligkeit und zweckmäßiger Freiheit konnte, wenn ihr die Lauterkeit seiner Grundsätze gewiß waren, auf ihre Huld — auf ihren Beistand rechnen. Bin ich so glücklich, auch unserm jetzigen Monarchen so nahe zu kommen, daß er nicht nur die Reinheit meines Willens, sondern auch in meinen Blick über diese mir wichtige Sache Vertrauen setzt, so hoffe ich auf meinem Erbgute unter dem Schutze seiner wohlwollenden Seele das für meine Bauern auszuführen, was nach meiner besten und geprüftesten Ueberzeugung das Thunlichste und das Beste für das Ganze des Staates ist.

So wie Sie es mir vorschlagen, meinen Bauern auf der Stelle zu erklären, daß ich sie in einer gewissen Reihe von Jahren freilassen will, dieß werde ich nach meiner Sachkenntniß nie thun, weil ich auf diesem Wege nicht zum Zwecke kommen, nicht ihre Wohlfahrt befördern würde: denn ein in der Ferne versprochenes Glück, macht den Menschen nie glücklich, nie mit dem Geber zufrieden! Man brütet voll Mißmuth über den gegenwärtigen Zustand, sieht ungeduldig der Zukunft entgegen, und ist das erwartete Glück da, so genießt man es nicht, weil unsre Einbildungskraft uns noch größere Dinge vorspiegelte und die Wirklichkeit nun unsre Erwartung nicht befriedigt. Auch könnten durch die schnelle Erklärung, daß alle Bauern meines kleinen Gütchens frei sind, die Bauern- und Hofesfelder leicht unbearbeitet bleiben, denn noch sind unsre Bauern nicht dazu erzogen, den Gedanken, daß sie frei sind, zu fassen, ohne daß dieser in jetziger Lage unsägliche Unordnungen hervorbringen würde.

Wenn auch die Wirthe an ihren Gesinden durch den Gedanken des Eigenthums gefesselt blieben, so würden die Knechte doch, so wie sie jetzt stehen und denken, ihre Heimath verlassen und jeder auf einem andern Wege sein Glück suchen. Manche fänden das ihrige auch, andere dagegen könnten lüderliche Taugenichtse werden, so wie ich es schon mit einem Hausknecht, dem ich vor 4 Jahren die Freiheit gab, erfahren habe. Indessen würde meinen Wirthen ihr Eigenthum und ihre Freiheit nichts helfen, denn sie hätten keine Hände, die ihre Aecker bestellen, und ihre auch meine Felder lägen unbearbeitet. Statt daß ich

also durch Ihr vorgeschlagenes Mittel die Freiheit der Bauern befördert hätte, so würde ich alle Gutsbesitzer zurückgeschreckt haben, und das alte Lied wäre wieder da: — „Freiheit der Bauern sei in Kurland und Livland nicht möglich.“

Glückt der in den Zeitungen angekündigte Schritt der Revaler, so ist meine Erwartung übertroffen, und ich werde mich freuen, daß ich den innigen Wunsch meines Herzens früher, als ich mir es dachte, erfüllt sehe. Aber in diesem Falle muß der Revalsche Adel reicher als der Kurländische sein. Auch müssen Adel und Bauern mehr wahre Aufklärung als bei uns haben, wenn dieser Schritt wirklich dahin leitet, daß die Bauern ohne alle Vorbereitung frei werden.

Bei uns könnte ein solcher Versuch übel ausfallen; wenigstens würde die Berathschlagung zwecklos sein, und man würde nach alle dem Delibriren nichts weiter hinausbringen, als daß unsre Bauern Sklaven bleiben müssen, weil sonst das Unterste oben und das Oberste unten kommen möchte. So wie mir es scheint, kann diese der Menschheit heilige Sache bloß durch einzelne Menschenfreunde befördert werden, die mit dem Beifalle unsres Monarchen auf ihren Gütern zuerst versuchen, wie die Sache bei uns am Besten anzufangen ist. Geht dies mit Aufopferungen der Gutsherren, dann könnte auf den Kronsgütern die nämliche Einrichtung getroffen werden, und allmählich würden dann die andern Edelleute folgen, deren Beutel, Geistes- und Herzenskräfte es erlauben. Dies war, wenn ich nicht irre, der Gang, den der große längst verstorbene Bernstorf ging, als er in Holstein die Freiheit der Bauern einzuführen suchte.

Schon werden seit diesem ersten Schritte über 20 Jahre verflossen sein, aber noch sind in Holstein nicht alle Bauern frei, denn der weise Staatsmann sah es wohl ein, daß ohne ungerecht gegen die Gutsbesitzer und deren Creditoren zu sein, kein solches allgemeines Gesetz so schnell gegeben und ausgeführt werden kann, weil die erste Auslage des Gutsbesitzers zu groß ist, wenn der Plan, Leibeigenschaft aufzuheben, wohlthätig für das Ganze werden soll. Wie viele Gutsbesitzer haben nicht Schulden! Wie manche Creditoren sind nicht Wittwen und Waisen, die dann ihr ganzes Kapital verlören, wenn auf den mit Schulden belasteten Gütern sogleich die Freiheit der Bauern eingeführt werden sollte. So sehr diese Sache mir am Herzen liegt, ebenso wenig möchte ich dazu beitragen, daß auf diesem Wege die Freiheit der Bauern bewirkt würde; denn ich möchte nicht die Thränen und die Noth so vieler Wittwen und Waisen auf mich laden, weil gewiß viele Concurse entstehen würden, und man nach echt moralischen Grundsätzen kein gegen-

wärtiges Uebel hervorbringen soll, um ein entferntes Gute zu bewirken. Nach meinem Plane kostet die Vorbereitung zur Freiheit meiner Bauern mir wenigstens drei Jahres-Revenüen und einige Jahre hindurch einen Drittheil meiner Einkünfte; da Catharinens Huld mir durch Pfalzgrafen bei meinen mäßigen Bedürfnissen für mich selbst zu leben gab, so kann ich die Einkünfte von Subern auf meine Lieblings-Idee verwenden, und auch in Pfalzgrafen von meinen Einkünften wieder im Gute einen Theil zum Wohle der Bauern zurück fließen lassen, um auch dort, falls mein Gedanke ausführbar ist, für die Freiheit der Bauern, ohne daß sie es ahnden, vorzubereiten. Aber es wäre ungerecht, wenn man vom vorigen Besitzer von Subern verlangt hätte, er solle auf seine Kosten den Bauern gute Wohnungen erbauen, denn dieser mußte von den kleinen Einkünften, die Subern hatte, leben.

Ich denke, wenn ich meinen Leuten zuerst gute Wohnungen erbaue, ihre übertriebene Arbeiten vermindre, die willkürlichen von meiner Seite ganz aufhebe, für ihre Gesundheit auf meine Kosten sorge, ihre Moralität und ihre Freuden befördere, ihnen richtigere Begriffe und mehr Kenntniß vom Ackerbau, von der Viehzucht, vom Forstwesen, von der Spinnerei beibringe, sie angenehm und nützlich beschäftige, ihnen Lust zur Gärtnerei gebe, kurz sie glücklich und besser mache, ehe ich es wage ihnen etwas von Freiheit anzukündigen, dann wird es gut gehen, denn sie müssen erst fähiger sein, eine solche Existenz würdig zu genießen, wenn die Freiheit der Bauern bei uns für sie selbst und für den Staat wohlthätig werden soll.

Bewohnen meine Bauern bessere Häuser, haben sie durch meine Sorgfalt Obst- und gute Küchengärten, wissen sie diese zu bearbeiten und sich auch außer Bier und Branntwein Freuden zu verschaffen, dann gebe ich ihnen Gesetze die meine Willkür binden, und erst mit diesen, unter dem Schutze unsers menschenfreundlichen Monarchen, auch die Freiheit, sobald sie auf diesem Wege zu selbiger erzogen sind.

Man sagt mir freilich jetzt, daß die Wirthe auch dann ohne Knechte bleiben werden, weil jeder freie Bauer lieber Handwerker als Ackersmann sein will. Aber ich rechne darauf, daß die richtigen Begriffe, die ich meinen Bauern beizubringen denke, es ihnen begreiflich machen werden, daß der Ackerbau und die Viehzucht immer sicherere Nahrung geben als Handwerke. Und fühlt dann einer oder der andere einen Beruf zum Handwerke, so wird das Gut auch nichts dadurch verlieren, sobald es bevölkerter ist als jetzt; Sorgfalt für die Gesundheit, für den Wohlstand der Bauern vermehrt auch die Menschenmenge.

Nach meinem Plane kann die Freiheit der Bauern bei uns nur

langsam bewirkt werden und 12 bis 15 Jahre können vielleicht hingehen, ehe ich es wage unsern Monarchen zu bitten, das zu bestätigen, was ich zum Wohl meiner Bauern auf meinem Gute festzusetzen denke. Glücklich sollen meine Bauern von dem Augenblicke an sein, da sie meiner Vorsorge anvertraut wurden. Frei — erst dann wenn sie reif dazu sind! — Je früher dies geschieht, um so früher fühle ich mich durch das Bewußtsein glücklich, durch freiwillige Aufopferung eines Theils meiner Einkünfte, diesen so sehr vernachlässigten und gedrückten Menschen ein dauerhaftes Glück zugesichert zu haben. Aber ich wiederhole es, den Muth habe ich nicht, dazu etwas beizutragen, durch einen gewagten Schritt die Bauern sogleich frei zu machen.

Was Catharina mir in einer der glücklichsten Stunden meines Lebens sagte, da ich diese große Frau über so Manches sprechen hörte, dies schwebt mir auch bei dem warmen Wunsche meines Herzens, unsre Bauern frei zu sehen, jetzt immer noch lebhaft vor: Il est doux de vouloir le bien, mais rien n'est si difficile que de le faire. L'experience nous dit que nous ne contribuons pas toujours au bonheur du genre humain, quand nous nous applicons a le faire — a chaque moment nous voyons la chute de notre meilleur volonté. Croyés moi! rien n'est si difficile que de faire de heureux a la longue. Des individues le deviennent, rarement des peuples! Ah je le crains jamais! Cette idee est affligeante, je l'avoue mais elle ne doit pas ralentir notre desir a travailler au bonheur publique, autant que nos facultés le permettent. Dieser weise Ausspruch meiner Wohlthäterin ist mir seitdem nicht nur bei meinen Handlungen — sondern auch bei den Handlungen anderer gegenwärtig. — Nicht alles was gut ist kann sogleich geschehen, nur das zweckmäßige Gute, welches ausgeführt werden kann, muß man durchzusetzen suchen; diesen Grundsatz strebe ich in meinem kleinen Wirkungskreise auszuüben. Werden unsre Bauern auf einem schnelleren Wege als dem, welchen ich einschlage, frei, ohne daß die Grundfeste der Regierung dadurch erschüttert wird, dann werde ich mich innigst freuen, aber beitragen werde ich aus den schon angeführten Gründen, zu dieser schnellen und gewaltsamen Veränderung nicht. Jede mit Bedacht zum Wohl des Ganzen vorbereitete Veränderung kann dem Staate heilsam werden. Eine gewaltsame Umwälzung hingegen bringt Zerrüttung hervor. Völker und Herrscher haben durch die Revolution in Frankreich eine gleiche Lehre bekommen. Wer bei uns in Kurland den sogenannten deutschen Mann zum Landbau bewegen könnte, der würde die frühere Freiheit der Bauern bewirken. Aber der deutsche Mann ist bei uns die faule Hummel im

Staate, diese zur nützlichen Thätigkeit anzuspornen, wäre auch Verdienst um das Vaterland. Bisweilen schmeichle ich mich mit dem Gedanken, daß wenn man für das Vergnügen des Ackersmannes mehr sorgt, den Ackerbau mehr in Ehren hält, daß dann auch der deutsche Mann allmählich zum Ackerbau zu bringen sein wird. Haben Sie vielleicht mehr Ideen hierüber und haben Sie noch Einwendungen gegen den Einwurf, daß die Knechte in jetziger Lage, wenn sie frei wären, den Ackerbau verlassen würden, so theilen Sie diese mit Ihrer — Ihre edle Absicht ehrenden

Dienerin Elise Charlotte von der Recke,
geborne Reichsgräfin Medem.

IV. Baron Bruiningk an Merkel.

Halle im königl. Pädagogio 3. October 1797.

Edler, verehrungswerther Menschenfreund!

Verschmähen Sie diese Zeilen nicht, die ein Jüngling Ihnen widmet, der durch Ihre Schilderung der Letten, durch Ihre darin geäußerten menschenfreundlichen Gesinnungen, zur Hochachtung gegen Sie, zur Bewunderung gegen Sie hingerissen wird. Unbekannt mit Ihrer Wohnung und nur in der Vermuthung, Sie möchten sich vielleicht in Dresden aufhalten, übergebe ich Ihnen diese wenigen Zeilen, die eigentlich der Ausdruck des Dankes und der Verehrung, edler Menschenfreund, sein sollen, wozu ich aber keine Worte finde.

Seien Sie dreimal von mir gedankt für Ihre Schrift, zumal wenn, wie ich gehört habe und wie vor einiger Zeit ich in der Hamburger Zeitung las, sie dazu gedient hat, die Leibeigenschaft in Livland abzuschaffen, worüber noch die Genehmigung des Kaisers zu erwarten ist.

Schon oft habe ich über die Erniedrigung der Menschheit geseufzt. O könnte ich beitragen zum Glück dieser armen Sklaven, so wollte ich mich glücklich schätzen. Sind die, welche wir so verachten, die wir so niederdrücken, nicht unsere Mitmenschen; haben sie nicht vom Schöpfer gleiche Rechte, gleiches Ansehn erhalten? O Gott, das Erdenleben hat schon so manche Mühe, manchen Kummer, und man will seinem Nebenmenschen noch vollends alle Freuden rauben? — ihn noch unter das gebeugte Lastthier krümmen? — ihn grausam seinem Weibe, seinen Kindern entreißen? — ihn fast verhungern und zugleich für fremdes Glück arbeiten lassen? — Ich staune ob der Grausamkeit!... Es ist ausgemacht, manches gnädige Herrchen schätzt sein Hündchen mehr als seinen Mitbruder, indem jener auf Federn ruht, fuchtelt er diesen

zu Tode. — Der Mensch — und solcher giebt es unzählige — hat ein Pantherherz!

Ich bin nun im 16. Jahre und seit dem 7. schon aus Livland heraus, dennoch bin ich voll Liebe zu meinem Vaterlande und bedaure den Starrsinn des Adels und das Elend des bedrückten Landvolks; doppelt ist die Blindheit des Adels zu bedauern, der, wenn er die Augen nicht bald öffnet, sich ein gleiches Schicksal mit dem französischen zu erwarten hat. — Ich bin hier in Deutschland Augenzeuge vom Elend der französischen Emigrirten und von Menschenbedrückung gewesen: von jenem bei meinem Aufenthalt in Neuwied am Rhein, dem Hauptsitz der französischen Emigrirten, von diesem bei meinem Aufenthalt in Uhist an der Inn bei Bautzen unter den Wenden. Jetzt bitte ich Sie, kennen Sie meinen Vater, den Ober-Landgerichts-Assessor B. v. Bruiningk auf Hellenorm und Samhof? und wenn Sie ihn kennen, ach so möchte ich so gerne wissen, wie er mit seinen Bauern umgeht, in betreff derselben hat mein guter Vater so oft menschenfreundlich sich geäußert. — So gram ich den gallischen Freiheitsjägern auch bin, die um eine nicht existirende Chimäre, ich möchte sagen, verrückt werden, so möchte man mit ihnen vereint darauf dringen, das leidige Wörtel von von den Namen zu verbannen, weil Menschen, die dies besitzen, das Recht zu haben glauben, ihre Nebenmenschen, die kein von vor dem Namen haben, zu foltern.

Mit der größten Hochachtung, die Ihnen die ganze Menschheit schuldig ist, bin ich Ihr

ergebenster Diener Bruiningk.

V. Derselbe an denselben.

Dorpat, 16. August 1840.

Verehrter Herr Doctor!

Vor einigen Jahren wandte ich mich eines Geschäftes wegen an Sie. Damals waren Sie so freundlich mir in Erinnerung zu bringen, daß ich schon im Jahre 1797 aus dem Hallischen Pädagogio — (in einer heiligen Angelegenheit der Menschheit) — an Sie geschrieben und daß Sie auf jenen Brief des Jünglings einen Werth legen. Wohl unvergeßlich bleibend ist der Eindruck gewesen, den Ihre Letten auf mich gemacht haben, aber der Umstand mit dem Briefe war in der langen Reihe von Jahren aus meinem Gedächtniß entschwunden. Jetzt habe ich ihn im 2. Theil Ihrer Darstellungen wieder gelesen und es erwachte alles wieder in meiner Erinnerung.

Welcher Wechsel der Zeiten und Jahre hat seitdem stattgefunden!

Sie haben im hohen Alter das freudige Bewußtsein, daß vor Allem durch feurige Worte der Wahrheit, die Sie der Welt verkündeten, die Aufhebung der Leibeigenschaft des Landvolks in den Ostseeprovinzen gefördert und Ihnen ein großes Werk zur Menschenbeglückung gelungen ist! —

Wenn ich, als Jüngling, Ihnen Zeugniß davon ablegte, daß mein Herz für Recht und Wahrheit glühte und für Ihre Lehre empfänglich war, so darf ich — jetzt dem Greisenalter nahe — es aussprechen, daß ich diese Gesinnung treu bewahrt habe und in diesem Sinne, wenn auch mit geringen Kräften, zu leben und zu wirken, bemüht gewesen bin. Vergeblich war im Jahre 1817 und 1818 mein eifrigstes Bemühen dem Landvolke bei der Freilassung theure Rechte zu retten, nämlich die durch das Gesetzbuch von 1804 ihm ertheilte erbliche Nutzung des Landes. Die Früchte der Freiheit reifen so vielleicht um ein Jahrhundert langsamer. Was ist aber ein Jahrhundert dem Ewigen! nur wir Kinder des Augenblicks messen mit unsrem Pygmäen-Maße! Und jene langsam wachsende und reifende Frucht wird ein desto herrlicheres Gewächs werden. Mit dieser Ueberzeugung scheide ich vom Leben. Ich preise mich glücklich, daß auch im gegenwärtigen Augenblick ich bestimmt und berufen bin für die Wohlfahrt des Landvolks — in einem größern Kreise — und ich darf es hoffen — mit Erfolg zu wirken. Wohl weiß ich, daß es nur ein Geringes ist, was ich leistete und leisten werde, und ich klage mich an, daß ich ein unnützer Knecht gewesen; ich blicke aber hoffend zu dem Engel, dessen Thräne im Protocollbuch des Ewigen meine Schuld auslöscht!

Ich habe geglaubt, daß ich Ihnen dies Bekenntniß abzulegen schuldig war, rücksichtlich der gütigen und freundlichen Anerkennung, die Sie mir dem Jüngling und dem Manne — in Ihrer Schrift zu Theil werden ließen, mehr gewiß, als ich verdiene.

Mit den Gefühlen der Hochachtung, mit welchen ich mich 1797 unterzeichnete — wiederhole ichs als Ihr

ergebenster Diener Bruiningk.

VI. Merkel an den Landrath v. Bruiningk.

Hochgeborner Herr Baron!

Hochverehrter Herr Landrath und Ritter!

Ew. Excellenz wohlwollendes Schreiben brachte einen sehr lichten, frohen Tag in meine trübe Einsamkeit. Es ist ein sehr seltenes Phänomen, einen Mann in spätem Alter und in hohen Würden nicht nur den edlen Grundsätzen, sondern auch den reinen menschlichen Gefühlen

mit Wärme treu zu sehen, die ihn als angehenden Jüngling erfüllten. Empfangen Ew. Excellenz mit meinem gehorsamsten Dank, für Ihre gütigen Aeußerungen, die aufrichtige Versicherung meiner innigsten Hochachtung.

In Rücksicht der heiligen Sache unsrer vaterländischen Provinzen nähre ich frohe Zuversicht.

Ich weiß aus mannigfaltigen Zeugnissen und Beweisen, daß im Innern unserer Provinzen an vielen Orten zuweilen noch vorgeht, was nach der Freierklärung der Bauern nicht mehr möglich sein sollte, aber es erregt bei Unbetheiligten allgemein verachtungsvollen Unwillen, und der Charakter und die Bildung der Letten und Esten gewinnt allmählich, aber unaufhaltsam, so viel Gehalt, daß jenes Unrecht wohl bald wird aufhören müssen. Ich sehe ein herrliches und entscheidendes Zeichen der Zeit darin, daß gerade Ew. Excellenz an der Spitze des geweihten Zirkels stehn, der neue Verbesserungen bewirken soll. Sie werden siegen, wenn auch nicht für die Gegenwart, doch dadurch, daß eine nahe Zukunft sich schämen wird, Ihre Pläne noch nicht ausgeführt zu sehn, und sie verwirklicht.

Indeß in Galizien und nun auch in Posen die verarmt gewesenen Gutsherren, und mit ihnen das ganze Land, bloß dadurch in blühende Umstände gesetzt sind, daß der Bauernstand seine Besitzungen als Eigenthum bewirthschaftet: wie wäre es möglich, daß man bei uns noch lange die Augen gegen die Wahrheit verschließen und hartnäckig Verhältnisse festhalten sollte, die offenbar verderblich sind? Indeß es längst entschieden ist, daß die Güter durch Arrendatoren, die nur schnell allen Vortheil aus ihnen zu ziehen suchen, zu Grunde gerichtet werden, ist es möglich, daß man bei uns noch lange übersehen kann, welche — ich wähle den schonendsten Ausdruck — Seltsamkeit darin liegt, die ganze Bauerschaft durch Verweigerung des Eigenthumsrechts auf ihr Land, und selbst der Erbpacht aus solchen Arrendatoren bestehen zu lassen? Nein diese kurzsichtige Ungerechtigkeit ist ihrem Aufhören nahe und Ew. Excellenz werden das unvergängliche Verdienst haben, dieses herbeizuführen oder doch entscheidend vorzubereiten.

Mit hohem Interesse habe ich die Aufforderung gelesen, die Ew. Excellenz in den Dörptschen Jahrbüchern erließen und sehr bedauert, das Organ eingebüßt zu haben, durch das manche sehr beachtungswerthe Stimme, die nun wahrscheinlich aus Blödigkeit schweigen wird, für ihre edlen, menschenfreundlichen Ansichten mitgesprochen hätte.

Ich wiederhole den Ausdruck der aufrichtigsten und wärmsten Hochachtung u. s. w. E. Excellenz

gehorsamster Diener Merkel.

VII. Heinrich Zschokke an Merkel.

Aarau, 14. Februar 1832.

Eigentlich zwar, mein theuerster Herr und geradezu gesagt, Freund, kömmt keine Freude in dieser Welt zu spät, aber doch — dem Himmel sei's geklagt — war die Ankunft Ihres lieben Briefes vom $^{19}/_{31}$ März 1831 bis zum 12. Februar 1832 wohl spät. Entweder sollten die zwischen uns Beiden wohnenden Monarchen in ihren Reichen für Eisenbahnen und Dampffrachtwagen oder für Lebensverlängerungsanstalten sorgen, daß ein Brief wie der Ihrige nicht 10—11 Monate unterwegs bleibe. Wenn mein Schreiben nach Neujahr 1833 bei Ihnen eintrifft, so haben Sie vielleicht im Laufe der Jahre längst vergessen, daß Sie mir einmal schrieben.

Aber ich werde es nicht vergessen, welche Freude Sie mir gebracht haben, erstens daß ein so hochachtungswürdiger Mann, wie Sie, mich seiner Aufmerksamkeit werth gehalten, zweitens daß ich mich so wunderartig im lettischen Rock ausnehme.*) Ja es freut mich mehr lettisch zu reden, als in Amerika englisch oder in Frankreich (durch Herrn Büssieu) mit dem Landvolk französisch; denn Amerikanern und Franzosen stehen mehr Hilfsmittel zu Gebote, als den armen Letten. Auch da also müssen Deutsche die Apostel der Humanität sein, deren Sie einer der Ersten sind. Denn Ihre Schrift gab — vielleicht ohne daß Sie es wissen — den ersten Anstoß zur nachherigen Milderung der Leibeigenschaft. Vor etw 5 oder 6 Jahren besuchte mich ein Baron Uexlix (wenn ich nicht im Namen irre) aus Liefland**), ein trefflicher Mann, dem ich die stufenweise Entwickelung der Bauern in der Schweiz von ihrer allemannischen Leibeigenschaft bis zur republikanischen Freiheit erzählen mußte. Er verhieß Goldenes für die Menschheit in Liefland; mein Freund Jochmann aus Riga bezeugte späterhin mir Aehnliches und nun Ihr Brief bringt die Bestätigung. Sollten Sie zufällig jenen Herrn Uexlix kennen, so bitte ich, rufen Sie mich in seinem Gedächtniß wieder durch einen Schweizergruß hervor. Es that mir leid, seinen Namen nicht unter den großmüthigen Subscribenten zu finden. Es bleibt doch eine traurige Wahrheit, immer und immer muß das Herrlichste und Edelste für das menschliche Geschlecht durch Privatleute vollbracht werden, statt pflichtmäßig durch die Regierungen; ja man muß diese schon dafür segnen, wenn sie das Gute nicht hindern. O, ich habe mehr Pöbel unter den

---

*) Merkel hatte Zschokke eine lettische Bearbeitung des bekannten „Goldmacherdorfs" gesandt.

**) Es ist offenbar der Baron Boris v. Uexküll auf Fickel gemeint.

sogenannten Großen gefunden, als im gemeinen Volk (nach Abzug der Kenntnisse und Aeußerlichkeiten). Was hat die Welt davon, wenn alle sogenannte feinere Bildung nur zum Werkzeug der in Seide gekleideten Barbaren wird.

Mit wahrem Genuß habe ich die deutsche Uebersetzung des „Zeems kur seltu taisa" gelesen. Es ließ mich in die Tiefen sehen, worin der lettische Bauer versunken liegt und davon die Schweiz nichts Aehnliches zeigt. Ich mache dem Herrn Lundberg mein Compliment für die gelungenen Umänderungen zum Behuf seines Volks.

Bleiben Sie noch lange für das Heil Ihrer Umgebung thätig. Sie sagen, ein Greis wären Sie? Kann denn ein Mann wie Sie zum Greis werden? Zwar bin ich nur erst 60 Jahre oder bald 61, aber ich fühle mich jünger als damals, da ich die Zahl umgekehrt mit 16 schrieb. Wenn ich früh sterben muß, hat mich wahrlich nicht das Alter, sondern die Gluth der Jugend verzehrt, in der ich umsonst wie ein unglücklicher Liebhaber für Besserung und Heiligung unseres Geschlechts verlodere.

Möge ein günstiger Stern den deutschen und russischen Posten leuchten, damit mein Brief in Ihre Hände komme, damit er Ihnen sage, daß ich Ihnen für Ihre unverdiente Aufmerksamkeit herzlich danke; daß ich Sie schon längst hochschätzte, nun aber als Mensch lieb habe; daß ich mir nichts wünsche als bei Ihnen (mit Erlaubniß der russischen Polizei) in Ihrem Merkelshof zu sitzen oder noch lieber, daß Sie ein paar Wochen bei mir in meiner freundlichen Blumenhalde, am Fuß des Jura, bei Aarau, im Angesicht der Gletschergipfel auf freier Schweizererde leben wollten.

Adieu wohlbekannter lieber Freund. Wenn Sie beim Lesen dieser Zeilen etwas wie einen Hauch fühlen, so ists kein Luftzug von Fenster oder Thür, es ist ein Geisterkuß von Ihrem

Freunde Heinr. Zschokke.

VIII. R. J. L. Samson v. Himmelstierna an Merkel.

Lustifer 15. Januar 1839.

Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Doctor!

Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren die Zusendung beigehenden Exemplars meiner historischen Darstellung*) als einen Beweis meiner Hoch-

*) Sc. der Geschichte des livländischen Bauernstandes.

achtung und Ergebenheit für die Sache anzusehen. Diese Gesinnung, die seit 1796 (auch Ihnen unbekannt) gleichwohl ununterbrochen Ihnen gewidmet war, habe ich seither aus Mangel an Gelegenheit selbst nicht einmal gegen Ew. Hochwohlgeboren ausgedrückt. Um desto mehr freue ich mich jetzt, das Bekenntniß derselben als Act einer Gerechtigkeit ansehen zu können, die aus leicht begreiflichen Ursachen Ihnen ebenso wenig von Ihren Zeit- als von meinen Amtsgenossen öffentlich widerfahren ist. Denn auch Sie, Herr Doctor, haben hier das allgemeine Schicksal jedes Menschenfreundes getheilt. Je lichtvoller das Gute und Wahre sich darstellt, je eingreifender es wirkt, desto mehr blendet es Anfangs unser blödes Auge, bis die Angewöhnung ihm zu Hilfe kommt; destomehr verletzt es Interessen, in welchen sich, wenn nichts Anderes, so doch unsere Bequemlichkeit und Unbeholfenheit gefallen. *Χαλεπά τὰ καλά.* Aber dafür überlebt Beides auch seine Bekenner und Förderer und dauert heilbringend fort, wenn die Schaustellungen zu innerer Alltäglichkeit längst dahingeschwunden sind.

Ich rechne mirs zur Ehre, mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit, wie seither, auch ferner zu bleiben

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener R. J. L. Samson.

Die Einführung der Statthalterschaftsverfassung in Livland (1783).

Unserem Lande sind seit seiner Zugehörigkeit zu größeren Reichen, deren Kernbevölkerungen anderen Nationalitäten angehörten als die Bewohner der baltischen Küste, in staatsrechtlicher Hinsicht Experimente der mannigfachsten, ja oft abenteuerlichsten Art nicht erspart gewesen. Nur zu häufig wurden die Formen des größeren Ganzen, dem diese eigenartigen staatsrechtlichen Pertinenzen eingefügt waren, brevi manu auch auf diese ausgedehnt, unbekümmert um den Stoff, den sie stützen und ordnen sollten. Und wie häufig dabei auch das Wachsthum unseres Eigenlebens behindert und verkrüppelt worden, dasselbe ganz zu verderben oder gar zu tödten, ist selbst der dem Stoff heterogensten Form bisher nicht gelungen.

Eines der interessantesten Experimente dieser Art ist die Einführung der Statthalterschaftsverfassung in Livland, über die wir in Nachfolgendem berichten wollen. Diese ursprünglich nur für eines der russischen Gouvernements projectirte, in der Folge auf alle übrigen, ja selbst auf das Herzogthum Livland ausgedehnte Provinzialverfassung, war ihrem Wesen nach nichts weiter als eine büreaukratisch gedachte Ausgestaltung der in Livland bis dahin zu Recht bestandenen altständischen Verfassungsgrundlagen. Den im Osten der Narowa eigenthümlichen Zuständen angepaßt und nach der büreaukratischen Denkweise ihrer Redacteure gemodelt, waren die vorgenommenen Veränderungen für Livland nicht gerade Verbesserungen, und zum Mindesten eigenthümlich ist die Erscheinung, daß das Original nach seiner Copie zugestutzt werden sollte.

Doch orientiren wir uns, ehe wir diesem Experiment näher treten, mit den politischen Verhältnissen, die damals in Rußland und am russischen Hof bestanden, um auf diesem Wege den rechten Hintergrund für unser Gemälde zu schaffen.

Mit dem Sturz Pugatschews (1774) und der Moskauer Reise, welche Catharina II. bald nach der Hinrichtung dieses gefährlichen Rebellenhäuptlings unternahm, beginnt ein neuer Abschnitt in der Regierungs- und Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Frau, — die Zeit der Allgewalt Potemkins, des „Fürsten der Finsterniß," wie J. J. Sievers diesen unheimlichen Mann nannte, der nach dem Urtheil Philipp Wigels und anderer Anhänger der damals noch in ihrer Kindheit begriffenen nationalen Partei, ein Gigant war, „der die stille Größe des russischen Wesens bezeichnete." Heute kann es für ausgemacht gelten, daß die schwierigen Verhältnisse, unter denen das Ende der Regierung Catharinas verlief, hauptsächlich auf den „Taurier' zurückzuführen sind, der, wenige Unterbrechungen abgerechnet, von 1775 bis 1792 der höchsten kaiserlichen Gunst genoß und das ungeheure Reich, dessen erster Beamter er war, als Spielraum seines Ehrgeizes und seines wilden, ungeregelten Thätigkeitsdrangs ansah. Die Kriege, welche er gegen die Türken führte, trugen allerdings dazu bei, die Grenzen Rußlands beträchtlich zu erweitern, sie mußten aber mit der maßlosen Anhäufung der Staatsschuld und der Ueberanstrengung der productiven Kräfte des Kaiserreichs theuer bezahlt werden. Potemkin wußte die Blicke der Kaiserin so ausschließlich auf Ziele des Ehrgeizes und der Machtvergrößerung zu richten, daß die große organisatorische Arbeit, welche Catharina während des ersten Drittheils ihrer Regierung in Angriff genommen hatte, in Stocken gerieth; weil er selbst an der Regelung innerer Fragen keine Befriedigung fand, doch es aber nicht dulden wollte, daß neben ihm unabhängige Männer wirkten, sah er sich genöthigt, die innere Verwaltung in die Hände seiner Günstlinge zu legen und in der Wahl dieser war der „Taurier" nicht glücklich. Wohl trat eine große Zahl der organischen Gesetze, welche früher ausgearbeitet waren, während der Potemkin'schen Periode in Kraft, die Männer aber, welche mit der Ausführung derselben betraut wurden, wirkten in einem andern Geist, als dem, der die Schöpfer jener großen Neugestaltungen beseelt hatte. An die Stelle ruhiger, planmäßig geordneter Thätigkeit, traten Hast und Ungeduld, — in überstürzender Weise wurde angestrebt, was nur auf dem Wege organischer Entwickelung glücklich zu Stande gebracht werden konnte. Die Sucht, rasche glänzende Resultate, wie sie im Geschmack des Reorganisators der Krim waren, zu erzielen, gewann Ueberhand über dem bescheidenen Streben, solide Früchte zu zeitigen, die zu dem Wachsthum des Baumes in richtigem Verhältniß standen, — jenes unselige Bestreben, sich an der Aufführung glänzenden Façaden genügen zu lassen und Nichts nach den

Zuständen zu fragen, die sich hinter demselben verbargen, stand gerade zur Zeit des Potemkinschen Einflusses in voller Blüthe und gefährdete das Gedeihen zahlreicher der glücklichsten Schöpfungen der Kaiserin. Unglücklicherweise war der einzige Mann, der Potemkin die Spitze zu bieten vermochte und diesem in stolzer Unabhängigkeit gegenüberstand, der Graf Nikita Panin, für Fragen der inneren Verwaltung ziemlich unzugänglich und theilnahmlos. Während Panin auf die auswärtige Politik Rußlands bis zum Ende seines Lebens einen entscheidenden Einfluß übte, ließ er geschehen, daß Potemkin durch seinen Verbündeten, den General-Procureur Fürsten Wjäsemski, alle Fragen der Legislation und Verwaltung willkürlich lenkte. — Von einem principiellen Gegensatz Potemkins zu den Einrichtungen, welche während der ersten Regierungsjahre der Nachfolgerin Peters III. geschaffen oder angebahnt worden, war allerdings nicht die Rede, da es sich in dem Kampf der damals rivalisirenden Parteien um Grundsätze überhaupt nicht handelte; die öffentlichen Angelegenheiten wurden von den kaiserlichen Günstlingen als Personenfragen angesehen und behandelt und wenn ein politisches Programm bekämpft oder unterstützt wurde, so ließen Zuneigung für oder Abneigung gegen dasselbe sich in der Regel auf das Verhältniß zurückführen, in welchem seine Schöpfer zu dem einen oder andern Machthaber standen. Daß Gesichtspunkte dieser Art für die Behandlung der wichtigsten und eingreifendsten Fragen maßgebend waren, tritt gerade in der Geschichte der Statthalterschaftsverfassung und ihres Begründers des Grafen Johann Jakob Sievers mit besonderer Deutlichkeit und Schärfe hervor: auch ohne auf die Einzelheiten der damaligen politischen Lage weiter einzugehen, werden wir im Stande sein, an den Geschicken dieses einen Instituts, die Verhältnisse, aus denen dasselbe hervorgegangen war, zu charakterisiren.

Wenige Monate nach der Thronbesteigung Catharinas, im April 1764, war Johann Jakob Sievers zum Gouverneur von Nowgorod ernannt worden; durch die Vermittelung der damals noch allmächtigen Grafen Orlow und Panin war der junge, talentvolle Estländer, der seine Laufbahn als Diplomat begonnen hatte, der Kaiserin empfohlen worden, die ihn bald mit Beweisen ihres Vertrauens und ihrer Gunst überhäufte. Von dem Streben durchdrungen, die Zustände ihres Reichs wirklich kennen zu lernen und der Unordnung zu steuern, welche auf beinahe allen Gebieten herrschte, beauftragte Catharina ihren neuen Gouverneur mit einer ungeschminkten wahrheitsgetreuen Darstellung der Zustände, welche er in seinem Regierungsbezirk vorgefunden. Dem Biographen des Grafen Sievers, Professor K. L. Blum, haben wir es

zu danken, daß dieser Bericht beinahe vollständig veröffentlicht worden ist und eine Vorstellung von dem anarchischen Zustande ermöglicht, in welchem sich eines der reichsten und wichtigsten Gouvernements des russischen Reichs befand. Justiz und Verwaltung der Gouvernements entbehrten aller irgend auskömmlichen Organe; der Adel, den Peter III. von der zwangsweisen Verpflichtung zum Staats- und Militairdienst entbunden hatte, sank, sich selbst überlassen, in den Zustand alter Rohheit und Unbildung zurück und nahm fast gar keinen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Während einzelne reiche und vornehme Familien in der Residenz lebten und sich durch Nachahmung französischer Formen Antheil an den Culturfortschritten der Zeit zu erwerben glaubten, verkümmerte die Masse der minder Vermögenden auf dem flachen Lande. Bei dem Mangel an provinziellen Gerichts- und Verwaltungsstellen waren die Gouverneure darauf angewiesen, Alles selbst zu ordnen, und bei der Geschäftsüberbürdung, die die natürliche Folge dieser Ordnung der Dinge war, konnte es nicht ausbleiben, daß sie meist willkürlich, ohne Prüfung des Sachverhalts und ohne Berücksichtigung der Gesetze verfuhren, ja verfahren mußten. Die Beamten, welche sie aus der Residenz mitbrachten, waren die einzigen Factoren, mit welchen die Gouverneure rechnen konnten, der Adel übernahm Aemter und Anträge nur, wenn dieselben mit besonderen Vortheilen verbunden waren. In den wenigen größeren Städten, welche die Gouvernements besaßen, residirten Wojewoden, welche die Polizei handhabten und in den meisten Fällen zugleich als Richter fungirten. Ihr Thun und Lassen wurde lediglich durch das Herkommen und das Dafürhalten ihrer Vorgesetzten bestimmt, da es an einer ihrer Thätigkeit regelnden Instruction fehlte; auf dem flachen Lande walteten sogenannte Sozki's, Leute, die nur ausnahmsweise zu lesen und zu schreiben verstanden, ihre Kanzeleigeschäfte von Kirchendienern besorgen ließen und den Wojewoden verantwortlich waren, wenn anders diese von ihrem Aufsichtsrecht Gebrauch machen wollten. Wege und Communicationsmittel fehlten allenthalben; um Recht zu suchen, mußten die Bittsteller mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten nach Petersburg wandern und beim Senat Hilfe suchen, der die höchste justitiäre und administrative Autorität in sich vereinigte, von seinen Secretairen und Obersecretairen aber so vollständig beherrscht wurde, daß diese — nach des alten Münnich Ausspruch — die wahren Regenten des Reichs waren und thatsächlich über allen Gouverneuren und Präsidenten standen. — Daß eine so mangelhafte Organisation allgemeine Verwirrung und Unsicherheit zur Folge hatte, versteht sich von selbst; die mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft waren der

Plünderung und Ausbeutung vollständig preisgegeben, Selbsthilfe schien die einzige Art von Justiz zu sein, die zu einem sichern Ziele führte, der Volkswohlstand nahm beständig ab, die allgemeine Unsicherheit aller Verhältnisse lähmte Unternehmungslust und Productionseifer — das Reich schien der Auflösung entgegenzugehen. Als Sievers in Nowgorod anlangte, um die Verwaltung zu übernehmen, war das Archiv dieses Gouvernements seit Jahren unter den Trümmern eines eingestürzten Zeughauses begraben, das Gefängniß von zwölfhundert gemeinen Verbrechern und zwanzig angeklagten Edelleuten, die vergebens des Richterspruchs harrten, bevölkert; die Summe der rückständigen Steuern betrug fast 3 Millionen Rubel und durch seinen Vorgänger erfuhr der neue Statthalter, daß jährlich nur zwei bis drei Civilsachen expedirt würden. Nachdem es dem unermüdlichen Eifer unseres Landsmannes gelungen war, den dringendsten Nöthen abzuhelfen, vor Allem Straßen zu legen, eine geregelte Communication zu begründen und durch Verstärkung der öffentlichen Sicherheit den Productionseifer der Landwirthe und Kaufleute zu beleben, entwarf Sievers ein Statut, durch welches die russische Provinzialverfassung reorganisirt und die nöthigen Polizei- und Justizbehörden eingeführt werden sollten. Von der durchaus begründeten Ueberzeugung ausgehend, daß es unmöglich sei, ohne Heranziehung der gebildeteren Gesellschaftsklassen, allein durch Staatsbeamte würdigere und erträglichere Zustände herbeizuführen, wandte Sievers sein Hauptaugenmerk auf die Weckung und Förderung der Theilnahme des Adels für die Provinzialinteressen und auf die Begründung eines selbständigen Städtelebens, an welchem es, wie allenthalben im Innern des Reichs, auch in seinem Gouvernement vollständig fehlte. Er legte der Kaiserin einen ausführlichen Plan vor, dessen erster Theil die Reorganisation der Behörden- und Gerichtsverfassung in den Gouvernements zum Gegenstande hatte, während der zweite auf die Begründung ständischer Corporationen abzielte. Die Edelleute der einzelnen Gouvernements sollten zu besonderen Körperschaften zusammengeschlossen und verpflichtet werden, aus ihrer Mitte die Beamten der provinziellen Verwaltung und Justiz zu wählen; in den Städten sollten den Bürgern Corporationsrechte ertheilt werden, um eine communale Selbstverwaltung anzubahnen. Dem Staat sollte nur die Oberaufsicht über diese Institute bleiben, da die Erfahrung ausgewiesen hatte, daß seine Beamten außer Stande seien, alle Functionen des Staatslebens allein zu regeln und in Uebung zu erhalten.

Auf die Einzelheiten des Sieversschen Entwurfs werden wir weiter unten einzugehen haben. In demselben Jahr, das Potemkins Günstlingsstellung begründete, trat die Kaiserin in eine ausführliche Prüfung

dieser Vorlage ein. Die Grundprincipien derselben hatte Sievers — wie der Leser bereits aus den obigen Andeutungen errathen haben wird — seiner Heimath, den Provinzen Liv- und Estland, entnommen. Ob und in wie weit der (inzwischen zum General-Gouverneur von Nowgorod und Twer ernannte) Staatsmann baltischen Ursprungs recht daran that, Einrichtungen, die auf durchweg anderen Voraussetzungen als denen des eigentlichen Rußlands beruhten, zum Muster zu nehmen, wird heute kaum mehr festzustellen sein. Nur gegen einen, gerade in der Neuzeit häufig erhobenen Vorwurf müssen wir den deutschen Organisator der russischen Provinzialverfassung in Schutz nehmen: gegen den, den Gang einer organischen Entwickelung niedergetreten und vorgefaßten Meinungen zu Liebe gewaltsam deutsche Institutionen eingeführt zu haben, die dem Interesse der Bevölkerung zuwiderliefen und ihr verhaßt waren. Gewaltsamer Einbruch in eine organische Entwickelung ist nur möglich, wo sich die Keime einer solchen wirklich vorfinden — von solchen war in dem damaligen Rußland keine Spur zu finden und keiner der zahlreichen jungrussischen Tadler des Schöpfers der Gouvernements-Verordnung hat irgend nachzuweisen vermocht, daß national-russische Provinzialeinrichtungen bestanden, denen Sievers zu nahe getreten wäre. Die alten vorpetrinischen Institute, so weit solche überhaupt bestanden hatten, waren in dem halben Jahrhundert seit Peters Tode untergegangen und vergessen; Sievers fand eine vollständige tabula rasa vor, die aller Fundamente eines geordneten Zustandes entbehrte. Daß es liv- und estländische, nicht deutsche und französische Muster waren, deren Annahme er empfahl, hatte mehrfache Gründe, denen man eine wenigstens relative Anerkennung nicht versagen kann. Die Selbstthätigkeit der Bevölkerung, die Theilnahme der Unterthanen an den Geschäften der Provinz sollte geweckt und belebt werden; von einer solchen war in den meisten Staaten des europäischen Continents in dem Zeitalter des aufgeklärten Despotismus nicht die Rede, am wenigsten in Deutschland und Frankreich. Wir erinnern daran, daß Herder, dem geborenen Preußen, in Riga zum ersten Male das Bild eines sich selbst regierenden Gemeinwesens entgegentrat, daß das Rigaer Communalleben des 18. Jahrhunderts in so entschiedenem Gegensatz zu der büreaukratischen Abhängigkeit der Städte im Vaterlande des berühmten Dichters stand, daß dieser die Dünastadt ein zweites Genf nannte, dessen Beispiel allgemeine Nachahmung zu finden verdiene. Dieser Grund war indessen nicht der einzige, der Sievers die Nachahmung der Institutionen seines speciellen Vaterlandes nahelegte: der Stand, welcher die Grundlage des westeuropäischen Staatslebens damaliger Zeit zu werden begann, dessen

sich die aufklärenden Fürsten des 18. Jahrhunderts vorzugsweise bedienten, um die staatlichen Bildungen des Mittelalters anzugreifen, das gebildete Bürgerthum, existirte in Rußland nur dem Namen nach. Alle Bildung, ja alle Bildungsfähigkeit concentrirte sich in Rußland im Adel; auf diesen Stand war der Staatsmann, der eine russische Provinzialverfassung gründen wollte, in erster Reihe angewiesen. Dieser Umstand bedingte die Abweichung von westeuropäischen Mustern mit Nothwendigkeit. Hatte Sievers überhaupt Recht, als er die Weckung des Sinns für provinzielle und corporative Selbstverwaltung als vorzüglichstes Mittel zur Regeneration des russischen Staatslebens empfahl, und irrte er nicht, indem er den russischen Adel für den erstberufenen Stand hielt, — so kann man ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er die aristokratisch-autonomen Einrichtungen des Ostseelandes zum Muster für seine Schöpfung nahm. Allerdings hat der Erfolg dieses Unternehmen nicht oder doch nur sehr unvollständig gerechtfertigt: die statthalterschaftliche Verfassung hat in Rußland neunzig Jahre lang bestanden, — die Keime eines wirklichen Selfgovernments hat sie aber nicht zu legen vermocht. Aeußerlich wurde sie im Laufe der Zeit immer mehr beschnitten und in büreaukratischem Sinne modificirt, ihrer inneren Seite nach ist sie nicht in das Fleisch und Blut der Nation übergegangen; sie blieb was sie von Anfang an gewesen, ein auf „Allerhöchsten Befehl" eingeführtes Reglement, dem man gehorchte und dessen Vorschriften man befolgte, soweit man überhaupt Gesetze befolgte, mit dem der Volksgeist aber nichts anzufangen wußte. Von einem gewissen Nutzen ist die Sieverssche Schöpfung indessen doch gewesen, wenn auch nicht von dem, auf welchen Sievers selbst es vorzüglich absah: durch sie wurde zum ersten Male eine feste Ordnung für die provinzielle Justiz und Verwaltung begründet, ein organischer Zusammenhang zwischen Kreis-, Gouvernements- und Reichsbehörden hergestellt und der Oberverwaltung mindestens die Möglichkeit einer regelmäßigen Controle geboten. Auch die Heranziehung des Adels zur Localverwaltung hat einen gewissen Nutzen geschaffen und die kleineren und mittleren Edelleute daran gewöhnt, anderen Beschäftigungen als denen des Krieges und der Landwirthschaft ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; daß keine wirkliche Selbstverwaltung begründet wurde, lag ganz besonders daran, daß der Kreis der freien Thätigkeit des Adels, der bereits ursprünglich ziemlich eng gezogen war, in der Folge immer mehr beschränkt wurde, namentlich dadurch, daß man die vollständige Ausübung der adeligen Rechte von dem Erwerb büreaukratischer Qualitäten abhängig machte.

Als Sievers die Entwürfe zur Statthalterschaftsverfassung der

Kaiserin unterbreitete, hielt diese sich, wie eben erwähnt, in Moskau auf. Daß die Moskauer Reise von 1775 überhaupt zu Stande gekommen war, deutete darauf hin, daß Panin und Orlow, auf welche Sievers sich hauptsächlich stützte, nicht mehr den frühern Einfluß übten. Sie hatten dieselbe entschieden widerrathen, Potemkin aber war es gelungen, die Kaiserin zu dieser vorübergehenden Verlegung ihrer Residenz zu bestimmen. Noch war seine Machtstellung indessen nicht fest genug begründet, als daß er sich um Angelegenheiten der inneren Verwaltung bekümmert oder auf diese einzuwirken versucht hätte: Potemkin begnügte sich damit, den Credit seiner Gegner allmählich zu untergraben, dieselben von der Person der Monarchin fern zu halten und auf diese Weise seine eigene Stellung zu befestigen. Dieser Umstand kam Sievers wesentlich zu gut, ihm hatte er es zu verdanken, daß die Kaiserin seine Entwürfe mit ihm allein prüfte und berieth und keinen der leitenden Staatsmänner zuzog: die einen wurden von Potemkin fern gehalten, die andern (unter diesen auch der von Potemkin unterstützte Fürst Wjäsemski) waren noch nicht einflußreich und mächtig genug, um ihren Rath und ihre Meinung zu verlautbaren ehe sie gefragt wurden. „Die Kaiserin," so berichtet Sievers selbst, „geruhte mich zu berufen und ließ einen Landrath aus Estland kommen, um die Verfassung dieser Provinz darzulegen, wie ich es mit Livland that, wo sie einige Aufklärung zu finden glaubte. Ich erlaube mir zu behaupten, daß ich allein zu Rathe gezogen wurde. Kein Minister ward zugezogen, nicht einmal der Fürst Wjäsemski. Sie vollendete das Werk in drittehalb Monaten und ihre Absicht war, dieselbe versuchsweise in Twer einzuführen, einer Stadt, die sie aus der Asche hatte wieder erstehen lassen; aber das Conseil, aus höfischen Schmeichlern zusammengesetzt, warf sich ihr zu Füßen und flehte sie mit heißen Thränen an, nicht zu zögern, daß eine so große Wohlthat als Gesetz angenommen werde. Ihre Majestät fügte sich einem so scheichelhaften Andringen und das Werk ging durch als Gesetz."

Die Geschichte dieser Verwandlung eines Localstatuts, das der eigene Begründer erst praktisch erproben will, in ein Gesetz, das sofort für das ganze Reich Geltung haben soll, ist für die Menschen und Verhältnisse der damaligen Zeit, mit denen wir es hier zu thun haben, so charakteristisch, daß wir dem Sieversschen Bericht kaum etwas hinzuzufügen haben. Die sofortige Ausdehnung der Statthalterschaftsordnung auf das ganze Reich wurde indessen nicht so rasch bewerkstelligt, als es der „Conseil" gewünscht haben mochte. Katharinas Umsicht hielt es für angemessen, zunächst die wohlhabendsten und civilisirtesten Theile ihres Reiches in den neuen Organismus zu ziehen: mit dem von Sievers

verwalteten Generalgouvernement Nowgorod-Twer und der unter dem General Glebow stehenden Provinz Smolensk wurde der Anfang gemacht. „Le peuple de ces deux provinces“ heißt es in de Castera's Vie de Cathérine (einem Buch, das die Geschichte der Statthalterschaftsverfassung übrigens ebenso nachlässig und flüchtig behandelt, wie die Mehrzahl der übrigen zeitgenössischen Quellen) „lui paraissait le plus intelligent, le plus docile et le plus propre à faire réussir l'essai des nouvelles lois, qui étaient depuis introduites dans les autres provinces de l'Empire.“ Das Bestreben, das neue Gesetz möglichst rasch und rücksichtslos über alle Theile des Reichs auszudehnen und sich dadurch ein Verdienst zu erwerben, das die ursprüngliche Absicht weit überragte und den Begründer in den Schatten stellte, scheint hauptsächlich von Potemkin und dessen Genossen Wjäsemski ausgegangen zu sein. Sievers selbst wurde zu einer Eile angetrieben, die seinen Ansichten wenig entsprochen haben mag. Am 7. November 1775 hatte das Gesetz, das die Physiognomie des gesammten Reichs umgestalten sollte, die Unterschrift der Kaiserin erhalten und schon am 20. Januar 1776 waren die Adelswahlen in Twer beendet.

Während Sievers, in Arbeiten und Sorgen vergraben, mit der Reorganisation der Städte seines Gouvernements beschäftigt war, die er zum Theil selbst gegründet hatte und sein Werk die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Gebildeten des gesammten Reichs und selbst des Auslandes erregte, bemächtigte Wjäsemski sich mehr und mehr desselben: zuvörderst wußte er zu hintertreiben, daß die Umgestaltung des Senats, welche Sievers sich als Krönung seines Gebäudes gedacht und auf welche er einen besondern Werth gelegt hatte, zu Stande kam. Unter dem Vorwande, daß der Neugestaltung der obersten Reichsbehörde die Reorganisation aller Theile des Reichs vorhergehen müsse, wurde die Ausführung der Vorschläge, welche der Kaiserin bereits im December 1775 unterbreitet worden waren, verschoben, endlich bei Seite gelegt und vergessen. Wjäsemski war der Statthalterschaftsverfassung von Hause aus feindlich gesinnt gewesen; da er einsah, daß es unmöglich sei, dieselbe rückgängig zu machen, suchte er sie durch eine überstürzte Einführung in allen Städten des Reichs und durch zahlreiche Einzelmodificationen um ihre eigentliche Bedeutung zu bringen. Da der mit der Einführung der neuen Ordnung betraute Senat unverändert der alte geblieben war und in vollständigster Abhängigkeit von seinem Oberprocureur stand, hatte Wjäsemski, der diesen Posten bekleidete, leichtes Spiel; seine Ukase „untergruben“ (nach Sievers eigenem Ausdruck) die Wirkungen des Werks, dessen Ausbreitung er um den Wünschen der Kaiserin zu schmei-

cheln, rastlos betrieb. Sievers, dessen ganze Zeit damals durch organisatorische Arbeiten in Twer und Nowgorod in Anspruch genommen war und der nach Einführung der Adels- und Städeordnung in seinem Bezirk, große Canalisationen in Angriff genommen hatte, die er mit leidenschaftlichem Eifer betrieb, mag von dem, was in den übrigen, nach seinem Statut verwalteten Theilen des Reichs und von den Abänderungen, welche der General-Procureur sich erlaubte, wenig erfahren haben; sehr bald aber wurde ihm fühlbar, daß die Vorschläge und Anträge, welche er selbst nach St. Petersburg sandte, um ihre Bestätigung oder Ausführung zu erbitten, nicht mehr die frühere Berücksichtigung fanden, entweder bemäkelt oder abgeändert wurden oder völlig unberücksichtigt blieben. Als er einige Jahre später auf längere Zeit nach St. Petersburg ging, um über die ihm zu Theil gewordene Behandlung Beschwerde zu führen und zahlreiche, in Stocken gerathene Geschäfte zum Abschluß zu bringen, fand er seine Stellung vollständig unterminirt und unhaltbar geworden. Selbst die Beweise huldvollen Vertrauens, mit welchen die Kaiserin ihn auch jetzt noch beehrte, wurden ihm verderblich; daß er mehrstündige Audienzen hatte, mit der Kaiserin allein arbeitete und es wagen durfte, dieser Mittheilung über Dinge zu machen, welche dem kaiserlichen Auge ängstlich verhehlt worden waren, reizte den Zorn und die Eifersucht Potemkins, der es nicht gewohnt war, seine Instanz umgangen zu sehen. Sievers alte Gönner, die Orlows, lebten im Auslande und hatten längst aufgehört, irgend welche politische Rolle zu spielen, Panin, mit dem der General-Gouverneur von Twer und Nowgorod gleichfalls befreundet war, konnte die eigene Stellung nur mühsam behaupten. Nachdem Sievers sich davon überzeugt hatte, daß Potemkins (den er persönlich kaum gekannt zu haben scheint) Feindschaft nicht zu entwaffnen sei und durch Wjäsemski stets geschürt werde, legte er das Amt, dessen selbständige Verwaltung ihm unmöglich geworden zu sein schien, freiwillig nieder, indem er „seiner geschwächten Gesundheit wegen" den Abschied erbat, der ihm am 14. Juni 1781 in den gnädigsten Ausdrücken gewährt wurde. Von jetzt ab hörte jede Theilnahme unseres Landsmannes an dem wichtigen Werke auf, das er geschaffen hatte und das wenig später für die Provinzen verhängnißvoll werden sollte, welche die Anregung zu demselben wenigstens indirect gegeben hatten: in den Händen Wjäsemskis wurde die Statthalterschaftsverfassung, bei deren Begründung und Einführung die Kaiserin es darauf abgesehen hatte, Selbstthätigkeit und Leben ihrer Unterthanen zu wecken, ein Mittel der Störung alles organischen Lebens und darum Gegendstand der Abneigung derer, die ihre Entstehung mit Jubel und Begeisterung begrüßt hatten.

Einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung nach ist es Johann Jakob Sievers selbst gewesen, der die Ausdehnung des Gesetzes vom 7. November 1775 auf die Ostseeprovinzen veranlaßt hat. Diesen Irrthum zu widerlegen werden wir in der Folge mannigfache Gelegenheit haben: für den aufmerksamen Leser ist derselbe bereits durch die oben mitgetheilten Thatsachen widerlegt, denn da Sievers zur Zeit der Ausarbeitung seines Entwurfs nicht an ein Reichsgesetz, sondern an ein Nowgorodisches Provinzialstatut gedacht hatte und da der Befehl zur Einführung der Städte- und Adelsordnung erst erlassen wurde, als aus dem General-Gouverneur von Twer ein Privatmann auf dem livländischen Gute Bauenhof geworden war, liegt es auf der Hand, daß er bei jener Veränderung der angestammten Verfassung unseres Landes nicht die Hand im Spiel gehabt haben kann. Dieselbe entsprang vielmehr der Initiative Wjäsemskis, der sehr wohl wußte, daß es seinem Feinde Sievers niemals in den Sinn gekommen sei, das Original, das ihm bei Abfassung der Adels- und Städteordnung vorgeschwebt hatte, zu Gunsten der Copie aufheben zu wollen. Während die officiellen Verhandlungen über das Verhältniß der livländischen Provinzialverfassung zu der für das Reich geltenden neuen Ordnung erst in den achtziger Jahren beginnen, datirt Wjäsemskis erster Gedanke an eine in den Ostseeprovinzen vorzunehmende Staatsveränderung bereits in das Jahr 1779 zurück. In seinem Auftrage richtete der damalige General-Gouverneur von Liv- und Estland, Graf Browne *) im Frühjahr 1779 an das livländische Landraths-Collegium ein Schreiben, in welchem er verlangte, daß ein aus vier Vertrauensmännern gewähltes Comité niedergesetzt werden sollte, um einen „gewissen confidentiell mitzutheilenden

*) George Graf Browne, 30 Jahre lang General-Gouverneur von Livland (1762—92), war 1698 zu Limmerick in Irland als Sohn einer katholischen Adelsfamilie geboren worden und trat, nachdem er in seiner Vaterstadt studirt hatte, 1725 in kurpfälzische Kriegsdienste; durch Vermittelung des in russischen Diensten stehenden Generals Lord Keith trat Browne im Jahre 1730 in die Armee Rußlands, machte die Kriege gegen Polen und die Türkei mit, gerieth in Kriegsgefangenschaft und wurde als Sclave nach Adrianopel verkauft, indessen durch die Verwendung des französischen Gesandten wieder befreit. Zum General befördert machte er den siebenjährigen Krieg mit und wurde bei Zorndorf von preußischen Husaren schwer verwundet; da ein Stück seines Schädels resecirt worden war, trug er eine silberne Platte auf dem Haupt. Nachdem Browne ein ihm von Peter III. angetragenes Commando gegen Dänemark ausgeschlagen hatte, wurde er General-Gouverneur von Livland. 1764 ließ er der Kaiserin Katharina huldigen, noch bevor der bezügliche Befehl aus St. Petersburg angelangt war. Bei der Monarchin genoß er darum bis an sein Ende (1792) großes Ansehen.

Plan" zu prüfen. Dieser „Plan" enthielt die Grundzüge der Statthalterschaftsverfassung. Die Wahl des Convents lenkte sich auf vier Männer, deren Namen unserer Landesgeschichte nicht fremd sind: den Landrath von Berg, der durch die Freundschaft, welche ihm der große Winkelmann schenkte, bekannt geworden ist, den ehemaligen Landrath Carl Friedrich Schoultz von Ascheraden, der als edler Menschen- und Bauernfreund unvergessen ist, den Stallmeister Baron Wolff und den stellvertretenden Landmarschall v. Rennenkampf. (Der 1769 zum Landmarschall gewählte Baron Carl Gustav Mengden war 1774, sein Stellvertreter Landrath v. Taube 1775 gestorben.) Im October war das Gutachten beendet und dem General-Gouverneur übergeben worden; eine versiegelte Abschrift (die Sache wurde sehr discret betrieben) wurde zurückbehalten und im Documentenkasten des Landraths-Collegiums deponirt. Genauere Angaben über den Inhalt dieses wichtigen Actenstücks vermögen wir nicht zu geben; nach den Andeutungen, welche das Wrangelsche Realregister giebt, hat das Comité übrigens alle Rechte und Privilegien der Ritterschaft ausdrücklich vorbehalten und reservirt. Der Landmarschall hatte ein Separatvotum verschreiben lassen, in welchem eine directe Ablehnung befürwortet worden war. Ein halbes Jahr verging, während welches von der Verwirklichung nicht weiter die Rede war. Erst im Februar 1780 tauchte die Möglichkeit einer Ausdehnung des neuen Gesetzes auf Liv- und Estland wieder auf. Die estländische Ritterschaft theilte dem livländischen Landmarschall mit, sie habe Se. Erlaucht den Herrn General-Gouverneur „um Abwendung der neuen, für das ganze Reich vorgeschriebenen Gouvernements-Ordnung" ersucht und forderte Livland auf, sich diesem Gesuch anzuschließen, was in der Folge geschah. Ehe wir auf den nächsten Erfolg dieses Gesuchs ausführlicher eingehen, sei der damaligen Lage des Landes in Kürze gedacht.

In den beiden Jahrzehnten, welche der Einführung der Statthalterschaftsverfassung vorhergegangen waren, war das öffentliche Leben unseres Landes durch zwei Fragen bewegt worden, welche bis in die Gegenwart hinein auf der Tagesordnung geblieben sind: die Agrarfrage und das ausschließliche Recht des Adels auf den Besitz von Rittergütern. Die im Schooße des Adels aufgetauchten Versuche zur Besserung der materiellen Lage des leibeigenen Bauernstandes, an denen, wie allbekannt, Carl Friedrich Schoultz den hervorragendsten Antheil genommen hatte — waren zwar vergeblich gewesen, hatten aber nicht verfehlt, im Lande selbst eine gewisse Aufregung hervorzurufen und die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Zustände der ländlichen Bevölkerung zu

richten. Klagen über die verzweifelte Lage der Letten und Esten waren bis an den Thron der Kaiserin gedrungen, die ihren General-Gouverneur beauftragte, unablässig auf eine strengere Handhabung der Justiz gegen harte und grausame Gutsbesitzer hinzuwirken und den Adel zu neuen Berathungen über die Verbesserung der ländlichen Zustände zu veranlassen. Im Lande selbst nahm ein großer Theil der Gebildeten, namentlich der Geistlichen und der Gelehrten in den Städten mit Entschiedenheit Partei für die Sache der „Menschenrechte," deren „Maintenirung" der edle Schoultz vergeblich von der politischen Einsicht seiner Standesgenossen gefordert hatte. Geschürt wurde dieser Gegensatz zwischen Adel und Nichtadel durch die Streitigkeiten, welche in den sechziger Jahren zwischen der Ritterschaft und der sogenannten Landschaft (nach der damaligen Terminologie der Gesammtheit der nicht immatrikulirten Gutsbesitzer) ausgebrochen waren. Im Jahre 1766 hatte die Kaiserin Katharina Deputirte aus allen Theilen des Reichs nach Moskau berufen, um ein allgemeines Gesetzbuch auszuarbeiten. Die Verhandlungen darüber, ob diese Deputirten nach dem allgemeinen Reichsgesetz zu wählen oder einseitig von den in Liv- und Estland bestehenden ritterschaftlichen und städtischen Corporationen zu delegiren seien, hatten zu Erörterungen der peinlichsten Art Veranlassung gegeben und die Discrepanz bloßgelegt, welche zwischen der bestehenden Verfassung und den factischen socialen und politischen Zuständen in Stadt und Land schon seit Jahren bestand. In den Städten wurde darüber gestritten, ob der Magistrat, als höchster Repräsentant und erster Stand der Commune allein zu wählen habe oder ob auch die Glieder der Gilden an der Wahl Theil zu nehmen hätten: es gab sogar Ultras, welche eine Theilnahme der außerhalb der drei Stände stehenden Einwohner verlangten. Aehnlich war der Gegensatz, um welchen es sich in dem Hader zwischen den Immatrikulirten und den übrigen Gutsbesitzern handelte; während die einen daran erinnerten, daß verfassungsmäßig die Ritterschaft das ganze Land repräsentire, ihre Vertretung allein berechtigt sei Wahlen vorzunehmen und Beschlüsse zu fassen, hielten die andern sich an den Wortlaut des kaiserlichen Ukases, der — von den im Innern des Reichs bestehenden Einrichtungen ausgehend — alle Edelleute und Gutsbesitzer zu Wählern machte. Nachdem die kaiserliche Entscheidung im Sinne der „Liberalen" ausgefallen war, und in den Städten die Bürger aller drei städtischen Stände zu Wählern der Deputirten gemacht, für das flache Land eine doppelte Vertretung angeordnet hatte, constituirte die Landschaft sich als selbständige Corporation, die ein „Haupt" und zwei Vertreter wählte, welche letztere neben den ritterschaftlichen Repräsentanten

an der Moskauer Versammlung Theil nahmen. Die Arbeiten der zu Moskau tagenden „allgemeinen Gesetzes-Commission" sind bekanntlich niemals zum Abschluß gebracht worden, — für das gesammte übrige Reich ging jenes kühne Unternehmen der gekrönten Philosophin durchaus spur- und folgenlos vorüber; für die Ostseeprovinzen, deren nach ständischen Principien geregelte, fest geordnete Zustände eine Theilnahme der gesammten Bevölkerung an der Legislation als Anomalie erscheinen ließen, war jenes schnell vergessene Experiment ein Ereigniß von weittragendster moralischer wie politischer Bedeutung gewesen, dessen man durch ein ganzes Menschenalter gedachte. Ganz abgesehen davon, daß die Masse der außerhalb des alten ständischen Rahmens stehenden deutschen Bevölkerung zum ersten Male auf Gedanken an die Möglichkeit einer andern Ordnung als der gegebenen gebracht und darauf aufmerksam gemacht worden war, daß ein Unterschied zwischen den factischen Zuständen und ihrer verfassungsmäßigen Form bestehe, bildete die neuconstituirte Landschaft den Heerd einer systematischen Opposition gegen den alten Landesstaat, die mit erbitterter Leidenschaftlichkeit aber ohne Geschick und ohne wahrhaft politischen Sinn geführt wurde. Die Häupter dieser Fraction, Major Bluhmen, Kanzeleirath v. Reimersen und der durch seine wilde Tapferkeit im Türkenkriege bekannt gewordene Obrist (später General) „de Weißmann" (der russische „Epaminondas") führten im Schooße der Moskauer Commission, wie in der Kanzelei des General-Gouverneurs offen gegen die alte Verfassung Krieg und ließen keine Gelegenheit zur Schädigung derselben unbenutzt. Geschürt wurde dieser unheilvolle Hader durch das Bestreben der Ritterschaft, den nicht-immatrikulirten Pfand- und Gutsbesitzern gegenüber ein Einlösungs- oder Näherrecht geltend zu machen, dessen rechtliche Begründung in der That höchst zweifelhafter Natur war; die Landschaft prätendirte ihrerseits ohne jeden Rechtsgrund, daß ihre Deputirten aus der allgemeinen Landeskasse bezahlt werden sollten. Im Jahre 1774 war der General-Gouverneur zu einer Entscheidung der streitigen Punkte veranlaßt worden: durch dieselbe wurden die bereits in landschaftlichen Händen befindlichen Rittergüter vor jeder Besitzstörung geschützt und die Landsassen in Steuerbewilligungsfragen zum Landtage zugelassen; da das Reluitionsrecht der Immatrikulirten aber im Uebrigen aufrecht erhalten wurde, blieb der Hauptgegenstand des ständischen Haders fortbestehen. Die Landsassen, deren Anspruch auf Aufnahme ihrer Deputirten in den Matrikelverband abgewiesen worden war, waren nach wie vor entschiedene Gegner der Ritterschaft und harrten nur der Gelegenheit, um mit ihren Wünschen aufs Neue hervorzutreten. Auf die Kunde

von Verhandlungen über die Einführung der Statthalterschaftsverfassung, war der Major v. Bluhmen nach St. Petersburg gereist, um für dieselbe zu agitiren und das Interesse der angeblich beeinträchtigten Landsassen zu vertreten. Nicht ganz so schlimm aber doch ziemlich bedrohlich sah es in den Städten, namentlich in Riga aus, wo sich gleichfalls eine der bestehenden Ordnung feindliche Partei gebildet hatte, welche den Rath unaufhörlich anfeindete und an dem neu ernannten Civilgouverneur Bekleschow (einem Mann der sein Vorurtheil gegen das deutsch-aristokratische Element übrigens später ablegte und aus einem Feinde desselben zum Gönner wurde) einen Stützpunkt fand. An der Spitze der Unzufriedenen in Riga stand ein Tischlermeister Ebel, der seit Jahren als Wühler und unruhiger Geist bekannt war und die kleine Gilde mit der Versicherung „nach der russischen Städteordnung könnten auch Handwerker Rathsherren werden" für diese zu ködern suchte. Auf Kosten einer Anzahl berüchtigter „Krakehler" und verblendeter Spießbürger, wurde Ebel nach Petersburg gesendet, um gegen den Rath zu intriguiren und denselben wegen schlechter Finanzwirthschaft anzuschwärzen, ein Vorhaben, das um so frivoler war, als alle Welt wußte, daß die übele finanzielle Lage der Stadt durch kostbare und schlecht ausgeführte Damm- und Hafenbauten verschuldet worden war, gegen welche der Rath vergeblich opponirt hatte. Ueber Stadt und Land lag eine dumpfe Schwüle: das Gefühl, das über kurz oder lang eine entscheidende Veränderung bevorstehe, deren Folgen noch nicht abzusehen seien, hatte sich aller Gebildeten bemächtigt und die Ereignisse vorbereitet, denen man zagend entgegen ging.

Im Sommer 1782 trat der livländische Ritterschaftsconvent in gewohnter Weise zusammen; es war bekannt geworden, daß Graf Browne im Juni nach Peterburg abgereist sei und dieser Zeitpunkt sollte benutzt werden, um des einflußreichen Statthalters Verwendung noch ein Mal zu Gunsten der bestehenden Ordnung in Anspruch zu nehmen. Man war genugsam darüber unterrichtet, daß Ihre Majestät an eine Ausdehnung des Gesetzes vom 7. November 1777 nicht gedacht hatte, daß die Initiative zu derselben vom Fürsten Wjäemski ausgegangen war, der diese Angelegenheit im Senat zur Sprache gebracht hatte, nachdem Moskau und die Ukraine, die die Aufrechterhaltung ihrer früheren Einrichtungen gewünscht hatten, gleichfalls in Statthalterschaften verwandelt worden waren. Der greise General-Gouverneur stand der Sache ziemlich indifferent gegenüber und bei der bedeutenden Stellung, die ihm die Gnade seiner Kaiserin eingeräumt hatte, ließ sich wohl hoffen, daß es ihm — wenn er überhaupt gewonnen wurde —

gelingen werde, dem General-Procureur die Spitze zu bieten. Nach den Nachrichten, die man aus Estland erhalten hatte, kam es hauptsächlich darauf an, der Agitation derer zu begegnen, welche die Statthalterschaftsverfassung erbitten wollten, denn man war bei Hofe gewohnt, dieselbe als Gnade anzusehen, die Jedem, der um dieselbe sollicitirte ertheilt werden müsse. Bald nach Eröffnung des Convents theilte der Regierungsrath Baron Vietinghof (der bekannte Gründer des Rigaer Theaters) dem Landmarschall ein Schreiben Brownes mit, nach welchem die Einführung der statthalterschaftlichen Behördenverfassung so gut wie beschlossen war; der Convent wurde aufgefordert, diejenigen Abänderungen und Modificationen zu bezeichnen, welche nothwendig sein würden, um die neuen Einrichtungen mit den besonderen Rechten, Privilegien und Vorzügen des Landes in Einklang zu bringen. Der Entschluß des Convents war bald gefaßt; man beschloß offen und ehrlich zu erklären, daß das Land bei seinen alten Einrichtungen, deren Vorzüge Ihre Majestät selbst anerkannt habe, indem sie dieselben zu Mustern für das ganze Reich gemacht, zu bleiben wünsche und gab diesem Votum, in einer „allerunterthänigsten" Erklärung Gestalt, welche der Landmarschall v. Rennenkampff und der residirende Landrath Graf Mengden unterzeichneten und dem estländischen Ritterschaftshauptmann abschriftlich mittheilten. Wenig später traf aus Reval die Nachricht ein, die estländische Ritterschaft habe sich in übereinstimmender Weise ausgesprochen. Inzwischen war der Convent geschlossen worden und allenthalben wurde dem Erfolg des Schreibens, mit welchem man sich an die Gnade der Kaiserin gewandt hatte, mit Spannung entgegen gesehen. Aber schon im Juli erhielt der Landmarschall ein Schreiben des Senateurs Fürsten Alexander Woronzow, welches die Sachlage vollständig veränderte. Der Fürst theilte kalt und trocken mit, da er persönlich die Antwort der Ritterschaft mißbillige, habe er dieselbe gar nicht zu Ihrer Majestät Kenntniß gebracht, es müsse anders resolvirt werden. Graf Browne, der aus Petersburg zurückgekehrt war ohne einen entscheidenden Schritt gethan zu haben, verlangte, nachdem der Landmarschall und der residirende Landrath versichert hatten, es müsse bei dem einmal gefaßten Conventsbeschluß sein Bewenden haben, die Einberufung eines neuen Convents: bei den Schwierigkeiten, welche einer solchen entgegenstanden, gab er sich indessen zufrieden, als man ihm eine Circularbefragung der Conventsglieder vorschlug. Selbstverständlich fiel diese im Sinne einer vollständigen Zustimmung zu der Erklärung des Landmarschalls und des residirenden Landraths aus. Dabei hatte es sein Bewenden: nachdem Browne Herrn v. Rennenkampff ein

Schreiben des kaiserlichen Cabinets=Secretairs Staatsrath Dahl mitgetheilt hatte, welches davor warnte „etwas durch Kühnheit vorschreiben zu wollen", lag die Unmöglichkeit, an das Ohr der Monarchin zu gelangen so direct vor, daß nichts übrig blieb, als zu warten. — Ebenso erfolglos waren die Schritte gewesen, welche der Rigasche Rath unternommen hatte; vergebens hatte man dem nach Petersburg durchreisenden Grafen Falkenstein (Kaiser Joseph II.) eine Denkschrift „Blatt zur Chronik Rigas von J. C. Berens" überreicht, um dasselbe an die Kaiserin gelangen zu lassen. Potemkin stand auf der Höhe seines Einflusses, seine Bundesgenossenschaft machte Wjäsemski zum Herrn der Situation und man mußte sich mit dem Bewußtsein, allen Versuchungen zum Trotz, wenigstens selbst keinen Schritt zur Veränderung der bestehenden Zustände gethan zu haben, in das Unabänderliche ergeben.

So verging wiederum ein halbes Jahr; von jeder Kunde über die Wünsche ihrer getreuen Liv= und Estländer abgeschnitten, unterzeichnete die Kaiserin am 3. December 1782 einen Befehl, durch welchen die Einführung der Statthalterschaftsverfassung angeordnet, die Herzogthümer Liv= und Estland in die Statthalterschaften Riga und Reval verwandelt wurden. Zunächst blieb die Frage, ob die alten Behörden neben den neuen fortbestehen und ob die allgemeine Adelsordnung und das Reglement für die Städte gleichfalls in Kraft treten sollten, noch offen. Es kam Alles darauf an, diesen Umstand zu benutzen, den Fortbestand der alten Einrichtungen, die zu der statthalterschaftlichen Behördenverfassung nur theilweise im Gegensatz standen, zu sichern und das alte ständische Recht mit den neuen Institutionen in Einklang zu bringen. Der Landmarschall und der residirende Landrath, die im Januar 1783 eine eingehende Berathung hielten, einigten sich bald darüber, daß directe Remonstrationen aufzugeben und alle Anstrengungen darauf zu richten seien, die Statthalterschaftsordnung mit der alten Verfassung in ein Ganzes zu verschmelzen, daß ebenso den Wünschen der Regierung entsprach, wie den Bedürfnissen des Landes. Zudem wurde der Residirung durch ihren Bevollmächtigten in St. Petersburg, Kriegsrath v. Schmäling, (Secretair des Fürsten Kurakin und auf dessen ausdrücklichen Wunsch mit der Führung der livländischen Geschäfte betraut) gemeldet, es sei davon die Rede, die Ausführung des kaiserlichen Decrets vom 3. December auf mehrere Jahre zu verschieben, eine Nachricht, die sich bald als irrthümlich erwies. Vom Januar bis zum Juli 1783 verging die Zeit mit vorbereiteten Maßregeln: am 3. Mai desselben Jahres erschienen zwei kaiserliche Ukase, deren einer die Mannlehne in Liv= und Estland aufhob und in Allodien verwandelte, wäh=

rend der andere eine einschneidende Umgestaltung des Steuerwesens durch Einführung von Handelsabgaben für die Kaufleute und einer Kopfsteuer für die Bauern anordnete. Da die Allodification der Lehne einen langgehegten Wunsch des Adels erfüllte, gab man sich allgemein der Hoffnung hin, die Einführung der Statthalterschaftsordnung werde unter möglicher Schonung der ständischen Einrichtungen und Berücksichtigung der Wünsche des Adels geschehen. Das diese Hoffnung in den weitesten Kreisen gehegt und selbst von solchen Leuten getheilt wurde, die dem neuen Gesetz entschieden freundlich waren und naturgemäß den allgemeinen Reichsinteressen näher standen als den speciell livländischen Eigenthümlichkeiten, das geht mit besonderer Deutlichkeit aus der Haltung hervor, welche der inzwischen aus dem Staatsdienst entlassene und auf seinem Gute Bauenhof lebende Geheimrath Johann Jakob Sievers beobachtete.

Trotz des Verlustes seiner Stellung stand dieser ausgezeichnete, vom wärmsten Eifer für die Wohlfahrt seines Vaterlandes wie des gesammten Reichs beseelte Staatsmann bei der Kaiserin, der er direct schreiben durfte, in hoher Achtung. Mehrere seiner Briefe aus dem ersten Halbjahr 1783 sind der Nachwelt aufbewahrt worden. „Ew. Majestät," heißt es in einem Schreiben vom 11. Mai, „beschwöre ich, Thränen in den Augen, diesen glücklichen Provinzen den Genuß ihrer Freiheiten und Privilegien zu belassen. Ew. Majestät haben dieselben ja selbst bestätigt und nach meiner Ansicht um so nachdrücklicher bestätigt, als Sie in ihnen die Grundsätze Ihrer neuen Verfassung schöpften, die sicherlich Rußlands Glück für die Gegenwart und auf Jahrhunderte macht." Dieser Ansicht blieb Sievers auch in der Folge und trotz des Sieges, den seine Feinde über ihn zu erringen wußten, treu. „Eine Viertelstunde," schrieb er später seiner Monarchin, „hätte mir hingereicht mein Vaterland zu retten und ich sage es dreist, dieser Augenblick wäre eine schöne Viertelstunde Ihrer Regierung gewesen. Alle meine Schritte, wie meine Hoffnung waren umsonst."

Vier Wochen nach Erlaß des Allodificationsukases, Anfang Juni 1783, trat der Ritterschaftsconvent wieder zusammen. Die erste ihm vom General-Gouverneur mitgetheilte Vorlage betraf die Einführung der neuen Verfassung, welche jetzt im Einzelnen berathen wurde. Es war entschieden worden, daß die Adels- und Städteordnung nicht eingeführt werden sollte, und dankbar flocht der Convent dem Rescript, in welchem für den Allodificationsukas und die nachgegebenen Modificationen der Gouvernementsordnung gedankt wurde, die Versicherung ein, er hoffe und wünsche, „die Glückseligkeit der Ritterschaft solle durch

die neue Einrichtung erhöht werden." Am 3. Juli erschien der Einführungs-Ukas. Der Hauptinhalt läßt sich in die nachstehenden Sätze zusammenfassen, die wir unter Vorbehalt nothwendiger Nachträge dem ausführlichen Bericht entnehmen, welchen der alte Hupel im achten Stück seiner Miscellaneen niedergelegt hat: vorauszuschicken ist aber noch, daß diese Ordnung der Dinge nur zwei Jahre lang bestand, da im Jahre 1785 die vollständige und unveränderte Einführung der Adels- und Städteordnung erfolgte. Während des Provisoriums von 1783, das gleichsam den ersten Act der statthalterschaftlichen Periode bildete, waren folgende Bestimmungen maßgebend. „Die Kaiserin," so heißt es bei Hupel, „erklärte durch einige Ukase vom 3. Juli, daß die Privilegien, Gnadenbriefe, besondere Landesgesetze, Ritterschaftsverfassung oder der sogenannte Landesstaat, kirchliche Einrichtungen und Kirchenordnungen, wie auch die Magisträte in den großen Städten mit ihrer Verfassung ungeändert bleiben, doch letztere unter einem Gouvernements-Magistrat stehen sollten, da durch dessen Einführung die Vorzüge der Einwohner, welche an der Wahl der dazu gehörenden Beisitzer Antheil haben, erweitert werden. Auch wurde Allerhöchst erlaubt, die Geschäfte bei den Gerichtsörtern in deutscher Sprache zu verhandeln. Nach den Verordnungen werden die Beamten auf eine genau bestimmte Art erwählt und zwar einige als die Gouverneure, von der Kaiserin, andere als die Procureure vom Senat, noch andere als die Kreisrentmeister durch den General-Gouverneur, noch andere, als wohin viele Richterstühle gehören, durch das Ballotiren (sc. des Adels), doch müssen solche vom General-Gouverneur bestätigt werden."

„Die alten Namen Liv- und Estland wird man zwar noch im Lande selbst hören, auch auswärts gebrauchen: von St. Petersburg aus und selbst in unseren Kanzeleien werden wir nun die Rigasche und die Revalsche Statthalterschaft heißen. In jeder Gouvernementsstadt sind die Oberinstanzen, welche nach Beschaffenheit aus zwei Departementern, nämlich einem für die bürgerlichen und einem für die peinlichen Rechtssachen, bestehen; aus dem in Druck gekommenen Etat sind namhaft zu machen: 1) die Gouvernementsregierung;*) 2) der Gerichtshof,

*) Bis zum Jahre 1783 waren alle Verwaltungsgeschäfte von den Landesbehörden selbständig geordnet und sodann den beiden Regierungsräthen übergeben worden, welche dem General-Gouverneur attachirt waren, in der Regel übrigens zur Ritterschaft gehörten. Im Jahre 1711 hatte die Ritterschaft gebeten, die Vices der Regierungsräthe mit denen der Landräthe zu verbinden; 1729 noch war einer der Regierungsräthe vom Adel gewählt und mit Genehmigung des General-Gouverneurs „präsentirt" worden.

welcher anstatt des bisherigen zu St. Petersburg befindlichen Reichsjustizcollegiums die oberste Instanz ist; 3) der Cameralhof,*) welcher die kaiserlichen Einkünfte besorgt; 4) das Gewissengericht;**) 5) das Oberlandgericht, welches in Riga statt des vorigen Hofgerichts ist, Reval hatte auch vorher ein Oberlandgericht; 6) der Gouvernementsmagistrat, unter welchem alle Stadtmagistrate stehen; 7) die Oberrechtspflege, an welche alle Sachen von der Unterrichtspflege gelangen; 8) das Collegium der allgemeinen Fürsorge."

„Außer diesen befinden sich daselbst die Kreisbehörden, wie in jeder Kreisstadt und diese sind: 1) das Kreisgericht, in Livland hieß es vormals Landgericht, in Estland Manngericht; 2) die Kreisrenterei; 3) das adelige Vormundschaftsamt, vermuthlich werden auch die Unadeligen und Bürgerlichen im Kreise dahin gehören; vormals besorgten desselben Angelegenheiten in Livland das Landgericht, in Estland das Niederlandgericht; 4) das Niederlandgericht; in Livland hieß es vormals das Ordnungsgericht, in Estland besorgte der Hakenrichter einen Theil von desselben Geschäften; 5) der Stadtvogt, doch nur an solchen Orten wo kein Commandant ist; 6) der Stadtmagistrat; 7) die Niederrechtspflege, unter welcher die Kronsbauern stehen, vielleicht in gewisser Beziehung die Kronsgüter überhaupt. Vermuthlich wird sie die Geschäfte der bisherigen livländischen Kreiscommission besorgen, doch soll nicht in jeder Stadt eine Niederrechtspflege sein, sondern für alle neun livländischen Kreise deren nur vier und für die fünf estländischen, weil daselbst nur wenige Kronsgüter sind, nicht mehr wie eine. Endlich noch der Kreisarzt, Kreischirurgus, Unterwundärzte, der Kreisrevisor, Kreisanwalt &c." — Nach einer ausführlichen Erörterung der Gehaltsverbesserungen, welche den einzelnen Beamten durch die Veränderungen zu Theil geworden, geht Hupel zu der wichtigsten der Umgestaltungen von 1783 über, — zu der neuen Eintheilung Liv- und Estlands: In Livland waren bisher mit Inbegriff der Insel Oesel fünf Kreise, jetzt sind deren neun; in Estland zählte man immer nur vier Kreise, jetzt sind deren fünf! (Zu den vier alten Kreisen Harrien, Wierland, Jerwen und Wieck, kam der Baltischporter Kreis.) Was die livländischen Kreise der statthalterschaftlichen Zeit anlangt, so entsprechen dieselben den jetzigen

*) Die Finanzgeschäfte waren früher von einem „Oeconomie-Directeur", der zugleich die Oberaufsicht über die Domainen führte, übrigens in der Regel der Ritterschaft angehörte, verwaltet worden. Der Cameralhof führte bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts zugleich die Aufsicht über die Domainen.

**) Eine Justizbehörde zur Beilegung von Vormundschafts- und Familienstreitigkeiten.

Ordnungsbezirken; die neugegründete Stadt Werro (Anfangs Kirrumpä-Koikel benannt) und die Erhebung des zum Flecken herabgesunkenen Fellin zum Rang einer Stadt, ermöglichten es, die Zahl der livländischen Kreise zu verdoppeln.

Aus dem Inhalt der vorstehenden Mittheilungen über die Verfassungsänderungen von 1783 geht hervor, daß dieselben in doppelter Weise in die bestehenden Verhältnisse eingriffen: erstens durch eine Reihe von Neuschöpfungen, welche die Provinzialverwaltung im Einzelnen regelten und die verschiedenen bis dahin ungetrennten Geschäftszweige von einander absonderten, und zweitens durch Abänderung der früheren ständischen Competenzkreise. Die neuen provinziellen Polizei- Aufsichts- und Finanzbehörden, welche die Arbeiten übernahmen, die bis dahin in den Händen der beiden Regierungsräthe und des Oeconomie-Directeurs geruht hatten, bildeten offenbar einen erheblichen Fortschritt gegen früher; war ihr büreaukratischer Einfluß auch nicht immer wohlthätig, so mußte es doch diesem zugeschrieben werden, daß die Verwaltung an Regelmäßigkeit und Uebersichtlichkeit gewann und präcisere Formen annahm, wie sie längst wünschenswerth geworden waren. Diese neuen Behörden bedingten aber keineswegs eine Abänderung der Verfassung, denn sie berührten das ständische Wesen in keiner Weise; der ganze Unterschied gegen früher bestand in einer Veränderung des Mechanismus, durch welchen das gehörige Zusammenwirken der Localautoritäten geregelt wurde: die Umgestaltung der Gouvernementsbehörden war mit der Aufrechterhaltung der alten Einrichtungen durchaus verträglich. Daß das Gesetz von 1783 aber weitergehende Zwecke verfolgte und dazu bestimmt war, eine Radicalveränderung nicht eben wohlthätiger Art vorzubereiten, ging von Hause aus aus zwei Umständen hervor: aus der Umbenennung der alten Gerichte und der — wie uns scheint — durchaus unnöthigen Vermehrung derselben. Das Gewissensgericht, der dem Hof- und Oberlandgericht übergeordnete Gerichtshof, der die Appellation nach Petersburg doch nicht ausschloß, das adelige Vormundschaftsgericht, die Stadtvögte u. s. w., waren bloß der Uniformität zu Liebe geschaffen worden, eine innere Nothwendigkeit ließ sich für dieselben ebenso wenig nachweisen, wie für die Verdoppelung der zu Kreisgerichten umbenannten Landgerichte. Noch bedenklicher erscheint es, daß die Stadtmagistrate einem Gouvernementsmagistrate untergeordnet wurden, dessen Beisitzer durch die einzelnen Bürgerschaften gewählt wurden, der mithin zu den alten cooptirten Rechtskörperschaften in natürlichem Gegensatz stand. Auch die Verfassung der Ritterschaft erlitt verschiedene Umgestaltungen: der Landmarschall mußte den Titel Gouvernements-

Marschall annehmen und stand in directer Abhängigkeit vom General-Gouverneur, das Institut der Kreismarschälle (von denen einer auf jeden Kreis kam) war der angestammten Verfassung ebenso fremd, wie die neue Kreiseintheilung; auch der veränderte Modus der Wahlen schien absichtlich die bisherige Ordnung der Dinge durchbrechen zu wollen. Die Grundzüge des alten Landesstaats waren nur noch mühsam wiederzuerkennen, die Provinzialverfassung Liv- und Estlands hatte aufgehört das Product einer geschichtlichen Entwickelung zu sein, das kraft des ihm innewohnenden eigenen, auf Tractate gestützten Rechts bestand.

In diesem Sinne sind die Verfassungsveränderungen von 1783 von der Mehrzahl derer aufgefaßt worden, welche sie erlebten. Der Eindruck, den die Verordnung vom 3. Juli in Stadt und Land machte, war sehr viel nachtheiliger und stärker, als man nach den Berichten Hupels, Jannaus und anderer Verehrer der neuen Ordnung der Dinge glauben sollte, ja er übertraf die Wirkungen der zwei Jahre später decretirten Beseitigung alles dessen, was von dem alten Landesstaat noch übrig geblieben war, um ein Bedeutendes. Die eigentlich politischen Köpfe waren nach dem, was sie im Sommer 1783 erlebt hatten, außer Zweifel darüber, daß die Aufrechterhaltung der alten Organisation der Ritterschaft und der dreigliedrigen Stadtverfassung nur ein Provisorium, eine bloße Frage der Zeit sei. Für die Entschiedenheit der Absichten, mit denen Wjäsemski vorging, sprach vor allem der Modus der Einführung der Statthalterschaftsverfassung. In den ersten Julitagen decretirt, wurde sie ohne vorhergängige Berathung mit den Landesautoritäten, schon im September desselben Jahres durch den Grafen Browne in Ausführung gebracht. Die Glieder des sofort einberufenen Landtags, der Rigasche Rath und die Deputirten der Gilden wurden am 26. September auf dem Schloß zu Riga versammelt, wo der Oeconomie-Secretair Pommer-Esche den Einführungs-Ukas und die Bestimmungen über die neuen Gerichte und Autoritäten im Namen des General-Gouverneurs verlas. Diesem öffentlichen Act war kurz zuvor die sogenannte Aufwartung des Adels vorhergegangen, d. h. die Glieder des Landtags waren dem General-Gouverneur in alt-herkömmlicher Weise vorgestelltworden, nachdem der Landmarschall die „Harangue" d. h. die festliche Begrüßung des kaiserlichen Stellvertreters gehalten hatte. Die allgemeine Niedergeschlagenheit der Anwesenden mußte es erhöhen, daß der Graf, ein rücksichtsloser und an Willkühr gewöhnter alter Soldat, seine Unzufriedenheit mit verschiedenen von der Ritterschaft gewählten Beamten ziemlich rücksichtslos aussprach und u. A. erklärte, daß „etliche" Ordnungsrichter ihre Functionen so mangelhaft erfüllt hätten, daß er

sie für den Fall der Neuwahl „nicht wieder annehmen werde.“ Besonders peinlich war es, daß Browne sich bei dieser Gelegenheit in bittern Worten über die Unredlichkeit eines Kreisdeputirten, Herrn von Rosenkampff, beschwerte, der wegen schmutziger Geld- und Wechselgeschäfte außer Function gesetzt worden war und später aus der Matrikel ausgeschlossen wurde. Nach Beendigung dieses peinlichen Auftritts fand die erwähnte Verlesung der neuen Verfassung statt und sodann führte der General-Gouverneur die Landtagsglieder in die Domkirche, wo dieselben von ihm vereidigt wurden. Tags darauf fanden die neuen Wahlen statt; zuvörderst wurden die acht Kreismarschälle unter Theilnahme der nicht-immatrikulirten Edelleute gewählt, sodann wählte die Ritterschaft aus der Zahl dieser den Gouvernements- und Landmarschall (dieser Titel wurde bis zum Jahre 1785 beibehalten) in der Person eines Freiherrn v. Budberg. Unter den anwesenden Landtagsgliedern finden wir auch den Geheimrath Johann Jakob Sievers aufgeführt, dessen umsichtiger Rath dem Lande wiederholt zu Statten kam, zumal Sievers bei dem General-Gouverneur in hohem Ansehen stand und die Kaiserin dem alten Herrn wiederholt zur Pflicht gemacht hatte, sich in wichtigen Fragen an ihren vieljährigen Berather zu wenden, der als Gouverneur von Twer und Nowgorod und als Schöpfer der Statthalterschaftsverfassung ihr volles Vertrauen erworben hatte. Bei der Wahl des Wolmarschen Kreismarschalls hatte Sievers die meisten Stimmen erhalten, dieses Amt indessen abgelehnt, wahrscheinlich um seine Treue gegen die alte Verfassung einen öffentlichen und unzweideutigen Ausdruck zu geben; das ihm auf demselben Landtage angetragene Landrathsamt nahm er ohne Zögern dankbar an. Sodann wurde zur Wahl der Beisitzer der neuen Gerichte geschritten und über diese dem General-Gouverneur berichtet. Die Landsassen, welche sich ungewöhnlich zahlreich versammelt zu haben scheinen und deren größter Theil die neuen Einrichtungen als einen Sieg ihrer Partei begrüßte, verlangten sodann, daß ihnen der Rittersaal zur Vornahme ihrer Wahlen bewilligt werde; sie hatten sich über neue Deputirte „zum Gesetzeswerk“ und über die Wahl eines „Hauptmanns“ zu einigen. Da die Ritterschaft jede Verhandlung mit den Repräsentanten dieser „Gesellschaft,“ den Herren v. Schröders und Major v. Bluhmen, wegen mangelnder Vollmacht derselben ablehnte, wandte die Landschaft sich in einer Beschwerde an den General-Gouverneur, der zu ihren Gunsten entschied; zum „Landschafts-Hauptmann“ wurde ein Herr Holmsdorff gewählt.

Inmitten des Drangs so bewegter Zeiten nimmt dieser häusliche Zwist sich besonders widerlich aus, denn er trug, wie sich bald zeigen

sollte, wesentlich dazu bei, Ansehen und Einfluß des Landes in den Augen der Regierungsbeamten herabzusetzen. Die erst in den vierziger Jahren errichtete Matrikel hatte einen Gegensatz geschaffen, den man bis dahin nicht kannte und der den Landsassen als ein so schreiendes Unrecht erschien, daß sie sich zu jedem, auch dem gemeinschädlichsten Angriff auf die Ritterschaft berechtigt glaubten und kein Hehl daraus machten, daß sie die Einführung der allgemeinen Adelsordnung mit Ungeduld erwarteten: von ihr allein konnten sie die Aufhebung des künstlich-geschaffenen Unterschiedes zwischen halb- und vollberechtigten Edelleuten und Gutsbesitzern und die Wiederherstellung des Rechts erwarten, das Immatrikulirten und Nichtimmatrikulirten gleiches Recht auf den Erwerb von Rittergütern sicherte. Auch wenn man das formale Recht und die höhere politische Einsicht der Immatrikulirten außer Frage stellt, wird man einräumen müssen, daß diese an dem Zwiespalt im eigenen Hause den Hauptheil der Schuld trugen und in engherziger Verkennung der Thatsache, daß die Landsassen Fleisch von ihrem Fleisch waren und genau dieselben Interessen hatten, wie die ritterschaftlichen Gutsbesitzer — dem Zerfall des Landesstaats wenigstens indirect in die Hände arbeiteten, eine Opposition schufen, hinter welcher der überwiegend größte Theil ihrer bürgerlichen Landsleute stand, daß sie — mit einem Wort — gegen dieselben Interessen ankämpften, deren Aufrechterhaltung auch ihnen für das höchste politische Ziel galt und gelten mußte.

Was den weiteren Verlauf der Landtagsberathungen von 1783 anlangt, so haben dieselben keine directe Beziehung auf die Statthalterschaftsverfassung: der Schwerpunkt lag dieses Mal in den Wahlen zu den neuen Gerichten. Aus der Zahl der übrigen Deliberanda und Propositionen heben wir indessen einzelne hervor, welche für den damaligen Stand der öffentlichen Angelegenheiten und das Bildungsniveau der guten alten Zeit charakteristisch sind. Für fünf Kirchspiele mit mehr als zehntausend Seelen sollten auf Vorschlag des General-Gouvernements Adjuncte der Prediger auf Kosten der Eingepfarrten angestellt werden; jeder derselben erhielt ein Gehalt von 50 Thalern, der später auf 100 Thaler erhöht wurde. Dabei wurde indessen ausdrücklich stipulirt, daß die Kosten dieser Gehilfen künftig, d. h. nach jeder neuen Vocation, von den Predigern selbst getragen werden sollten! Bezüglich der neu decretirten Kopfsteuer wurde beschlossen, daß dieselbe direct von den Bauern getragen und von diesen mit den einzelnen Herren „verrechnet" werden sollte. Auf ein Desiderium des Fellinschen Kreises wurde sodann beschlossen, bei der Staatsregierung zu bean-

tragen, daß die maßlosen Anforderungen der Aerzte und Apotheker durch bestimmte Taxen beschränkt und die Kupferschmiede abstringirt würden, ihre Geräthe nicht wie bisher mit Ammoniak zu verzinnen. Der Dörptsche Kreis forderte, daß zu Dorpat die Errichtung einer zweiten Apotheke beantragt oder der gegenwärtige Apotheker durch eine Bedrohung „mit dem Verlust seines Privilegii" zur Lieferung besserer Waare gezwungen werde. Sämmtliche lettische Kreise beklagten sich endlich über den Rigaschen privilegirten Buchdrucker Frölich, der den Bauern die Gesangbücher zu dem exorbitanten Preise von 30 bis 35 Kopeken verkaufe und neuerdings begonnen habe, weder diese noch lettische Bibeln überhaupt zu führen. Da Ihro Majestät die Druckerei für „eine Fabriksache" zu declariren geruht habe, möge für einen andern Buchdrucker gesorgt werden, der den Bedürfnissen der Bauern in auskömmlicher Weise Rechnung trage, ein Begehren, daß das Landraths-Collegium mit der Erklärung beschwichtigte, „dem Frölich sei bei Verlust seiner Privilegii aufgegeben worden, in termino eine neue, zweite Auflage des Gesangbuchs zu beschaffen." Gleiche Zurückweisung erfuhr ein Antrag, der darauf abzielte, eine allgemeine Abmachung herbeizuführen, nach welcher die deutschen und freien Domestiken (allein Kammerdiener und Hausofficianten ausgenommen) mit den Erbleuten künftig an einem Tische essen sollten, „damit dem Uebel der vielen Tische gesteuert werde."*) Zum Schluß des Landtags wurden — damaliger Sitte gemäß — zwei Hüte auf den Tisch gelegt, in welchen man Gaben für zwei verarmte Mitglieder sammelte: die Noth war zu jener

*) Wie sehr Beschränkungen und Reglementirungen dieser Art im Geschmack der Zeit waren, geht aus den Umständen hervor, daß drei Jahre früher, auf dem Landtage von 1780 eine förmliche Kleiderordnung (mit 36 gegen 6 Stimmen) erlassen worden war. Damit „das Geld im Lande bleibe" sollten Edelleute seidene Gewänder nur einfarbig tragen, ingleichen nur einfarbige Atlas-, Gros de Tours- und Taftan-Kleider. Vollständig verboten wurden brodirte Sammet- und Seidenkleider, ausländische Blonden, Spitzen, Federn und „Damashüte," desgleichen bordirte Schuhe, ausländische Sättel, Geschirre, englische Luxuspferde und Porcellan-Tafelgeschirre. Bis zum 12. Lebensjahre sollte kein adeliges Mädchen Seidenstoffe, bis zum 15. Jahr kein junger Edelmann seidene Unterkleider tragen dürfen. Dieses Gesetz sollte binnen vierjähriger Frist (während welcher das Auftragen alter Kleider gestattet war) in Kraft treten. Die Stadtdeputirten hatten gegen eine besondere Kleiderordnung des Adels protestirt, vier Glieder des deliberirenden Convents verschreiben lassen: „der Geldmangel sei mehr auf schlechte Preise, sowie darauf zurückzuführen, daß man den Landgütern vormals einen chimeriquen Werth beigemessen." Die Initiative zu dieser Maßregel hatte die estländische Ritterschaft ergriffen, die nach Erlaß einer Kleiderordnung für ihre Mitglieder, der livländischen Ritterschaft den Vorschlag zu gleichem Handeln gemacht hatte.

Zeit bei allen Ständen des Landes gleich groß, sie war für die Gutsbesitzer und die Bewohner des flachen Landes aber noch dadurch gesteigert worden, daß die immer wiederkehrenden Verbote der Kornausfuhr die Getreidepreise herabdrückten und mehrere Jahre lang (1769—1775) außerordentliche Abgaben der Türkenkriege wegen erhoben worden waren. Auf Verlangen des General-Gouverneurs waren am 18. October der Gouvernements- und Landmarschall Budberg, der neugewählte Landrath J. J. Sievers und zwei Kreismarschälle beauftragt worden, erforderlichen Falls den Grafen Browne nach St. Petersburg zu begleiten, „um wegen Ausdehnung der Statthalterschaftsverfassung auf Livland Ihro Majestät zu danken."

Unmittelbar nach Beendigung der Adelswahlen, am 29. October, fand auf Anordnung des General-Gouverneurs die feierliche Eröffnung der Statthalterschaft statt. Ueber die bezüglichen Festlichkeiten berichtet Hupel wie folgt: „Es wurde in den deutschen und russischen Kirchen sehr solenner Gottesdienst gehalten, das Tedeum unter Abfeuerung der Kanonen gesungen, jeder Gerichtsort bestimmt und derselbe in den Gouvernementsstädten durch einen vornehmen russischen Geistlichen eingeweiht — in Riga durch den Erzbischof von Pleskow, Herrn Innozenzi, in Reval durch den jetzigen Herrn Metropoliten und Erzbischof von St. Petersburg und Nowgorod, Gabriel. Letzterer hat sich durch sein leutseliges Betragen und seine tolerante Gesinnung, da er auch die protestantischen Kirchen besuchte, ingleichen seine Freigebigkeit große Zuneigung erworben — nachdem der gegenwärtige oberste Befehlshaber in einer wohlgesetzten nachdrücklichen Rede, einem jeden Beamten sowohl als der ganzen Versammlung, ihre Pflichten vorgehalten und jeder Beamte seinen Eid abgelegt hatte. Den Schluß machten Bälle und Lustbarkeiten."

Wir halten es für überflüssig darauf hinzuweisen, daß die in dieser Beschreibung niedergelegte Auffassung des Verfassers der Nordischen Miscellaneen, nicht die allgemeine, sondern eine auf bestimmte Aufklärerkreise beschränkte war. Neuendahl, dessen Schilderung des 29. Octobers 1783 durch ihren düstern Ernst von dem leichtfertigen Optimismus Hupels seltsam abstickt, bemerkt in sehr charakteristischer Weise: die einzige gute Rede, welche an jenem Tage gehalten worden, sei die in der vorstädtischen Alexeikirche vom Erzbischof Innozenzi gesprochene gewesen; in der Domkirche habe der Herr General-Superintendent (der ehrwürdige, aber höchst einseitige und den Zeitbestrebungen geradezu feindlich gesinnte Christian David Lenz) hauptsächlich gegen die Aufklärung gedonnert und die „Freigeister — infame Bestien gescholten."

Auf eine Schilderung der Zustände des Provisoriums, welches zwischen der Einführung der Statthalterschaftsverfassung und der völligen Aufhebung der alten Stadt- und Landverfassung lag, können wir dieses Mal nicht weiter eingehen; dasselbe ist mit der Zeit nach Einführung der allgemeinen Adels- und Städteverfassung so eng verbunden, daß eine von letzterer getrennte Darstellung kaum möglich erscheint. Die vorliegende Skizze aber hat es ausschließlich mit den Verhältnissen zu thun, welche die Einführung dieser wichtigen Verfassungsänderung begleiteten. Namentlich in der Stadt Riga verging der zweijährige Abschnitt, während welcher der Rigasche Rath und der Gouvernements-Magistrat neben einander bestanden oder — richtiger gesagt — neben einander bestehen sollten, unter fortwährenden erbitterten Kämpfen, bei welchen es von Hause aus darauf abgesehen war, die Reste der angestammten Verfassung, als mit den neuen Institutionen unverträglich, zu beseitigen. Vergebens war einer der ausgezeichnetesten Patrioten damaliger Zeit, Johann Christoph Berens, bemüht, durch Schrift und Wort zwischen der neuen und der alten Ordnung der Dinge zu vermitteln, vergebens suchten dessen Broschüren „Die bestätigte Municipalverfassung" und „Bonhomien bei Eröffnung der Stadtbibliothek" zwischen den stolzen Patrioten vom Schlage der Joh. Chr. Schwartz und Joh. Friedr. Wiecken und den Männern des Gouvernements-Magistrats zu vermitteln, um auf diese Weise „zu retten, was noch zu retten war"; es zeugte sich immer deutlicher, daß die neuen Autoritäten systematisch darauf ausgingen, Ansehen und Würde des alten Raths herunter zu bringen und dessen Fortbestand unmöglich zu machen. Eine Verständigung war allenfalls mit Männern vom Schlage Bekleschow's, des bereits erwähnten Civil-Gouverneurs, möglich, denn dieser ging offen und ehrlich zu Werk und handelte nach Principien, über die sich allerdings streiten ließ, die aber doch auf dem Grunde wirklicher Gesinnung ruhten. Sehr viel schlimmer als mit diesem Manne, der, nachdem man ihn von der Irrthümlichkeit seiner Vorurtheile zurückgebracht hatte, das Mögliche that, früher geübtes Unrecht gut zu machen, war man mit der großen Masse rang- und titelsüchtiger deutscher Proletarier von der Feder daran, die in die neuen Behörden drangen und sich durch die Mißachtung der alten Rechtsformen ihre büreaukratischen Sporen zu verdienen suchten. Im Schooße des neugewählten Gouvernements-Magistrats, der den Rigaschen Rath auf Schritt und Tritt seine Autorität fühlen ließ, war so wenig Sachkenntniß und Rechtsbildung zu finden, daß die einzelnen Departements längere Zeit hindurch darüber stritten, nach welchem Recht sie überhaupt zu richten hätten. Auch

die neuen Gouvernementsbehörden hatten ihre Freude daran, an den stolzen Richtern der Rathsunterbehörden gelegentlich ihr Müthchen zu kühlen, dieselben aus der Sitzung abberufen und vor ihre Schranken laden zu lassen, ungehorsame Kanzeleibeamte gegen ihre Vorgesetzten zu unterstützen und deutlich zu bekunden, daß sie sich als die Herren der Zukunft fühlten. In gleicher Weise wurde die Widerspenstigkeit der Gilden gegen den ersten Stand der Stadt zu Ungunsten des letzteren ausgebeutet. Kecker denn je trieb der Wühler Ebel sein Wesen; in Petersburg, woselbst dieser gewissenlose Mann gegen den Rath intriguirte, sollte derselbe übrigens später erfahren, daß man „Liberale" seines Gelichters mit der gehörigen Verachtung zu behandeln wisse. Die damaligen Rathsglieder ließen sich durch die Schwierigkeiten der Lage übrigens nicht irre machen in der Erfüllung ihrer Pflichten; weil sie sich streng controlirt und beaufsichtigt wußten, setzten die städtischen Richter ihren Stolz darin, Urtheile abzufassen, an denen sich auch beim besten Willen nichts reformiren ließ. Nur einer unter ihnen nahm vor Einführung der neuen Stadtordnung seinen Abschied, die Uebrigen harrten bis zuletzt auf ihren schwierigen Posten aus.

Der Natur der Sache nach wurden die Wirkungen der Verfassungsveränderung auf dem flachen Lande minder lebhaft empfunden als in der Hauptstadt des Landes. Die Hauptschwierigkeit, mit welcher die Landesrepräsentation zu kämpfen hatte, war nach wie vor die feindselige Haltung der Landschaft, die ihre Wünsche nur halb erfüllt sah, solange die allgemeine Adelsordnung noch nicht eingeführt war. Durch die Vorgänge auf dem letzten Landtage verbittert, war der Major v. Bluhmen noch vor Schluß desselben nach St. Petersburg gereist; um seinen Machinationen rechtzeitig begegnen zu können, sandte die Landesrepräsentation, trotzdem daß sie bereits eine Deputation beschlossen hatte, den Ritterschafts-Secretair von Richter sofort in die Residenz. Trotz der „Huld," mit welcher Ihro Majestät die Deputirten einige Wochen später (3. December) aufnahm, war die Lage so peinlich geworden, daß man alle Bemühungen für Aufrechterhaltung der unversehrt gebliebenen Institutionen allmählich aufgab. Der stets wiederkehrende Refrain aller aus St. Petersburg einlaufenden Berichte war und blieb „Unsere Sachen stehen schlecht." So war man auf die allendliche Entscheidung, durch welche im December 1785 die Einführung der Adelsordnung decretirt wurde, im Voraus längst gefaßt.

Die innere Wiedergeburt und Kräftigung der Factoren unseres öffentlichen Lebens, welche während der statthalterschaftlichen Periode selbst stattfand, hat die Gefahren derselben aber zum großen Theil

aufgewogen. An dem Geschlecht, das die große Veränderung an der Spitze der Geschäfte vorfand, ist, wenigstens was das Land anlangt, unseres Erachtens nicht viel zu verlieren gewesen. Die Stadt hatte damals einen wesentlichen Vorsprung vor dem Lande. Die ländlichen Zustände waren zufolge von Umständen der verschiedensten Art gerade während der ersten Hälfte der achtziger Jahre so verkommen, daß ihr Anblick die Mehrzahl aller wohlmeinenden Leute von einer wirklichen Begeisterung für die überkommenen Rechts- und Lebensformen zurückhielt, nur einige unter denselben waren scharfsichtig genug, die formale und rechtliche Bedeutung der Aufhebung der alten Verfassung ihrem ganzen Umfange nach zu verstehen und demgemäß zu beurtheilen. Die Kämpfe um die Verbesserung der bäuerlichen Zustände und das Güterbesitzrecht hatten, weil sie gegen die bessere Ueberzeugung der Urtheilsfähigen entschieden worden waren, geradezu demoralisirend gewirkt und namentlich die Klasse der Gelehrten und Gebildeten zur entschiedenen Gegnerin des Adels gemacht. Mit jener Kurzsichtigkeit, welche Vertretern eines einseitigen Standesinteresses zu allen Zeiten gleich eigenthümlich gewesen zu sein scheint, übersahen die bürgerlichen Freunde der Freiheit, daß die Schädigung der ritterschaftlichen Autonomie Hand in Hand ging mit der abnehmenden Bedeutung der städtischen Corporationen. Erst durch die letztere Thatsache wurde die Mehrzahl der Männer, welche überhaupt ein Herz für das Vaterland hatten, zu einer richtigeren Beurtheilung der Sachlage und des alten Landesstaats geführt. Aber auch innerhalb des Adels selbst regte sich während der schweren Jahre 1785 bis 1796 ein edlerer, humanerer Geist. Die alte Generation, welche in der Feindschaft gegen Carl Friedrich Schoultz und das Römershof-Ascheradensche Bauerrecht grau geworden war, hatte die alte Verfassung ausschließlich vom Standpunkt der Vortheile und Rechte beurtheilt, welche dieselbe dem adeligen Gutsbesitzer bot; es erscheint mehr wie wahrscheinlich, daß ein großer Theil der Landtagsglieder von 1783 und 1786 sich über die der Verfassung drohenden Abänderungen beruhigte, sobald sie gewahr wurde, daß die bäuerlichen Verhältnisse ungeändert die alten blieben und Beschränkungen des adeligen Verfügungsrechts über Land nnd Leute nicht zu fürchten seien. Wenige Jahre ernster Erfahrung reichten dazu hin, gerade in dieser Beziehung wesentliche Fortschritte herbeizuführen und dem jüngeren Geschlecht eine ungleich tiefere und idealere Auffassung seiner Aufgabe zu erschließen. Dazu kam, daß der Wohlstand des Landes während der statthalterschaftlichen Jahre in Stadt und Land beträchtlich zunahm, was allerdings nicht durch die Verfassungsveränderung, sondern zufolge günstiger Ernten

und glücklicher Handelsconjuncturen geschah; so lange es den Kampf um die nackte Existenz gegolten hatte, war es erklärlich, daß die Theilnahme für höhere, geistige Güter sich auf einzelne kleine Kreise beschränkt hatte. Endlich — und das ist vielleicht das merkwürdigste Resultat der Vorgänge, welche diese Blätter zu schildern versuchten — zeichneten die schweren statthalterschaftlichen Zeiten sich durch ein beispiellos gutes Einvernehmen zwischen Stadt und Land aus, die erst jetzt die Solidarität ihrer wirklichen Interessen verstanden und nach Neuendahls treffender Bezeichnung in „brüderlicher Handreichung" wetteiferten. Die Edelleute und Bürger, welche die Wiederherstellung der alten Verfassung erlebten, hatten in der That etwas gelernt und etwas vergessen.

Bezeichnend ist es, daß während der zweiten Hälfte der statthalterschaftlichen Zeit und in den Jahren nach 1796 eine Menge neuer Namen auftauchten, die sich trotz entschiedener Parteinahme für die verketzerten Ideen bäuerlicher Freiheit binnen Kurzem Ansehen und Einfluß in der Ritterschaft zu sichern wissen, von deren öffentlicher Thätigkeit vor 1785 aber schlechterdings keine Spur zu finden ist. Auch die städtischen Patricier dieser Periode erscheinen minder einseitig und abgeschlossen als ihre achtungswerthen aber ausschließlich in städtische Interessen versenkten Vorgänger. Der Geist der Humanität und eines begeisterten Strebens, das höhere Güter als die ständisch beschränkter Genügsamkeit kennt, macht sich bei den städtischen und ländlichen Vertretern geltend, welche aus dem 18. in das 19. Jahrhundert hinüberreichen, — ein Geist von dem die Männer von 1783, wenn überhaupt, nur wenig gewußt haben. Als die alte Verfassung im Jahre 1796 wieder hergestellt wurde, fand sie ein besseres Geschlecht vor, als das, welches sie verlassen hatte.

Es scheint das Loos unseres Landes gewesen zu sein, daß erst Noth und Gefahr die ständische Zerklüftung zu überbrücken vermögen, welche in den Zeiten sorglosen Genusses thöricht erweitert und vertieft wird, und daß die rechten Männer erst zur Geltung kommen, wenn ihre Thätigkeit auf Schwierigkeiten fast unüberwindlicher Art stößt. Daß diese Männer sich aber überhaupt finden und daß äußere Schwierigkeiten gerade in den ernstesten Abschnitten livländischer Vergangenheit dazu gedient haben, die im Innern schlummernden Kräfte zu wecken und einen Patriotismus zu läutern, der sich in Zeiten harmloser Ruhe nur allzu häufig in das Gewand bequemer Anhänglichkeit an gewohnte Vorurtheile kleidet, das mag dem zagenden Enkel zur Ermuthigung gereichen, wie es die Väter getröstet hat in den Tagen, von welchen es heißt „sie gefallen uns nicht."

Verklungene Namen.

Lose Blätter aus der baltischen Culturgeschichte.

Siehst Du, hörst Du im Frühlingswind
Der Eiche Winterlaub rauschen zu Grab?
Was ist es? Die jungen Triebe sind
Erwacht und stoßen die alten ab.

Im Frühlingsregen ist zweierlei Kraft:
Leben macht es entlodern
In Allem, worin sich noch regt der Saft,
Und Abgestorb'nes vermodern.

Rückert.

I.

Carl Graß.

Von den Wänden der mit wenigen, aber interessantesten Portraits geschmückten Rigaer Stadtbibliothek blickt das Bild eines ernsten, tief gebräunten Mannes herab, dem kein aufmerksamer Beschauer gleichgiltig vorüber gegangen sein wird: ungeordnet herabhängendes schwarzes Haar fällt über eine hohe, gedankenreiche Stirn, unter welcher ein paar ernste blaue Augen hervorblitzen, die durch die kühnen scharf geschnitzten Züge, welche sie einschließen, noch an Interesse gewinnen. Der Mann, dem diese Züge angehört haben, sieht weder nach einem gestrengen Rathsherrn, noch nach einem würdigen Pfarrherrn der guten Stadt Riga aus, er blickt so düster und gespenstisch drein, daß man kaum glauben kann, er sei überhaupt unserem behaglich-gemüthlichen Norden entstammt und habe sich daran genügen lassen, nach der Väter Sitte schlecht und recht in eng begrenztem Kreise zu leben, er habe seine Wünsche auf eine auskömmliche Existenz, eine friedliche Ehe und die Versorgung seiner Progenitur beschränkt. Und wenn er größere Ansprüche an eine baltische Existenz zu stellen die Thorheit hatte, die Befriedigung idealer Bedürfnisse suchte, wenn er wirklich in keine der Rubriken unterzubringen war, welche „Stadt und Land" für ihre Kinder vereinbart haben, wie kommt der Mann in die solide „bibliotheca civitatis Rigensis," von der man

billig erwarten kann, sie werde als städtisches Institut in erster Reihe bürgerliche Tugenden ehren, nicht aber eine Freistatt für unruhige Köpfe sein, die ihre eigenen Wege gingen und klüger sein wollten, als wir Anderen, die wir unsere Wünsche weislich auf das „Patrimonialgebiet" beschränkt und nicht vergessen haben, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist!

Wenn auch kein Weltstürmer nach modernem Zuschnitt, ein Rebell gegen die allmächtige Sitte, die das Thun und Lassen unserer Väter nach streng vorgeschriebenen Gesetzen regelte, ist der Mann im braunen Frack allerdings gewesen, der über dem Portrait Brotze's, des Rigaschen Niebuhr, in die Bibliotheksäle hinabsieht; streng conservative Stadtphilister machen ihm vielleicht noch heute den Ehrenplatz neben seinem Nachbar streitig, der bei all seinem Forschungseifer freilich immer hübsch im Geleise zu bleiben wußte.

Es ist Carl Gotthard Graß, der Dichter und Landschaftsmaler, dessen sicilianische Bilder nur wenige Schritte weiter aufgehängt sind, um schwärmerischen Gemüthern die Freude an den bescheidenen Reizen der livländischen Schweiz zu schmälern, die gleichfalls an jenen Wänden prangt und treuen Söhnen der Heimath den Begriff landschaftlicher Schönheit auszumachen die Bestimmung hat.

Der Name Graß, den seit Tielemann und Merkel nur noch Jegór v. Sievers in seinen „Deutschen Dichtern in Rußland" genannt hat, versetzt uns in das Zeitalter Goethes und Schillers, die Epoche des ausschließlichen Schönheitscultus und jenes überschwänglichen Gefühlsreichthums, der unserer Zeit längst abhanden gekommen ist, zu dessen Verständniß wir „Des jungen Werther Leiden" aufschlagen müssen, um mühsam nachzubuchstabiren, was vor achtzig Jahren in jedem hübschen Mädchengesicht leserlich genug geschrieben stand, um von liebenden Augen gelesen werden zu können. Die Leiden und Freuden Werthers und Siegwarts sind ihrer Zeit auch an der Düna erlebt worden und ihre Epoche hat kaum einen interessanteren baltischen Vertreter als Carl Graß, den Sunzelschen Pastor und sicilianischen Landschaftsmaler, den schwärmerischen Freund Schillers und Matthissons, der zu Serben in Livland geboren wurde und seit nunmehr funfzig Jahren in italienischer Erde ruht. Ein Leben, das sich zwischen Contrasten, wie Serben und Messina, einer livländischen Kanzel und einer italienischen Staffelei bewegte, dürfte ein Recht darauf haben, in den Annalen eines Landes verzeichnet zu stehen, das seinen Söhnen ihren Lebensgang in der Regel so genau vorschreibt, daß man den meisten derselben schon in der Wiege ihre sogenannte „Bestimmung" voraussagen kann.

Die wenigen schriftlichen Zeugnisse, welche über das Leben des Malers und Dichters Carl Gotthard Graß der Oeffentlichkeit vorliegen, entwerfen nur flüchtige Umrisse seines Jugendlebens. Wir wissen nur, daß er 1767 zu Serben geboren wurde, wo sein Vater, der sich durch eigene Tüchtigkeit aus dem Drange ärmlicher Verhältnisse emporgearbeitet hatte, als Prediger wirkte. Vater und Sohn, wenn sie auch demselben Berufskreise angehörten, waren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr häufig grundverschiedene Leute. Die Söhne jener streng orthodoxen Väter, die die erste Hälfte des Jahrhunderts erzeugt hatte, gehörten der Zeit an, welche in Frankreich die große politische, in Deutschland die große geistige Revolution bewirkte, deren Epigonen wir sind. Nicht mehr Luther und Melanchthon, Lessing, Herder und Wieland waren die maßgebenden Männer der Zeit, deren Einfluß sich kaum Jemand entziehen konnte, der nach Geistes- und Herzensbildung strebte.

Ein Sohn dieser seltsam gearteten Zeit war auch unser Graß; aus dem Vaterhause zum Studium der Theologie nach Jena entlassen, wandte er sich vorzugsweise ästhetischen Studien zu, ohne seinen theologischen Lebensplänen darum zu entsagen. Der junge Livländer scheint dem wilden Treiben seiner Jenaer Commilitonen fern gestanden zu haben, ihn zog es zu den deutschen Dichterfürsten, die Thüringen zum Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens gemacht hatten. Schiller, damals junger, aber schon hochberühmter Professor, würdigte ihn seiner Freundschaft, Herder, der sein Rigaer Rectorat eben mit der Weimarer Superintendentur vertauscht hatte, war ihm zugleich Lehrer und Freund. Von der Natur mit einem poetischen und einem ungewöhnlichen Malertalent ausgestattet, wurde Graß mehr und mehr in Kunstinteressen gezogen. Die Theologie s e i n e r Zeit schloß den Musendienst keineswegs aus; ohne zweien Herren zu dienen, konnte man für Goethes „Werther" und Schillers „Götter Griechenlands" schwärmen und sich doch zugleich dem geistlichen Beruf widmen, in dem man vorzugsweise einen humanen sah. Die philanthropische Begeisterung für das Wohl der Menschheit, welche das 18. Jahrhundert charakterisirte, machte Theologen und Philosophen, Dichter und Politiker nur zu Dienern einer und derselben Sache, der sie mit verschiedenen Gaben und auf verschiedene Weise dienten.

Erfüllt von den Ideen seiner Zeit kehrte Graß nach Livland zurück, um sich zuvörderst in Riga niederzulassen, wo er als Lehrer und Zeichner wirkte. Es mochte ihm wenig lockend erschienen sein, den Reichthum deutschen Geistes- und Kunstlebens mit der Einsamkeit einer „landischen" Pfarre zu vertauschen: Jahre lang blieb er in einer Lebens-

stellung, die Andere sich möglichst abkürzen, um in den Hafen des eigenen Hauses und Herdes einzulaufen. In Riga brauchte er den künstlerischen und literarischen Interessen, denen er in Deutschland nachgegangen, nicht völlig zu entsagen, fand er einen Kreis von Männern, die mit ihm die Schätze theilen konnten, welche eben damals vom deutschen Parnaß auf die Erde gelangten. Man las Schillers Dramen, lebte im Werther und Siegwart, aber auch in Geßners Idyllen, verschlang mit thränenreicher Begeisterung Lafontaine's endlose Romane, und hielt nächst Goethe und Schiller Matthisson für einen der größten Dichter seiner Zeit. Es war die Zeit der Tagebücher und Almanache, der schwärmerischen Freundschaftsbedürfnisse und zarten Gefühle, der Theaterschwärmerei und der ländlichen Feste, der Begeisternng für den Fortschritt der Menschheit, die Zeit des harmlosen Frohsinns und der sentimentalen Ueberschwänglichkeit.

In jeder Epoche hat die Jugend ihren eigenen Götzen; für einen Sohn des Werther-Zeitalters ließ sich die Einsamkeit livländischen Pastoratslebens nur an der Seite eines „gleichgestimmten" Herzens ertragen: war es doch ein charakteristischer Zug jenes familienhaft beschränkten Zeitalters, daß die idealen Wünsche des Mannes sich fast ausschließlich auf sein Privatleben beschränkten, man auch jenseit der beiden ersten Lebensjahrzehnte all sein Sehnen und Hoffen auf ein paar blaue oder braune Mädchenaugen richtete, von diesen alle Seligkeit des Lebens erwartete und Sonne, Mond und Sterne — wie Werther sagt — geruhig ihre Wirthschaft treiben ließ, wenn diese Wünsche sich erfüllten. Im Jahre 1796 erhielt Graß einen Ruf als Pastor nach Sunzel; von den schönen Augen der Gesellschafterin der Pfarrpatronin getroffen, beschloß er, denselben anzunehmen, hielt er seine Probepredigt. Alles war auf gutem Wege, Gemeinde und Patronin in der Wahl des neuen Predigers einig. Die Leidenschaft, die Graß im Herzen trug, wurde aber nicht erwidert. Jetzt hatte die behagliche Ruhe des Pfarrhauses, die idyllische Abgeschlossenheit vom Lärm der Welt für den neugewählten Pastor keinen Reiz mehr; er gehörte nicht dem gewöhnlichen Schlage der schönen Seelen des 18. Jahrhunderts an, die sich durch einige wohlgereimte und sorfältig gemessene Seufzer mit ihren Jugendidealen abfinden konnten, er fühlte, daß nur die Kunst die Wunde heilen konnte, die die Liebe seinem Herzen geschlagen, daß er einen geistigen Selbstmord beginge, wenn er seiner zartbesaiteten und erregbaren Natur zumuthe, sich in der Einsamkeit Sunzels in eigenen Qualen zu verzehren. Er beschloß, in die Schweiz und nach Italien, in das gelobte Land des deutschen Idealismus, zu ziehen. Vergeblich

waren die „vernünftigen" Vorstellungen abrathender Freunde, wie Wilpert und Merkel, Graß verließ sein Vaterland, um es nie wieder zu sehen; vom ersten deutschen Hafen aus, an welchem er landete, bat er um die Entlassung von dem kaum angetretenen Amte. Im Fluge durchstreifte er das ihm bekannte Deutschland, nur in Jena hielt er sich bei seinem großen Freunde auf, der den talentvollen Livländer zu schätzen wußte und dessen Ode „Der Rheinfall" anonym in seiner Rheinischen Thalia erscheinen ließ.

Erst in den Thälern der Schweiz faßte Graß wieder festen Fuß: hier zog ihn die Großartigkeit der Alpennatur mächtig an, hier konnte er ungestört vom Getümmel der Menschen sich in seine innere Welt versenken. Wochenlang lebte er auf einsamen Sennhütten und in abgelegenen Gebirgsdörfern, bald mit dem Pinsel, bald mit der Feder beschäftigt. Regte sich wieder das Bedürfniß nach Verkehr und Umgang mit Menschen — denn Alles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht — so suchte er die Familie des Dichters Salis in Graubündten auf, das ihm eine zweite Heimath geworden war; Heinrich Meyer, der Maler und Freund Goethes, und Geßner, der Idyllendichter, lebten gleichfalls in der Schweiz, mit ihnen ließen sich künstlerische Interessen aller Art theilen. Ein gelegentlicher Ausflug nach Paris (1801) trieb ihn mit doppelter Sehnsucht in die Arme der Natur zurück: drei Jahre weilte er unter den damals noch „biederen" Alpensöhnen, im Jahre 1803 aber zog er hinab nach Italien, dessen Kunst- und Naturschätze stets das Ziel seiner Wünsche ausgemacht hatten. In der Schweiz war er nicht nur den Neigungen seines schwärmerischen Gemüths nachgegangen, er hatte zugleich fleißig gearbeitet und sein Talent für die Landschaftsmalerei ausgebildet.

In Rom erschlossen sich ihm die Herrlichkeiten der antiken Kunst, die er in ihrer wahren Gestalt noch nicht kennen gelernt hatte. An der Seite des Tübingers Rehfues zog er dann weiter nach Neapel und Sicilien, der Heimath Theokrits, die stets eine besondere Anziehungskraft für seine Phantasie gehabt hatte; Monatelang streifte er in den Thälern der Insel umher, um endlich am Fuße des Aetna in dem verfallenen Castello di Brolo, das auf die schäumenden Wellen des Mittelmeeres hinabsah, zu rasten. Vier Wochen lang weilte Graß hier, in künstlerische Studien und Träume versenkt; der Reichthum der Natur, die ihn umgab, machte ihn die Einsamkeit vergessen.

Im Sommer 1805 traf er wieder in Neapel ein. Die erste Kunde aus der nordischen Welt, die er unter dem farbigen Glanze des südlichen Himmels doch nicht ganz vergessen hatte, war die vom Tode

Schillers, der ihm noch wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben und um Lebenszeichen gebeten hatte. — Von Neapel wandte Graß sich nach Rom, wo er von nun an dauernd seinen Wohnsitz nahm. Hier konnte er ganz der Kunst leben, mit der er in Sicilien einen Bund fürs Leben geschlossen hatte, hier ließen sich die Verbindungen mit der nordischen Culturwelt, in der er seine Jugend verlebt hatte, noch allenfalls aufrecht erhalten, aus Livland, wie aus Deutschland führte jeder neue Winter neue Besuche nach Rom, wo damals Wilhelm von Humboldt, der Freund Schillers und Goethes, als preußischer Gesandter lebte und die gastlichen Thore seines Hauses allen deutschen Künstlern geöffnet hielt.

In Rom hat Graß seine Tage beschlossen; mehr und mehr in der südlichen Welt acclimatisirt, vergaß er die nordische Liebe, die ihn aus dem Vaterlande und dem Sunzelschen Pfarrhause vertrieben hatten; im Jahre 1812 vermählte er sich mit Antonia Grassi, die ihre Heimath zu der seinen machte.

Ein treuer Sohn unseres kalten Himmelsstriches ist der Künstler aber doch geblieben: die vier sicilianischen Landschaften, die er als „Denkmale seiner schönsten Lebensstunden" malte, die ihm auch für das Gold König Murats von Neapel nicht feil waren, hat er einem Landsmann für einen geringen Preis überlassen, um sie in der Rigaer Stadtbibliothek aufhängen zu lassen: „Sie sind — wie schon vor funfzig Jahren ein Kritiker sagte — Producte eines tiefen, romantischen Gefühls, in denen der dichterische Gedanke vorherrscht;" wer sie jemals einer eingehenderen Bekanntschaft unterzogen, hat auch ihren Meister kennen gelernt, dessen wechselvolle Laufbahn ein plötzlicher Tod im Jahre 1814, da er sich eben zu einem Besuch im Geburtslande anschickte, ein Ende machte. Möge das treue Andenken, das er seiner Heimath auch im Glanze italienischen Künstlerlebens gewahrt hat, von dieser dem Maler und Dichter Carl Graß, der eigenartigsten Künstlernatur, die sie hervorgebracht, gewahrt bleiben.

II.

Johann Heinrich Baumann.

Bei der Reise- und Wanderlust, welche Tausende unserer Landsleute jährlich nach Deutschland führt, kann nicht ausbleiben, daß viele von uns an den Freuden des nordischen Himmelsstriches, den wir

unsere Heimath nennen, kaum mehr rechten Geschmack finden, sondern sich diese durch stete Vergleichungen mit den Herrlichkeiten der Fremde vergällen. Aber selbst die begeistertsten Anhänger des westlichen Culturlebens werden eingestehen müssen, daß die Liv-, Est- und Kurländer in einer Beziehung den Vergleich mit Niemandem auf der Welt zu scheuen brauchen, als Jäger.

Wohl mag der städtische Leser dieser Blätter die Lippen verziehen, wenn man ihm von so primären Freuden, wie denen der Jagd, redet: zu Eingeweihten sprechen wir gewiß eine verständliche Sprache, wenn wir für die Ursprünglichkeit und Frische baltischen Jägertreibens den Vorzug vor den Raffinements ausländischer Hof- und Treibjagden ansprechen.

Bei uns weiß man im Allgemeinen noch nichts von eingehegten Forsten, von massenhaftem Morden auf Commando und Stichwort, von strengen Pürschgesetzen und geschulten Waidmännern; wie in vielen anderen Dingen, sind wir auch in Beziehung auf die Jagd Empiriker, aber diese Empirie wird mit einem gewissen genialen Naturalismus betrieben.

In Dondangen oder hinter Rujen gliedert das Jahr sich nur nach seinen verschiedenen Jagdgelegenheiten; im Frühjahr, wenn Poeten die ersten Lerchen und Nachtigallen besingen, grüßt der Jäger die ersten Waldschnepfen: welche Lust, wenn man am feuchten Frühlingsabend wieder den Doppellauf zur Hand nehmen kann, um auf den Schnepfenstand zu gehen, einsam im Walde zwischen hohen Birken und Tannen nach den langbeinigen Vögeln zu spähen, die nach Sonnenuntergang ihre stillen Umzüge halten, oder in der kalten Aprilnacht Morgens um zwei Uhr auf die Balz zu ziehen und den Auerhahn zu beschleichen, der auf schwindelnd hohen Tannenwipfeln einsam wachend sein Weibchen lockt, während rings der Wald noch in stummem Schweigen liegt und kaum eine Ahnung vom Morgengrauen hat. Wenn der melancholische Städter die erste geschnittene Garbe auf dem Felde als Botin des Sommerausganges mit gemischten Gefühlen ansieht, bietet sie dem Jäger nur eine frohe Bürgschaft dafür, daß die Hegezeit vorüber ist, die Epoche der Vorstehhunde und der Jungwildjagden begonnen hat; niemals aber schlägt ihm das Herz höher, als wenn der Wind wieder über die Stoppeln weht, und die großen Hetz- und Parforce-Jagden im Lande beginnen, wenn von Jungfernhof und Uexküll bis zu den Rujenschen Ebenen oder den feuchten Moorgründen um Dorpat und Fellin das melodische Gebell der Spürhunde ertönt und fröhliche Männer auf raschen Pferden einherjagen, bald ein kräftiges Hallet oder Hafuhl

tönt, bald der Piqueur mit melancholischen Waldhorntönen seine „Koppel“ zu sammeln bemüht ist.

Die Jagd bei uns ist kein ausschließlich aristokratisches Vergnügen, wie die Städter wähnen. „Hinten im Lande,“ zumal im kurischen Oberlande, jagt Alles, Vornehm und Gering, Bauer und Edelmann, der vornehme Sonntagsjäger im eleganten Schnurrock und der arme Hackelwerker und Kleinbürger in erborgten Pasteln, freilich Jeder auf seine Weise, bald öffentlich, bald im Geheimen. Hie und da geschieht es trotz der Dorpater Facultät wohl gar noch, daß ein würdiger landscher Pastor, wenn er sich unbemerkt glaubt, seinen Studentengewohnheiten gemäß beim Sonnenuntergang einen harmlosen Spaziergang in den Wald macht, dort aber zur Flinte greift, die der Kutscher ihm heimlich vorausgetragen. Allen ist die ursprüngliche Freude am Wald- und Jagdleben eigenthümlich, nirgend, so weit uns bekannt, kennt man die Raffinements massenhafter, künstlicher Thiermorde noch nicht. Unsere Jagd- und Waldfiguren sind nicht an Pickeschen und gemsbärtigen Hüten, sondern an stark gebräunten Gesichtern, fein geschärften Sinnen, frischer Lebenslust und wahrhaft ursprünglicher Liebe zur Natur zu erkennen, ihnen ist das Wild mit seinen Eigenthümlichkeiten Kunstobject und Studium, sie überbieten einander an genauer Kenntniß des livländischen resp. kurischen Waldes und seiner Bewohner, die Freude an der Jagdbeute spielt eine nur untergeordnete Rolle. Wenn der Liv- und Kurländer mit seinen Lebenseigenthümlichkeiten überhaupt Gegenstand künstlerischer oder auch nur belletristischer Darstellung geworden wäre, die Jäger seines Vaterlandes hätten dem feinsinnigen Beobachter reiche Ausbeute geboten: jene alten Krugs- und Forstfiguren, denen man ihren Hang zum Wilddiebstahl kaum übel nimmt, weil die bestohlenen Herren sich einer gewissen Achtung vor dem waidmännischen Eifer und der Erfahrung ihrer Concurrenten nicht erwehren können, die alle Wege und Stege ihres Terrains kennen, von allen merkwürdigen Schüssen wissen, die seid Adams Zeiten in denselben jemals gefallen sind, die das Lebensalter eines Menschen darnach bezeichnen, ob derselbe schon, noch oder nicht mehr jagt! In dem Lande der Anekdote und der mündlichen Tradition giebt es selbstverständlich eine reiche waidmännische Ueberlieferung, in der der Freiherr von Münchhausen und seine Vettern, wie sich erwarten läßt, eine große Rolle spielen, aus der sich zahlreiche landläufige Redefiguren herschreiben, deren Bedeutung außer Landes zwar kaum Jemand ahnt, die aber, wie jenes berühmte „Wer bleibt, der bleibt“ (das der Sohn seinem im Graben liegenden Vater im Eifer der Hetzjagd zurief, als er über ihn hinwegsetzte), oder die alte Jägererfahrung „Wo sie sind, da

sind sie, wo sie nicht sind, sind sie aber gar nicht," innerhalb der heimischen Grenzen von Jedem, der ein Mal im Leben „auf Jungwild" oder „auf Hasen" war (wie man bei uns mit classischer Breviloquenz sagt), verstanden werden.

Der Mann, von dem wir heute berichten wollen, gehörte diesem auch heute noch nicht ausgestorbenen Geschlechte unserer baltischen Jäger aus der guten alten Zeit an: Johann Heinrich Baumann, vir carus amicis, arte peritus, wie die Unterschrift der Lithographie lautet, welche in der Stadtbibliothek zu seinem Andenken aufgehängt ist, Jäger, Jagd- und Thiermaler, lettischer Schriftsteller und Bauernfreund, würdiges Mitglied der Rigaer Jagdgesellschaft und trefflicher Erzähler von „Jagd-Anekdoten, die zwar mehrentheils ans Lügenhafte grenzen, aber sich doch wirklich zugetragen haben" (Riga und Dorpat bei J. F. Meinshausen. 1817), ist ein Typus aus den harmlos fröhlichen Tagen der kurischen Herzöge und des alt-Rigaschen Lebens vor jener Katastrophe der vierziger Jahre, die uns Alle mehr oder weniger mit des Gedankens Blässe angekränkelt hat.

Johann Heinrich Baumann wurde 1753 zu Mitau in einer aus Preußen eingewanderten Pastorenfamilie geboren, sein Vater war kurländischer General-Superintendent, sein Oheim Propst zu Wenden in Livland, beide als Schriftsteller bekannt. Es waren noch die alten guten Zeiten des herzoglichen, damals Bironschen Regiments, in denen Johann Heinrich seine Kindheit und Jugend verlebte: Herzog Ernst Johann, der relegirte Königsberger Student und Ex-Kammerjunker der Kaiserin Anna, der in Mitau eigentlich niemals residirt hatte, war damals von der russischen Kaiserin — nach Sibirien verbannt; der stolze Adel herrschte unumschränkter denn je im „Gottesländchen," jenem Eldorado, dem sein Geschichtsschreiber nachrühmen konnte, es habe, die Bauern ausgenommen, alle seine Kinder mit dem gleichen Geiste aristokratischen Selbstbewußtseins und Behagens erfüllt. Vergebens war Prinz Carl von Sachsen bemüht, die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen: im Grunde war jeder Freie sein eigener Herr. Hoch und niedrig erfreute sich eines gewissen Wohlstandes, selbst die Bettler hielten — wie Cruse berichtet — nicht selten Wagen und Pferd.

Die Pastoren jener lustigen alten Zeit, die es, den Bischöfen des Mittelalters ähnlich, nicht verschmähten, von Zeit zu Zeit die Postille mit der Hetzpeitsche oder Jagdflinte zu vertauschen, saßen auf ihren Pfarrhöfen ebenso stolz und unabhängig da, wie die Edelleute auf ihren Schlössern. In dieser Luft wuchs ein kräftiges, frisches Geschlecht voll Lebensmuth und Gesundheit auf, das sich im Sattel wohler fühlte als

am Schreibtisch, das im Walde heimischer war, als in der Studirstube; ihm gehörte auch der Sohn des General-Superintendenten an, dessen im Alter erzählten Jagdschwänken man es abhört, daß sie von einem geborenen Jäger erlebt oder erfunden wurden. Nach vollendetem Schulunterrichte wurde der junge Herr „Studirens halber" nach Erfurt geschickt. Hier lernte er den Thiermaler Bock, eine Celebrität seiner Zeit, kennen, und bald zeigte sichs, daß der junge Kurländer in seinen heimischen Wäldern mehr gelernt hatte, als Schnepfen schießen und Füchse hetzen; mit feinem Sinne hatte er die Eigenthümlichkeiten der jagdbaren Thiere studirt und dem Walde seine Geheimnisse abgelauscht, um sie lebensvoll der Leinwand wiederzugeben. Er widmete sich alsbald völlig der Ausbildung seines Talents und kehrte als tüchtiger Maler in die Heimath zurück. Die höchste Staffel seiner Kunst hatte er nicht erklimmt, seine Thierstücke aber athmeten Frische, Leben und Originalität, sie entsprangen einer wahrhaft künstlerischen Eigenthümlichkeit und zeugten von feiner Beobachtung der Natur.

Ein leidenschaftlicher Jäger war der junge Künstler trotz seiner deutschen Studienjahre geblieben; es litt ihn nicht im Staube des städtischen Lebens, den er sich, wollte er ausschließlich seiner Kunst leben, hätte gefallen lassen müssen. In ihm, scheint es, prävalirte der Kurländer vor dem Maler. Er wurde Landwirth und lebte als solcher meist in der Nähe von Riga, wo er bald Mitglied, Oberjagdredner und Jagdmaler der fröhlichen 1759 unter dem Präsidium von Thomas Greathed gegründeten Rigaer „Oberjagdgesellschaft" wurde, des Kreises „seiner hochgeschätzten Jagdfreunde," denen die 1817 erschienen Anekdoten gewidmet sind. Nebenbei aber malte er fleißig und mit Glück weiter. Ueber 1700 Jagdstücke, deren manche noch in Rigaer Patricierhäusern zu finden sind, sollen seiner fleißigen Hand entstammt sein; sie erwarben ihm den Titel eines Mitgliedes der kaiserlichen Akademie der Künste zu St. Petersburg.

Die freien Stunden, die er seinem landwirthschaftlichen Beruf abmüßigte, waren aber nicht ausschließlich der Jagd und der Palette gewidmet: Hand in Hand mit dem kräftigen, lebensfrohen Realismus, der ihn charakterisirt, ging bei Baumann überall ein idealer Zug. Wie die Jagd ihn zum Künstler gemacht hatte, so machte die Landwirthschaft ihn zum Bauernfreunde und Kenner der lettischen Sprache und Eigenthümlichkeit; nicht nur verschiedene verdienstvolle Schriften in lettischer Sprache sind von ihm verfaßt und legen Zeugniß von seiner Liebe zum Volke ab, er hat zugleich werthvolle Beiträge zur Vervollständigung des lettischen Sprachschatzes gesammelt und herausgegeben.

Bis in sein hohes Alter hinein blieb er den Neigungen seiner Jugend getreu: was er dem Kreise seiner Freunde und Jagdgefährten gewesen, geht aus den erwähnten „Anekdoten" (die er in einem Alter von vierundsechzig Jahren herausgab) und den diesen angehängten meist wehmüthig-humoristisch gefärbten Trauerreden hervor, die er „bei abgelassenen Hähnen und umhüllten Jagdhörnern" verstorbenen Gliedern der Gesellschaft, dem Herrn Oberjägermeister Carl George Hackmann, dem Oberjagdredner Philipp Claus oder dem „löwenmuthigen" Herrn Hofrath Christian Stieda nachrief. Im Jahre 1832 ging auch er (um sich seines classischen Ausdruckes zu bedienen) „zu Bau," er entschlief sanft zu Neu-Jungfernhof bei Riga im Hause seiner Tochter, nachdem er noch Abends zuvor mit seinen Enkeln gespielt und sich dann fröhlich zu Bett gelegt hatte. Aus der kurzen Notiz, mit welcher Garlieb Merkel in dem „Literärischen Begleiter" seines „Provinzialblattes" von dem Ableben des greisen Künstlers Act nimmt, liest sich heraus, wie werth der treffliche Mann auch weiteren Kreisen in Stadt und Land gewesen.

Den nachgeborenen Enkel, der heute die harmlosen Schwänke liest, mit denen der alte Baumann seine lauschenden Gefährten entzückte, wenn sie sich nach ihren Streifzügen durch Wald und Feld um ihn gesammelt hatten, ihn weht es wie aus einer anderen Welt an, er muß eine Anwandlung von vornehmem Selbstgefühl niederkämpfen, das im Grunde doch nur ein übel verhohlener Neid darüber ist, daß es ihm nicht vergönnt war, mit gleich geringen Mitteln den gleichen Erfolg, das gleiche Maß von Behagen bei sich und Anderen zu erzielen. Vielleicht aber fällt ein Abglanz der fröhlichen Stunden auf ihn, welche jene Schwänke geboren, fühlt er sich berührt von der Luft, die das lustige Alt-Riga in den anspruchslosen Zeiten Alexanders I. athmete. Von ihnen sind wir durch eine ernste, sorgenvolle Epoche, die mit der Kehrseite des Behagens unserer Altvordern in nur zu verhängnißvollem Zusammenhange steht, für immer getrennt, zu ihnen können wir nicht mehr zurückkehren. Wohl aber ziemt es uns, ihre hervorragenden typischen Gestalten in treuem Gedächtniß zu halten, und auf ein solches hat auch der alte Baumann sein Anrecht, der echt baltische Künstler der alten Zeit, der den Verhältnissen, in denen er wirklich lebte, einen künstlerischen Ausdruck gab, der auch ihren Ernst die gehörige Rechnung zu tragen nicht unterließ und für unser Volk ein Herz gehabt hat, während andere Jäger in den lettischen Bauern, an denen sie vorübersprengten, nur das Material zu Wildtreibern und Jauchzern sahen. Die Jovialität und Lebenslust, mit der er unter der aufs Ohr gerückten Jagdmütze

seines Portraits hervorsieht, ist mit dem sinnigen Ernste gepaart, der bei keinem Künstler fehlen darf. Möge seiner noch zuweilen beim frohen Klange der Hörner von den Jägern gedacht werden, die sich seiner lebensvollen Birkhühner und Rehe erfreuen, der einzigen, die bei uns zu Lande ihren Jäger überlebt haben.

III.

Marquis Paulucci.

Einzelne ehrwürdige Ausnahmen abgerechnet, reicht das Gedächtniß des jetzt lebenden und herrschenden Geschlechts nicht über den Anfang des Jahrhunderts hinaus. Die directen Einflüsse, welche aus vergangenen Tagen in die unsrigen herüberspielen und bestimmend auf die Anschauungen derer einwirken, welche die herrschende Generation bilden, gehören, wie uns scheint, bereits fast ausschließlich dem 19. Jahrhundert an und lassen sich bei uns auf zwei verschiedene Abschnitte desselben, die in merkwürdigen Gegensatz zu einander stehen, zurückführen: das heitere, behäbige zweite Jahrzehnt und die düstere, sorgenvolle Epoche der vierziger Jahre.

Es dürfte kaum eines Nachweises dafür bedürfen, daß jener letztbezeichnete Abschnitt noch heute von bedeutsamstem Einfluß auf die politischen Anschauungen bei Conservativen und Liberalen, in Stadt und Land des Ostseegebietes ist und der Neuzeit sein charakteristisches Gepräge aufgedrückt hat; in eigenthümlichem Gegensatz hierzu sind auf religiösem, literarischem und socialem Gebiete, namentlich in Riga, aber noch heute die Anschauungen und Ueberlieferungen einer älteren Zeit, und zwar die des erwähnten zweiten Decenniums (etwa der Jahre 1813—23), die maßgebenden und nachweisbaren. Die Erklärung dafür ist nicht eben schwer zu finden: einmal brachten die schweren Erfahrungen, deren wir oben Erwähnung thaten, es mit sich, daß die glücklichere jüngste Vergangenheit während der trüben Tage, die ihr folgten, zur guten, alten Zeit schlechtweg wurde, an deren Traditionen man um so fester hielt, als man der Zukunft ziemlich rathlos gegen überstand, weiter aber hatte jene ältere Epoche eine Kreis so ausgezeichneter Männer in Riga versammelt, daß sich von seinem Gedächtniß schon eine Zeit lang leben ließ.

Während, dem Charakter der Zeit entsprechend, heutzutage die leitenden Ideen, wenn nicht in den großen Massen, so doch in weiteren

Kreisen vertreten sind und von diesen ausgehen, waren sie damals das unbestreitbare Eigenthum Einzelner. Die Jahre nach den Freiheitskriegen waren auch in Riga das Zeitalter der ausgezeichneten Persönlichkeiten. Nur einzelne derselben brauchen wir zu nennen, die meisten sind noch unvergessen. An der Spitze des Rathes stand Hans Schwartz, der würdige Erbe des großen Johann Christoph, ausgezeichnet als Patriot und Geschäftsmann, im Kern seines Wesens eine künstlerische Natur voll Idealismus nnd Poesie. Die Geistlichkeit war in Männern wie Carl Gottlob Sonntag, dem unvergeßlichen „Biedermann voll Licht und Kraft," dem Gründer unserer literarisch-praktischen Bürgerverbindung, und Carl Ludwig Grave, dem ausgezeichneten Redner, Schulmann und Literaturfreunde, würdig vertreten: Garlieb Merkel, der muthige Publicist und kecke Kritiker, der etwas von der Ader Voltaire's in sich hatte, bei all' seinen Mängeln aber doch der bedeutendste baltische Schriftsteller der neueren Zeit sein dürfte, hatte die Presse schon damals zu einer Macht erhoben; fleißige Forscher, wie Brotze, machten die Quellen der Vorzeit flüssig, hervorragende Handelsherren, wie Sengbusch u. A., erwiesen sich als thätige Freunde der Wissenschaft und des geistigen Lebens. Der Rationalismus in Theologie, Politik und Geschichte, der sich in Deutschland auszuleben und der romantischen Reaction zu unterliegen begonnen hatte, war bei uns noch die treibende Macht im öffentlichen Leben; er herrschte auf der Kanzel und dem Katheder, wie hinter dem rothen Tisch und auf der Bühne. Die Last der öffentlichen Arbeit, die Sorge um das Wohl der Stadt und ihre Bewohner ruhte auf wenigen, aber kräftigen Schultern, ein sorgloser Optimismus, die nothwendige und dazu durch die Zeitverhältnisse beförderte Begleiterin der bezeichneten Geistesrichtung herrschte damals in dem Gros der gebildeten, wie der ungebildeten Bevölkerung. Die erschütternden Tage des statthalterschaftlichen Regiments waren seit der Restauration von 1796 vergessen, die dräuende Kriegsfackel, die die Vorstädte entzündet hatte, war erloschen, von der Aufhebung der Leibeigenschaft und der kürzlich geschehenen Begründung des livländischen Creditsystems (eine Bezeichnung, hinter welcher übrigens kein Nicht-Autochthone eine Bank erkennen wird) versprachen sich Stadt und Land gleich glänzende Früchte. Mit Stolz freute man sich der kürzlich errungenen Landesuniversität und ihrer Vortheile, welcher die alten Herren noch entbehrt hatten, deren Weisheit sich aus Jena oder Göttingen herschrieb. Man lebte den Freuden des Theaters und der Geselligkeit, stellte Almanache und Gesangbücher im Geschmack der Zeit zusammen, freute sich der Alexandersäule mit ihrer russisch-lateinischen Inschrift,

der Alexanderpforte oder des neu gegründeten Wöhrmannschen Parks, und fühlte sich nie lebhafter ergriffen, als wenn man im heiteren Familienkreise „auf dem Höfchen" oder hinter dem Punschglase „auf der Euphonie" sitzen, Kotzebue's Gesellschaftslied singen und der allgemeinen Stimmung in der Schlußstrophe desselben: „Ach wenn es doch immer so blieb'," einen gläubigen Ausdruck geben konnte.

Diese „gute, alte Zeit," von der noch heute verschiedene Zeugnisse reden, hieß, ehe sie das gehörige Alter erlangt hatte, um mythisch zu werden, die Zeit des Marquis: wie man das Frankreich des 17. und der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts technisch das siècle de Louis XIV. nennt und damit einen ganz bestimmten Begriff verbindet, so sagte man noch vor Kurzem bei uns, wenn man ein Institut oder eine Persönlichkeit gewissen Alters und Schlages charakterisiren wollte, „es stammt noch aus der Zeit, da der Marquis hier war."

Es werden nächstens 35 Jahre, daß der „Marquis" Riga verlassen hat; es dürfte aber auch heute kaum nöthig sein, den Mann mit Namen zu nennen, der durch Jahrzehnte einfach mit seinem Titel bezeichnet wurde. Die Zahl der Männer, welche den alten Herrn mit Augen gesehen haben, ist allerdings stark im Abnehmen begriffen: wem von uns, die wir „im Nachtrab der Jugend" stehen, hätte sein Vater oder Großvater aber nicht von dem Freunde Kaiser Alexander's erzählt, der während der siebzehn Jahre seiner Oberverwaltung der Ostseeprovinzen, so unermüdlich für neue wohlthätige Einrichtungen thätig gewesen ist, der die Vorstädte aufbauen und die städtischen „Anlagen" begründen ließ, der bei der Aufhebung der Leibeigenschaft einen bedeutenden Einfluß ausübte und wahrhaft der „erste" Mann der Provinz war? Die Tradition hat sich sogar der Eigenthümlichkeiten bemächtigt, die seine äußere Erscheinung umgaben: wer hätte nicht einmal von dem berühmten Schimmel, von dem der Marquis nachlässig gebückt herabsah, gehört oder dem Vorreiter, der sein langgespanntes Viergespann lenkt und mit gellendem Rufe jedem Kinde in der Stadt ankündigte, Se. Erlaucht fahre durch die Straßen. Mancher, der den geistreichen Italiener nie mit Augen gesehen, weiß wohl noch gar von dem Schrecken, den er bereitete, als er die neue Hundesteuer einführen oder eine Verbesserung des Straßenpflasters erzwingen wollte, gewaltsame Neuerungen, die den bescheidenen Ansprüchen, welche man damals an die polizeiliche Ordnung stellte, allzu hoch gegriffen schienen.

In der That, wir wüßten jene Tage, von welchen wir oben handelten, nicht treffender zu bezeichnen, als wenn wir uns dem heimischen Sprachgebrauche anschließen und sie die Zeiten des Marquis Pau-

lucci nennen. Aeußere wie innere Umstände waren gleich dazu angethan, diesem trefflichen Staatsmanne und Administrator eine Stätte in dem Gedächtniß unserer Stadt und unseres Landes zu sichern. Er repräsentirt in treffender Weise jene Epoche, welche man in Deutschland 25 Jahre früher die des aufgeklärten Despotismus genannt hatte, und wir können dem gestrengen alten Italiener um so dankbarer nachsehen, als es ihm keineswegs an Achtung vor der bestehenden Ordnung der Dinge gebrach; seine scharfsichtige Energie vielmehr nur als Correctiv eintrat, wo die Schwerfälligkeit unserer ständisch-provinziellen Staatsmaschine nicht recht vom Flecke kam und des treibenden Anstoßes bedurfte.

Schon die Fremdartigkeit seiner Abstammung, seines Namens und Titels machte ihn in Riga zu einer Celebrität; dem kosmopolitischen Zuge jenes Zeitalters entsprechend, war es möglich, daß ein Italiener und Katholik an der Düna walten konnte, der halb Europa durchwandert hatte, ehe er bei uns seinen Sitz aufschlug.

Der Marquis, der in den Wirren einer mächtig bewegten Zeit die österreichischen mit russischen Diensten vertauscht und diese als Major begonnen hatte, gehörte dem Kreise der vertrautesten Diener Alexander's I. an; die feste Zuversicht, mit welcher er den Monarchen im Jahre 1812 nach der Einäscherung Moskaus in St. Petersburg zu bleiben und nicht nach Finnland zu gehen beschworen hatte, soll ihm vorzüglich das Vertrauen Sr. Majestät erworben haben. Im Jahre 1813 mit der Oberverwaltung Liv-, Est- und Kurlands (später auch Pleskaus) betraut, übernahm er eine Aufgabe, der nur ein ausgezeichneter Kopf gewachsen war: die Verhältnisse, in welche er trat, die Rechtsanschauungen und Sitten, ja selbst die Sprache des Landes, das er verwalten sollte, waren dem Marquis fast völlig fremd. Seinem ganzen Wesen, wie seinem Entwickelungsgange nach gehörte er einer Welt an, der unser abgeschlossener Küstenstrich fern ablag: ohne jemals völlig bei uns heimisch zu werden, sollte er doch den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf den Gang unserer Geschicke ausüben.

Die ausgezeichneten Staats- und Verwaltungsmänner aus der Schule des vorigen Jahrhunderts haben fast alle eine gewisse Familienähnlichkeit, weil sie, bewußt oder unbewußt, einem Vorbilde, dem des großen Preußenkönigs, nachstrebten, durch dessen kühnen Ausspruch „Le roi est le premier domestique de l'état“ ein neues politisches System begründet worden war. Begeistert für die humanen Ideen des 18. Jahrhunderts, steckten sie doch sehr häufig noch in der rauhen Schale der inhumanen ersten Hälfte desselben: mit soldatischer Härte

verfolgten sie ihre philanthropischen Zwecke, traten sie jeden Widerspruch nieder, waren sie sich doch ihrer reinen Absichten, ihrer hohen Ziele bewußt. Dem Geiste der Zeit gemäß, strebten sie nach Ausgleichung aller Unterschiede, beschränkten sie die Rechte der privilegirten Klassen zu Gunsten der Unterdrückten, ohne es mit den Formen ihres Verfahrens besonders genau zu nehmen, haßten sie Alles, was nach mittelalterlichem Aberglauben und nach Feudalismus schmeckte; der Idee des abstracten Staats und seinem Wohle gegenüber sollten alle übrigen Verhältnisse in den Hintergrund treten. Geographische und historisch-überkommene Schranken wurden mit kosmopolitischem Enthusiasmus übersprungen, alte Vorurtheile nirgend respectirt, in religiösen Dingen war man tolerant, oder wie es damals hieß, aufgeklärt, wenn man irgend der „neuen" Schule angehören wollte. Ganz besonders in zwei Dingen aber zeigten die Männer des 18. Jahrhunderts eine merkwürdige Uebereinstimmung: in ihrem Eifer für die Besserung der Lage des gemeinen Mannes und in dem Bestreben, überall die guten Köpfe herauszufinden und dieselben, zu verwenden ohne viel nach ihrem Herkommen, ja ohne nach ihrer Moralität zu fragen.

Wenn nicht in allen, so doch in diesen und vielen anderen Beziehungen gehörte der Marquis der politischen Schule an, von der wir handeln. In Allem, was er that und ließ, selbst in seinen Irrthümern, war Methode, durch alle seine Handlungen zog sich wie ein rother Faden die Nützlichkeitstheorie im Sinne der Humanität. Diese durch einen eisernen Charakter unterstützte einheitliche Geschlossenheit seines Wesens war es, durch die er imponirte, denn gerade sie war man bei Männern seiner Stellung in unserem Lande noch nicht gewohnt, durch sie versöhnte er selbst diejenigen, zu denen er im Gegensatz stand. Stadt und Land wußten bald, daß die neue Verwaltung nach einem festen Systeme geregelt, nicht der Ausfluß bloßer Launen war; auf die Länge mußte dieses Bewußtsein trotz einzelner Hemmungen, die es erfuhr, wohlthätig und beruhigend wirken. Mit dem Scharfblicke des Genies wußte der fremdländische Administrator binnen Kurzem die ausgezeichneten Persönlichkeiten innerhalb seines Wirkungskreises herausfinden und an sich zu fesseln: durch sie gewann er einen Einblick in die Verhältnisse, um den der Eingeborene ihn bald beneiden konnte, und der ihn in den Stand setzte, seine Aufgabe glänzend zu erfüllen. Was er für Riga und die Provinzen leistete, hat sein Gedächtniß fast ausnahmslos überlebt.

Feingebildet und, wenn er wollte, bezaubernd liebenswürdig, blieb der strenge alte Herr, so rasch er sich auch acclimatisirte, in mancher,

namentlich gesellschaftlicher Beziehung doch ein Fremdling in unserem Lande. Dem an strenge Selbstzucht und Wirthschaftlichkeit gewöhnten Südländer war der sorglos verschwenderische Materialismus des Nordens unverständlich, für jede Behäbigkeit und Gemüthlichkeit um jeden Preis, die unsere gesellschaftliche Eigenthümlichkeit charakterisirt, hatte er weder Sinn noch Neigung, er blieb auch in Riga bei all' der Liebe und dem Verständniß, das es für die Verhältnisse hatte, Italiener. Von der Achtung und dem Vertrauen, das er genoß, liegen die zahlreichsten Beweise vor: er nahm sie dankbar an, gab sich ihnen aber niemals völlig hin; als Ziel seiner Laufbahn hatte er sich die Rückkehr in die Heimath vorgesteckt. Nach dem Tode seines angebeteten Monarchen litt es ihn nicht mehr im Norden, er fühlte eine neue Zeit herannahen und war nicht der Mann, sich dieser zu accommodiren. Trotz mehrfacher Zeichen der Achtung des Kaisers Nikolaus konnte er sich mit diesem nicht verständigen und nahm er im Jahre 1829 seinen Abschied; am 1. Januar 1830 wurde er durch den Baron v. d. Pahlen ersetzt. Noch einmal kehrte er nach Riga zurück: in Nr. 11 der „Rig. Ztg." von 1830 nahm er einen kurzen, aber herzlichen Abschied von dem langjährigen Schauplatz seiner Wirksamkeit, am 2. Februar reiste er ab, um nie wiederzukehren. Als General-Gouverneur von Genua ist der Marquis vor einigen Jahren in Genua gestorben; für unsere Stadt hat er stets ein dankbares Gedächtniß behalten, für sie war ein Mann seiner Art gerade zur Zeit, in der er waltete, eine Wohlthat gewesen; er hatte den liberalen Humanitätsideen des 18. Jahrhunderts unter Verhältnissen, die der Erstarrung innerhalb historisch gegebener Formen zu unterliegen drohten, in wahrhaft fruchtbringender Weise wenigstens zeitweise zu ihrem Rechte verholfen.

IV.

Carl Ferdinand Daniel Grohmann.

Was sich aus vergangenen Zeiten bis in unsere Tage hinauf ein Gedächtniß erhalten, hat fast ausschließlich auf die höheren Klassen der Gesellschaft Beziehung, die „ehrbaren" bürgerlich-geordneten Existenzen, bei denen es sich von selbst verstand, daß sie auf ihre Reputation etwas hielten, deren Andenken darum ein vor allen Dingen respektables sein mußte. Wie überall, so weiß man auch bei uns, je höher hinauf, desto genauer Bescheid; über das Leben und Treiben der minder bevorzugten Stände

und Klassen ist man heutzutage, wie „vor hundert Jahren“ sehr viel schlechter unterrichtet gewesen. Davon zu wissen, wie die Vorfahren in der Familie oder die Vorgänger im Lebensberuf es gehalten, was bei ihnen Brauch und Recht gewesen, gehört schon zu des Lebens holdem Ueberfluß und ist in dem weiten Kreise derer, die mit den gemeinen Nöthen der Existenz zu kämpfen haben und froh sind, wenn sie das nackte Leben retten, nur ausnahmsweise möglich: ob lehrreich und interessant, ob blos armselig und düster, was in der Gesellschaft nicht zur Anerkennung gelangt und in keine der verschiedenen Rubriken untergebracht worden ist, die man euphemistisch „Beruf“ nennt, nimmt sein Gedächtniß mit ins Grab.

Das Proletariat hat aber ebenso seine Geschichte, wie die Aristokratie der Menschheit, kennt sie auch Niemand, weiß auch kaum Jemand Genaueres über die einzelnen Existenzen, die ihm zu verschiedenen Zeiten angehört, zu berichten. Wir handeln hier nicht sowohl von dem Proletariat, über dessen Rettung Schulze-Delitzsch und Lassalle mit einander in Streit sind, als von jenem Proletariat der mittleren und höheren gesellschaftlichen Schichten, das aus Leuten besteht, die im Leben zu nichts Rechtem kommen, die mit der Bildung und den Ansprüchen der höheren Klassen ausgestattet sind und factisch dennoch den unteren angehören, weil widrige Verhältnisse oder Mängel in ihrer Entwickelung und Erziehung sie der Möglichkeit beraubten, in die höheren Sphären hinauf zu steigen, jenes Geschlecht, das sein Wesen in Kellerwohnungen und Dachstuben, in Kaffeehäusern und Winkelkneipen treibt und dessen düstere Regionen Jeder, der nicht schon mit achtzehn Jahren ein ausgemachter Philister war, wenigstens ein Mal einen Blick zu thun Gelegenheit gehabt hat. Für die strebsame Jugend, die noch an die Möglichkeit glaubt, eigene, selbstgeschaffene Bahnen gehen zu können, die mit der Gesellschaft noch keinen Vertrag auf gegenseitige Täuschung zu Ehren des Hergebrachten geschlossen hat, haben dergleichen Leute von jeher eine besondere Anziehungskraft gehabt: wir erinnern an Pylades und seine Vettern, von denen Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ berichtet, den Dichter Mylius in Leipzig, dessen „Schuhe ohne Schnallen“ Lessing's achtbaren Gönnern so viel Anstoß bereiteten, oder Schiller's lockeren Stubengenossen, den Lieutenant Kapf in Stuttgart.

An der Schwelle, welche die alte Zeit von der neuen scheidet, den letzten Jahrzehnten des vergangenen Säculums, kamen dergleichen „catilinarische“ Existenzen besonders häufig vor; die pedantische Strenge der damaligen bürgerlichen Gesellschaft, welche zahlreiche von den Berufszweigen, die heutzutage öffentlich anerkannt sind, mit dem Bann

der Unachtbarkeit belegte oder noch gar nicht kannte, trieb es mehr wie einen guten Kopf zu dem Versuch, mit den gesellschaftlichen Vorurtheilen zu brechen und eigene Bahnen zu gehen. Aber nur die wirklich genialen Köpfe bestanden die Feuerprobe, sich selbst und dem inneren Drange überlassen zu bleiben; nur von ihnen wissen wir, nicht aber von denjenigen ihrer zahlreichen Leidensgenossen, die zu Grunde gehen mußten. Auch hier wurde der alte Spruch: „Gelingt's, heißt's große That, und wenn's mißlingt, ist's Hochverrath," zur traurigen Wahrheit.

Von einer solchen Winkelexistenz aus dem alten Riga der achtziger und neunziger Jahre, den Tagen der Statthalterschaft und der Begründung des ersten stehenden Theaters, wollen wir berichten.

Noch hatte die französische Revolution ihre Krater nicht geöffnet, um mit einem Feuerregen die von der Reformation übrig gelassenen Spuren des Mittelalters zu vernichten und wenigstens in den Köpfen der Leute die Welt umzugestalten; noch gab es keine allgemein anerkannte deutsche National-Literatur, keine Menschenrechte und kein deutsches National-Bewußtsein, keine Universität Dorpat, keine allgemeine Werthschätzung der Bildung und kein allgemeines Bildungsbedürfniß. Ihren Bedarf an wissenschaftlich gebildeten und geistig anregenden Elementen bezogen unsere Provinzen fast ausschließlich aus dem Auslande, indem sie entweder ihren jungen Nachwuchs „Studirens halber" nach Königsberg, Göttingen oder Jena sandten und nach einigen mit mehr oder minder Gewissenhaftigkeit benutzten Bildungsjahren zurückkommen ließen, oder indem sie erprobte deutsche Gelehrte an die heimischen Lehranstalten beriefen. Die Bildung war noch so dünn im Lande gesäet, daß die wissenschaftlich gebildeten Männer in Livland, auch wenn sie in den verschiedensten äußeren Lebensstellungen standen, einander entweder persönlich kannten oder doch von einander wußten. Nicht immer haben sich ihre Hoffnungen auf solide Anstellungen und glatte Lebenswege realisirt. Mühsam darbend, suchten viele von ihnen, namentlich in Riga, ihre Existenz; inmitten des vorwiegend geschäftlichen und materiellen Treibens der nordischen Handelsstadt konnten sie für ihre „brodlosen" Künste und Talente nicht gleich ein Publicum finden. Die Ertheilung von Privatstunden war fast der einzige ihnen mögliche Erwerb: eine Presse, wenigstens eine solche, die der Mitwirkung wissenschaftlich gebildeter Männer bedurfte, gab es in Riga noch nicht; als Beamte konnten Ausländer, die keine „Connexionen" in Bewegung zu setzen vermochten, nur ausnahmsweise ein Unterkommen finden. Das Theater war damals eigentlich die einzige öffentliche Anstalt, dem das Interesse des Publicums nachging, und übte auch auf

die jungen brodlosen Literaten der damaligen Zeit seinen mächtigen Einfluß aus.

Mit einer Gestalt aus dem alten Rigaschen Theater von 1783 haben wir es heute zu thun, dem vor 70 Jahren verstorbenen Schauspieler und Theaterdichter Carl Ferdinand Daniel Grohmann, dem Mittelpunkt des Propheten-Clubs, eines kleinen Kreises junger strebsamer Köpfe, die sich als Proletarier von der Feder durch das Leben schlugen und unseren ehrsamen Großvätern ihrer Zeit manchen Anstoß gegen haben mögen; wußte man bei uns in Riga doch damals noch nichts von dem „genialen" Wesen, das in Deutschland Mode geworden und sich sogar an Höfen eines gewissen Ansehens erfreute, seit man die ersten Köpfe der Nation in dasselbe verstrickt wußte!

Im Jahre 1782 hatte der Begründer und Unternehmer des neuen Theaters in Riga, Geheimrath Baron Vietinghof, unter Mitwirkung Meurer's, eine größtentheils neue Gesellschaft in Deutschland engagiren und nach Riga kommen lassen: unter dieser befand sich ein früherer Studiosus juris aus Leipzig mit Namen Grohmann, der zugleich als Charakterdarsteller und Schauspieldichter engagirt worden war. Dieser Mann, an Geschmack und Bildung den meisten seiner Collegen unendlich überlegen und darum von den Leitern der Bühne, Meurer und dem berühmten Koch, stets hochgehalten, besaß ein nur sehr untergeordnetes dramatisches Talent: Liebe für die Kunst und Widerwille gegen die philiströse Eintönigkeit des bürgerlichen Lebens hatten ihn auf die Bühne getrieben. Bald aber mußte der junge Künstler sich selbst sagen, daß er für diese keine ausreichende Begabung besitze; sein Gang und Benehmen waren steif und hölzern, sein Gesicht so nichtssagend und ausdruckslos, daß er es selbst mit einem fettigen Blatt Papier zu vergleichen pflegte, auf welchem weder Tinte noch Bleistift zu haften vermochten, sein Temperament endlich war zu phlegmatisch angelegt, um für die Wiedergabe leidenschaftlicher Empfindungen irgend geeignet zu sein. Diese verspätete Selbsterkenntniß mußte von Erwägungen der ernstesten Art begleitet sein: das Vorurtheil der damaligen Zeit schloß Jeden, der einmal „Comödiant" gewesen war, aus dem bürgerlichen Leben aus; Grohmann hatte, als er die Bretter betrat, alle Schiffe verbrannt, die in die Gestade der bürgerlichen „Achtbarkeit" zurückführten, und stand, erst 24 Jahre alt, aussichtslos der Zukunft gegenüber. Um diese Zeit hörte er von Meurer's Absicht, für die neue Kunstanstalt im baltischen Norden eine Gesellschaft zu sammeln: in der Hoffnung, das Vorurtheil werde an den äußersten Vorposten germanischer Bildung minder unerbittlich sein, als im Mutterlande, ließ er sich

für Riga anwerben, wo er im Herbst 1782 mit dem festen Entschluß eintraf, bei erster Gelegenheit die Bühne zu verlassen und eine Anstellung zu nehmen. Er hatte sich in den Verhältnissen getäuscht: wohl fand er allenthalben Interesse für das Theater, selbst eine wohlwollende Gönnerschaft blieb nicht aus, die den selten gebildeten Mann von Zeit zu Zeit in Gnaden zu Tische zog; das Vorurtheil war in Riga aber im Grunde eben so unerbittlich, wie in Leipzig.

Auf den Umgang mit Collegen angewiesen, die ihm größtentheils nicht genügen konnten und seine Interessen nicht verstanden, suchte Grohmann, als ihm klar geworden war, daß er in eigentlich städtischen Kreisen nicht so leicht heimisch werden könne, die jüngeren, noch nicht in Vorurtheilen erstarrten und durch die Gunst des Glückes hochmüthig gewordenen Gelehrten, meist Ausländer, die gleich ihm nach Riga gekommen waren, um ihr Glück zu machen und es nicht gleich gefunden hatten, um sich zu sammeln. Bald wurde er der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, in dem er das Sichgehenlassen und die Ungebundenheit der Genialitätsperiode zur Regel machte, und in dem man sich in Scherz und Ernst durch die Betheiligung an den ersten großen Errungenschaften der deutschen Literatur und im eifrigen Studium derselben über die Misère des täglichen Lebens hinwegzuhelfen versuchte.

Unter den jungen Männern dieses Cirkels finden wir auch den später so bekannt gewordenen Garlieb Merkel, einen damals achtzehnjährigen Jüngling, der eben die Schule verlassen hatte und sich nach einem Berufe umsah, der ihm die Mittel zum Universitätsstudium schaffen sollte. In seinen „Darstellungen" Bd. 1. hat der geistreiche Mann uns ein anmuthiges Bild des Jugendtreibens in jenem Kreise und seiner Bekanntschaft mit Grohmann entworfen. In einem Kaffeehause, wo Grohmann den größten Theil des Tages, am Ofen sitzend, die Beine auf den Stuhl gelegt, die Thonpfeife nachlässig zwischen den Zähnen haltend, zubrachte, wurde Merkel ihm vorgestellt; Grohmann mag an dem munteren Jüngling Gefallen gefunden haben und lud ihn ein, sich anderen Tages um 11 Uhr Morgens bei ihm einzufinden, wo er ihn mit seinen Freunden bekannt machen wollte. In einer kleinen dürftigen Dachstube, zu welcher zwei schmutzige Treppen hinaufführten, fand Merkel am Vormittage des folgenden Tages etwa 12 junge Männer beisammen, die hier täglich zusammentrafen, um sich in „kräftigen Schlagreden und witzigen Einfällen" zu ergehen, die aber meist die höchsten Interessen der damaligen Zeit, insbesondere die neue Literatur betrafen. Die Gesellschaft hieß der „Propheten-Club", weil es — charakteristisch für ihre Lage — den Mitgliedern verboten war, während ihres

Beisammenseins an die Zukunft zu denken: die Decrete der Gesellschaft — ebenso häufig lose Einfälle, wie feine Bemerkungen wurden mit Kreide an die Kammerthür geschrieben und — wie Merkel hinzusetzt — nach Schluß der Sitzung von der Magd regelmäßig abgewischt. „Bald nach zwölf Uhr verstummte das geistige Toben allmählich, Einer nach dem Anderen wurde ernsthaft, und Alle stiegen bald sehr gesetzt die Treppe hinunter in die Stadt, wo die rauhe Prosa nicht eben heiterer Lebensverhältnisse sie erwartete.

In diesem Kreise wurden geistige Turniere ausgefochten, die auch nach 80 Jahren noch von hohem Interesse sind: hier las man, vielleicht zuerst in Riga, Schiller's „Don Carlos," der soeben in seiner ursprünglichen Version handschriftlich für das Theater angelangt war und allenthalben das größte Interesse erregte; Grohmann und Merkel (dem das werthvolle Manuscript auf eine Nacht geliehen worden war) hielten in einem Kaffeehause vor erbetenen Zeugen ein feierlich verabredetes Disputatorium darüber ab, ob Schiller größer sei als Voltaire, Merkel's „verehrtes Musterbild," das diesem für unerreichbar galt. Ein anderes Mal mußte Merkel eine Vertheidigung der Rigaer Bühne und ihrer Mitglieder verfassen, die man 1788 in einem Artikel der Königsberger Zeitschrift angegriffen hatte u. s. w.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen dieses „zwanglose" Treiben des damaligen „jungen Riga" in unserer ehrsamen Stadt erregte. Noch waren wahrhafte Bildung und solide Kenntnisse so spärlich vertheilt, daß man sie nirgend, wo sie überhaupt zu finden waren, übersah, daß man sie schätzte, auch wenn man sich ihren Vertretern als Leuten, „die ja nichts waren," unendlich überlegen glaubte. Grohmann war bald ein Mann, den die ganze Stadt kannte, von dessen Kenntnissen und Bildung man sprach, dessen redlichen, ehrenwerthen Charakter man selbst seine Achtung nicht versagen konnte, dessen Wünsche man aber nichts desto weniger consequent unberücksichtigt ließ. Zu verschiedenen Malen verließ er die Bühne, um einen anderen Erwerb zu suchen; immer wieder trieb ihn die Noth auf das Theater zurück. Die Stellung, die er in Riga einnahm, muß in der That höchst eigenthümlicher Natur gewesen sein. Männer, wie Sonntag und der auch als Dichter bekannte reformirte Prediger George Collins u. A., verschmähten es nicht, mit ihm zu verkehren und sich durch sein Urtheil bestimmen zu lassen; ein empfehlendes Wort Grohmann's beim Oberpastor Dingelstädt reichte dazu hin, Merkel eine Hofmeisterstelle zu schaffen, Grohmann's eigener Wunsch, ein bescheidenes Amt zu erhalten, aber blieb unerfüllt. „Ich kann Sie nicht dienen," war die peremp-

torische Antwort eines der ersten Leute der Stadt gewesen, als der unglückliche Schauspieler der ihn um eine kleine Anstellung bei dem statthalterschaftlich reorganisirten Stadtrath gebeten hatte. Völlig ohne Schuld mag dieser an dem harten Loose, das er erfuhr, aber auch nicht gewesen sein: der schlimmste Tröster des Elends, der Trunk, war auch sein Gefährte geworden, er „nippte," wie man damals beschönigend von Trinkern sagte, und ließ selbst in seinem Propheten-Club gern ein Glas Liqueur coursiren. Kein Wunder, daß es bald in der Stadt hieß, der gepriesene Grohmann sei Säufer und halte eine Trinkstube, daß der „Club" sich endlich auflösen mußte, wenn sein Präses nicht Gefahr laufen wollte, von den Schenkwirthen der Stadt, als „Bönhase" verfolgt zu werden.

1792, längst nachdem Merkel Riga verlassen hatte, trat Grohmann völlig von der Bühne ab, um sich mit Privatunterricht und gelegentlicher Schriftstellerei weiter zu helfen; er schrieb einige Trauerspiele (die übrigens nicht viel getaugt haben sollen), einen Band „Prosaischer Gedichte" und — vielleicht weil ihm die grammatische Unsicherheit der Sprache unserer biederen Vorfahren der Nachhilfe zu bedürfen schien — eine Abhandlung über den richtigen Gebrauch der Präpositionen „für und vor." Nichts wollte helfen! Habakuk und die übrigen „Propheten," die sich einst um ihn gesammelt hatten, waren wohlsituirte Männer geworden; Grohmann sank in immer kläglichere Verhältnisse hinab, bis er seinem Leben im Jahre 1794 durch eine Pistolenkugel ein Ende machte, ein trauriges Opfer des Conflictes seiner überlegenen Bildung und herabdrückender äußerer Verhältnisse.

Der Mann muß seiner Zeit viel gegolten haben: charakteristisch für die Abneigung der sentimentalen Aufklärungsperiode gegen traurige Wahrheiten, wurde die Art seines Todes beschönigt, und noch an seinem Sarge von „inneren Krämpfen," an denen er gestorben sein sollte, gesprochen. Hochangesehene Männer aber umstanden seine Bahre, Pastor Collins rief „seinem unaussprechlich geliebten Grohmann" Worte der Freundschaft in Prosa und in Versen nach, Sonntag entwarf eine biographische Skizze des Verstorbenen, und beide Schriftstücke ließ der Buchdrucker J. C. D. Müller dem Todten zu Ehren drucken — dem Lebenden aber war nicht zu helfen gewesen.

V.

Der Geheimrath von Vietinghof.

Während in Kur- und Estland Mitau und Reval unbestritten die gesellschaftlichen und politischen Mittelpunkte des gesammten Landes ausmachen, der Eigenthümlichkeit unserer Heimath gemäß in beiden Städten der Adel die Spitze der Gesellschaft und einen gewichtigen Factor des städtischen Lebens bildet, kann Riga, die Metropole des gesammten baltischen Landes, nicht eigentlich für den Mittelpunkt und das Herz des livländischen Lebens gelten. Es ist, als ob die zwanzig Jahre politischer Selbständigkeit und Isolirtheit, welche Riga im 16. Jahrhundert zubrachte, ehe es sich den Königen der polnisch-litthauischen Republik unterwarf, die maßgebendsten sind, die unsere Stadt überhaupt erlebt hat: noch heute liegt Riga — allen geographischen Handbüchern zum Trotz — für sehr viele Leute innerhalb wie außerhalb seiner Mauern nicht in Livland; die Begriffe „Rigisch" und „Livländisch" ziehen sich vielmehr continuirlich als verkörperte Gegensätze der Begriffe Adel und Bürgerstand durch die Geschichte unseres staatlichen wie gesellschaftlichen Lebens. Ueber Ursachen und Wirkungen dieser Thatsache ließen sich mancherlei Hypothesen aufstellen, deren Erörterung schon der Mühe werth wäre; wir müssen an ihnen ebenso vorübergehen, wie an Betrachtungen darüber, welche Voraussetzungen sich erfüllen müssen, um die erwähnten Gegensätze in einer höheren Einheit aufzuheben. Ihre Erwähnung aber war bei der bloßen Nennung des Namens „Otto Hermann von Vietinghof" unumgänglich nothwendig: die Anomalie, daß ein livländischer Edelmann auf die culturgeschichtliche Entwickelung Rigas einen Einfluß ausgeübt hat, wie vor und nach ihm, wenigstens in neuerer Zeit, kaum Jemand anders, steht zu der bürgerlichen Ausschließlichkeit unserer Stadt in einem so eigenthümlichen Gegensatz, daß sie noch heute einen Gegenstand der Verwunderung auszumachen berechtigt ist.

Während zahlreiche kur- und estländische Adelsgeschlechter seit Jahrhunderten in ihren Provinzial-Hauptstädten ansässig sind, in Mitau z. B. einzelne Familien, wie die Grafen Medem, seit herzoglichen Zeiten in lebendigster Beziehung zum städtischen Leben stehen und trotz aller ständischen Händel und Gegensätze einer Popularität genießen, die an die Volksthümlichkeit der englischen Pairie erinnert, ist in Riga stets ein nur geringer Theil des livländischen Adels wahrhaft heimisch geworden und mit dem städtischen Leben verwachsen; in gewissem Sinne bildet Dorpat noch gegenwärtig das Centrum des livländischen Lebens.

Um so interessanter ist es, am Ende des 18. Jahrhunderts eine Ausnahme von dieser Regel in Riga vorzufinden, einen livländischen Edelmann, dessen gesellschaftliches Uebergewicht von allen Seiten anerkannt wird, dem man freiwillig die Rolle eines socialen Reformators einräumt. Allerdings war dieser Mann kein Typus des baltischen Adels jener Zeit: er war überhaupt kein ausschließlicher Livländer, sondern ein Kosmopolit nach dem Zuschnitt des Aufklärungszeitalters und zugleich ein Grand seigneur, wie ihn diese Provinzen nur ausnahmsweise hervorgebracht haben. Unsere adeligen Landsleute, wenn sie in der Heimath eine Rolle spielen wollen, weihen sich in der Regel ausschließlich dem Landesdienst und verbinden diesen mit einer landwirthschaftlichen Thätigkeit; diejenigen unter ihnen, welche es auf eine „Carrière" absehen, entfremden sich durchschnittlich dem Provinzialleben und zählen für dieses nicht mit. Otto Hermann v. Vietinghof, der „Geheimrath," wie er seiner Zeit schlechtweg genannt wurde, bildete aber auch in dieser Beziehung eine Ausnahme. Noch vor Abschluß des Nystädter Friedens, im Jahre 1720 zu Riga geboren, trat er früh in den Militairdienst, machte als Flügel-Adjutant unter dem Feldmarschall de Lascy einen persischen Feldzug und zur Zeit der Kaiserin Elisabeth die Kriege gegen Schweden und Preußen mit. Kaum fünfunddreißig Jahre alt, verließ er mit dem Range eines Obristen die Armee, vermählte sich mit der Gräfin Anna Ulrica v. Münnich, der Großtochter des berühmten Feldmarschalls, ging in den Civildienst über und zog als livländischer Regierungsrath nach Riga, von wo aus er seine weitläufigen Güter (er besaß Marienburg, Lubahn, Groß-Jungfernhof, Kroppenhof, Wiebensholm, Kortenhof und das Gut Kosse bei Werro) bequemer bewirthschaften und beaufsichtigen konnte. Die hohe Stellung, die er einnahm, verschaffte Vietinghof sogleich eine gewisse Bedeutung in der Stadt; ein livländischer Regierungsrath (es gab deren zwei, Vietinghofs College war der Geheimrath Baron Campenhausen) stand damals im Range eines Staatssecretairs und war nach dem General-Gouverneur die erste Person in der Provinz. Vietinghof konnte das Gewicht seiner Stellung noch zudem durch den Glanz eines alten Namens, einflußreiche Verbindungen bei Hofe und ein fürstliches Vermögen unterstützen. Er kannte Deutschland und Frankreich, war mit den verfeinerten Genüssen der Culturwelt und ihren künstlerischen Interessen vertraut und stand „auf der Höhe der Zeit." Seine Gemahlin war im Glanze des St. Petersburger Hoflebens aufgewachsen, hatte dann, während ihre Eltern und Großeltern in der sibirischen Verbannung schmachteten, einige Jahre zu Jerkull in Livland zugebracht und verband die Vorzüge

der Weltdame mit denen der livländischen Hausfrau: Morgens beschäftigte sie sich mit der Erziehung ihrer Kinder und der Wirthschaft, verschmähte es auch nicht, dem Brauche ihrer Zeit gemäß, selbst die Producte ihrer Güter zu verkaufen; Abends glänzte sie am Spieltisch und im Salon. Der Geheimrath war Geschäftsmann und Beamter im großen Styl: er betrieb die Branntweinbrennerei und die Landwirthschaft nach den damals neuesten Methoden, übte als Regierungsrath allenthalben den weitgreifendsten Einfluß aus, stand mit dem kaiserlichen Hofe zu St. Petersburg und verschiedenen Höfen des Auslandes in Verbindung; seine Brust war mit russischen, polnischen und dänischen Orden geschmückt, seine Herkunft aber galt ihm mehr als Rang, Titel und Orden, er schlug sich, wenn von diesen Zufälligkeiten die Rede war, stolz auf die Brust und rief: „Ich bin Vietinghof.“ Nichtsdestoweniger stand er mit den bürgerlichen Elementen Rigas in lebhaftem Zusammenhange: sein Haus stand funfzig Jahre lang jedem Gebildeten offen, war der gesellige Mittelpunkt der ganzen Stadt und gab den Ton an.

Als Vietinghof im Jahre 1756 nach Riga zog, war unsere Stadt in gesellschaftlicher Beziehung noch nicht auf der gleichen Stufe mit ihr entsprechenden Städten des deutschen Auslandes. Das Theater war ein Pöbelvergnügen, das in hölzernen Buden sein Wesen trieb, Orchestermusik hörte man höchstens im Sommer in den Gärten. „Was waren die Lieblingsvergnügungen dieser glänzenden Stadt noch vor wenigen Jahren?“ fragt das Tagebuch eines 1783 in Riga anwesenden Reisenden: „Fürstliche Schmausereien, die die Geldbörse der reichsten Männer entnervten und wobei nicht selten der denkende Kopf unterlag. Kartenblätter, die Pest der Conversation, lagen auf allen Tischen; wer nicht mitspielte, nicht mit die Zeit verdarb, gehörte in das Fach der Pagoden, und jedes Codille, jedes Solo erhellte die schwarzen Flaschen des Champagners und Burgunders. Kein Wunder, wenn Mancher sein Geld und seinen Verstand zugleich verlor.“ — Der „Geheimrath“ war ein zu feiner Weltmann, um an dem rohen Sinnengenuß Geschmack zu finden, dessen Herrschaft er in Riga vorfand; der Mangel öffentlichen Lebens mußte den Habitué der großen Welt peinlich berühren, die schmutzigen, dumpfen Kaffeehäuser, in welchen man sich Abends oder Mittags nach Schluß der Börse und des Bureaus zusammenfand, konnte der Mann von Stande nicht betreten. Vietinghof ließ sich nicht daran genügen, der feinen Sitte und dem guten Geschmacke in seinem eigenen Hause eine Freistatt zu gründen; er war darauf bedacht, auf die Stadt, die er bewohnte, einen bildenden Einfluß auszuüben. Für die damals bedeutende Summe von 12,000 Ducaten baute er ein neues großes

Haus in der Königsstraße, in dessen oberem Stocke er den ersten Clubb „die Musse" begründete, während das Erdgeschoß zum Theater eingerichtet wurde. Auf eigene Kosten ließ er durch Meurer und Koch eine tüchtige Schauspieler-Gesellschaft anwerben, die am 15. September 1782 mit Lessings „Emilia Galotti" in dem neuen „prachtvollen Locale" ihre Thätigkeit eröffnete. Außerdem unterhielt er auf eigene Kosten eine Musikcapelle von vierundzwanzig Personen, „die ihm (so berichtet ein bewundernder Zeitgenosse) jährlich 2500 Ducaten kosten soll," und als deren hervorragendste Mitglieder der Geiger Feige, der Cellist Pitscher und der Flötist Adam genannt werden, die entweder in Concerten oder im Hause des Geheimraths im Vereine mit tüchtigen Dilettanten „aus der Gesellschaft" wirkten und „der Hörer Ohr entzückten." Mancher noch heute bekannte Name wird aus dem Kreise der musikalischen Dilettanten jener Zeit genannt. „Noch hört mein Ohr (schreibt der erwähnte Reisende) die zaubernde Violine eines Machasky, den sanft einschmeichelnden Saitenton eines Huhn, das Rauschende eines Bulmerinq, den lieblichen Flötengesang eines Keuchel, noch tönt mir Dein Waldhorn, zärtlicher Valentin." Zwei Mal in der Woche war „Club" auf der Musse, ein Mal für Herren, das andere Mal für Herren und Damen; alle vierzehn Tage gab es Maskeraden, auf denen jeder „anständige" Gast erscheinen konnte, Montags war musikalische Soirée im Hause des Geheimraths, dessen Spieltische und Abendtafeln auch an anderen Tagen aufgeschlagen wurden. Se. Excellenz waren das Muster des guten Geschmacks, der souveraine König der Gesellschaft, in der „Loge zum Schwert" führten sie das Wort, in der Canzelei des General-Gouverneurs wachten sie für die Aufrechterhaltung der Privilegien und des Herkommens; geruhten sie auf dem Balle zu erscheinen, so wurden sie mit Pauken und Trompeten empfangen und „schwache Ausdrücke froher Herzensempfindungen über die Gegenwart Sr. Excellenz" in Prosa und Versen der Excellenz zu Füßen gelegt:

Heil unserm Balle,
Er tritt hinein,
Wir harren Alle
Mit Sehnsucht sein,
Stumm war die Saite
Eh' Er erschien,
Laut tönt' sie heute
Die Violin'!
Du strahlst im Glanze,
Weckst Muth und Scherz,
Nimm auf zum Tanze
Des Balles Herz u. s. w.

Der Geburtstag und das Namensfest Sr. Excellenz waren Volksfeste, an denen im Theater Prologe und Festgedichte zu Ehren des Gefeierten unter lebhaftester Betheiligung des Publikums vorgetragen wurden, zu deren Verfertigung sich oft die angesehensten Leute bereit fanden.

Aber nicht nur in gesellschaftlicher Beziehung war der Geheimrath für Riga thätig, seinem Einfluß dankte die Stadt die günstige Entscheidung in dem großen Steinhauerschen Prozeß, in welchem es sich um nicht weniger denn 84,000 Thaler handelte! Gegen den Einfluß eines solchen Mannes kam keine Opposition auf, war es vergeblich, wenn strenge Sittenrichter aus der alten Schule Betrachtungen darüber anstellten, „daß der Hang der Rigischen zur Sinnlichkeit vermehrt werde" und Rückschritte in der Industrie zur Folge haben könne.

Einunddreißig Jahre lang (von 1756—1787) lebte und wirkte der Geheimrath in Riga; 1787 wurde er nach St. Petersburg berufen und in Anerkennung seiner Verdienste von der Kaiserin Katharina zum Senateur und General-Director des medicinischen Collegiums ernannt. Aber auch jetzt wurde er der Stadt, für welche er so viel gethan hatte, nicht untreu, die Geheimräthin mit ihren Töchtern behielt ihre Residenz in Riga bei.

Vietinghof starb, nachdem er noch inzwischen wiederholt Riga aufgesucht hatte, im Jahre 1792 zu St. Petersburg und wurde daselbst vom Pastor Johann Georg Lampe unter Betheiligung einer „nach Stand und Würden höchst- und hochzuehrenden Trauer-Versammlung" beerdigt. Seine Gemahlin hat noch bis zum Jahre 1811 in Riga gelebt und bis zu ihrem Ende ein glänzendes Haus geführt, das von Schwiegerkindern und Enkeln belebt war: ihre älteste Tochter war die später so berühmt gewordene Juliane Barbara v. Krüdener, die Gemahlin des Kaiserlichen Gesandten zu Venedig, Kopenhagen und Berlin, Verfasserin der Valerie und Prophetin der heiligen Alliance; ihre jüngste Tochter verheirathete sich an den Sohn des General-Gouverneurs Browne, den Obristen und Grafen Johann Georg. Ein ehrenvolles Zeugniß wurde der Tüchtigkeit, Frömmigkeit und hohen Bildung der Matrone an ihrem Grabe von dem trefflichen Sonntag ausgestellt.

VI.

Lindner.

In der Geschichte der deutschen Restaurationszeit und jener Demagogenhetze, welche bald nach Beschluß des Wiener Congresses ihren Anfang nahm, wird der Name Friedrich Ludwig Lindner häufig genannt. Der Träger dieses Namens spielte in den Reihen der liberalen Opposition gegen das Metternich'sche System und die unselige Politik der Karlsbader Beschlüsse eine hervorragende Rolle, indem er an den berechtigten Bestrebungen seiner Zeitgenossen ebenso lebhaften Antheil nahm, an den Irrthümern und Mißgriffen derselben. Heute ist dieser Mann so gut wie vergessen, und die Zahl der Leute ziemlich gering, welche wissen, daß dieser Lindner der eigentliche Begründer der sogenannten Triasidee und des Wahnes war, die Einheits- und Freiheitsbestrebungen der Deutschen müßten sich an die süddeutschen Mittelstaaten schließen und mit Hilfe dieser den Einfluß Preußens brechen. Erst in allerneuester Zeit ist das Gedächtniß Lindner's durch zwei Bücher, welche ihn wiederholt nennen, wieder aufgefrischt worden. Heinrich von Treitschke's Abhandlung über den würtembergischen Minister Wangenheim (vergl. Historische und politische Aufsätze, 3. Aufl., S. 207 ff.) bezeichnet eine von Lindner herausgegebene Schrift als die erste Quelle einer langen Reihe politischer Verirrungen, und Friedrich v. Gentz's „Briefe an Pilat" ergehen sich in verschiedenen Angriffen gegen den gefährlichen Journalisten und „Umsturzmann."

Für uns hat Lindner ein ganz specielles Interesse, denn er war geborener Kurländer und ist bis heute der einzige Sohn unseres Landes geblieben, der als deutscher politischer Schriftsteller eine wirkliche Rolle gespielt hat. Machen wir uns zunächst mit einer unseren Landsmann betreffenden Notiz bekannt, welche sich in einem der Gentz'schen Briefe vorfindet (Bd. II., S. 346) und wegen der Irrthümer, welche sie enthält, besonders charakteristisch ist.

Unter dem 5. October 1818 schreibt Gentz, damals Protokollführer des Aachener Congresses, seinem Freunde Pilat:

„Unter Anderen befand sich auch der Professor und Doctor Lindner hier in Aachen, der, mit zwei Empfehlungsschreiben ausgerüstet, mir zu Leibe ging. Nachdem er mehrere Male umsonst gekommen, schickte er mir einen dritten Brief und zwar von Cotta, den ich Ihnen curiositatis causa mittheile. Sie können sich wohl denken, wie ich diesen Brief beantwortet haben würde. Ich wurde aber schneller, als ich es geglaubt hatte, von aller Verlegenheit befreit, indem besagter Lindner

endlich gestern bei mir erschien und mir sogleich anvertraute, daß er auf Verlangen des russischen Cabinets binnen 24 Stunden von hier abgeschafft werden solle, so daß die erste Bekanntschaft zugleich der Abschied war. Er ist ein sehr unbedeutender Mensch, der sich gar zu gern bei uns oder anderen ehrlichen Leuten einschustern möchte. Ich erklärte ihm in ziemlich vornehmem Ton, daß wir solche Gehilfen weder suchen noch brauchen könnten, sondern uns wohl selbst zu behaupten wissen würden. Unterdessen behandelte ich ihn ziemlich höflich, so daß wenn er sein Gespräch mit mir drucken läßt (wie ich nicht bezweifele), er wenigstens über Grobheit nicht wird klagen können."

Trotz seiner zweifellosen Menschenkenntniß hat Gentz fast in jedem der hier mitgetheilten Worte geirrt: weder war Lindner ein sehr mittelmäßiger Mensch, noch wollte er sich bei den Wiener Reactionären „einschustern," noch ließ er sein Gespräch mit dem berühmten K. K. Hofrath drucken. Ein flüchtiger Blick auf Lindner's Antecedentien wird uns darüber belehren, wer er war und was er in Aachen wollte.

Friedrich Georg Ludwig Lindner war als Sohn eines geachteten Arztes im Jahre 1772, also noch zu herzoglichen Zeiten, in Mitau geboren und daselbst auf der Stadtschule, später im Hause eines Landpastors erzogen worden. Der Sitte seiner Zeit gemäß ging er nach vollendeten Schulstudien in's Ausland, um sich zu Jena dem Studium der Medicin zu widmen. Die kleine Thüringer Universität war damals (im Jahre 1790) der Hauptsammelplatz der in Deutschland studirenden Liv-, Est- und Kurländer und hochberühmt durch eine Anzahl ausgezeichneter Lehrer, von denen wir neben Schiller noch den später in Moskau verstorbenen Anatomen Loder nennen; aus der Zahl der damals studirenden Landsleute nennen wir Bergmann, Heinrich v. Dahl, den Anführer bei dem berühmten Jenaer Burschenauszuge, und dessen Adjutanten, den als hochverdienten Bürgermeister Rigas in den dreißiger Jahren verstorbenen Hans Schwartz. Ob Lindner an jenem tollen Studentenstreich Theil genommen, wissen wir nicht, bekannt ist nur, daß er nach mehrjährigem eifrigen Studium in Jena, Göttingen und Würzburg an dem erstgenannten Orte 1797 zum Doctor der Medicin promovirte, sich schon als Student schriftstellerisch versuchte und u. A. den Roman „Wanderungen und Schicksale des Paters Abilgard" herausgab. Nach beendeten Studien begann er ein buntes Wanderleben, das ihn nach Süddeutschland und Oesterreich führte (1802 führte er zu Brünn die Schutzblattern ein, 1804—9 war er in Wien als Arzt thätig) und volle fünfzehn Jahre dauerte. 1812 finden wir ihn, nach längerem Aufenthalte in Weimar, wo er mit Schreyvogel und

Ludwig Wieland das „Sonntagsblatt" herausgegeben hatte — als Professor extraordinarius in Jena wieder. Aber nach zweijähriger Wirksamkeit legte er dieses Amt nieder, um nach Kurland zurückzukehren und daselbst die Verwaltung des väterlichen Gutes Alt-Abgulden zu übernehmen. Daß es einen Mann von der geistigen Beweglichkeit Lindner's nicht lange in der idyllischen Abgeschiedenheit kurländischen Landlebens dulden konnte, kann uns nicht Wunder nehmen. Bald nach dem Tode seines Vaters, der die letzten Lebensjahre als Gutsbesitzer verlebte, im April 1817, verließ der ehemalige Jenaer Professor seine Heimath für immer, um nach Weimar zu gehen.

Hier begann ein neuer Abschnitt seines vielbewegten Lebens. Weimar war damals die Hauptzufluchtsstätte der deutschen Literaten, die unter dem milden Scepter des edlen Karl August an dem Aufschwung des ersten deutschen Verfassungslebens (Goethe's freisinniger Freund war der erste deutsche Fürst gewesen, der seinem Lande eine Constitution gab) eifrigen Theil nahmen und als oppositionelle Journalisten dem zunehmenden Einfluß der Metternich-Schmalz'schen Reaction entgegen zu arbeiten suchten. Hier lebten Oken, Luden und Ludwig Wieland (den Gentz gelegentlich als den Hauptanführer der deutschen Jakobiner bezeichnet) hier erschienen das „Oppositionsblatt," der „Volksfreund," die „Nemesis" und die „Isis," Journale, die in ganz Deutschland gelesen und in Wien ebenso ängstlich gefürchtet wurden, wie fünfzehn Jahre später die „Augsburger Zeitung" und vor Ausbruch der 48er Revolution die von Kuranda herausgegebenen „Grenzboten."

Lindner gehörte bald zu den eifrigsten und bekanntesten Weimarer Publicisten; weit davon entfernt ein Revolutionär der Jakobiner zu sein, hielt er die Entwickelung eines gesunden constitutionellen Lebens für das einzige Mittel zur Einigung Deutschlands und zur Bekämpfung der Demagogie. Bald nach seinem Erscheinen in Weimar trat er in die Redaction des Oppositionsblattes ein, das bis dahin von L. Wieland allein herausgegeben worden war. Aber ein plötzlicher Zwischenfall machte dieser Thätigkeit und seinem ferneren Aufenthalte in Thüringen ein Ende.

In Weimar lebte damals August v. Kotzebue, nicht mehr fruchtbarer Possendichter, sondern kaiserlich russischer Staatsrath und Verfasser jener bekannten literarischen und politischen Berichte, welche die Bestimmung hatten, den deutschen Liberalismus und das academische deutsche Leben bei dem Kaiser Alexander zu verläumden und diesen bestimmbaren Monarchen in die Netze des Ränkespinners Metternich zu ziehen. Alle Welt wußte, was Kotzebue in Weimar trieb und es ver-

steht sich von selbst, daß er von Lindner und dessen Freunden mit nicht eben freundlichen Augen angesehen wurde. „Herr v. Kotzebue," so berichtet Gentz über eine Angelegenheit, die im Jahre 1817 viel von sich reden machte, „bediente sich zum Abschreiben seiner Berichte, die er von Zeit zu Zeit über literarische und andere nicht-diplomatische Gegenstände nach St. Petersburg sandte, eines Mannes, der in einer weimarschen Kanzlei arbeitete und der seine Nebenstunden dazu benutzte, für Privatpersonen gegen eine mäßige Retribution zu copiren. Dieser Copist verstand die französische Sprache nicht, ein Umstand, der ihn für das mechanische Geschäft, wozu er gebraucht wurde, desto zuverlässiger zu machen schien. Der Zufall wollte aber, daß dieser Mann in einem und demselben Hause mit einem gewissen Dr. Lindner wohnte, welcher einer der Redacteurs des Oppositionsblattes sein soll. Der Copist hatte Vertrauen zu diesem Dr. Lindner und fragte ihn öfters über Worte, die er nicht entziffern konnte oder nicht verstand, um Rath. Eines Tages, wo dies geschah, vermochte Dr. Lindner den Copisten unter dem Vorwande überhäufter Geschäfte, ihm das Manuscript des Herrn von Kotzebue auf eine halbe Stunde in Händen zu lassen. Er benutzte die Zeit, um Auszüge daraus zu machen, die er auf der Stelle dem Professor Luden mittheilte. Professor Luden ließ diese Auszüge ohne Weiteres mit Anmerkungen begleitet in der Nemesis drucken. Herr von Kotzebue erhielt jedoch zu rechter Zeit Nachricht von der Sache, um durch Dazwischenkunft der großherzoglichen Regierung diesen Abdruck in der Nemesis zu hintertreiben. Zur nämlichen Zeit aber hatte Herr Wieland, der Herausgeber des „Volksfreund" einen Probebogen der für die Nemesis gedruckten Auszüge und Luden'schen Anmerkungen erhalten (von wem? wird nicht gesagt) und ließ sie nun auf eigene Gefahr in den Volksfreund einrücken. Man sagt, daß der russische Gesandte in Weimar über diesen Vorgang lebhafte Beschwerden geführt hat und daß die Sache der großherzoglichen Regierung im höchsten Grade unangenehm ist."

Dieser Vorgang ist bekanntlich die indirecte Veranlassung zu Kotzebue's Uebersiedelung nach Mannheim, zu dieses Mannes gesteigerter Unpopularität und schließlicher Ermordung gewesen; erst durch das „Volksblatt" war die Kunde von der Feindschaft Kotzebue's gegen die deutsche Jugend in weitere Kreise gedrungen und zum Gegenstande des Abscheus der Burschenschaft geworden. Die nächsten peinlichen Folgen dieser Publication trafen aber nicht den Dichter der „Kleinstädter" und des Trauerspiels „Menschenhaß und Reue," sondern Lindner, der von der Weimarer Regierung ausgewiesen werden mußte und Deutschland

für einige Zeit verließ. Er ging nach Straßburg und Mühlhausen, wo sein Oheim, der mit Hamann genau befreundete Gottlob Immanuel Lindner (früher Arzt in Kurland) den Rest seiner Tage verlebte. Auf der Durchreise durch Aachen hielt Friedrich Ludwig sich einige Tage auf und sein Besuch bei Gentz hat offenbar den Zweck gehabt, durch diesen etwas von den Verhandlungen des Congresses zu erfahren Dem schwer compromittirten Weimarer Oppositionsmann konnte es der der Natur der Sache nach nicht in den Sinn kommen, bei dem Vertrauten des Fürsten Metternich Dienste nehmen zu wollen. — Schon ein Jahr später finden wir unseren Landsmann in Stuttgart wieder, wo er die Zeitschrift „Tribüne, würtembergische Zeitung für Verfassung und Volkserziehung zur Freiheit," herausgab. Wenig später führte er thatsächlich den Beweis, daß Gentz seine Gaben unterschätzt hatte. Wiederum ist es der Briefwechsel dieses Mannes an den wir uns zu wenden haben, um von der Rolle zu hören, welche der kurische Bürgerssohn in der Geschichte seiner Zeit spielte.

„Kennen Sie ein Buch, das „Manuscript aus Süd-Deutschland" heißt? Dem Namen nach gewiß schon, man sagt, es sei im Buchhandel gar nicht zu haben und werde nur privatim verschickt. Es wird großen Lärm in Deutschland machen und zwar Lärm von mehr als einer Art, weil mehr als ein Interesse, mehr als eine Macht und mehr als eine Partei darin angegriffen wird. Es ist nach meiner Ueberzeugung nicht das Werk eines Schriftstellers von Profession, sondern eines sehr geübten Geschäftsmannes, offenbar unter directem Einfluß und sicher mit Vorwissen des Königs von Würtemberg geschrieben; höchst feindselig, obgleich immer mit einem gewissen Anstande gegen Preußen und Oesterreich und nebenher gegen England; höchst feindselig gegen den deutschen Bund, halsbrechend für die kleinen Staaten, insolent gegen das nördliche Deutschland, sackgrob gegen die Seestädte, verachtungsvoll in Hinsicht auf Umtriebler, Studenten u. s. w., zugleich aber wüthend constitutionell. Mit einem Worte: Deutschland ist nur der Inbegriff der Staaten, die keine anderen Besitzungen haben, Oesterreich, Preußen, England (damals durch die Personalunion mit Hannover dem deutschen Bunde indirect zugehörig), Dänemark u. s. w. werden ausgeschlossen. Das Uebrige muß in vier große Massen zusammenschmelzen und es wird deutlich gesagt, daß in Süddeutschland nur Bayern und Würtemberg herrschen sollen. Der historische Theil, die Bemerkungen über die Congresse zu Wien, Aachen, Karlsbad, enthält sehr pikante Sachen. Uebrigens ist ein Mann der Zeit, der von Kirche (scilic. katholischer), alten Ständen und dergleichen nichts hören

will und den unsere heutigen Leute vergöttern müssen, ob er sich gleich so seltsam gestellt hat, daß man ihn weder in Berlin, noch Hamburg, noch Bremen, noch Hannover, noch Frankfurt, noch Darmstadt, noch Karlsruhe wird loben dürfen. — Die Schrift circulirt sicher schon unter den deutschen Diplomaten in Wien. Sie können sie vielleicht durch Steinlein erhalten, dem Sie aber nicht sagen müssen, was ich Ihnen darüber geschrieben oder auch nur, daß ich Ihnen darüber geschrieben habe." (Gentz-Pilat'scher Briefwechsel, I., S. 437. Aus Troppau vom 5. November 1820.)

Der Verfasser dieses Buches war Niemand anders als Lindner, dessen hervorragendes Talent die Aufmerksamkeit des damals freisinnigen und mit den deutschen Großmächten arg verfeindeten Königs von Würtemberg auf sich gezogen hatte. Hinter dem Rücken des leitenden Ministers Grafen Witzingrode war das „Manuscript" auf Wunsch des Königs geschrieben und durch die würtembergischen Diplomaten in der Stille verbreitet worden. Dasselbe enthielt den Kern dessen, was man heute die Trias-Idee nennt, d. h. den Plan, nach welchem die rein deutschen Staaten (solche, die keine Besitzungen im Auslande hatten) sich unter der Aegide von München und Stuttgart zu einem Sonderbunde einigen sollten, um innerhalb des Bundestages den Einfluß der beiden Großmächte zu paralysiren und gleichsam die dritte deutsche Großmacht zu bilden.

Zu einem richtigen Verständniß dieses Planes, der bis in die Neuzeit sein Spiel getrieben und viele Köpfe verwirrt hat, ist es nothwendig, daß wir einen Blick auf die Verhältnisse werfen, unter welchen er entstand.

Nach dem Wiener Frieden waren in der Mehrzahl der kleineren, namentlich der südlichen Staaten Deutschlands Verfassungen gegeben worden, während Oesterreich und Preußen nicht nur den Versuch machten, das absolutistische Regiment fortzusetzen, sondern zugleich alle ihnen zu Gebote stehende Mittel aufwandten, um die Entwickelung des Constitutionalismus, den sie als Vorboten der Revolution ansahen, zu hintertreiben. Kein Wunder, daß die Augen der Literaten sich sehnsuchtsvoll nach Süden wandten und mit den constitutionellen Regierungen Würtembergs, Bayerns, ganz besonders aber Badens gemeinschaftliche Sache gegen die absolutistischen Cabinette von Wien und Berlin machten. Die Kleinstaaterei galt für den Hort der Freiheit, das Bestreben Preußens, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen und die Mittelstaaten zu Verzichten auf ihre diplomatischen und militairischen Souverainetätsrechte zu bewegen für ein gefährliches Attentat gegen die

Sache des Liberalismus. Auf diese Weise wurde eine gewisse Interessengemeinschaft zwischen den particularistischen Bestrebungen der kleinen Regierungen und den nationalen Freiheitsbestrebungen hergestellt. Namentlich Baden, wo wenig später Rotteck und Welcker an die Spitze der Bewegung traten, stand in dem Mittelpunkte aller Interessen, und Würtemberg, dessen König gegen den Willen der alten Stände eine moderne Constitution durchsetzen wollte, galt für ein Eldorado aller Patrioten. In Verkennung des Umstandes, daß der Liberalismus der süddeutschen Fürsten nur ein Mittel war, durch welches der dynastische Dünkel sich Hilfstruppen im Kampfe gegen die Großmächte werben wollte und daß die Einheit Deutschlands nicht schlimmer gefährdet werden konnte, als wenn man Preußen systematisch anfeindete, um die kleinen Herren des ehemaligen Rheinbundes groß zu machen, erging ein großer Theil freisinniger Deutscher sich in excentrischen Wünschen für Verminderung der Macht des freiheitsfeindlichen Großstaates, der doch allein Kraft und Mittel genug besaß, um mit der Unabhängigkeit des geeinigten Vaterlandes Ernst zu machen. Man übersah, daß Preußens reactionäre Politik ein Durchgangsstadium sei, das zu dem Wesen und den Interessen dieses Staates in zu directem Gegensatz stand, um von Dauer sein zu können, und lebte dem Wahne, Preußenthum und Absolutismus würden für alle Zeiten ebenso identisch bleiben wie Schwabenthum und constitutionelle Gesinnung. Von diesem Standpunkte aus glaubte Lindner der Sache der Freiheit einen wichtigen Dienst zu erweisen, als er dem Könige von Würtemberg seine geschickte Feder lieh um den Großstaaten Krieg zu erklären und der neuen Idee in seinem „Manuscript aus Süddeutschland" eine dauernde Grundlage zu geben. Daß sein Geschick ein außergewöhnliches war, geht nicht nur aus dem Aufsehen hervor, welches die Schrift machte, sondern aus der Gefährlichkeit, welche ihr noch heute von den Gegnern vindicirt wird.

Es kann nicht unsere Sache sein, die Verkehrtheiten der Politik, zu deren Organ Lindner sich machte, im Einzelnen nachzuweisen. So vollständig wir dieselbe auch verurtheilen, erklären können wir es uns doch, daß ein patriotischer Mann durch das unselige Verhalten der preußischen Staatslenker für immer an dem geschichtlichen Berufe Preußens irre gemacht wurde und es erscheint darum unbillig, wenn Heinrich von Treitschke unseren Lindner ohne Weiteres als cynischen Vaterlandsverräther, verächtlichen Pamphletisten und norddeutschen Ueberläufer verurtheilt. (Historische und politische Aufsätze, Seite 229 ff.) Für einen Norddeutschen konnte der geborene Kurländer nicht gelten, ein Ueberläufer ist er, der niemals zur preußischen Sache gestanden, ebenso

wenig gewesen. „Daß man aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freund werden müsse,“ wurde damals auch von anderen Leuten getheilt und die Berufung auf die Uebereinstimmung mit Börne, der den Besten seiner Zeit für einen Patrioten galt, genügt, um die Irrthümer Lindner's von dem Verdacht freizusprechen, sie seien aus einer verrätherischen Gesinnung geflossen. — Der Sturm, den das Manuscript hervorrief, war so gewaltig, daß Lindner's Bestrafung nur durch die Energie des Königs abgewendet wurde. Als aber im Sommer 1824 eine dem Inhalt des „Manuscripts“ verwandte Schrift unter dem Titel „Geheime Papiere“ erschien und den Zorn der Großmächte auf's Neue reizte, wurde Lindner auf den bloßen Verdacht hin, der Herausgeber zu sein, aus Stuttgart ausgewiesen. Er ging zum zweiten Male nach Frankreich, gab in Straßburg eine nachgelassene philosophische Schrift seines Oheims heraus und ging dann nach Paris, wo er mit Lebret, dem Herausgeber der Schriften Napoleon's, in Verbindung trat. Inzwischen legte sich der Zorn des Königs von Würtemberg, der vielleicht niemals ernstlich gemeint war, und einige Jahre später finden wir Lindner nach kurzem Aufenthalt in Augsburg zu München angesiedelt, wo er als politischer Schriftsteller thätig war und seinem früheren Programm gemäß die Lehre von der nationalen Bedeutung der süddeutschen Kleinstaaterei predigte. Der König von Bayern erhob ihn im Jahre 1832 in den bayerischen Adel, gab ihm den Rang eines Legationsrathes und übertrug ihm die Redaction der „Bayerischen Staatszeitung,“ aus welcher in der Folge die „Münchener politischen Blätter“ hervorgingen. Nebenher war er im Auftrage des Königs von Würtemberg als Uebersetzer und Herausgeber volkswirthschaftlicher und historischer Werke thätig. So übersetzte er 1834 eine Reisebeschreibung der Königin Hortense, 1837 Julien's Tractat über die Maulbeerbaumzucht und 1838 Michael Chevalier's ihrer Zeit vielgenannte Abhandlung über „die Eisenbahnen im Vergleich mit den Wasserstraßen.“ Erwähnt sei noch, daß Lindner, bevor er in den bayerischen Staatsdienst trat, einige Monate lang gemeinschaftlich mit Heinrich Heine die „Neuen politischen Annalen“ redigirt und mit Lebret an der Herausgabe der Schriften Napoleon's gearbeitet hat.

Erst im Jahre 1845 ist Lindner, und zwar zu Stuttgart, gestorben. Neben den hier genannten Schriften hat er noch zahlreiche kleine Broschüren über Zeitfragen herausgegeben und außerdem sehr zahlreiche Artikel für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ geschrieben. Bis zum Jahre 1820 unbedingter Oppositionsmann, scheint er in späteren Jahren in die Bahnen jenes vormärzlichen Liberalismus eingelenkt zu

haben, der sich vergeblich abmühte, zwischen Gegensätzen, die einmal unversöhnlich waren, zu vermitteln. Sein Talent wird von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen als ein sehr bedeutendes bezeichnet, und in den Schriften, welche die deutsche Geschichte der Restauration der 20er und 30er Jahre behandeln, begegnet man seinem Namen fast unvermeidlich. Heute ist er vergessen, aber wenigstens in seiner Heimath sollte man im Gedächtniß behalten, daß es ein Kurländer gewesen, der die Grundlagen des gefährlichsten und zähesten aller anti-preußischen Programme zur Einigung Deutschlands gelegt hat.

Carl Gustav Jochmann.

Wo man nur ungern den Kreis engster Berufsthätigkeit verläßt und an den privaten Verkehr die Anforderung stellt, alles das zu ersetzen, was unter glücklicheren Verhältnissen das öffentliche Leben bietet — da ist es unausbleiblich, daß der Kreis der Interessen sich bis auf das Anekdotenhaft-Alltägliche verengert, oder daß man den festen Boden der Wirklichkeit verläßt und sich in das Reich des Abstract-Allgemeinen flüchtet: also entweder philiströs verschrumpft oder sich doctrinär verflüchtigt. Diese Folge ist auch bei uns nicht ausgeblieben; während noch vor zwanzig Jahren der größere Theil derjenigen, die die gebildete Gesellschaft in Livland bildeten, dem Alltagsleben derartig verfallen war, daß er die Gewohnheit, über dasselbe hinauszugehen, völlig verloren zu haben schien und sich nur in behaglichem, wenn auch wohlwollendem Indifferentismus heimisch fühlte — flüchteten sich die geistigeren Naturen über den heimathlichen Boden hinaus, indem sie den gesammten Kreis ihrer Anschauungen und Erfahrungen entlocalisirten und sich durch treue Erfüllung der Berufspflicht mit einem Vaterlande abfanden, dessen Boden sie für unfähig hielten, höherer Cultur theilhaft zu werden. So ist es lange Zeit hindurch gewesen, so wird es bleiben, wenn wir nicht einmal den Entschluß fassen, mit der bloßen Privatexistenz und der „exclusiven Gemüthlichkeit," die im 19. Jahrhundert nur noch als Caricatur möglich ist, zu brechen. Nur wo allgemeine Fragen eine locale Farbe annehmen, kann die Mitbetheiligung des größeren Publikums geweckt werden; so lange der Culturinhalt in abstracter Weise behandelt wird und man die geistige Speise auf fremdem Boden pflückt, wird das geistige Leben ein ausschließliches Eigenthum gewisser Classen oder Personen bleiben.

Diese Gründe haben es bedingt, daß wir unter unsern Landsleuten fast gar keine bekannteren Schriftsteller, geschweige denn anerkannte Autoritäten aufzuweisen haben. Ueber das Naheliegende wollte man nicht schreiben, über das, was sich außerhalb des Vaterlandes zutrug, konnte man nicht schreiben, weil man zu entfernt von den Brenn-

punkten westeuropäischen Lebens ablag, um an ihren Geschicken thätigen Antheil zu nehmen.

Der Name Carl Gustav Jochmann ist einer der wenigen livländischen, die wir einem dreibändigen Werk nicht streng wissenschaftlichen und doch bedeutenden Inhalts vorgedruckt finden. Man sollte meinen, es hätten die Wenigen unserer Landsleute, die durch literarische Erzeugnisse ernsterer Art bekannt geworden, sich eine bleibende Stätte gesichert in dem Gedächtniß des Landes, das der hervorragenden Söhne zu wenige hat, um der Einzelnen vergessen zu dürfen. Dem aber ist nicht so. Jochmann, dessen von Zschokke herausgegebenen „Reliquien" einst in Deutschland eine warme Aufnahme fanden, ist in Livland wenig bekannt geworden, wenngleich dieses Mannes Talent und Gesinnung ihm vorzugsweise ein Anrecht auf die Aufmerksamkeit unserer Zeit verschaffen sollten.

Ein Aufsatz in der Baltischen Monatsschrift (November 1860) rief die kernige Gestalt Carl Petersens, des livländischen Dichters par excellence in das Gedächtniß eines Geschlechts zurück, welches diesen charakteristischen Vertreter einer vergangenen Zeit bereits zu vergessen angefangen hatte. Der Boden auf welchem dieser Dichter lebte, ist ein so anderer geworden, daß wir in dem Humor des Verfassers der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel" kaum mehr ein inländisches Erzeugniß wiedererkennen. Jene unzerstörbare Lebenslust, durch die Petersen in jedem junggewesenen Herzen verwandte Saiten anklingen läßt, charakterisirt die Periode bis zum Ausgang der zwanziger Jahre allerdings in treffender Weise. Seitdem ist es aber auch in Livland anders geworden; selbst „der Livländer comme il faut, der ächte Kümmeltürk und badaud" für den der Dichter sich selbst hält, konnte seinen behaglichen Materialismus, dem Ernst der Zeit gegenüber, nicht behaupten; wenn auch abgeschwächt durch die natürliche Indifferenz, die in unserm baltischen Norden „manches zu pur Fett gerinnen läßt," hat der Zeitgeist sich auch bei uns geltend gemacht und jedem, der halbwegs zu den Denkenden gehört, mit des Gedankens Blässe angekränkelt.

Nur funfzehn Jahre später als Carl Petersen wurde ein Mann geboren, der unserer Gegenwart näher steht als der geistreiche Dorpater Bibliothekar — Carl Gustav Jochmann, das bedeutendste publicistische Talent, das unsere Provinzen hervorgebracht haben.

Es möchte von Interesse sein, einen Blick auf Leben und Charakter dieses Mannes zu werfen, der, wenn auch grundverschieden von dem lebenslustigen und dabei tief melancholischen Dichter, gleich jenem manches charakteristisch livländische Moment an sich trägt und den Zeitabschnitt

der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts, nur nach anderer Seite hin, bezeichnet. Petersen und Jochmann sind typisch für das Livland jener Zeit; sie bezeichnen die Alternative des Conflicts, in den tiefere Naturen auf dem Boden, den wir unser Vaterland nennen, fast nothwendig gerathen mußten: den Humor, der seine Umgebung ironisirend auflöst und die ernste Denkernatur, die sich freiwillig verbannen mußte, weil ihr die Lebensbedingungen geistiger Existenz daheim nicht geboten waren. Beide hier nebeneinander gestellte Männer sind nur wider ihren Willen zu einer Autorschaft gekommen; die Scheu vor der Buchdruckerschwärze war ein heimathliches Erbtheil, das sie auch trotz vieljährigen Aufenthalts in Deutschland nicht abzustreifen vermocht hatten. Petersens poetischer Nachlaß ist als „Manuscript für Freunde" herausgegeben worden; Jochmann ließ seine Werke anonym erscheinen und die seinen Namen im Titel führenden „Reliquien" sind erst nach des Verfassers Tode von Zschokke der Oeffentlichkeit übergeben worden*).

Bei oberflächlicher Betrachtung möchte man in Jochmann, dessen Schriften den Namen Livland nur selten nennen, kaum den Landsmann wiedererkennen: in seinen Abhandlungen findet sich nichts von der liebenswürdigen Bonhommie, die wir unsern Provinzialen so gern nachrühmen, nirgend wird der heimathlichen Vorzüge Erwähnung gethan, nirgend findet sich jenes Parallelisiren zwischen den heimischen und fremden Zuständen wieder, das bei baltischen Beobachtern und Reisenden sonst stereotyp wiederkehrt. Carl Gustav Jochmann, der die erste treffende Charakteristik Robespierre's lieferte, der die Geschichte der französischen Revolution an der Hand Schlaberndorffs und Oelsners im Detail und an der Quelle studirte, die „Bürgschaften der englischen Verfassung" einer ernsten Prüfung unterzog, scheint nicht sowohl unter den harmlosen Eindrücken baltischer Behaglichkeit als in der ernsten Schule deutscher Wissenschaft und englischen Staatslebens aufgezogen worden zu sein. Ein Publicist in der Art Ludwig Börnes, der Rigascher „Consulent" gewesen, der im Kurzwigschen Hause auf dem Bischofsberge lebte, manches Jahr hindurch als Advocat die Angelegenheiten der englischen Handelsgeschäfte bei einem Edlen Rath und Erlauchten livländischen Hofgericht betrieb und seine einzige Erholung Sonntag Nachmittags im Sengbusch'schen „Herrenkränzchen" fand — welcher innere Widerspruch!

*) C. G. Jochmanns aus Pernau Reliquien, herausgegeben von Heinr. Zschokke. Hechingen 1836. — In dem Vorwort dieses Buches findet man auch Jochmanns übrige Werke aufgezählt, bei deren Herausgabe die „feste Geheimhaltung" seines Namens „Hauptbedingung" war.

Fassen wir den Mann aber näher ins Auge, dessen Herz am Dünaufer, im Garten von Sengbuschs Höfchen von den Arbeiten und Studien eines ernsten Lebens ausruht, so möchten sich in der uns fast fremdgewordenen Gestalt des Verfassers der „Naturgeschichte des Adels" manche bekannten, heimathlichen Züge wiederfinden lassen, an denen wir den Landsmann wiedererkennen und uns seiner auch auf unsere Weise erfreuen können. Jetzt, seitdem Jochmann dreißig Jahre lang todt ist, seine genausten Freunde, Sengbusch in Riga und Heinrich Zschokke von Aarau, gleichfalls unter der Erde ruhen, läßt sich eine Biographie des einzigen livländischen Publicistentalents jener Zeit kaum mehr liefern; die flüchtigen biographischen Notizen, die den „Reliquien" vorgedruckt sind, stammen von Zschokke, dem unsere Zustände kaum oberflächlich bekannt waren. Indem wir es hier unternehmen, das Gedächtniß dieses Livländers unter uns aufzufrischen, müssen wir die „Reliquien" selbst unserer Skizze zu Grunde legen, mit Hinzunahme einer neuen handschriftlichen Quelle, von der weiter unten die Rede sein wird.

In Pernau, unter dem 59° nördlicher Breite, hat Carl Gustav Jochmann, nicht wie Zschokke berichtet, am 20. Februar 1790, sondern (laut den Angaben des Nikolai-Kirchenbuches zu Pernau) am 10. Februar 1789 das Licht der Welt erblickt. Wenn es schon eine Pflicht gegen den nichtlivländischen Leser dieser Blätter ist, den außerhalb Landes kaum geläufigen Begriff „Pernau" zu definiren, so möchte es auch dem Landsmann nicht ohne Interesse sein, einen Blick zu werfen auf die Zustände jener Stadt und unseres Landes, wie sie sich im vorigen Jahrhundert gestaltet hatten. Nicht zu übersehen ist es dabei, daß die Verschiedenheit, die heut zu Tage jeden Vergleich zwischen Deutschland und seiner nordischen Colonie unmöglich macht, erst dem Umschwung, den die letzten dreißig Jahre in Deutschland durch die Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse hervorgerufen, zuzumessen ist; jene Kluft bestand auch im vorigen Jahrhundert schon, sie ist aber erst in der Neuzeit zu einer fast unüberschreitbaren geworden. Während Deutschland sich in einem zu Zeiten fieberhaft gesteigerten Leben fortentwickelte, die Hegelsche Philosophie, die Julirevolution und die Locomotive auf allen Lebensgebieten den Bruch mit der mittelalterlichen Romantik und dem Zopf des vorigen Jahrhunderts vollzogen, blieb bei uns alles hübsch im Gleise, führte unser Vaterland, das sich an dem Genuß überkommener und kampflos weiter gefristeter Urzustände genügen ließ, sein Dämmerleben fort und sah nur selten über den kommenden Morgen hinaus. „Leben und leben lassen" war die Maxime der höheren Stände, tragen und dulden die Verzweiflungsphilosophie des niedersten.

„Pernau" — so heißt es in Hupels 1782 bei J. F. Hartknoch in Riga erschienenen topographischen Nachrichten von Liv- und Estland — ist eine kleine, aber gut befestigte, regulär gebaute, mit breiten gepflasterten Straßen versehene Handelsstadt am Rigaschen Meerbusen." Das Straßenpflaster und der Seehandel waren in der That die Hauptvorzüge dieses Orts, der in der uncultivirtesten Gegend des Landes gelegen eigentlich nur von der Seeseite her mit Culturpunkten verbunden war. Der Ort bestand aus zweihundertundsiebzig Gebäuden und Bauplätzen — von denen über sechzig wüst lagen — und enthielt zweiundfunfzig steinerne Gebäude, unter denen die „wie eine Burg ins Viereck gebaute" Akademie, die zu der Zeit, da der strenge Gebietiger des Ordens über Embeck waltete, die Comthurei gewesen war, die hervorragendste Rolle spielte. Von 1699 bis 1709 „da die Russen kamen," war dieser Bau der Sitz der aus Dorpat geflüchteten Universität gewesen, zur Zeit unseres Jochmann ein Kornmagazin und „bereits etwas wandelbar." Das Rathhaus, „ein ziemlich in die Augen fallendes Gebäude," enthielt außer dem Sitzungssaal des Edlen Raths noch die Kornwage, die Recognitionskammer und „etliche Krambuden;" drei Kirchen, unter ihnen eine von Holz, machten den Rest der hervorragenden Architekturwerke der dritten Stadt Livlands aus. Der Seehandel Pernaus — den Hupel einen blühenden nennt und der nach Ansicht des biedern Topographen die Stadt die früher besessene Landesuniversität entmissen ließ — wurde durch das Eintreffen von sechzig, höchstens neunzig Schiffen gefristet und durch den gänzlichen Mangel der nothwendigsten Hafenbauten gehemmt; die Kaufleute versammelten sich in Ermangelung einer Börse auf dem Markt und eine Sonderung der verschiedenen Handelbranchen scheint nicht nöthig gewesen zu sein, denn aus einem und demselben Laden konnte man sich Häringe, Ellenkram, Gewürze und Weinflaschen holen lassen: das ist kein Wunder, man muß Rücksicht auf „den Absatz nehmen" bemerkt der wohlwollende Topograph (B. II. p. 425).

In so engen Verhältnissen konnte sich nur ein kleinbürgerliches Leben im Zuschnitt des vorigen Jahrhunderts abspinnen. Mitten zwischen kaum gelichteten Waldungen gelegen, war die Stadt von äußeren belebenden Einflüssen, zumal im Winter, völlig abgeschnitten; Reisende gehörten so sehr zu den Ausnahmen, daß es in Pernau keine Gasthäuser gab, und der Fremde auf die Gastfreundschaft der Bürger angewiesen war.

Die Bevölkerung einer kleinen livländischen Stadt besteht fast ausschließlich aus Handwerkern und Krämern; in Pernau gab es außerdem

noch Kaufleute und verschiedene „Literaten." Die eigentliche Bürgerschaft theilte sich in „zwo Gilden," zu der großen gehörten die Kaufleute, zu der Marien-Magdalenen-Gilde die zunftweise gesonderten Handwerker. Wer Bürger werden wollte, mußte „in grünen Kleidern" mit Flinte und Degen vor „Einen Edlen Rath" erscheinen, das Gewehr präsentiren und um die Aufnahme bitten. Sodann wurde dem Aspiranten der Bürgereid abgenommen und der neugebackene „Bürger und Bruder" einer der vier Rotten der Bürgercompagnien, die der „Oberkämmerer" als Major commandirte, zugetheilt. Neben den Gilden bestand noch ein kleines Corps der „löblichen schwarzen Häupter" (unverheiratheten Kaufleute), das bei feierlichen Gelegenheiten zu Pferde aufsaß. Die Spitze der städtischen Verwaltung, an der die erwähnten zwei Gilden Theil nahmen, bildete ein Edler Rath, der eigentlich aus zehn Mitgliedern bestehen sollte, sich aber — sei es, weil es an den geeigneten Persönlichkeiten gebrach, sei es, weil man die Kosten scheute (jeder Rathsherr erhielt 80 Thaler) — gewöhnlich auf sieben Machthaber reducirte. Der Herr Justizbürgermeister war gleichzeitig Präsident des aus zwei Predigern und zwei Rathsherren bestehenden Stadt-Consistorii, unter dessen Aufsicht die Stadtschule stand, außer der „Jungfernschule" die einzige Bildungsanstalt der Stadt und ihrer Umgebung. Gymnasien gab es, außer in Dorpat und Riga, in Livland damals keine. Ein „neuerlich bestallter" Kreisphysikus, dem ein Apotheker zur Seite stand, wachte über den Gesundheitszustand der Stadt und des Kreises. Der Staat erhielt außer der militairischen Festungsbesatzung nur drei Beamte in Pernau: einen Postmeister, den Licent- d. h. Zollinspector und einen Rentmeister. Mit ihnen schloß sich der kleine Kreis der Pernauer Honoratioren und Bildungsrepräsentanten ab. Der Adel kam nur selten in die Stadt und dann fast ausschließlich, um seine Einkäufe zu machen. Drei Mal im Jahre erschien das aus drei Edelleuten und einem Notair gebildete Ordnungsgericht (die Landpolizei-Behörde) zu seinen Juridiquen in der Stadt; während der übrigen Zeit des Jahres residirten abwechselnd der Ordnungsrichter oder einer der Herren Assessoren am Ort.

Nach den vorliegenden Andeutungen kann man sich ein Bild von dem Leben machen, das sich am Ende des 18. Jahrhunderts in der Vaterstadt unseres Jochmann abspann. Der Kreis der Interessen beschränkte sich selbstverständlich auf die Ereignisse des täglichen Lebens, die Weltgeschichte, die sich fern ab im Westen vollzog, drang nur in der Form von Gerüchten an die Ufer des Rigaschen Meerbusens. Woher sollten aber auch Leben, Fortschritt und Bewegung in einen Ort kommen,

dessen isolirte Lage ihn aus den rings von leibeigenen Esten bewohnten Ebenen und Wäldern wie eine Bildungsoase herausragen ließ. Clubbs und Lesecabinette existirten nicht, eine Buchhandlung oder Druckerei suchte man gleichfalls vergeblich; in Riga hatte sich einige Jahre zuvor die erste livländische Buchhandlung, die Firma Johann Friedrich Hartknoch, etablirt, und nach unseres Topographen Zeugniß „den guten Geschmack gefördert und den Geist der Gelehrsamkeit unterhalten — nur sei die Buchdruckerei desselben Orts in große Unthätigkeit versunken.“ Die erste politische Zeitung erschien 1778 in Riga, ihr vorangegangen waren die in den sechziger Jahren erschienenen literarischen Beilagen zu den städtischen Anzeigen. Zu schwedischer Zeit (von 1681 bis 1710) waren unter dem Titel „Rigasche Novellen“ zwei Mal wöchentlich politische Nachrichten gedruckt worden; sie hatten aber in der Noth der Belagerung durch die Russen zu erscheinen aufgehört.

Das Bedürfniß nach geistiger Nahrung mag in jener Zeit auch nicht allzu lebhaft gewesen sein; man hatte sich in die Beschränktheit der Verhältnisse geschickt und war nach jeder Seite hin mit seinen Ansprüchen bescheiden. Ein übertriebener Luxus konnte es am Ende noch nicht genannt werden, wenn „die einfache Bürgersfrau kaum einen Tag ohne Kaffee zufrieden sein mochte.“ Der Zustand beschränkter, aber sorgloser Behaglichkeit, welcher bei den schwachen Bevölkerungsverhältnissen und dadurch bedingten Mangel an Concurrenz, von Gewerbsleuten und Gelehrten ohne große Anstrengung erzielt werden konnte, hielt nach dem Bericht unseres Gewährsmannes von Anstrengungen jeder Art, also auch von Gelehrsamkeit und Schriftstellerei zurück. „Das ist kein Unglück, in andern Ländern schreibt man desto mehr“ war der Trost, mit dem nicht nur Hupel, sondern auch andere livländische Patrioten ihre Landsleute beruhigten.

„Jährlich,“ heißt es bei Hupel weiter, „kommen Studenten aus Deutschland, die ihr Glück und Fortkommen als Hofmeister suchen, und wenn sie Lust und einigermaßen gute Sitten zeigen, bald befördert werden; es mögen noch so viele kommen, man merkt in Livland keinen Ueberfluß, sondern eher Mangel; kein Wunder, wenn bei unserer großen Verlegenheit gar oft ungeschickte und nichtsnutzige Hofmeister willige Aufnahme finden; in Betracht der vielen zu besetzenden Stellen studiren zu wenig Livländer. Wie in andern Ländern, so heißt auch hier Mancher ein Gelehrter, der nichts weniger als gelehrt ist; das verdient keine Befremdung. Der Mangel an gelehrten, oder eigentlich zu reden, an studirten Leuten hat schon manchen unwissenden, aber dreisten Menschen gleichsam im Schlaf zum Gelehrten gemacht; Jäger, Tischler, Schau-

bühnenwärter u. s. w. wurden in adeligen Häusern Hofmeister u. s. w. Nach schleichenden Gerüchten sollen sich auch in andern gelehrten Ständen dergleichen Verwandlungen bei uns zutragen; man redet von Advocaten, die nichts als eine Profession erlernt, von Aerzten, die auf der Universität bloß die Theologie betrieben, von Predigern, die vielleicht Alles, nur keine theologischen Collegien gehört haben, mehrere Sprachen, nur von den beiden Grundsprachen kein Wort verstehn; doch wozu Nachrichten, die keinem Menschen nützen, hingegen leicht beleidigen können... Künste sind bei uns in keinem vorzüglichen Flor; etliche kennt man hier kaum nach dem Namen. Auf die Musik legen sich viele Livländer von beiderlei Geschlechtern und allerlei Ständen und bringen es darin weit; in Riga hört man Concerte, die der Kenner Beifall verdienen; etliche haben sich durch eigene, wohlgerathene Aufsätze bekannt gemacht. Die Malerei ist nicht hoch gestiegen, etliche verwechseln den Maler mit dem Anstreicher."

Ein leidiger Trost ist es nur, wenn uns der ehrliche Topograph, nachdem er dergleichen Schattenbilder vorgeführt, versichert, die Gelehrsamkeit sei „bei uns" hochgeachtet gewesen; viele Edelleute klärten ihren Geist „aus ungemein schönen Beweggründen" auf und scheuten weder Kosten noch Mühen, um die theuren Akademien des Auslandes aufzusuchen, daher es denn komme, daß manche von ihnen den Homer mit mehr Geschmack läsen „denn ein Professor," die Literatur eben so gut kennten, „als seien sie zu Berlin gewesen" (wo Nicolai damals die maßgebende Persönlichkeit unter den Schöngeistern war) und auf ihren Landgütern die Zierde ihrer Umgebung abgäben. Der Werth, den wir vom Standpunkte unserer Zeit jener Bildungsepoche beimessen können, ist selbstverständlich ein relativer. Es war kein specifisch livländisches Gebrechen, sondern lag im Geiste der damaligen Zeit, daß man mit wohlgemeinten Phrasen von Menschenliebe, Seelenadel und Tugend schön that, und gleichzeitig Männer, wie den Baron Schoultz v. Ascheraden excommunicirte, weil diese den Muth hatten concret zu werden und von den Menschenrechten des lettischen Bauern zu sprechen. Nicht nur in Livland gab es Gutsbesitzer, die Voltaire und Rousseau gelesen hatten, ihren Bauern aber das Erlernen des Schreibens verboten, „damit sie sich nicht falsche Pässe verfertigten."

Kehren wir von diesen Abschweifungen zu unserem 1789 in Pernau geborenen Carl Gustav Jochmann zurück; die Eindrücke, die die Wiege unseres Autors umgaben, lassen sich aus den Andeutungen, die über das „wann und wo" seines Lebensanfangs gegeben worden sind, errathen. Er war, wie die betreffende Notiz im Kirchenbuch der St.

Nikolaus-Gemeinde lautet, der Sohn des Herrn „Secretären Johann Gottlob Jochmann und seiner Ehefrau Elisabeth Magdalene geb. Schwander" und wurde von dem Commandanten und Brigadier v. Vogdt zur Taufe gehalten.

Das elterliche Haus ist aller Wahrscheinlichkeit nach die einzige Bildungsstätte gewesen, die auf den Knaben fördernd einwirkte; die eintönigen Lebensformen eines beschränkten deutschen Spießbürgerthums, das nicht einmal auf den Grundlagen vergangener Herrlichkeit und überkommener reichsstädtischer Traditionen ruhte, sondern das Bewußtsein in sich trug, zu allen Zeiten gleich bedeutungslos gewesen zu sein, konnte nicht eben geistig anregend wirken. Wohl aber mag die kleine Welt, die den Knaben umgab, in ihm jene sittliche Grundlage gelegt haben, die auch in den engsten Verhältnissen gewonnen werden kann. Die Pernauer Stadtschule, mit der wir oben bereits eine flüchtige Bekanntschaft anknüpften, ward unseres Carl Gustav erste Bildungsanstalt; sie ertheilte ihren Zöglingen neben dem Elementarunterricht, die ersten Grundlagen klassischer Bildung. Aber selbst bescheidenen Ansprüchen schienen ihre Leistungen nicht zu genügen; nur bis zum dreizehnten Lebensjahr hat unser Jochmann sie besucht; im Jahre 1803 sandte sein Vater ihn in die Metropole der Provinz, in das Haus eines Freundes, des Dr. Kurzwig der als angesehener Arzt und Gelehrter lebte und sein Haus zum Mittelpunkt des geistigen Lebens jener Stadt gemacht hatte.

Jochmann, dem die Trennung vom elterlichen Hause schwer genug fallen mochte, konnte durch diese Veränderung seiner äußeren Umgebung einzig gewinnen; dem erwachenden Sinn des dreizehnjährigen Knaben konnte es nur förderlich sein, in dem Alter, in welchem der Jüngling sich im Knaben zu regen beginnt, in größere, würdigere Verhältnisse zu treten. Riga war ein größerer Culturpunkt, der Deutschland durch den Reichthum mercantiler Verbindungen näher stand, als das abgelegene, isolirte Pernau. Die erfrischende Strömung, die in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts durch das Wiedererwachen der deutschen Nationalliteratur in das deutsche Volk gedrungen war, hatte sich, Dank diesen Umständen, auch in Riga früher als im übrigen Livland geltend gemacht. In Riga hatte Herder erst vier Decennien zuvor gewirkt; das Haus des Kaufmanns Berens, in welchem Herder täglich aus und ein ging, war durch ihn zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der alten Hansestadt geworden. Männer wie Grave, Fr. Eckardt, Wilpert, J. C. Schwartz, die Gebrüder Hartknoch &c. hatten in diesem Kreise gelebt und gelernt und waren bis in das

19. Jahrhundert hinein von wahrhaft förderndem Einfluß auf das Gedeihen ihrer Vaterstadt gewesen.

Von bedeutendem Einfluß auf die Entwicklungsgeschichte der gesammten baltischen Provinzen war es inzwischen gewesen, daß Alexander I. die Verheißung seines großen Ahnherrn erfüllt und im December des Jahres 1802 die Dorpater Universität eröffnet hatte; in ihr war den deutschen Provinzen eine Pflanzstätte höherer Gesittung, ein Organ für selbständige wissenschaftliche und sociale Bildung und Entwickelung gegeben. In dem Jahre der Ankunft Jochmanns in Riga war es dem hochverdienten General-Superintendenten Carl Gottlob Sonntag, „dem Biedermann voll Licht und Kraft," wie ihn sein Epitaph nennt, gelungen, die literarisch-praktische Bürgerverbindung zu begründen und in dieser einen Kreis wohlwollender und gebildeter Männer aus allen Ständen zu dem Zweck der Förderung moralischer, intellectueller und materieller Interessen Riga's dauernd zu verbinden.

Die 1630 reorganisirte Rigaer Domschule, in dem düsteren „Domesgang" gelegen, wurde die Bildungsanstalt unseres Jochmann. Er mochte es in der Pernauer Stadtschule nicht allzuweit gebracht haben, denn vor seinem Eintritt in die Domschule mußte er noch einige Zeit in der Privatschule des „alten Heitmann" zubringen; es findet sich in Bezug auf diese, in einem fast zwanzig Jahre später geschriebenen Briefe Jochmanns an seinen Freund, Herrn v. Sengbusch, folgende Anspielung, die das Einzige ist, was wir von jener Schule wissen:

„Ich werde zu Zeiten für einen wunderbaren Heiligen gehalten und Sie, mein geliebter Freund, müssen etwas dergleichen auch zuweilen über sich ergehen lassen. Ich wüßte freilich nicht, wie wir gerade dazu kommen, obgleich wir alle Beide in derselben Bildungsanstalt zugerichtet worden sind; an dem alten Heitmann, dem vollständigsten Philister, der mir jemals vorgekommen, war doch offenbar, wenn ich seine blanken Stiefel und seine freilich etwas unternehmende Nachtmütze abrechne, durchaus Nichts, was uns hätte ein böses Beispiel geben können."

Nach kurzer Vorbereitung trat Carl Gustav Jochmann in die städtische Domschule, deren Rector damals der Dr. Albanus war; sie hatte völlig den Charakter der deutschen Gelehrtenschulen, gegen deren exclusiven Latinismus Basedow und Salzmann, wenige Decennien zuvor, Opposition erhoben hatten; beinahe vier Jahre lang blieb Jochmann Zögling dieser Anstalt, die er beim Ausgang des Jahres 1806, mit dem Zeugniß der Reife ausgestattet, verließ. Gegen die herrschende Sitte bezog er unmittelbar nach dem Austritt aus der Domschule eine ausländische Universität, obgleich die Dorpater Hochschule bereits seit

fünf Jahren bestand. Dieser Umstand scheint für den gesammten Bildungsgang Jochmanns von bedeutsamsten Einfluß gewesen zu sein. Unleugbar war es der humanen wie wissenschaftlichen Ausbildung des Jünglings in hohem Grade förderlich, frühzeitig in die Sphäre deutscher Gesittung gebracht zu werden und die engen einförmigen Verhältnisse der nordischen Heimath mit den belebendem Einflüssen höherer Cultur zu vertauschen; andrerseits aber wurde durch diese frühzeitige Verpflanzung in eine andere Welt in Jochmann der Grund zu einer Entfremdung von den heimischen Verhältnissen gelegt, die bei seiner eigenthümlichen Geistesrichtnng zum vollständigen Bruch mit dem Vaterlande führen mußte. Jedem, der in den baltischen Verhältnissen heimisch werden, ihre Eigenthümlichkeiten richtig würdigen lernen will, ist der Besuch der Dorpater Universität fast unumgänglich nothwendig. In ihr ist dem provinziellen Sonderleben fast der einzige adäquate Ausdruck gegeben, sie ist die „gefriedete Stätte“ auf der sich junge Männer aus allen Ständen und allen Gegenden der Heimath zusammenfinden. Die Abgeschlossenheit von störenden oder abziehenden Einflüssen der Außenwelt, selbst die entlegene Lage der Universitätsstadt, geben dem Jugendtreiben der akademischen Bürger Dorpats eine Anspruchslosigkeit und Frische, die zumal in unserer Zeit ohne Gleichen sein möchte, von deren belebendem Einfluß jeder ein Zeugniß ablegen kann, der diesem Kreise bewußt angehört hat. Wir verkennen keineswegs die Vortheile, die dem Provinziellen aus dem Besuch der deutschen Universitäten des Auslandes erwachsen, aber für ein eingehendes Verständniß der politischen und socialen Bedürfnisse der Heimath muß es von Wichtigkeit sein, die Landesuniversität besucht zu haben. Die Unanwendbarkeit eines großen Theils der Institutionen des westlichen Culturlebens auf baltische Verhältnisse liegt auf der Hand und drängt sich jedem auf, der aus Deutschland in die baltischen Provinzen zurückkehrt. Eine Folge dieser Erkenntniß ist aber in vielen Fällen eine gewisse Verzweiflung an der Möglichkeit, das gewonnene Bildungsmaterial bei den vorliegenden Verhältnissen überhaupt fruchtbar zu machen, und auf diese Weise wiederholt sich die betrübende Erscheinung immer wieder, daß Männer, die ihre Zeit in Deutschland trefflich ausgekauft haben und voll Enthusiasmus für die Errungenschaften der Neuzeit in die Heimath zurückkehren, nach den ersten peinlichen Erfahrungen in das Niveau der landesüblichen Indolenz zurücksinken und binnen Kurzem von denjenigen ihrer Freunde und Nachbarn kaum mehr zu unterscheiden sind, die in den überkommenenen Verhältnissen ein Eldorado sehen, weil sie sich niemals selbst davon überzeugt haben, daß hinter

dem Berge auch Leute wohnen. Lag diese Gefahr auch tieferen Naturen, wie Jochmann, ferner, so erwuchs seiner Geisteseigenthümlichkeit eine andere, vielleicht größere: innerlich der Heimath entfremdet, war es ihm nicht möglich, sich jemals mit dieser auszusöhnen, vermochte er es nicht, in dem Bewußtsein fördernden Wirkens Beruhigung zu finden, erlag er dem Conflict zwischen den Ansprüchen seines Herzens, das von dem Vaterlande nicht lassen konnte und seines Geistes, „der sich blutend losgerungen." Was der Gelehrte und Publicist dabei gewonnen, seine akademischen Jahre unter dem Einfluß höherer Cultur verbracht zu haben, hatte der Mensch verloren; Jochmann hat den Gewinn einer schon in jungen Jahren errungenen höheren Geistesbildung und Klarheit mit einer Heimathlosigkeit erkauft, an der er lebenslang siechte und die ihm vielleicht erspart geblieben wäre, wenn einige Jahre Dorpater Lebens, das in jener Zeit gerade in frischester Blüthe stand, den Universitätsjahren in Deutschland vorhergegangen wären.

Es war eine trübe Zeit, in der Jochmann nach Deutschland kam; im Herbste des Jahres 1806 hatte Napoleon die preußische Monarchie durch den Sieg von Jena und Auerstädt zertrümmert und in ihr nicht nur die letzte Vormauer, sondern auch die letzte Hoffnung deutscher Unabhängigkeit vernichtet. Ein Livländer, der Dr. Merkel, den wir später unter den Rigaschen Freunden Jochmanns wiederfinden, war es gewesen, der in seinem, zu Berlin erscheinenden „Freimüthigen" neben ästhetischen Geschmacksverirrungen die Sprache eines freien Mannes geführt und, bis zur Besetzung der preußischen Hauptstadt durch französische Truppen, zur nationalen Erhebung gegen den Feind aufgerufen hatte. Erst als die Bülletins über den unglücklichen Ausgang der Doppelschlacht vom 13. October 1806 den Berlinern verkündeten „es sei eine große Schlacht verloren" und gleichzeitig jenes berüchtigte „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" zum Wahlspruch spießbürgerlicher Impotenz erhoben, floh Merkel, durch den Minister Schulenburg gewarnt, über Danzig und Königsberg nach Riga. Ungefähr um dieselbe Zeit, in der er in Riga eintraf, verließ Jochmann diese Stadt, um in Leipzig seine juristischen Studien zu beginnen.

Bei dem Mangel an Personalnotizen aus dieser Lebenszeit Jochmanns sind wir darauf beschränkt, unser Augenmerk auf die damaligen Verhältnisse der Leipziger Universität im allgemeinen zu richten. Jochmann hatte, vielleicht durch das Beispiel seines Vaters bewogen, das Rechtsstudium gewählt und die Universität, der er sich zugewandt, zählte in ihrer Juristenfacultät in der That Männer, die diese Wahl rechtfertigten. Rector der Universität war in den Jahren 1806 und 7

ein Dr. Christian Daniel Erhard, der die schwierige Aufgabe, von Napoleon die Fortexistenz der Leipziger Universität zu erwirken, glücklich gelöst hatte. Sein Name war in der juristischen Welt hochgeschätzt und weit bekannt; 1792 war er zu einer Begutachtung des neu zusammengestellten allgemeinen Gesetzbuches für Preußen aufgefordert worden; im Jahre 1805 hatte der Kaiser Alexander ihn zum correspondirenden Mitgliede der Gesetz-Commission für das russische Reich ernannt. Nächst ihm nahm wohl Haubold die hervorragendste Stellung ein. Die übrigen Collegen waren: Bauer, Biener, Rau und Stockmann, Autoren zahlreicher lateinischer Schriften, die heutezutage vergessen oder nur einzelnen Literarhistorikern bekannt sind. Was die Vertreter der sogenannten Humaniora anbetrifft, die für den jüngern, noch nicht in ausschließliche Fachstudien verstrickten Studenten von besonderer Bedeutung sein mußten, so sind unter ihnen zuvörderst der Philosoph Krug und der Physiolog nnd Philosoph Plattner, der für einen der geschmackvollsten Docenten seiner Zeit galt, zu erwähnen. Die Namen der übrigen „philosophischen" Docenten, deren zahlreiche gelehrte Schriften nicht dazu geeignet und nicht darauf berechnet waren, in die Nation zu dringen, sondern in vornehmer Exclusivität nur von akademischen Lesern Notiz nahmen, sind der Vergessenheit verfallen. Wem sollten die Historiker Wenk und Wieland, wem der Philosoph Cäsar oder der Politiker Gottfried Arndt noch bekannt sein?

Die Leipziger Studenten hatten sich seit jeher von ihren Commilitonen in Jena, Halle u. s. w. durch feinere gesellschaftliche Bildung unterschieden, der Einfluß der großen Stadt hatte sich der Universität und ihren Bürgern in hohem Grade fühlbar gemacht. Konnte das Leipziger Studentenleben sich auch rühmen, von der Rohheit und Excentricität des „commentmäßigen" Rennommistentons älterer Zeit freigeblieben zu sein, so ging ihm auch dafür jener ideale Schwung, jene jugendliche Frische und Naturwüchsigkeit ab, die auf den Nachbaruniversitäten, wahrlich nicht zum Unheil derselben, die akademische Jugend für alles Große, was die Zeit brachte, begeisterte. Seine Vorzüge erkaufte der feine Ton, dessen die Leipziger sich rühmten, zu Zeiten wenigstens mit einer philiströsen Nüchternheit, die weit davon entfernt, ein jugendliches, geschweige denn geniales Treiben aufkommen zu lassen, den Jüngling für seine sogenannte Bestimmung, d. h. für das charakterlose Spießbürgerthum „des beschränkten Unterthanenverstandes" vorbereitete. Während die Halleschen Studenten dem französischen Kaiser, der nach der Jenaer Schlacht einige Tage in der Stadt zubrachte, mit jugendlicher Unbesonnenheit ein Pereat brachten, das allerdings die sofortige

Auflösung der Universität nach sich zog, während auf den preußischen Universitäten der Kern für die glorreiche Erhebung von 1813 sich bildete und Lehrer wie Schleiermacher, Fichte, Steffens sich zu gemeinsamen Bestrebungen an die Spitze der akademischen Jugend stellten, war man in Leipzig zu gut sächsisch gesinnt, um entschieden antifranzösisch zu sein. Charakteristisch genug ist es wenigstens, daß bei der 400jährigen Jubiläumsfeier der Universität im December 1809 — also während des österreichischen Krieges, an dessen traurigen Ausgang alle deutschen Ehrenmänner den regsten Antheil nahmen — gelegentlich des Festmahls der zweite Toast dem Kaiser Napoleon „dem durchlauchtigsten Protector des Rheinbundes" galt. Erhard, der wenige Jahre vorher die Aufrechterhaltung der Leipziger Universitäts-Privilegien durch die Fürsprache Rapp's und Dombrowski's bei Napoleon erwirkt hatte, war es, dem die Ehre, jenen Toast auszubringen, zu Theil wurde.

Anregende politische Eindrücke mag unser studiosus juris (wenn er sie fand) vorwiegend außerhalb des Universitätslebens empfangen haben; die Stadt, in der er lebte, war durch ihre ausgedehnten mercantilen Interessen zu sehr auf einen regen Verkehr mit dem Auslande angewiesen, um mit dem sächsischen Particularismus derartig befangen zu sein, wie die Universität es wenigstens theilweise war. Die große Zahl reicher und gebildeter Buchhändler und Kaufleute, die in Leipzig lebte, war von wesentlichem Einfluß auf die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Umgebung und wußte dem Geist dünkelhafter Pedanterie, der vor fünfzig Jahren von einer deutschen Universität untrennbar zu sein schien, Weltbildung und Universalismus entgegenzusetzen. Der Sitz des deutschen Buchhandels zog zudem wenigstens zeitweilig literarische Celebritäten in die Kreise ihrer Verleger oder regte eingessene Literaten zu regem Productionseifer an; zu der Zeit, in der Jochmann Leipzig bewohnte, war diese Stadt allerdings von ihrer früheren Bedeutung für die deutsche Nationalliteratur, deren Mittelpunkt nunmehr Weimar geworden war, hinabgestiegen; die Erinnerungen aus besseren Zeiten waren aber nicht verloren. Der rege Sinn für Wissenschaft und Kunst, der aus den Tagen Gellert's, Oeser's, Weisse's u. s. w. in den höheren und mittleren Schichten der Gesellschaft heimisch geworden war, mag zwar dem politischen Leben Leipzigs in jener Zeit nicht besonders förderlich gewesen sein, gab dieser Stadt aber unter allen Umständen eine Bedeutung, die über ihre bescheidenen Bevölkerungsverhältnisse und die untergeordnete Stellung, die ihr die in gefährlicher Nähe liegenden größeren Nachbarstädte allzugern angewiesen hätten, weit hinausging.

Jochmann wurde als russischer Unterthan der „polnischen" Natio-

nalität immatrikulirt; leider sind wir außer Stande, in das Einzelne gehende Mittheilungen aus seinen Universitätsschicksalen zu geben, da die wenigen zur Zeit flüssigen Quellen der Lebensgeschichte jenes Mannes, aus einer späteren Periode stammen; wir müssen uns an Zschokkes Mittheilung genügen lassen, daß Jochmann von Leipzig nach Göttingen und dann nach Heidelberg gegangen sei, wo damals der große Criminalist Feuerbach lehrte und lebte. Ueber seine Studienzeit in Heidelberg und ein wichtiges, sich an dieselbe schließendes Ereigniß in seinem Leben, giebt es aber noch eine interessante Notiz in der 1846 vom Professor K. L. Blum herausgegebenen Biographie: Andreas v. Löwis of Menar. Hier erfahren wir, daß zu Jochmann's akademischen Freunden in Heidelberg auch Andreas v. Löwis (später hochverdient als Secretair der livländischen ökonomischen Societät, gestorben 1839 im September) gehört hat und daß durch ihn Jochmann wahrscheinlich auch mit Ludwig Börne bekannt geworden ist, der damals gleichfalls in Heidelberg studirte und — wie Löwis später erzählt hat — als leidenschaftlicher Billardspieler bekannt, aber auch als liebenswürdiger „harmloser" Gesellschafter beliebt war. In Heidelberg faßte Jochmann einen wenige Monate später ausgeführten Plan, der sein streng bewahrtes, selbst Zschokke verschwiegenes Geheimniß blieb: er trat in die französische Armee, um für die Befreiung Polens thätig sein zu können. Dieser von jugendlicher Schwärmerei eingegebene Entschluß ist ohne Zweifel für Jochmanns Entwickelung von bedeutendem Einfluß gewesen, weil er ihm dazu verhelfen mußte, ein richtigeres Verständniß für das wirkliche Leben zu gewinnen und mit mancher Jugendillusion zu brechen. Wir lassen den auf diese Periode bezüglichen Passus des Blum'schen Buchs wörtlich folgen, weil er die einzige Quelle über eine Episode aus dem Leben unseres Helden ist, die wir für unglaublich halten würden, wenn sie nicht durch den genannten Gewährsmann verbürgt wäre.

„Unter den vielen Landsleuten (erzählt Blum), die sich in Heidelberg an Löwis anschlossen, thaten sich nachher mehrere hervor. Hier wollen wir nur Einen herausheben, weil dieser damals und vielleicht niemals sich irgend wem so innig befreundete als unserm Löwis. Jochmann, den wir hier meinen, war sehr jung auf die Universität gekommen, und mochte zu einem ältern Freunde, der ihm mit Rath und That beistehen konnte, sich um so lieber halten, als es in ihm kochte und siedete. Er gehörte zu den anziehendsten Erscheinungen, die jene bewegte Zeit aufzuweisen hat. Von Natur höchst begabt, bildete er frühzeitig seinen eigenthümlichen Charakter aus. Er war ein wunderbares Gemisch von scharfem Verstand und phantastischem Wesen, von

kühner Thatkraft und ängstlichem Lauern, von praktischem Talent und stiller Beobachtung. Schon in früher Jugend, da er noch in die Schule ging, hatte das bewegte Gemüth des merkwürdigen Menschen über Entwürfe gebrütet, deren Ausführung er zum Theil noch erlebte, doch ohne dabei mitgewirkt zu haben. So nahm er einst einen Freund geheimnißvoll aus der Stadt, um ihm in der Stille des Waldes seine Pläne zur Befreiung Griechenlands auseinanderzusetzen, von deren Ausführbarkeit er sich dermaßen überzeugt erwies, daß bald auch der Andere daran glaubte.

„Nun er in Deutschland die Siegeszüge der Franzosen erlebte und sie rasch gegen Norden vordringen sah, erwachte in ihm ein alter Lieblingswunsch. Er wollte für Polens Befreiung wirken. Dazu meinte er am ersten Gelegenheit zu finden, wenn er Napoleons Adlern folgte. Sein Entschluß fand beim älteren Freunde, dem er ihn allein vertraute, keine Billigung, doch blieb er fest! So speisten beide eines Abends denn noch mit den Freunden und schlichen dann davon. Löwis gab ihm in dunkler Nacht das Geleite. Bald erhielt er einen Brief, der ihm Jochmanns glücklichen Eintritt in ein französisches Regiment meldete. Später schrieb derselbe noch mehrere Male, zuletzt aus Danzig, wo er zum Lieutenant befördert in einer Schaar diente, die ihn anwiderte. Es war dies das berüchtigte Regiment des Fürsten von Isenburg. Ueberdruß darüber und nähere Bekanntschaft mit den Freiheitshelden der großen Armee, von deren Führer er für Polen nichts weiter hoffte, bewogen ihn bald, die Franzosen zu verlassen. Später hielt er die Sache so geheim, daß er selbst dem trefflichen Zschokke, den er doch ungemein schätzte, nichts davon mitgetheilt zu haben scheint. Er mochte gute Gründe haben, da er nach Riga ging, wo ihn Löwis bald nachher traf."

Aller Jugendenthusiasmus, der in Jochmann glühte, scheint in dem kühnen Entschluß des jungen Mannes, die Feder mit dem Schwert zu vertauschen, aufgeflammt zu sein. Sein gesammtes späteres Leben enthält nirgend ähnliche Excentricitäten. Um so lebhafter ist es zu bedauern, daß wir keine weiteren Zeugnisse über Jochmanns militärische Lehrjahre besitzen und uns darum wie in eine andere Welt versetzt fühlen, wenn wir den Mittheilungen seines Freundes Löwis nachgehen.

Den beendeten Universitätsstudien folgte eine Reise in die Schweiz, die damals unter dem Namen einer „helvetischen Republik" französischen Einflüssen Preis gegeben war und ein wenig erquickliches Bild politischer Zerfahrenheit geboten haben mag; in Lausanne verweilte unser Reisender längere Zeit, um französische Sprachstudien zu treiben; von

den Ufern des Genfersees ging er in die nordische Heimath zurück; im Jahre 1810 finden wir ihn als Advocaten in Riga etablirt. Verweilen wir bei diesem Zeitpunkt, der den Uebergang von der Jugend Jochmanns zu seinem Mannesleben bildet, einen Augenblick, um Rückschau zu halten.

Die Lebenswege, die unser Held gegangen, bieten äußerlich nichts Außerordentliches, sie sind von vielen nach ihm und vor ihm betreten worden. Durch das gesammte achtzehnte Jahrhundert hatte der Livländer, dem es um eine wissenschaftliche Bildung zu thun war, den gleichen Weg nehmen müssen: an die wenigen höheren Bildungsanstalten des Landes hatte er sich wenden müssen, um die grundlegende Schulbildung zu gewinnen; nur durch jahrelangen Aufenthalt auf den Universitäten des Auslandes waren die Vortheile eines akademischen Studiums zu erkaufen*), und hunderte unserer Landsleute waren von der Universität als dieselben in die Heimath zurückgekehrt, als welche sie das Vaterland verlassen hatten. Anders freilich Jochmann, dessen klarer energischer Geist gewohnt war, aus dem was er erlebt und erfahren, die letzten, schneidendsten Consequenzen zu ziehen. Er gehörte zu den Menschen, die hinter einem kalten, scharfen Geist eine feurige Seele bergen, bei denen die empfangenen Eindrücke eben darum fest haften, weil sie erst nach nüchterner Sichtung aufgenommen werden.

Das Land, in dem er geboren und erzogen war, spann eine stille abgeschlossene Existenz ab. Wenn auch unter drei verschiedenen Kronen, von denen jede ihre eigenthümlichen Einflüsse auf seine Entwickelung gehabt hatte, war Livland seit drei Jahrhunderten die deutsche Provinz fremder Staatskörper geblieben; seine politischen Einrichtungen ruhten auf festem, historischem Boden, waren seit dem 28. November 1561 — einige Unterbrechungen abgerechnet — unverrückt geblieben und mochten, zumal vor 50 oder 60 Jahren, für die Ewigkeit gegründet scheinen. Seit seiner Angehörigkeit zum russischen Reich hatte das Land die Segnungen eines langentbehrten, nunmehr ununterbrochenen Friedens genossen; die Macht Rußlands sicherte es, zumal seitdem der Stern Polens erblichen war, vor jeder Abreißung oder Zerstückelung; die russischen Herrscher hatten es in seiner Eigenthümlichkeit geschützt und diese gewährleistet. Große durchgreifende Umwälzungen lagen — wenigstens menschlicher Berechnung nach — außerhalb der Wahrschein-

*) Bis zum Herbste des Jahres 1796, in welchem Kaiser Paul alle russischen Unterthanen aus Deutschland zurückrief, hatte die durchschnittliche Zahl der allein in Jena studirenden Liv- und Estländer 100 betragen; die Kurländer studirten hauptsächlich in Göttingen.

lichkeit, ja Möglichkeit. Dem Provinzialen war seine Bahn in der Regel fest vorgezeichnet: er war Privatmann im eigentlichen Sinne des Wortes, auf sich und seine persönlichen Interessen angewiesen. Aus diesen Verhältnissen, die Jochmanns werdende Welt- und Lebensanschauung bedingt hatten, war der siebzehnjährige Jüngling in das sturmbewegte europäische Staatsleben der Napoleonischen Zeit getreten.

In die Zeiten des französischen Regiments fielen die Studienjahre Jochmanns. Welche Erschütterung mußte sich in dem erschlossenen Geiste des Jünglings vollziehen, als er aus der Stille seines Heimathlebens nach Deutschland kam, wo täglich neue Staaten geschaffen, alte zertrümmert wurden, wo der gewaltige Wille eines, durch den Willen seines Volks groß gewordenen Machthabers alle traditionell gefesteten geographischen und politischen Schranken niederwarf und durch neue, vom Augenblick geborenen, ersetzte! Dieselbe Generation, die die lettres de cachet in Frankreich, den Menschenschacher in Kurhessen, die schamlose Vergeudung eines durch den Fleiß seiner Bürger mühsam errungenen Nationalreichthums in Sachsen, das despotische Regiment Herzog Karls von Würtemberg, die Protestantenvertreibung durch den Fürstbischof Firmian, das Lichtenau-Wöllnersche Treiben in Preußen erlebt und schweigend als göttliche Schickung erduldet hatte, sah nunmehr den Mann an der Spitze der europäischen Politik, dem sie funfzehn Jahre früher unter den Mauern des belagerten Toulon als Artillerielieutenant begegnet war. Der *eine* Mann repräsentirte die Idee des von der Autorität überkommener Gesellschaftsformen freigerungenen Subjects, in *ihm* vollzog sich der Gedanke, der der französischen Umwälzung zu Grunde gelegen; das Geheimniß *seiner* Macht beruhte auf der Anerkennung der Fähigkeit jedes seiner Anhänger, eine, wenn nicht gleiche, so doch ähnliche Staffel der Macht zu erklimmen. Gründung und Zertrümmerung von Monarchien, Rechten und Privilegien, die bis dahin den Augen der Menge als etwas Gegebenes erschienen waren, an dessen Rechtsbeständigkeit kein Zweifel erhoben werden durfte, documentirten sich hier als die Effecte *eines* Willens, dessen Träger weder durch Geburt noch durch Erziehung zur Herrschaft berufen war, den keine andere Autorität auf den Schild gehoben hatte, als die eigene subjective Befähigung.

Durch die großen Ereignisse, die den Ausgang des achtzehnten und den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts begleitet hatten, war in der That eine Umwälzung aller bis dahin bestandenen Begriffe und Anschauungen bewirkt worden; Deutschland hatte den Einfluß des gewaltigen Imperators zunächst empfinden müssen, aus Deutschland kehrte Joch-

mann nach Riga zurück, das er wenige Jahre zuvor als ein Jüngling verlassen, dem die umgebenden Verhältnisse das Bild einer feststehenden, kaum beeinflußbaren Ordnung der Dinge eingeprägt hatten, ebendieselbe Ordnung fand er wieder in der Heimath, in der das Subject noch ganz unter der Autorität gegebener Verhältnisse stand und sich höchstens als Glied einer organisch geschlossenen Kette fühlen durfte. Die Begebenheiten, die Jochmann in Deutschland von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, die jedem Einzelnen dort in ihrer ganzen Folgenschwere fühlbar geworden waren und jeden in eine oder die andere Richtung geführt hatten, waren in Livland allerdings bekannt und mit größerem oder minderem Interesse verfolgt worden; sie lagen dem Einwohner der baltischen Provinzen aber fern ab und waren nicht an eigener Haut erfahren.

Jochmann hatte sich, wie wir oben gesehen haben, als Advocat in Riga niedergelassen. Die von ihm gewählte Lebensstellung verband mannigfache Vortheile: abgesehen von dem materiellen Gewinn, der dem gründlich gebildeten und mit Sprachkenntnissen ausgestatteten jungen Juristen bei einer nicht allzugroßen Concurrenz zufließen mußte, genoß er als Advocat eine allgemein geachtete und völlig unabhänge bürgerliche Stellung. Die durch die Leipziger, Heidelberger und Göttinger Studien gewonnene gemeinrechtliche Grundlage war die Hauptsache für die juristische Praxis in Stadt und Land. Das aus deutschen Quellen, namentlich dem Sachsenspiegel stammende und mit schwedischem und russischem Material zusammengehäufte Provinzialrecht — damals ein chaotischer, wissenschaftlich noch nicht geschichteter Stoff, — ließ sich mit einiger Mühe an der Hand erfahrener Praktiker aus den Rigaschen Statuten und dem livländischen Ritterrecht, das in drei verschiedenen Versionen existirte, erlernen. Die politischen Wirren, die Jochmann in Deutschland zurückgelassen, mußten den Werth der durch eine starke Hand geschützten Heimath in seinen Augen erhöhen, aber mannigfach waren auch die Entbehrungen, denen der junge Advocat entgegenging. Ein Kreis von Freunden war zwar bald gefunden: wir begegnen unter ihnen Namen, die auch heute noch im Vaterlande einen guten Klang haben: v. Sengbusch, ein geachteter Kaufmann aus alt-patrizischem Geschlecht, der spätere Regierungssecretair Hehn, Dr. Kurzwig, Dr. Dyrsen, J. G. Schwartz und der schon erwähnte Schriftsteller Garlieb Merkel, scheinen ihm besonders nahe gestanden zu haben. Diese unzweifelhaften Vorzüge seiner Rigaer Existenz konnten dem erst zwanzigjährigen Manne aber die lebensvolle Umgebung, den reichen Interessen- und Ideenaustausch der Fremde nicht völlig und nicht gleich

ersetzen; ein eigentliches öffentliches Leben war ihm nicht geboten; die Interessen, die ihn umgaben, bewegten sich einzig um Communal- und Localfragen oder um Handelsangelegenheiten. Dieses Leben, dem Jochmann mit der Zeit und in reiferen Jahren vielleicht einigen Reiz abgewonnen hätte, in desses enge Formen er aber seinen jugendlichen Geist erst hineingewöhnen mußte, war ihm zudem nicht ohne eine Unterbrechung beschieden, deren Ursachen wir in den Weltereignissen des Jahres 1812 zu suchen haben.

Napoleon zog mit ungeheuren Streitkräften heran, um den mächtigen Gegner im eigenen Lande zu bezwingen. Während er selbst über Smolensk gen Moskau rückte, hatte Macdonald, von den Preußen unterstützt, seinen Weg durch Kurland genommen, um, wie man glaubte, Riga anzugreifen. Mitau war bald in den Händen der Sieger; in Riga hatte die Furcht vor den Schrecken einer Belagerung bereits im Frühling des Jahres ein allgemeines Stocken der Geschäfte herbeigeführt; wer irgend die Mittel dazu besaß, flüchtete seine Familie in das Innere des Landes oder auf die Insel Oesel, die Landesbehörden wurden nach Fellin und Dorpat versetzt. Am 17. Juni wurde die Stadt in Belagerungszustand erklärt; vom Petrithurm aus sah man die Schlacht bei Keckau; am 7. Juli stand die auf dem linken Dünaufer erbaute Mitauer Vorstadt in Flammen. Ein Gerücht wähnte den Feind am Abend des 11. Juli bereits auf dem livländischen Dünaufer, und wenige Stunden später brannten auf Befehl des General-Gouverneurs v. Essen die Moskau-Petersburger Vorstädte.

Der flüchtige Strom, der sich beim Herannahen der preußisch-französischen Armee aus den alten Thoren Rigas ergossen, hatte auch unsern Jochmann ergriffen. Die Stockung der Geschäfte, die provisorisch verfügte Ueberführung der Oberbehörden in kleine Landstädte, wie sie durch die Ungunst der Verhältnisse geboten schien, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Gründe gewesen, die ihn zu einem zeitweiligen Aufgeben der neugegründeten Heimath bewogen: sie liegen wenigstens näher, als die von Zschokke ausgesprochene Vermuthung, man habe Jochmann seine Jugend vorgeworfen und dieser Umstand, sowie das eigene Bedauern darüber, sich frühzeitig an einen Beruf gebunden zu haben, seien die Motive zu einer längeren Reise gewesen. Gegen die letztere Vermuthung spricht die Thatsache, daß Jochmann nach kaum zweijähriger Abwesen heit seine Rigaer Verbindungen wieder anknüpfte, gegen die erstere Zschokke's eigene Bemerkung, Jochmann habe „mit Glück" gearbeitet Genug, Jochmann ging nach England, wo er sich beinahe zwei Jahre lang aufhielt. Der Wunsch, die Kenntniß der englischen Sprache seiner

advocatischen Praxis fruchtbar zu machen, mag mitgewirkt haben; von Einfluß auf die Wahl des Reiseziels war es aber gewiß, daß die obschwebenden Kriegsverhältnisse dem russischen Unterthan den Besuch des europäischen Continents in jenen Jahren unmöglich machten und daß das englische Staats- und Rechtsleben für Jochmann von größter Anziehungskraft sein mußte. Er ging von London zunächst nach Oxford, wo er im April des Jahres 1813 eintraf, um die englischen Rechtsverhältnisse an ihrer Hauptquelle kennen zu lernen, und seine in die „Bürgschaften der englischen Verfassung" eingestreuten Bemerkungen über die englische Civil- und Criminaljustiz beweisen zur Genüge, daß er diesen Zweck erreicht hat. Von Oxford wandte Jochmann sich nach Edinburg, wo er in der Sacramentswoche eintraf. Der corporative Verband, der die Edinburger Advocaten zusammenhielt, scheint ihm besonderes Interesse abgewonnen zu haben; seiner Ansicht nach standen dieselben in sittlicher wie wissenschaftlicher Beziehung über ihren sämmtlichen festländischen Collegen. Es mag Jochmann in Großbritannien fühlbar genug geworden sein, was seiner advocatischen Stellung in Riga besonders gefehlt hatte: die Beziehung zur Oeffentlichkeit und die Möglichkeit einer berufsmäßigen Betheiligung am öffentlichen Leben.

Den Winter 1813 auf 1814 und den darauf folgenden Frühling brachte Jochmann abwechselnd in London und auf dem Lande, im Hause eines Geistlichen zu. Hier entflammten ihn die Augen einer schönen Brittin — nie hat er ihren Namen genannt — zu Liebe und Poesie. So hat er nicht wieder geliebt! Jochmann war zur Zeit seines englischen Aufenthalts erst vierundzwanzig Jahre alt; sein ganzes Wesen scheint in der Leidenschaft zu jener Engländerin, die zufolge einer Notiz seiner Reiseblätter Sophie geheißen haben muß, aufgeflammt zu sein. Eine ernste kräftige Mannesnatur, die ihre Kraft nicht in Tändeleien verspielt hatte, konnte Jochmann nicht anders als heiß und tief lieben. Was der Erfüllung seiner Wünsche im Wege gestanden, ist nicht ersichtlich. Erwiderung scheint seine Neigung gefunden zu haben, denn in den „Stanzen," einem der wenigen Gedichte, die die „Reliquien" enthalten, heißt es gleich im Eingange:

Bereuen soll ich jene bessern Stunden,
Den einzigen, den nur zu flücht'gen Tag,
Da vom Genuß die Bange überwunden
An meiner Brust in süßer Ohnmacht lag.

Indem wir an jener Epoche, die gleichsam den Abschluß von Jochmanns Jugend bildet, vorübergehen, müssen wir nur noch darauf hinweisen, daß jene Leidenschaft auf sein ganzes späteres Leben von nachhaltigem

Einfluß sein sollte. Er konnte die Erinnerung an die Liebe seiner Jugend nicht verwinden und ging in den blühendsten Mannesjahren an allen weiblichen Erscheinungen, die ihm begegneten, kalt vorüber. Seine ganze Liebesfähigkeit scheint in der einen Gluth verbrannt zu sein; es wurde nur zu wahr, was er in einer Strophe seiner „Stanzen" vorahnend gesagt hatte:

Ach, aus der Jugend bald verwelkten Kränzen
Ist keine Frucht für deinen Gram gereift;
Du siehst umsonst vergang'ne Fernen glänzen,
An die dein Wunsch voll Lust und Ohnmacht greift.
Dir, Kind des Staubes nnd der Dunkelheit,
Gehört nur ein Moment aus aller Zeit.

Die Ehelosigkeit, zu der Jochmann sich in der Folge selbst verurtheilte, wurde ein Grund mehr dafür, daß er sich von den Verhältnissen der Heimath, deren charakteristischer Zug eine gewisse Familienhaftigkeit ist, mehr und mehr loslöste.

Der Aufenthalt in England muß auf Jochmanns politische Entwickelung von tiefgreifendstem Einfluß gewesen sein. In England begegnete er zum ersten Mal einem wirklichen politischen Leben, in Deutschland hatte er nur eine durch literarische und politische Interesse angeregte oder vielmehr aufgeregte Gesellschaft gefunden. Die Einflüsse des englischen Staatslebens waren vor allem dazu geeignet, ihn von jenem doctrinären Idealismus zu befreien, der, wie seine Schriften ausweisen, auch in ihm gespukt hatte und so häufig bei Männern vorgefunden wird, die ihre politische Bildung nicht praktisch, sondern als Resultat theoretischer Studien errungen haben. Die Lage Englands zur Zeit des großen deutsch-russischen Krieges gegen Napoleon war im Vergleich zu der des europäischen Continents eine unvergleichlich bevorzugte: hier pulsirte ein öffentliches Leben, das frei von der krankhaften Gluth revolutionären Fiebers, organisch gebildet und historisch erstarkt war; die Gesundheit des öffentlichen Lebens der britischen Insel mußte Jeden erfrischend anwehen, der wie Jochmann unter dem Drucke der aus ihren Fugen gerückten deutschen Gesellschaft gestanden und die Gluth des französischen Revolutionskraters wenigstens aus ihrer Wirkung, der gleich einer Lavamasse über Europa ausgegossenen französischen Soldateska, kennen gelernt hatte. Auf der anderen Seite war die Toryherrschaft, die unter dem Ministerium Castlereagh eben in ihrer Blüthe stand, wenig geeignet den aufmerksamen Beobachter englischer Verhältnisse zum Optimisten zu machen. Der Druck, der auf den englischen Katholiken lastete, der verrottete Wahlmodus für die Zusammen-

setzung des Unterhauses, die ungünstige Lage der niederen Klassen, die gerade in jenen Jahren durch die Verbreitung von Dampfmaschinen hervorgerufen war, wiesen auf tiefgehende Schäden hin. Jochmann war ein zu scharfblickender Geist, um durch die einen oder anderen Eindrücke zu vorschnellen, absprechenden Resultaten verführt zu werden; seine beiden Abhandlungen „Bürgschaften der englischen Verfassung" und „Englands Freiheit" *) sind vollgiltige Beweise für die ruhige und nüchterne und dabei doch tiefe Auffassung, die er sich über die englischen Verhältnisse erworben. Sein ganzer Lebenslauf ist ein Beleg dafür, daß die englische Luft, der Odem des öffentlichen Lebens und einer allseitigen politischen Mitbethätigung zur Gewohnheit seines innern Menschen geworden war.

Am Ende des Jahres 1813 oder im Frühling 1814 traf Jochmann in Riga ein, um die verlassene Advocatenpraxis wieder aufzunehmen. Die gereinigte Luft, die nach Abschüttelung, des französischen Joches den europäischen Continent durchdrang mag auch ihn mit der Frische, die der schwülen Temperatur der früheren Jahre gefolgt war, angeweht haben. Allenthalben sah man dem neuerrungenen Frieden mit frohen Hoffnungen entgegen und wähnte ein neues besseres Zeitalter angebrochen. In den baltischen Provinzen, die ihr Contingent in die russische Armee und in die sogenannte deutsche Ligion geliefert hatten, regte sich ein Leben, das mit der geistigen Bewegung in Deutschland (wo freilich bald die traurigen Tage der Reaction und Demagogenriecherei folgen sollten), wenigstens in indirectem Zusammenhang stand.

Jochmann hatte sich, wie wir glauben müssen, bereits zu sehr daran gewöhnt, seine innere Welt in sich zu tragen, als daß die allgemeine Siegesfreude, die Riga bewegte, ihn über die Entbehrungen, die ihm durch die britischen Eindrücke nur noch fühlbarer geworden waren, hinweggetragen hätte. Es scheint bald nach seinem Wiedereintreffen in die Heimath der Gedanke in ihm gereift zu sein, auf den Erwerb eines unabhängigen Vermögens hinzuarbeiten, um mit Hilfe eines solchen seiner Neigung gemäß in den Culturländern des Westens leben zu können. Die Kenntniß der englischen Sprache erweiterte den Kreis seiner Thätigkeit binnen Kurzem um ein Bedeutendes; die zahlreiche und wohlhabende Colonie der in Riga lebenden englischen Handelsgäste, die vielen Briten, die durch die blühende Schifffahrt besonders im Sommer nach Riga gezogen werden, fanden in ihm einen gewissenhaften, mit der Sprache und den Rechtsanschauungen ihres Vaterlandes vertrauten

*) Reliquien Bd. I, S. 296 und Bd. II, S. 134.

Mann. Jahrelang lebte er in dem Dyrsenschen Hause (Bischofsberg Nr. 1) ein stilles, emsiges Geschäftsleben; seine Erholung fand er in der Fortsetzung im Auslande begonnener historischer und politischer Studien oder im Kreise seiner uns bereits bekannt gewordenen Freunde; das Haus des Kaufmanns Sengbusch, in welchem er gewöhnlich die Sonntags-Mittage und Abende, besonders im Sommer, verbrachte, vereinigte die interessantesten und gebildetesten Männer der Stadt und des Landes und stand ihm neben der Dyrsenschen Familie am nächsten. Mit Rührung gedachte er noch in seinem Testament, das wir weiter unten mittheilen werden, des am Dünaufer gelegenen Sengbusch'schen Gärtchens und der heiteren Sonntagsnachmittage, die er in demselben verbracht. Im Freundeskreise erheiterte sich die Stirn des sonst verschlossenen Mannes, in ihm trat die geist- und gemüthvolle Liebenswürdigkeit des an Jahren jungen aber früh gealterten Denkers, die Zschokke nicht genug zu preisen weiß, ans Licht. Mit zärtlicher Liebe hing er an seiner, damals in Riga lebenden, später an einen englischen Geistlichen verheiratheten Schwester, der einzigen Verwandten, die in seiner Umgebung lebte. Waren aber die Stunden der einer edlen Geselligkeit gewidmeten Muße vorüber, so kehrte Jochmann an die ernste, anstrengende Arbeit zurück, die seinen Beruf ausmachte und von der er die Mittel erwartete, die ihm (wie es bei Zschokke heißt) die Möglichkeit geben sollten, unter milderem Himmel und Völkern von vorgeschrittener Gesittung zu leben. Die überspannte Anstrengung, durch die er seine Kräfte untergrub und seine natürliche Reizbarkeit, von der er selbst sagt, sie habe ihn „ruinirt," nährte in ihm die Abneigung gegen einen Beruf, den er wider seine Neigung ergriffen hatte und der nicht geeignet war, seinen erhöhten, auf das Allgemeine gerichteten Interessen zu entsprechen. „Früher — schreibt er im Juli 1821 Herrn v. Sengbusch aus Bern — war mir nicht das Fach (eines Advocaten) zuwider — in England würde ich es gewählt haben — wohl aber die Verhältnisse, unter welchen ich es auszuüben hatte; bei meiner gegenwärtigen Reizbarkeit würde das Ergreifen desselben ein vielleicht nicht plötzlicher, aber sicherer Selbmord sein." — „Wäre nur (heißt es in einem zweiten Schreiben aus Paris) die verdammte Advocatur nicht da, könnte ich nur ohne diese leben, d. h. auch heirathen! Gegen die Advocatur wächst mein Widerwille mit dem Kreise, den ich von menschlichen Angelegenheiten kennen lerne." — Bei einer derartigen Verstimmung gegen den eigenen Beruf ist es um so mehr zu verwundern, daß Jochmann demselben mit so angestrengtem Eifer beinahe sieben Jahre lang nachging: ein Beweis mehr dafür, daß die Entzweiung mit der Heimath in ihm einen Grad erreicht hatte, in

welchem sie kein Opfer scheute, um dem vorgesteckten Ziele, der Uebersiedelung nach Deutschland, näher zu kommen.

In verhältnißmäßig wenigen Jahren war es Jochmann gelungen, ein Vermögen zu sammeln, das ihm eine sorgenfreie Zukunft sicherte: es war mit seiner zerstörten Gesundheit erkauft. Zuvörderst um unter einem milderen Himmel Kräfte zu sammeln, verließ er im April des Jahres 1819 Riga. Feierlich gelobte er, heißt es bei Zschokke, seinen Freunden, es solle nur eine Trennung von zwei Jahren sein. Aber dem Gelübde, das der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach schon damals die Stimme seines Innern. Er hatte einen Abschied für das Leben genommen.

Den ferneren Schicksalen des Mannes, dessen Leben wir bisher nur in großen Zügen zu folgen im Stande waren, vermögen wir, Dank den von Zschokke gesammelten Notizen und der in zweiundsiebzig Briefen erhaltenen Correspondenz Jochmanns mit seinem Freunde Sengbusch genauer und bis ins Einzelne zu folgen.

Selbst eine oberflächliche Lectüre der Reliquien wird ihrem Leser den Eindruck hinterlassen, der Autor müsse ein Mann von scharf ausgeprägtem Charakter und cholerisch-melancholischem Temperament gewesen sein. Unter bewegteren Verhältnissen, die thatkräftiges Eingreifen und entschiedene Parteinahme erheischten, wäre Jochmann ein öffentlicher Charakter, ein Redner oder Staatsmann von Bedeutung geworden. Die Verhältnisse hatten es anders gewollt; die Eindrücke der Jugend, die kein Mensch völlig abzustreifen fähig ist, das Land, das ihn geboren, der Weg, der ihm vorgezeichnet worden, machten ihn zum Privatmann und darum zum — Beobachter. Die Jahre der Jugend vergingen unter Studien, der erste Theil des Mannesalters war anstrengender Berufsarbeit gewidmet; mit dreißig Jahren vermochte Jochmann, den Kränklichkeit, Hypochondrie und das Bewußtsein, seinen natürlichen Beruf verfehlt zu haben, früh gealtert hatten, nicht mehr eine neue Lebensbahn einzuschlagen. Was in den Verhältnissen gelegen, schrieb er nach Art starker Menschen dem eigenen Charakter, der eigenen Neigung zu. „Wenn das Schicksal Dichter, die Menschheit Schauspieler ist, sagte er, so ist das Loos des stillen Zuschauers das genußvollste, aber auch das erhabenste, indem man dem Schicksal und der Menschheit richtend gegenüber steht."

Es erscheint vielleicht gewagt, dem eigenen Ausspruch Jochmanns gegenüber zu behaupten, das von ihm gewählte Loos des Beobachters habe der innersten Neigung seines Geistes widersprochen; das Unbehagen, das sich aber in jedem seiner Briefe über die Berufslosigkeit, der er im

letzten Decennium seines Lebens verfiel, ausspricht, der sittliche Ernst, der aus seinem ganzen Wesen spricht, die immer wiederkehrende Sehnsucht nach einer Heimath, mit der er innerlich gebrochen, sind Zeugnisse, die der obigen einmal gethanen Aeußerung direct genug widersprechen, um in Erwägung gezogen zu werden. — Doch folgen wir dem ferneren Verlauf seiner inneren und äußeren Erlebnisse, wie sie in seinen Briefen vorliegen, ehe wir die Summe seiner Existenz ziehen und es versuchen, das Resultat seines Lebens aus seinem Charakter und den Verhältnissen, zwischen denen er sich bewegte, zu erklären.

Nachdem er Riga verlassen, wandte Jochmann sich zuvörderst nach Berlin, wo er am letzten Apriltage des Jahres 1819 mit seinem Reisegefährten v. Bulmerincq eintraf. Das Deutschland, das er am Vorabende des russischen Feldzuges verlassen hatte, war ein anderes geworden; die fremden Eroberer waren in ihre natürlichen Grenzen zurückgedrängt, der Rheinbund war gesprengt, Deutschland stand wenigstens äußerlich als ein wenn auch in unvollkommener Form vereinigter Staatskörper da. Die Freude über die Errungenschaften der Freiheitskriege war aber schon fast vergessen; der Bundestag, eine dem nationalen Streben, wie den dynastischen Sonderinteressen, schon bei ihrem Entstehen gleich widerwärtige Erscheinung, die von der Metternichschen Politik ins Leben gerufen worden war, um allen Interessen Rechnung zu tragen und doch hinter allen Hoffnungen zurückzubleiben, war an die Stelle der angestrebten deutschen Reichseinheit getreten; die Völker fanden in dem Bundestag einzig eine diplomatische Vertretung der deutschen Fürstenhöfe und grollten ihm, weil er sie von jeder Mitbethätigung ausschloß; die Fürsten waren ihm als einer Concession, die dem nationalen, gegen ihre Duodez-Souveränität gerichteten Willen gemacht werden mußte, gründlich abgeneigt: er war das Ultimatum der deutschen Territorial-Politik und dabei die Mindestforderung der deutschen Patrioten. An die Stelle froher Zukunftshoffnungen, war eine Verzweiflung an der Möglichkeit, auf loyalem Wege die Wiedergeburt des Vaterlandes zu bewirken, getreten; der Sauerteig, der bei der Erhebung des Jahres 1813 erfrischend die Massen durchdrungen hatte, war in ungesunde trübe Gährung übergegangen. In der durch die große Erhebung zu nationaler Begeisterung entflammten deutschen Jugend hatte das Scheitern ihrer Hoffnungen und Wünsche Mißmuth und Trotz erzeugt; nur in vertrauten Kreisen durfte die Parole wiederholt werden, die wenige Jahre zuvor den Führern einer siegreichen Armee vorausgegangen. Wie ein zurückgedrängter Krankheitsstoff wirkten die zum Schweigen verurtheilten nationalen Hoffnungen fieberhafte Entzündung

im Innern der Nation; das Vertrauen, das das deutsche Volk mit seinen Fürsten zu der Zeit der Fremdherrschaft verbunden hatte, war verscherzt; Mißtrauen von beiden Seiten machte die einmal aufgerissene Kluft zu einer unübersteiglichen; Sand's unglückliche That zuckte wie ein Blitz aus der trüben Gewitterwolke, die über der akademischen Jugend gelegen hatte: die Aufhebung der Jenaer Burschenschaft, die Entsetzung de Wette's, welcher bald die Suspension Arndts und Jahns folgte, gaben das Signal zu jener unseligen Demagogenriecherei, die, weil sie die gefürchteten „Umtriebe" nicht in der gewünschten Ausdehnung ausfindig zu machen wußte, Gespenster schuf, die sie zuletzt nicht mehr zu beschwören im Stande war.

Bei dem Abschied von Riga hatte Jochmann es empfunden, wie mannigfache Bande ihn an den Ort knüpften, den er aufzugeben im Begriff war. Die Sehnsucht nach dem Hauch einer höheren Cultur, die ihn bis dahin verzehrt hatte und ein Product seiner gesammten Weltanschauung gewesen war, mußte für einen Augenblick den rein menschlichen Regungen weichen. Bereits in seinem ersten Briefe aus Berlin schreibt Jochmann dem Freunde Sengbusch, er gedenke mit Sehnsucht der Sonntage in seinem Garten: „Ich müßte einen Bogen füllen," heißt es weiter, „wollte ich die Namen aller derer nennen, die mir der Dankbarkeit wegen werth und lieb sein müßten, machte sie nicht schon die Neigung dazu." Nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalt setzte unser Reisender seinen Weg nach Dresden fort. Erst hier fühlte er, wie sehr seine Gesundheit der Kräftigung bedurfte. „Der Krankheitsstoff in meinem Körper," schreibt er am 23. Mai, „kommt mir vor wie ein Kirchenschläfer, der während des Lärmens der Predigt ruhte und beim Amen erwacht ist. Während des Treibens der Geschäfte hatte ich nicht die Zeit krank zu sein — jetzt ist es anders, ich fange an einzusehen, daß diese Reise mir nicht nur nützlich, sondern nothwendig war. Diesen Sommer gedenke ich in Tharand zuzubringen." — Die ländliche Muße in diesem reizenden Aufenthalt wurde von Jochmann, dessen thätiger Geist nicht zu ruhen verstand, zu einem eingehenden Studium der politischen Lage Deutschlands benutzt, dessen Resultate er seinen Rigaschen Freunden in einem ausführlichen Briefe mittheilte, den wir aber, da er in den Reliquien*) abgedruckt ist, übergehen können. Kaum zwei Monate in Deutschland, war es ihm bereits gelungen, eine eingehende Kenntniß der Verhältnisse zu erringen; sie war wenig geeignet, ihm ein längeres Bleiben zur Zeit wünschenswerth zu machen. „Er

*) S. 7, 12—13.

athmete (heißt es bei Zschokke) zwar freier und heiterer auf, als er Deutschlands Boden betrat und wieder der Unterhaltung der Weisen und Künstler des Zeitalters genoß und ungehemmt in den Blüthen und Früchten der Literatur schwelgen konnte; doch bald fand er in dem damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fittigen der heiligen Allianz wehte eine schwüle, beengende Luft, wohin er kam, begegneten ihm durch Parteigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kotzebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mochte nicht länger unter den Deutschen weilen."

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Dresden und Tharand ging Jochmann im Herbst über Frankfurt nach Baden-Baden, um dort das Bad zu gebrauchen; sein Befinden hatte keine Fortschritte zur Besserung gemacht, der ihm inwohnende Hang zur Hypochondrie sich gesteigert. „In Frankfurt" heißt es in einem Schreiben aus Baden-Baden, „war ich so hypochondrisch, daß ich meine Wohnung nur selten verließ und nicht ohne tödtliche Beängstigung eine Straße zurücklegen konnte. Jetzt befinde ich mich, dem Himmel sei Dank, von Tage zu Tage besser, lege ich meine kaiserlich-chinesische Leibfarbe ab und mache schon allein Spaziergänge von einigen Stunden. Doch glaube ich noch jetzt, daß ich, statt zwischen Heirathen und Reisen zu wählen, am besten gethan haben würde, Beides zugleich zu thun." — Am 8. October traf Jochmann in Paris ein (Zschokke irrt, wenn er meint, Jochmann sei bis zum Ende des Jahres am Rhein geblieben) — wo er über ein halbes Jahr verweilte und sich bald in Detailstudien über die Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution versenkte. In seinen Reiseblättern aus Frankreich und den im ersten Bande der Reliquien unter den Aufschriften „Oelsner" und „Gustav Graf Schlaberndorf" abgedruckten Aufsätzen, hat er einen Theil jener werthvollen Studien niedergelegt; sie sind ein Zeugniß für seine freie Beobachtungsgabe und die gründlichen Vorstudien, die er bereits nach Frankreich mitgebracht hatte. Damals trug Jochmann sich mit dem leider unausgeführten Gedanken, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben; eine werthvolle Arbeit ist uns indessen aus der Zeit dieses seines ersten Aufenthalts in Paris erhalten worden — die Studie „Robespierre," die als Meisterwerk nach Form und Inhalt bezeichnet werden kann. Jochmanns psychologischem Tact gelang es, die Grundzüge jenes merkwürdigen Charakters aufzufinden und dem bekannten Ausspruch Mirabeaus über Robespierre (il ira loin, il croit ce qu'il dit) eine richtige Interpretation zu geben. Jochmann vergaß nicht, daß der Mensch

immer Mensch bleibt und darum gelang es ihm, die Excentricitäten und Verirrungen der großen Revolution und ihrer Vorkämpfer auf menschliche Weise zu erklären; es darf dabei nicht außer Augen gesetzt werden, daß die Zeit, in der er Paris besuchte, die in blindem Haß gegen alle Erinnerungen der Republik und des Empire befangene Restaurations-Epoche war und weit davon entfernt, dergleichen Studien zu begünstigen, im Gegentheil systematisch darauf ausging, die Geschichte der Jahre 1789 bis 1815 als eine Reihe von Verbrechen und Erniedrigungen zu perhorresciren. Allerdings hatte Jochmann für seine Studien den ungeheuren Vorzug, mit Augen- und Ohrenzeugen der Epoche verkehren zu können, welcher er vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es waren noch nicht drei Jahrzehnte seit den Tagen Robespierres und Dantons vergangen; noch wohnte der Tischler Dupleix in demselben Hause der Rue St. Honoré, in welchem der Advocat von Arras seine bescheidene Wohnung gehabt, noch lebte in Paris der Schlesier Oelsner, Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und vertrauter Freund Siéyès, ein Mann, der selbst Zeuge der großen Ereignisse gewesen war, die Europa umgestaltet hatten; das Geschlecht, das Jochmann während seines Aufenthalts in Paris umgab, war dasselbe, das in seiner Kindheit den Triumphwagen der Déesse de la liberté nachgelaufen war und bei den von Robespierre geleiteten Nationalfesten zu Ehren des „être suprême“ den choeur des enfants der Marseillaise und die Festdichtung des von der Revolution mitverschlungenen Revolutionssängers André Chénier gesungen hatte.

Man fühlt es darum der Jochmann'schen Charakteristik Robespierres wie seinen übrigen Skizzen über die französische Revolutionsgeschichte an, daß sie unter einem lebensfrischen, unmittelbaren Einfluß entstanden und nicht das künstliche Product gelehrter Compilation und verstaubter Quellenweisheit sind. Die wichtigste nnd interessanteste Bekanntschaft aber, die Jochmann gelegentlich seines Pariser Aufenthalts machte, war die des Grafen Gustav Schlabberndorf, eines jener merkwürdigen, großartigen Originale, wie sie nur das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat. Von der reinsten Humanität und jener philosophischen Freiheitsliebe beseelt, wie sie durch die Thaten Franklins und Washingtons ins Leben gerufen worden, war der Graf schon in jungen Jahren den überlieferten Vorurtheilen seiner Standesgenossen entrückt und nach Paris gezogen worden, wo er, trotz seines glänzenden Vermögens und einflußreicher Verbindungen, als einsamer, schlichter Philosoph bis an sein im Jahre 1824 in hohem Alter erfolgtes Ende lebte. Varnhagen von Ense charakterisirte diesen eigenthümlichen Mann, mit

der Lapidar-Inschrift: „Graf Schlaberndorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm."

Der Aufenthalt in Paris befreite Jochmann wenigstens für eine kurze Zeit von der hypochondrischen Sorge um seine geschwächte Gesundheit und unsichere Zukunft; er genoß in vollen Zügen das Leben der Weltstadt, im Verkehr mit bedeutenden Männern, im Angesicht großer Ereignisse, auf den Trümmern einer großen Vergangenheit „Mein Aufenthalt hier in Paris, schreibt er schon 14 Tage nach seiner Ankunft, wird täglich interessanter und ich verdanke das hauptsächlich Herrn Oelsner; er persönlich würde hinreichen diesen Aufenthalt interessant zu machen, und wie viele Bekanntschaften verdanke ich ihm nicht schon. Ich habe jetzt soviel zu lesen, zu lernen, zu denken, zu sprechen, zu schreiben, daß ich mich unmöglich mit den äußeren Erscheinungen meiner Reise beschäftigen kann. Diese Reisebemerkungen, die sich in jeder mittelmäßigen Reisebeschreibung auch vorfinden, kommen mir jetzt so unwichtig vor, daß ich Ihnen voraussage, daß sie aufhören werden." Mitten im Gewühl einer sein vollstes Interesse in Anspruch nehmenden Umgebung überfiel den einsam dastehenden Mann wieder das unerbittliche Heimweh nach dem Lande, das trotz allem dem und allem dem doch sein Vaterland geblieben war, nach dem eigenen Herde, den er nie gekannt hatte. In dem Lande des leichten Lebensgenusses, wo der Mensch auf sein inneres Leben sich zu besinnen kaum Zeit hat, wo er zwischen freundlichen Eindrücken von einem Tage zum andern getragen wird, wo das äußere Leben den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, wird Jochmann sich seiner nordischen innerlichen Natur erst recht bewußt und schreibt dem Freunde, „er fühle sich in seiner Ledigkeit wenig beglückt, und sei vollkommen geneigt, den frühesten Heirathsentschluß für den vernünftigsten zu halten." Bald aber wurde er wieder durch den Reichthum der ihn umgebenden Eindrücke gefesselt; erst am 20. März ging er nach Deutschland zurück. „Ich verlasse Paris (schreibt er wenige Tage vor seiner Abreise) mit einer Art von Kummer. Ich habe es lieb gewonnen, nicht des Amüsements, sondern einiger ausgezeichneter Menschen wegen. Wäre ich reicher, älter und gesunder, so bliebe ich hier; jetzt nehme ich mir wenigstens vor, einmal noch zurückzukehren."

Jochmann war über den Rhein gegangen, um die Bäder Deutschlands zu brauchen und sich in der freien Natur von den angreifenden Einflüssen des Pariser Lebens zu erholen; die schwüle politische Luft des Hambacher Festes verleidete ihm aber den Aufenthalt in Deutschland nur zu bald; schon im April desselben Jahres schreibt er aus Carlsruhe: „Meine Gesundheit ist wie die einer Sechswöchnerin, so gut

als die Umstände es erlauben; ich hoffe alles von der Benutzung des bevorstehenden Sommers in den Bädern (Ems und Schwalbach), in denen ich nach kurzem Aufenthalt zu Frankfurt und Carlsruhe Ende des nächsten Monats einzutreffen gedenke. Uebrigens gefällt es mir in Deutschland im allgemeinen ganz und gar nicht und ich bin fest entschlossen diesseits des Rheins und der Alpen nicht länger zu bleiben, als zu meiner Badekur nothwendig ist. Dieses gepreßte, gespannte Wesen würde die Nerven des stärksten Menschen endlich in Unordnung bringen, urtheilen Sie selbst, wie es meiner Reizbarkeit zusagen mag." Unbehagen an den gedrückten deutschen Zuständen nährte seine Sehnsucht nach einer eigenen Häuslichkeit immer mehr; er dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen; wir flechten einige Fragmente aus seinen Briefen unserer Skizze ein, um ein ebenso einfaches wie treues Bild seiner Gemüthsstimmung zu entwerfen.

Frankfurt a. M. den 5. Mai 1820. — „Ein eigener Herd! Ja! Aber darf ich eines solchen nur theilhaftig werden, indem ich den Advocatenpult daneben stelle, so werde ich wohl darauf Verzicht leisten und mich in Ermangelung eines englischen fireside mit einem Pariser Kamin begnügen. Je widerwärtiger mich das öffentliche Leben zurückstößt, desto dringender wird mein Bedürfniß nach einer glücklichen Häuslichkeit."

Ems, den 25. Juni 1820. — „Jetzt ein Geständniß und eine Frage! Beide lege ich vertrauungsvoll an ihr Herz. Nicht der Trägheit, aber der Unstätigkeit meines Lebens bin ich herzlich müde, und werde ich gesunder, so werde ich das noch inniger fühlen. Gegen die Advocatur aber wächst mein Widerwille mit dem Kreise, den ich von menschlichen Angelegenheiten zu überschauen anfange. Zwei so divergirende Gefühle, werden sie in Riga einen Vereinigungspunkt finden? — in Riga, wo ich, wie Sie wissen, von meinem Vermögen nur allein würde leben können! Anderswo ist es nicht so sehr der Fall! Der gottselige Gedanke an die Ehe mag mir wohl um so näher sein, als er hier jeden Mittag in der Gestalt eines sehr liebenswürdigen Mädchens aus der Insel Trinidad neben mir sitzt — und ohne Ihnen weiter etwas zu versprechen, gestehe ich ganz gern, daß ich mich ohne Bedenken zu dem ernsthaften Schritte entschließen würde, wäre ich nur über die Verhältnisse des eben aus Amerika erwarteten Vaters in einiger Gewißheit. Der soll ein kleiner Crösus sein. Das Leben der Mutter und Tochter bezeigen das freilich nicht; ist es aber der Fall, so schweige ich, denn das goldene Vließ scheint mir überall ein so unwürdiges Ziel, daß ich auf Freiersfüßen, auch nicht einmal zum Schein den Argonauten würde abgeben wollen."

Offenbach bei Frankfurt, den 28. August 1820. — „Ich gehe durch

die Schweiz nach Südfrankreich! Indem ich mich so weit von Ihnen zu entfernen im Begriffe bin, indem ich in gewisser Art zum zweiten Male von Ihnen Abschied nehme, versichere ich Sie, daß mir noch nichts zu ersetzen vermocht hat, was ich in Riga verlassen. — Wenn ich mich dessen ungeachtet nicht entschließen kann zu meinem Geschäft zurückzukehren, so ist mein körperlicher Zustand nur zum Theil daran Schuld. Indeß freilich zwingt er mich, den begonnenen Versuch aufzunehmen, indem ich den wohlthätigen Einfluß eines milderen Himmels aufsuche; aber wär' ich auch gesund, der unglückliche Zwiespalt zwischen den Wünschen und Bedürfnissen meines moralischen Wesens, der mich aus Riga trieb und fern davon nicht glücklich sein läßt, würde darum nicht aufhören. Sie werden mich verstehen, ohne daß ich mich weiter erkläre. Ich gehe ohne Erwartung, ohne Verlangen und ohne Freude dem Süden entgegen."

Die tiefe Zerfallenheit, die aus diesen Zeilen spricht, bedarf keines weiteren Commentars; sie ist ein Zeugniß für die oben aufgestellte Behauptung, Jochmann sei ein sittlich zu gereifter Mensch gewesen, um die „Rolle des Beobachters," die ihm die Verhältnisse zugewiesen, in seinen kräftigsten Mannesjahren für seinem eigentlichen Wesen entsprechend zu halten; es geht durch all seine, in den verschiedensten Stimmungen geschriebenen Briefe wie ein rother Faden die Ueberzeugung durch, daß die Entbehrungen der Heimath, in der man einen Beruf zurückgelassen, durch allen Reichthum einer Fremde, in der man ohne Mittelpunkt für seine Bestrebungen lebt, nicht ersetzt werden können. Mit seinen auf die Oeffentlichkeit gerichteten Bestrebungen hatte er in Riga gedarbt, jetzt mußte er es bitter empfinden, daß die private, aber sich bethätigende Stellung seiner früheren Jahre reicher gewesen sei, als er es geahnt hatte. In den ersten Septembertagen des Jahres 1820 setzte Jochmann seinen Lauf in den Süden fort; er ging zuvörderst in die Schweiz und lernte hier den einst berühmten Verfasser der Stunden der Andacht, des Abellino und Alamontade, Heinrich Zschokke, kennen, einen der prononcirtesten Vertreter der Humanitätsreligion des achtzehnten Jahrhundert. Zschokke war ein als Privatmann, Bürger und Schriftsteller gleich achtungswerther Mann, mit dessen politischer Anschauungsweise Jochmann besonders sympathisirte und dessen idyllisches Familienleben auf seiner bei Aarau gelegenen Blumenhalde auf unsern heimathlosen Wanderer den größten Zauber ausübte. Zschokke's Beschreibung seiner ersten Bekanntschaft mit Jochmann ist charakteristisch für die ganze Eigenthümlichkeit dieses rationalistisch-aufgeklärten und ugleich das Wunderbare suchenden Menschen.

„An einem der schönsten Herbsttage, heißt es S. 35 der Reliquien, (es war der 12. September 1820) besuchte Jochmann mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsraths Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einige Mal geschehen war, beförderte die Annäherung. Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen und Jochmann mir abwechselnd von seinen Reisen oder seinen Entwürfen für die Zukunft erzählte, verlor ich mich in Betrachtungen seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth Jochmann in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wenn es in Augenblicken der Begeisterung oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmählich verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell. Als Jochmann endlich eine Zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir aufgeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dieses seelische Räthsel zu lösen. Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns so bald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den soviel Herzensgüte und geistige Lichtfülle auszeichnete. Von da stammt eine Freundschaft, die wir fürs ganze Leben einander ungebrochen bewahrt haben."

Dem merkwürdigen Factum, das uns hier berichtet wird, steht ein ganz ähnliches zur Seite, von dem Zschokke in seiner „Selbstschau" erzählt hat. Wir wissen nicht, ob die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen

bezweifelt werden kann; jedenfalls aber müssen wir bedauern, daß Jochmann in seinen Briefen an Sengbusch — wenn anders in der dem Referenten vorliegenden Sammlung keine Lücke entstanden ist — seines Besuchs bei Zschokke nicht erwähnt hat, und darum seine Beurtheilung des von ihm geschilderten Auftritts ein Geheimniß geblieben ist. Zschokke war gewiß nichts weniger als ein Mystiker; er hatte aber seiner Zeit zu tief in der Periode der sentimentalen Ueberschwenglichkeit gesteckt, um je wieder den Zeitgenossen Lavaters und Jung-Stillings verleugnen zu können.

Von Aarau ging Jochmann über Genf nach Südfrankreich, wo er sich seiner Gesundheit wegen bis zum April des Jahres 1821 aufhielt, um im folgenden Sommer durch die Schweiz nach Deutschland zurückzukehren. Von da ab bis zum Winter 1821, den er, wie wir sehen werden, wiederum in Paris zubrachte, werden seine Briefe seltener, was um so mehr zu bedauern ist, als dieselben die einzige Quelle für seine Lebensgeschichte abgeben und, wie zu glauben Grund vorliegt, in jenen Zeitabschnitt ein großer Theil seiner schriftstellerischen Arbeiten fällt. Seine Briefe aus Genf, Montpellier, Marseille und Nizza enthalten aber höchst interessante Beiträge zur Geschichte der damaligen Zeit. Wir fahren in unsern Mittheilungen fort.

Genf, den 4. October 1820. — „Wohl haben Sie Recht, mein theurer Freund; ich hänge mit ganzer Seele nicht an meinem physischen Vaterlande, aber an etwas Besserem, an einem Kreise von Freunden, den mir das Glück in jenem gegeben hat und der mir einen rauheren Himmelsstrich nicht bloß erträglich, sondern lieb machen würde. Sie thun mir daher Unrecht, wenn sie mir eine Philosophie zutrauen, deren Zweck es sein soll, mir jene Anhänglichkeit aus dem Sinne zu reden. Es ist etwas Anderes als ein kaltes Nachdenken, es sind sehr innige Gefühle die mich mit meinen Neigungen entzweien; Gefühle, die besser errathen als erklärt werden und über die Ihnen mein Freund Joh. Krause, der sie mit mir theilt, mehr würde haben sagen können, wenn es nöthig gewesen wäre. Das aber war es, denk' ich, nicht. Sie kennen mich, und meine Ansichten haben sich bisher nicht verändert, sondern nur erweitert und befestigt. Ich kann mich mit dem Gedanken, Riga aufzugeben, nicht vertraut machen, und der, in meinen früheren Verhältnissen daselbst zu leben, macht mich nicht glücklich. Ich will darüber nicht weiter nachgrübeln und dem Zufalle auch etwas überlassen. — — — — Ich habe bisher nur einen einzigen Unabhängigen kennen gelernt: einen Greis von 70 Jahren, der noch jetzt nicht einmal einen Bedienten braucht; der 40,000 Thaler

Einkünfte besitzt und kaum 1000 verzehrt, um mit dem Uebrigen für die Armen Haus zu halten, einen Grafen, der von jeher nur in Ländern und unter Verhältnissen hat leben wollen, in welchen sein Rang nichts gilt. Der geistreichste Mann, den ich kenne, und der beste. Ein Weltbürger im edelsten Sinne des Wortes, aus Menschenliebe, während so viele es aus Egoismus sind und, wie J. J. Rousseau bemerkt, die Samojeden lieben, um sich um ihre Nachbarn nicht bekümmern zu dürfen. Der Mann lebt in Paris und heißt Graf Schlaberndorf. Hätte ich nur die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht, so würde mir meine Reise hinlänglich belohnt sein. Ich darf mich seines Wohlwollens, seiner Freundschaft rühmen und Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich den Vorsatz hege, noch einmal nach Paris zu ziehen, um dort wenigstens einige Monate zuzubringen. Wohl haben Sie Recht, mir die Bekanntschaft mit den Männern, die ich Ihnen genannt, als ein Glück und als ein recht großes anzurechnen. Ich weiß es zu erkennen und wünsche nur, daß ich es ebenso sehr zu benutzen verstände. Ich werde Ihnen manches zu erzählen haben, um so mehr, da sich vieles nur erzählen läßt."

Montpellier, den 29. November 1820. — „Von meinem alten Grafen hab' ich hier zufällig in Montpellier einen neuen Zug gehört, der ihm völlig gleich sieht. Sie müssen wissen, was übrigens auch ich erst bei dieser Gelegenheit erfahren habe, daß Graf Schlaberndorf einer der ältesten Johanniter-Comthure in Europa ist. Vor Kurzem fällt ihm die Präbende von Schievelbein zu, eine der reichsten in Preußen, denn sie trägt gegen 5000 Thaler ein. Man fängt wie natürlich damit an, ihm Schwierigkeiten entgegenzusetzen, indem man behauptet, ein derartiges Einkommen dürfe nur im Lande verzehrt werden. Mein alter Freund liefert nun die vollgiltigsten und unwiderleglichsten Beweise für das Gegentheil der Behauptung, so daß er seine Gegner nicht nur zum Schweigen sondern zum Geständnisse ihres Unrechts zwingt; dann aber — wirft er ihnen etwa die Präbende vor die Füße? — Nicht doch, damit würde er den Leuten einen Gefallen gethan haben. Er schenkt sie den protestantischen Schulmeister-Seminarium in Breslau. Eine edle Rache, werden Sie sagen. Ja, aber doch eine Rache, denn es giebt Leute, die keine härtere Strafe treffen kann als die Belehrung der Unwissenden. Der Alte ist überhaupt kein Bewunderer der Ritterorden. Er sprach einmal zu mir mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit über ihre successiven Wirkungen. Zuerst — das waren ungefähr seine Folgerungen — ehre das Volk diejenigen, welchen sie zu Theil würden, dann fühle man sich selbst durch ihren Besitz geehrt, endlich schäme man sich

sie nicht zu haben, und endlich — Das ist wenigstens nicht Neid, denn während die Alliirten Paris occupirten, so erzählte mir ein glaubwürdiger Mann, trat der Fürst Staatskanzler (Hardenberg) in das Zimmerchen, das der Graf mit seinem langen grauen Barte nun schon seit Jahren nicht verläßt, um ihm das eiserne Kreuz zu bringen. Schlaberndorf prüfte gutmüthig lächelnd an seinem alten Schlafrocke herum und fragte, wo Se. Excellenz wohl dächten, daß er den Orden hinhängen solle. Die beiden Leutchen mögen sich angesehen haben wie zwei römische Auguren, von denen Cicero meint, daß sie sich unmöglich ohne Lachen begegnen könnten — und der Alte trägt noch immer seinen Schlafrock ohne Band. Indem ich Ihnen dieses schreibe und mich an das erinnere, was ich von diesem seltenen Manne und durch ihn weiß, überfällt mich fast eine Art zärtlicher Sehnsucht nach ihm und ich muß mich überwinden, um nicht einzupacken und nach Paris zu reisen. Hätte ich überhaupt im Sinne etwas über meine Reise aufzusetzen, ich schriebe Denkwürdigkeiten des Grafen v. Schlaberndorf und würden diese nicht ebenso vortrefflich als die Memorabilia Socratis, so würde es nur daran liegen, daß ich kein Xenophon bin. Uebrigens würde ich Ihnen nichts von ihm erzählt haben, wenn wir preußische Unterthanen wären. Die Freundschaft des Grafen Schlaberndorf ist in Berlin so wenig eine Empfehlung als vor Zeiten Loths Gastfreundschaft in Sodom war. Der Mann ist nicht zu brauchen und sogar zu fürchten, denn er ist weder zu kaufen noch zu miethen. Beiläufig — Bonaparte liebte ihn auch nicht und Graf Schlaberndorf sagte damals so laut als unbefangen: „Napoleon ist ein mächtiger Mann, ein großer Eroberer! mich erobert er aber doch nicht, und es ist ein Glück für uns beide, daß ich der Mühe nicht werth bin, erobert zu werden." — An Zschokke schreibe ich in diesen Tagen. Wir finden einen Berührungspunkt in unserer Bekanntschaft mit dem Grafen. Zschokke hatte ihn vor 25 Jahren in Paris gekannt und sprach noch mit Begeisterung von ihm."

Marseille, den 22. April 1821. — „Heute am Ostertage weiß ich nichts Besseres zu thun als mich mit Ihnen zu unterhalten, um wenigstens im Geiste bei Ihnen zu sein. Wäre mir so kannibalisch-wohl als den Handwerksburschen vor den Thoren von Mainz an diesem Tage, wie sie Goethe uns zeigt, so würde mir eine solche Unterhaltung weniger nothwendig sein. Ich fürchte aber, ich habe etwas von des armen Doctors Stimmung oder gar einiges von seinem Begleiter im Leibe und darum schreibe ich Ihnen. Ich habe Nizza, die Interims-Residenz des Ex-Königs, das Patmos der piemontesischen Apostel der Legitimität, die Garnisonsstadt zweier Regimenter, die sich in ihrem

politischen Glaubensbekenntnisse widersprechen, blos weil sie sich als Nationen (es sind Sarden und Savoyarden) tödtlich hassen, jetzt endlich den Schauplatz des reagirenden Verfolgungs- und Rachegeistes — früher verlassen als es meine Absicht gewesen war, ich bin nach Frankreich gezogen, das seit 6 Jahren ein merkwürdiges und schönes Beispiel giebt, indem es den Verfolgten aller Parteien einen Zufluchtsort bietet. Ueber die Alpen ziehen die geächteten Liberalen hieher, über die Pyrenäen die scheuen Diener der Willkür und beide Parteien wohnen hier friedlich beisammen, so lange eine heilsame Scheu vor der Stimmung des Volkes die Regierung selbst von dem entschiedenen Ergreifen einer Partei zurückhält. Diese Stellung der Regierung ist die Bürgschaft für die Ruhe Frankreichs, die außerdem vielleicht nicht fünf Minuten dauern würde und ich wünsche von Herzen, daß diese Bürgschaft, die nur der Furcht ihre Entstehung verdankt, in einer muthigen Ueberzeugung ihre Dauer finden möge. Ich wünsche es, aber — ich hoffe es nicht. Ich habe den schönen Glauben an die Möglichkeit der Reformationen auf dem trocknen Wege (wie die Chemiker sagen) verloren. Es giebt in Europa keine Völker mehr, es giebt nur zwei Parteien, das ist das festeste Resultat meiner bisherigen Beobachtungen. Die Leidenschaften verlöschen, die Interessen versöhnen sich, die Meinungen niemals, sie müssen untergehen oder siegen; und wandert die Civilisation nicht unwiderruflich aus der alten in die neue Welt, so gehen wir, fürchte ich, einem europäischen Bürgerkriege entgegen, zu dem sich der französische im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts verhalten wird wie der Prolog zum Drama. Wolle Gott, daß ich nur schwarz sehe, weil meine Brille gefärbt ist. Mir soll niemals eine Wahrheit so angenehm gewesen sein als dieser Irrthum. Genug und vielleicht schon zuviel über diesen Gegenstand. — — — Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß ich nur durch einen Sommer und einen Winter zur Benutzung meiner Reisefreiheit übrig habe, und dann vereinige ich die leider nothwendige Rücksicht auf meine Gesundheit mit dem Wunsche, meine Freunde in der Schweiz und in Paris wiederzusehen, nicht besser, als wenn ich im Sommer in jene, den folgenden Winter in die letztere ziehe."

Bern, den 10. Juli 1821. — „Sie haben meinen confusen Brief aus Aarau, glühende Kohlen auf mein Haupt sammelnd, mit einem interessanten voll guter Neuigkeiten beantwortet. Vor allen freut es mich, daß der Marquis*) bei seinen von Rechtswegen beabsichtigten

*) Marquis Paulucci, General-Gouverneur der Ostseeprovinzen von 1814 bis 1830 ein freisinniger und energischer Administrator, der namentlich zu der Auf-

Reformationen des Justizwesens besonders auf ein anständiges Auskommen der Beamten sehen will. Von einem Manne seiner Art war zu erwarten, daß er das Uebel nicht oberflächlich behandeln werde und eine Hauptsache ist ganz gewiß jene Rücksicht. Schon Burke, glaub' ich, hat bemerkt, daß man nirgends so viel Verworfenheit ernte, als wo man Rechnungen auf übermenschliche Tugend ausgesäet. Es ließe sich bei der Gelegenheit mancherlei sagen und wünschen. Sagen z. B. daß keine Hungersnoth so verderblich ist, als die Hungersnoth der Beamten, daß ein liberaler Maßstab bei Besoldungen nicht die schwächste Stütze der englischen Freiheit ist und daß die Gräuel der Pöbelherrschaft in Athen nur darum entstanden, weil das atheniensische Volk in der letzten Zeit der Republik nichts anderes war, als ein Haufen schlechtbesoldeter Beamter. Wünschen z. B. daß die Folgen ihre Ursachen nicht überleben, daß das Erpressungssystem nicht als Gewohnheit bestehen möge, nachdem es aufhörte ein Bedürfniß zu sein. Denn mit dem Futter, wenn es auch viel thut, ist doch nicht alles gethan. Es gehört geistige Nahrung zur leiblichen, zum physischen Wohlsein moralische Gesundheit, und daß, wo diese nicht ist, jene nicht viel thut, beweise Ihnen der Nachbar. Die preußischen Beamten sind jetzt gut besoldet, zum Theil sehr gut. Dem ungeachtet finden es immer mehrere sehr nahliegend und natürlich, nicht nur ihre Gehalte zu beziehen, sondern auch mit der Casse davonzulaufen. Das Uebel aber liegt tiefer oder vielmehr höher. Schriebe ich nach Preußen oder überhaupt nicht an meinen vernünftigen Freund S., so würde ich dem Worte, das mir eben entschlüpft ist, einen breiten Commentar anhängen, um mich vor Mißverständnissen zu sichern. Manche Leute sind so schreckhaft, daß sie Feuer schreien, wenn man ein Licht putzt, und so durchdrungen von ihrer Wichtigkeit, daß ihnen unmittelbar über dem Thorschreiber der König zu stehn scheint. — An der Statthalterschaftsregierung*) habe ich immer hauptsächlich nur einen Mangel zu bemerken vermocht, den, daß sie zu gut war für die Stufe geistiger Bildung des Volkes, dem sie von der großen Gesetzgeberin und ihrem Gehilfen, dem Lord Oberrichter Mansfield, gegeben wurde. Daß selbst die aufgeklärteste Provinz sie nicht verstand, wissen Sie recht gut, und was erst bei den

---

hebung der Leibeigenschaft in Kur-, Est- und Livland wesentlich mitgewirkt hat. Nach seiner Entlassung aus dem russischen Staatsdienste kehrte er in sein Vaterland Sardinien zurück und ist als Gouverneur von Genua verstorben.

*) Bekanntlich wurde im Jahre 1785 die angestammte Verfassung Livlands und der Stadt Riga durch die sogenannte Statthalterschafts-Verfassung ersetzt, welche letztere Kaiser Paul im Jahre 1796 wieder aufhob.

andern! Man fängt ein Haus nicht bei der Bel-Etage zu bauen an; das hat der Enkel der großen Frau wohl erkannt, und darum Schulen angelegt. Gott helfe ihm dabei! Es ist das erste und das einzige Mittel, daß es für die Dauer besser werde. Indessen schadet auch das voreilige Gute nicht, wenn es nur aushält. Die besten Gedanken kommen oft in die Welt, wie die Menschen — kopfüber. Ihr werdet aussehen wie kleine Jungen, denen man den Rock eines Erwachsenen angezogen hat. Ist er aber nur dauerhaft gemacht, so wächst man nach und zuletzt in den Rock hinein. — In Rücksicht des Wetters, mein theurer Sengbusch, haben Sie das Ausland nicht zu beneiden. Es war und ist noch immer naß und kalt, und wenn auch wir nicht um Pfingsten geheizt haben, so geschah es nur weil wir nicht so holzreich und so vernünftig sind als Sie. Ich bin aus dem Berner Oberlande zurückgekehrt und habe die Absicht, eine weitere Reise in die Schweiz zu machen, aufgeben müssen, halte mich hier nur auf, um diesen Brief und noch mehrere andere abzufertigen, ziehe dann auf acht Tage nach Aarau, von da nach Karlsruhe, wohin mein guter Freund Joh. Kr. zurückgekehrt ist, von da endlich nach Paris. Aus Karlsruhe schreibe ich Ihnen noch einmal. — Ich habe hier Herrn Major v. Z. zum drittenmale auf meiner Reise angetroffen. Das erstemal geschah es in Paris, das zweitemal in Genf. Sie wissen vielleicht, daß er, als er dem Vaterlande im Kriege zu dienen nicht mehr Gelegenheit hatte, es als Lehrer der Kriegswissenschaften in Dorpat that, dann aber, um ganz den Wissenschaften (den mathematischen) zu leben, auch diese Stelle, mit Beibehaltung des Rechts, beliebig Vorlesungen zu halten, aufgab. Er ist ein sehr ausgezeichneter Mann, der dem Vaterlande überall große Ehre macht. Wir sind nichts weniger als immer derselben Meinung (besonders in puncto der livländischen Ritterschaftsverhältnisse), aber doch dicke Freunde, weil wir wissen, daß jeder es gut und ehrlich meint. Er will im Herbste nach Livland zurückkehren und ich habe ihm zur Pflicht gemacht und er hat mir versprochen, Sie in Riga zu besuchen. Ich weiß, daß Ihnen mit solchen Bekanntschaften eine Freude gemacht wird. Diese Zeilen mögen ihn anmelden. — Beneidenswerth nennen Sie mich. Ich bin es, daß ich Freunde habe wie Sie, Hehn (versäumen Sie doch nie eine Gelegenheit meiner bei ihm zu gedenken), die Krauses, Gervais, Zschokke, daß mir Männer wie Schlaberndorf, Oelsner, L. H. und andere mit Güte und Vertrauen entgegengekommen sind; ja ich komme mir fast schlecht vor, daß ich mich nicht glücklich fühle. Und doch — ließen sich Seufzer schreiben, so würden Sie hier einen lesen. Könnte ich nur zur Ruhe kommen und — zu Einigkeit mit mir selbst. Was Zschokke betrifft, so

fange ich an mich vor ihm zu fürchten. Habe ich nur einige Anlage zum geistigen Schwindel, so bringt er ihn mir bei. Er hat mir auf eine Veranlassung, die dessen nicht werth war, einen Brief geschrieben, bei dem ich roth geworden bin, obgleich ich allein war als ich ihn las; und ginge es nach ihm — aber sein Sie ruhig, es geht nach Ihnen."

Im November 1821 traf Jochmann wieder in Paris ein, wo er bis zum April des folgenden Jahres verweilte, um dann wiederum die Bäder Deutschlands aufzusuchen; wenngleich zahlreiche Briefe aus jener Zeit vorliegen, so sind dieselben doch zu privaten Inhaltes um ein allgemeines Interesse zu bieten. Nach den vorliegenden Zeugnissen, versenkte Jochmann sich wiederum in historische politische Studien und fand seine Erholung im Kreise von Männern, wie Schlaberndorf, Oelsner, Guizot u. s. w.; der erste Band seiner Reliquien enthält Erinnerungen an die beiden Erstgenannten und ist durch interessante Detailschilderungen aus der Zeit der ersten Revolution von Bedeutung; wir erinnern beispielsweise an Schlaberndorfs Physiognomie von Paris am 10. August 1792 (Erstürmung der Tuilerien) und 31. Januar 1793 (Hinrichtung Ludwigs XVI.) und können nur bedauern, daß Jochmann seinen Plan, diese Aufzeichnungen in einer Geschichte der Revolution zu verwerthen, nicht auszuführen Muße und Energie hatte. Er verleugnete auch darin den Livländer nicht, daß die Scheu vor der Oeffentlichkeit größer war als der Drang, einer angeborenen Begabung für schriftstellerische Darstellung nachzugehen. Wir dürfen indessen nicht verkennen, daß seine Kränklichkeit ein Hinderniß für jede anstrengende Thätigkeit war und von Jahr zu Jahr zunahm; der Mangel einer absorbirenden Thätigkeit trug unzweifelhaft dazu bei, jene hypochondrische Neigung zur Selbstbeobachtung, welcher Erwähnung zu thun wir bereits Gelegenheit hatten, groß zu ziehen und das wirklich bestehende Uebel durch unablässige Beschäftigung mit demselben noch unerträglicher zu machen.

Vom Sommer des Jahres 1822 an, machte Jochmann Karlsruhe zu seinem beständigen Aufenthalt und unternahm von dort aus kleinere und größere Touren nach Heidelberg, Baden-Baden oder in die Schweiz. Ueber seine letzten Lebensjahre liegen nur spärliche Zeugnisse vor, die sich in wenigen Zeilen resumiren lassen. Der Briefwechsel mit Herrn v. Sengbusch verliert von 1824 bis 1830 bedeutend an Interesse und reducirt sich während dieser sechs Jahre auf fünfzehn Briefe, die vorwiegend geschäftlichen Inhaltes sind oder Bülletins über den traurigen Gesundheitszustand des Verfassers enthalten. Noch zu jung, um mit allen Lebenshoffnungen abzuschließen, hoffte Jochmann immer seine Gesundheit befestigen und sich dann in Süddeutschland bleibend fesseln zu

können; des Umherschweifens in der Welt war er müde, in seinem eignen Hause fand er nichts, was ihn fesseln konnte. Der Stimmung, die ihn während seiner letzten Jahre beherrschte, hat Jochmann in den nachstehenden Zeilen einen so beredten Ausdruck gegeben, daß ich nicht umhin kann, ihn hier selbstredend einzuführen. In einem der wenigen, den Reliquien eingestreuten Gedichten heißt es wie folgt:

Das eben knüpft mit festerm Bande
Mich an die freudenlose Welt,
Daß sich mit keinem theuren Pfande
Das Glück mir bleibend zugesellt.
Was unreif welkt, ich geb's dem kalten
Stiefmütterlichen Erdenschooß.
Ach, von der Hoffnung Traumgestalten
Reißt sich das Herz nur blutend los.

Im Mai des Jahres 1830 war Jochmann auf einer Reise von Karlsruhe nach Köthen begriffen, um sich der Behandlung des Vaters der von ihm lebhaft verehrten Homöopathie, des Dr. Hahnemann, anzuvertrauen. Vor seiner Abreise nahm er in einem vom 17. Mai datirten Schreiben (das mit den Worten: „Möchte ich Ihnen bald bessere Nachricht geben können" schließt) von Herrn v. Sengbusch ungeahnt den letzten Abschied. Unterwegs erkrankte er schwer und langte im Juni kraftlos und fiebernd in Naumburg an, wo er in den Armen seines ihm in kurzer Zeit befreundeten Arztes Dr. Stapf am 3. Juli verschied.

Hier, am Ausgange der vierzig Jahre, während welcher Jochmann dieser Erde angehörte, sei es verstattet, unsere Leser mit einem Actenstück bekannt zu machen, dem einzigen, durch welches der Verstorbene noch jetzt mit der Scholle, der er „trotz allem dem und allem dem" angehörte, in directer Verbindung geblieben ist; wir meinen sein Testament. Das „Recht der ersten Eindrücke" von dem Goethe sagt, es sei so stark, daß sich kaum Jemand von ihm zu emancipiren vermöchte, hat sich auch in unserem freiwillig exilirten Freunde geltend gemacht. Seit seinem dreizehnten Lebensjahre, volle siebenundzwanzig Jahre lang, war Jochmann seiner Vaterstadt Pernau entrückt gewesen; das Jünglingsalter hatte er in Deutschland verlebt, seine Knabenjahre und die Periode öffentlicher Thätigkeit in Riga, und seine Briefe haben uns Zeugniß davon abgelegt, daß er all' seine Vaterlandsliebe auf diese Stadt concentrirt hatte. Pernau's — so schien es und so mochte er selbst glauben — hat er sich seit Decennien nicht erinnert; erst als er Anstalten machte, mit der Erde abzurechnen, gedachte er des Geburtsorts wieder, beschloß er, dem ärmsten Theil der Einwohnerschaft dieses, sein

selbsterworbenes, für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Vermögen zuzuwenden, nachdem seine einzige überlebende Verwandte, seine Schwester, gestorben sein würde.

Jochmanns Testament.

Der Zustand meiner Gesundheit veranlaßt mich folgende Bestimmungen zu treffen, die im Falle meines Ablebens als die meines letzten Willens gelten sollen.

1) Zur Erbin meines gesammten Vermögens, über welches, da es es ein gänzlich wohlerworbenes ist, mir ein völlig freies Dispositionsrecht zusteht, setze ich, mit Ausnahme der unten bestimmten Vermächtnisse, diejenige ein, die es auch, wenn ich ohne testamentarische Disposition stürbe, sein würde, meine liebe Schwester Wilhelmine Amalie Jochmann, jedoch unter der Bestimmung, daß, im Falle sie unverehelicht, oder wenn auch nicht dieses, doch kinderlos sterben sollte, nach ihrem dereinstigen Ableben, die Summe von funfzehntausend Rubel Silber Münze (15,000 R. S.-M.), von der meiner lieben Schwester, so lange sie lebt, der Nießbrauch verbleibt, den auf sichere Hypotheken angelegten Fond einer Stiftung zur Unterstützung und Einrichtung von Schulen für die Kinder des estnischen Landvolkes, in meiner Vaterstadt Pernau und im Pernauschen Kreise ausmachen soll; welche Stiftung aber nicht unter irgend einer geistlichen oder obrigkeitlichen Verwaltung stehen, sondern von drei durch die versammelte Bürgerschaft in Pernau jedesmal auf drei Jahre zu wählende und auch beliebig wiederholt zu wählende redliche Männer verwaltet werden soll, die alljährlich über ihre Verwaltung dem Publicum in den in Pernau und Riga erscheinenden öffentlichen Blättern einen kurzen Bericht zu erstatten, und alle drei Jahre der Bürgerschaft in Pernau förmlich Rechenschaft abzulegen haben.

2) Sollte meine liebe Schwester vor mir oder vor Eröffnung dieses letzten Willens in Riga mit dem Tode abgehen, so ernenne ich zum Erben meines gesammten Vermögens, mit Ausnahme der unten bestimmten Vermächtnisse, meinen geliebten Freund, den Herrn Regierungs-Secretair und Ritter Adolph Hehn in Riga, in welchem Falle jedoch eine Summe von zehntausend Rubel Silber Münze (10,000 R. S.-M.) sogleich zu der im vorstehenden § beschriebenen Stiftung verwandt werden soll.

3) Es ist mein inniger Wunsch und meine inständige Bitte, daß mein Körper, sobald die sichern Zeichen des Todes vorhanden sind, ge-

öffnet und besonders das Herz aus demselben genommen und in einem einfachen Porzellangefäße aufbewahrt, wie sichs am besten thun läßt, an meinen geliebten Freund, Herrn Conrad Heinrich v. Sengbusch in Riga, Chef des dasigen Handlungs-Hauses A. G. Sengbusch u. Comp. geschickt werde, der demselben wohl aus alter Freundschaft für mich ein Plätzchen in seinem Garten gönnen wird. Dem Herrn Hofrath Dr. Wieg und dem Herrn Dr. und Landphysicus Waldmann, die ich die Oeffnung meines Körpers und die Aufbewahrung meines Herzens zu besorgen ersuche, bestimme und vermache ich dafür, und zwar einem jeden von ihnen, zwanzig Louisd'or (20 Louisd'or).

Sollte ich in einem andern Orte als Karlsruhe sterben, so bleibt es dennoch bei der obigen Bitte und Bestimmung, nur mit der Veränderung, daß ich alsdann dem Arzte oder Wundarzte, der jene Bemühung übernimmt, einhundert Thaler Preußisch in Golde (100 Thlr. in Golde) und den Armen des Ortes, unter der Bedingung und für den Fall, daß meinem Wunsche genau entsprochen werde, ebenfalls einhundert Thaler in Golde (100 Thlr. in Golde) aussetze und vermache.

4) Meinem lieben Freunde C. H. v. Sengbusch in Riga vermache ich die Summe von eintausend Rubel Silber Münze (1000 R. S.-M.) zu irgend einer Anlage in seinem Garten, bei der vielleicht er und mancher andere meiner mir ewig unvergeßlichen und unersetzlichen Freunde in Riga, meiner an freundlichen Sonntagnachmittagen zuweilen gedenken.

5) Meinem lieben Freunde, dem Herrn Regierungs-Secretair und Ritter Adolph Hehn, im Fall er nicht nach der Bestimmung des § 2 mein Erbe werden sollte, vermache und legire ich die Summe von zweitausend Rubel Silber Münze (2000 R. S.-M.).

6) Meinem lieben, verehrten Freunde, Herrn Christian Griesbach hierselbst vermache ich als Zeichen meiner Achtung und Freundschaft meine goldene Repetir-Uhr mit den dazu gehörigen in Gold gefaßten Petschaften und Uhrschlüssel, meine goldene Tabacksdose und mein gutes Kanapee, auf dem wir so manches freundliche Wort mit einander gewechselt haben, endlich, was seinem redlichen Herzen die meiste Freude machen wird, die Summe von zweitausend Gulden (2000 Gulden) zu dem unter seiner Verwaltung sich bildenden Fond zur Errichtung einer Verpfändungs- und Versorgungs-Anstalt für alte und gebrechliche, arbeitsunfähige Personen.

7) Meinem lieben Freunde, dem hiesigen Universitäts-Buchhändler C. F. Winter in Heidelberg vermache ich das volle Eigenthumsrecht an meinen in seinem Verlage erschienenen Schriften: den Betrachtungen

über den Protestantismus, der Schrift über die Sprache und den Briefen eines homöopathisch Geheilten, hinsichtlich deren ihm die erste Auflage der beiden ersten Werke ohnehin gehört, da wir nur in Ansehung der letztgenannten Schrift in Rechnung stehen. Möge ihm dies Vermächtniß einmal ersprießlicher werden, als ich zu vermuthen Ursache habe.

8) Meine sämmtliche Handschriften, an Materialien, Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Correspondenz und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben verehrten Freunde, Herrn Heinrich Zschokke in Aarau in der Schweiz, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Falle übernimmt er dann wohl aus alter Freundschaft für mich die Mühe sie zu vernichten.

9) Die weiblichen Dienstboten, die in meinem Dienste gestanden und so manche Geduld mit mir gehabt haben, namentlich:

a) Babette aus Durlach, die während meines Aufenthalts im Schaafschen Hause in der Karlsstraße hieselbst bei mir gedient hat und jetzt an einen Schreiner in einem Dorf bei Durlach verheirathet ist;

b) Carolina Haagk, die in Baden und auch hier in Karlsruhe im Stempfschen Hause und in der Amalien-Straße bei mir war;

c) meiner gegenwärtigen Haushälterin, Katharina Kneußler aus Homburg, vermache ich einer Jeden von ihnen die Summe von dreihundertundfunfzig Gulden (350 Gulden), die einer Jeden von ihnen binnen 4 Wochen nach meinem Tode ausgezahlt werden soll.

10) Den Armen in Karlsruhe, ohne Unterschied der Religion, und sie mögen zur hiesigen Stadtgemeinde gehören oder nicht, vermache ich zweihundert Gulden (200 Gulden); den Kirchen, Schulen und frommen Stiftungen in Riga zusammen zweihundert Rubel Silber Münze (200 Rub. S.-M.), die Ein Hochedler und Hochweiser Rath daselbst nach seinem Ermessen zu vertheilen gebeten wird.

11) Zu Executoren dieses meines letzten Willens ernenne ich und erbitte ich mir und zwar hier in Karlsruhe, Herrn Christian Griesbach, in Riga aber Herrn Conrad Heinrich v. Sengbusch.

12) Ich bin zuversichtlich überzeugt, daß meine Erbin oder mein Erbe, wer er auch sein möge, jeden ihnen bekannt werdenden auch nur mündlich von mir geäußerten Wunsch gewissenhaft und pünktlich zu erfüllen, gern bereit sein würden, ohnehin ist auch dieses Testament als

von mir selbst geschrieben und auf jeder Seite unterschrieben, mit allen nach dem hiesigen Landrechte zur Rechtsgültigkeit eines letzten Willens erforderlichen Förmlichkeiten aufgesetzt; sollte jedoch sich über diese Rechtsgültigkeit desselben als eines förmlichen Testamentes irgend ein Zweifel erheben, so wünsche und bitte ich, daß diese letztwillige Verfügungen wenigstens als Codicill, Schenkung für den Todesfall oder wie sonst immer aufrecht erhalten werde, und ertheile ich hiermit zu diesem Behufe meinem verehrten Freunde Herrn Christian Griesbach förmliche Anweisung:

a) auf meine sämmtlichen hiesigen Baarschaften und Effecten oder deren Ertrag;

b) auf mein gesammtes sich in Gewahrsam meiner Geschäftsfreunde, der Herren B. Metzler sel. Sohn u. Comp. in Frankfurt a. M. befindliches Vermögen, bestehend in: 11,500 fl. großherzoglich badische 4% Rentenscheine, einer großherzoglich hessischen 4% Obligation von 1000 fl., 4 Stück großherzoglich badische 50 fl. Loose und meinem eben vorhandenen Rechnungs-Saldo;

um aus dem Werthe von diesem allen sämmtliche hier im Lande auszuzahlende Vermächtnisse und Kosten zu berichtigen und was übrig bleibt dem Herrn C. H. v. Sengbusch, Adr. Herrn A. G. Sengbusch u. Comp. in Riga, zu übermachen.

Sämmtliche Vermächtnisse sollen meinen Legataren kostenfrei und in vollen Summen ohne allen Abzug ausgezahlt werden.

Schließlich bitte ich Jeden, dem ich unwissentlich oder unter der Uebermacht meiner krankhaften Reizbarkeit jemals wehe gethan, mir zu verzeihen und mein Andenken in dem Frieden zu halten, dessen ich mir in jeder stillen Stunde gegen jeden Menschen bewußt bin.

Dies der milde, versöhnende Abschluß eines Lebens, welches — inhaltsvoll und dennoch unbefriedigt — zu Grunde gehen mußte an dem Widerspruch der persönlichen Anlage und der gegebenen äußeren Verhältnisse. Es wäre nicht schwer, aus dem tragischen Geschick Jochmanns einen Schluß zu ziehen auf die Tragödie des baltischen Wesens überhaupt, das nicht leben und nicht sterben kann, das ein Patriotismus ist ohne Vaterland, ein Streben nach Nationalitätstreue ohne Nation, und wo den Kindern des Landes die traurige Alternative gestellt ist, ihre Heimath gar nicht oder unglücklich zu lieben. Das Schicksal Jochmanns zeigt einerseits, daß es hier eine Zeit gegeben hat oder noch giebt, in

der nur glücklich sein kann, wer für das öffentliche Interesse Augen und Ohren zuschließt; und es lehrt andererseits, daß wir zu sehr mit den Eigenthümlichkeiten dieses Landes verwachsen sind, um von ihm lassen und in fremde Lebensformen aufgehen zu können. Seinen Leib mußte Jochmann der fremden Erde lassen; seinem Herzen hatte er eine Stätte am sandigen Ufer der Düna bestimmt. Das Land, in dem er geboren, hat im Tode Recht behalten gegenüber der Fremde, die im Leben so viel Anziehungskraft für ihn hatte.

Wer kennt Chamisso's Märchen von Peter Schlemihl nicht — dem Manne, der seinen Schatten verloren? Mir ist es eingefallen, als ich diese Blätter nochmals überblickte. In der Fremde wirft der Mensch keinen Schatten, geht er spurlos an der Welt vorüber, die ihn umgiebt. Mit Schrecken wird er gewahr, wie bedeutungslos die Individualexistenz wird, die aus ihrem natürlichen Kreise geschieden ist und einem neuen sich nicht einzuordnen vermocht hat. Und dennoch! wer wird es wagen, Jochmann darüber einen Vorwurf zu machen, daß er seine Advocatenpraxis in Riga und das „Herrenkränzchen" aufzugeben sich entschlossen? Sein Unglück war es, mit dem Bedürfniß nach einer Betheiligung an größeren Lebenszwecken — und doch als Livländer geboren zu sein. Weil die Söhne dieses Landes Verzicht darauf thun müssen oder zu thun gewohnt sind, ein anderes Ziel als das des privaten Behagens anzustreben, konnte dieser Mann als ein unpraktischer Utopist erscheinen. Sehen wir aber genauer zu, so werden wir erkennen, daß seine Krankheit seine Gesundheit war und daß seine Zerfallenheit mit dem Vaterlande zu einer Anklage gegen dieses wird. Unser Land hatte keinen Raum für einen Geist, der nicht geschaffen war, in der bloßen Gemüthlichkeit zwischen den vier Pfählen des Hauses Befriedigung zu finden. Es zog ihn fort zu den Brennpunkten europäischen Völkerlebens — und er starb am Heimweh.

Der Conflict, der das Leben Jochmanns bewegte, ist kein vereinzelter Fall. Ernster oder flüchtiger tritt er an Jeden heran, der denkend den Zuständen unserer Heimath gegenüber steht; von den Meisten wird er vergessen, sobald sie mit den Tagen strebsamer Jugend abgerechnet; nur von denen wird er gelöst, denen der Entschluß in diesem Lande zu leben und zu sterben identisch ist mit dem Glauben an dessen weltgeschichtliches Recht und mit der ernsten Hingabe an die Arbeit, die uns noch retten kann!

Deutsch-russische Metamorphosen.

Polnisch Livland.

Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts wurden die deutsch-russischen Ostseeprovinzen als eine Fortsetzung Deutschlands angesehen und mit Schleswig, Lothringen, dem Elsaß und andern vom alten Reichsverbande abgelösten Ländern auf eine Linie gestellt. Ein halbes Jahrhundert hat dazu hingereicht, dieses Verhältniß in sein Gegentheil zu verwandeln und die Erinnerung an die einstmalige Verbindung zwischen der Colonie und dem Mutterlande, in diesem letzteren auf einen kleinen Kreis Höchstgebildeter zu beschränken. Das Ostseeland gilt dem modernen Deutschen für einen von dem eigentlichen Rußland ununterscheidbaren Theil der großen Monarchie des Ostens, der Liv-, Est- oder Kurländer schlechtweg für einen Deutschrussen. Weil der vergessene Winkel am Rigaschen Meerbusen nicht Schritt zu halten vermocht hat mit der rapiden deutschen Entwickelung der letzten fünfzig Jahre, soll er im germanischen Culturleben nicht mehr mitzählen, weil seine Bewohner ihren Stammesgenossen durch eine dreißigjährige Grenzsperre entfremdet sind, sollen sie nur noch ein Mischlingsgeschlecht repräsentiren, welches weder deutsch noch russisch ist.

Die Irrthümlichkeit dieser weitverbreiteten Vorstellungen läßt sich unschwer nachweisen. Um die Verschiedenheit russischer und baltischer Zustände gehörig zu würdigen, bedarf es einer nur oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Lande östlich vom Peipussee — um einen Maaßstab für den Werth der baltisch-deutschen Culturarbeit und ihres zähen Beharrens bei scheinbar überlebten Traditionen zu gewinnen, braucht man nur diejenigen Länder kennen zu lernen, in denen es gelungen ist, die von den tapferen Colonisten des Mittelalters gestreuten deutschen Saaten zu ersticken.

Moderne Deutsche und moderne Russen überbieten sich in dem Bestreben, den Fortbestand der deutschen Colonie als Anachronismus zu bezeichnen und unter Berufung auf das angeblich ausschließliche

Existenzrecht großer Nationen, die Prätensionen derer zu verhöhnen, welche von einem historischen Recht Liv-, Est- und Kurlands reden. Beiden Theilen wäre zu rathen, sich mit einem Landstrich näher bekannt zu machen, der seine deutsche Vergangenheit wirklich vergessen hat und thatsächlich das geworden ist, was man aus dem gesammten baltischen Lande machen will, ein aufgegebener Posten deutscher Colonisation, der der Verschmelzung mit dem östlichen Culturleben absolut keine Hindernisse in den Weg stellt und aller Ansprüche auf eine besondere Existenzform verlustig gegangen ist.

Ein Land dieser Art ist das sogenannte polnische Livland, der westliche, die drei s. g. infläntischen Kreise umfassende Theil des Gouvernements Witepsk, nach seiner Abreißung vom deutschen Livland zum Großfürstenthum Litthauen geschlagen, nach der Theilung der polnisch-litthauischen Republik, dem russischen Reich einverleibt, gleich den benachbarten Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno zu einem echtrussischen Lande erklärt und für die ausschließliche Herrschaft des russischen Elements und der griechisch-orthodoxen Kirche in Anspruch genommen.

Während die Düna sonst die äußerste Nordgrenze der polnischen Herrschaft bildete und es den Polen ebenso wenig wie den alten Litthauern gelingen wollte, auch nur die schmalen, langgestreckten Bisthümer Kurland und Semgallen zu überfluthen und sich dadurch einen Weg an die Ostsee oder den Riga'schen Meerbusen zu bahnen, waren die vier östlichen Vogteien des alten Livland Dünaburg, Rositten, Lutzen und Marienhausen, nach Beendigung des polnisch-schwedischen Erbfolgekrieges durch den Frieden von Oliva (1660) an Polen abgetreten und in den folgenden hundert Jahren polnischer Herrschaft beinahe vollständig polonisirt und katholisirt worden. Am 13. Januar 1773 „im Namen der einen und untheilbaren heiligen Dreieinigkeit" mit Rußland verbunden, hat diese etwa 280 Quadrat-Meilen große, von zweimalhunderttausend Menschen bewohnte, von den Russen „Inflantija" genannte Landschaft an allen Geschicken des ehemaligen Polen treulichen Antheil genommen. Dieser vergessene Winkel, der seit Jahrhunderten von der Heerstraße der Cultur abliegt, in dem es keine Städte von irgend welcher Bedeutung giebt, in welchem keine der um seine Herrschaft ringenden Nationen, weder die deutsche, noch die polnische oder russische, jemals dazu gelangt ist, dauernden und wahrhaft civilisatorischen Einfluß zu erlangen, und dem das traurige Loos zu Theil geworden, plötzlich von der höheren in eine niedere Entwicklungsstufe herabgezerrt zu werden, bildet ein ethnographisches und culturgeschichtliches Curiosum,

wie es — nicht eben zum Schaden der Menschheit — einzig in seiner Art ist. Im Westen an den ärmsten, zurückgebliebensten Theil Livlands grenzend, im Süden den halb polonisirten kurischen Oberlande benachbart, nördlich von dem russischen Gouvernement Pleskau (Pskow), östlich von Witepsk umschlossen, bietet dieses Land eine Musterkarte verschiedener Völkerschaften, welche sämmtlich durch ihre traurigsten Exemplare vertreten sind.

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ein Theil des livländischen Ordensstaats, nahm „Inflant" durch Jahrhunderte an der Entwickelung baltisch-deutschen Lebens den vollständigsten Antheil. Seine lettischen Bewohner mußten seit dem 12. Jahrhundert den Druck der auf ihren weiter westlich wohnenden Landsleuten ruhenden Leibeigenschaft theilen; eine Reihe stolzer Burgen, deren ursprünglich deutsche Namen sich noch heute aus der polnischen Verstümmelung erkennen lassen, bildeten die Sitze der Ordensvögte, Aebte und Vasallen, welche über dem Lande walteten, und unter denen die im Jahre 1277 angelegte Dünaburg die vornehmste war. Auf den weiten, mit dunkeln Tannenwäldern bedeckten Ebenen dieses Landes wurde mancher blutige Strauß gegen die von Osten andrängenden Russen und Litthauer ausgefochten, die diese nur schwach bevölkerten, größerer Städte entbehrenden östlichen Voigteien mit Vorliebe zum Angriffspunkt wählten. Von den Hauptstätten der deutschen Gesittung weitabliegend zählten die Flecken Marienhausen, Lutzen und Dünaburg nur spärliche deutsche Bürger und ihre lettischen Anwohner wurden von den Einflüssen germanischer Bildung ungleich weniger berührt, als die Stammesgenossen an der Dünamündung oder der Aa. Früh an unbedingten Gehorsam gegen den Willen ihrer stolzen Beherrscher gewöhnt, waren sie im 13. Jahrhundert wenigstens dem Namen nach katholische Christen, im Zeitalter der Reformation Lutheraner geworden. Dann kamen die blutigen Zeiten des russischen Einfalls und des polnisch-schwedischen Erbfolgekrieges, der den zu allen Zeiten höchst bescheidenen Wohlstand des Landes vernichtete und alle Bande der Zucht und Gesittung, welche die wenigen, in diese Einöden versprengten lutherischen Geistlichen um ihre Pfarrkinder geschlungen hatten plötzlich auflösten.

Als der Krieg beendet war, wurde das Land den Polen übergeben. Während Gustav Adolph dem westlichen Livland die Segnungen protestantischer Entwickelung erschloß, die Leibeigenschaft durch strenge Gesetze gegen die adelige Willkür eingeschränkt, der livländische Grund und Boden katastrirt und ein geordnetes Kirchen- und Schulwesen geschaffen wurde, das sich bis heute erhalten hat und dem das Lettenvolk seine

gesammte sittliche und intellectuelle Cultur schuldet, verfolgten die polnischen Beherrscher „Inflants" nur das eine Ziel vollständiger Ausrottung des protestantisch-deutschen Wesens, welches hier ohnehin kaum Wurzel geschlagen hatte. Harte Staroste und hochmüthige Woyewoden zogen die in den Wirren des Krieges schlaff gewordenen Zügel der Leibeigenschaft aufs Neue an und zwängten die unglücklichen Letten in jene Stufe der Thierheit herab, welche in Litthauen und Polen für den Normalzustand der Bauern galt, während jesuitische Arglist die protestantischen Kirchen zerstörte und das apathische Landvolk in den Schoß der alleinseligmachenden zurückführte. — Auf ihren Edelsitzen zerstreut, durch den Jammer des Kriegselends verwildert, von keinem Bürgerthum unterstützt und getragen, waren die deutschen Barone außer Stande, dem Andrang des polnisch-katholischen Wesens wirksamen Widerstand zu leisten: nach einem halben Jahrhundert waren sie zu polnischen Pans geworden, die sich für die zügellose Junkerfreiheit der königlichen Republik begeisterten, — von den Landboten und Castellanen Litthauens und Samogitiens nur noch durch den deutschen Klang ihrer Namen zu unterscheiden. Die Geschlechter der Borg, Syberg, Plater, Paulin-Rosenschild u. s. w. sind seit zwei Jahrhunderten in den polnischen Adel übergegangen, sie halten bis heute treu zur polnischen Sache, und die bald hundertjährige russische Herrschaft über polnisch Livland hat nicht vermocht, den Einfluß des polnischen Elements zu brechen und diesen durch russischen zu ersetzen. Nur mühsam läßt sich aus den Namen der Ortschaften dieses Landes auf den Ursprung derselben schließen; aus Rositten ist Réczica, aus Lutzen Lutzin, aus Warkland Warklány, aus Drissen Dryzány geworden und selbst die unverändert gebliebenen deutschen Namen Dünaburg und Marienhausen werden mit polnischer Betonung Dináburch und Marjengause ausgesprochen. An den Aufständen von 1831 und 1863 haben die „Infländer" nach Kräften Theil genommen und es dadurch selbst verschuldet, daß sie das harte Schicksal, welches die Murawjew und Kaufmann Litthauen bereiteten, mittragen mußten. Polnisch Livland hat als mitinsurgirter Theil des Gouvernement Witepsk den Belagerungszustand, die militärische Dictatur der Kreiscommandeure, das harte Ablösungsgesetz und die unerschwinglichen Contributionen von 1863, 64 und 65 dulden müssen. Gleich den Weißrussen und Litthauern wurden auch die Letten von polnisch Livland gegen ihre Herren unter die Waffen gerufen und in die Drushina (Miliz) eingereiht, welche den russischen Truppen im Kampf gegen die polnischen Banden Beistand leisten sollte.

Der Gegensatz zwischen deutsch-protestantischen und polnisch-katho-

lischen Einflüssen läßt sich kaum irgendwo deutlicher verfolgen, als bei dem Uebergang von livländischem auf infläntischen (polnisch-livländischen) Boden. Das Volk, welches hüben und drüben den Boden bearbeitet, ist dasselbe — und doch glaubt man sich in eine andere Welt versetzt, wenn man bei Kreuzburg (einer Station der Riga-Dünaburger Eisenbahn) das deutsche Livland verlassen hat. Ein Theil der Bewohner dieser reichen Grenzstarostei ist zwar infolge des zufälligen Umstandes, daß seine Besitzer dem kurländischen Geschlecht der Freiherrn von Korff angehörten, lutherisch geblieben, aber auf den ersten Blick läßt sich erkennen, daß dem Lutherthum der Kreuzburger die nothwendige Supplemente protestantischer Entwickelung, politische Freiheit und ein geordnetes Schulwesen, Jahrhunderte lang gefehlt haben. Die Bauerhäuser werden niedriger und schmutziger, nach Rauchfang und Glasfenster sieht man sich vergeblich um, die Straßen, welche die Wohnungen der Menschen verbinden, sind schlecht erhalten, entbehren der Brücken und der Grabeneinfassung: das reinliche blaugraue Kleid, an welchem der Lette allenthalben zu erkennen ist, verwandelt sich in ein schmutziges Grau, die Füße des Wandrers sind nicht mit Lederstiefeln, sondern mit Bastsandalen bedeckt und der scheue, mißtrauische Blick, mit welchem der Bauer den „Herrn" betrachtet, der sich in sein Land verirrt hat, verräth die Gewöhnung der Abhängigkeit. Je weiter man nach Osten vordringt, desto unheimlicher wird der Eindruck, den die Landschaft ausübt: Wald auf allen Seiten, Wasser in den zahllosen Tümpeln, Teichen und Seen, welche das Land zerreißen, häufig auch auf den mangelhaft bearbeiteten, schlechtangebauten Feldern. Die Bauern leben, wie in Liv- und Kurland, auf versprengten Gehöften, aber es fehlen die sichern, festen Abgrenzungen und Arrondirungen, welche Livland der schwedischen Epoche zu danken hat, es fehlt das sittigende Beispiel des Gutsherrn und Predigers, vollends seit die Niederschlagung des Aufstandes von 1863 jede Spur aristokratischer Autorität vernichtet und den Bauer, der noch vor zehn Jahren Sclave war, in eine Herrschaft eingesetzt hat, die er einzig mit Juden und niederen russischen Beamten theilen muß. Allenthalben, an Schlagbäumen, Schenken, Gerichtsstuben und Quartierhäusern sind die alten polnischen Aufschriften frisch übertüncht und durch russische ersetzt, aus denen sich die polnischen und deutschen Namen der Güter und Flecken nur mühsam herausbuchstabiren lassen. Dünaburg und allenfalls Kreuzburg ausgenommen, giebt es in dem gesammten, 280 Qu.-Meilen umfassenden Lande keine Ortschaften, welche den Namen von Städten verdienen — elende, in Koth und Armuth versumpfte Flecken und Sloboden, fast ausschließlich von Juden bewohnt, in deren

Händen sich Verkehr, Handel und Geschäften concentriren, nehmen hier die Stelle von Culturemporien ein. Der deutsche Handwerker, dem man bis an die sibirische Grenze hin überall in Rußland begegnet, ist hier trotz der nahen Nachbarschaft der Städte des livländischen Ostens nur sehr ausnahmsweise zu finden, denn die rohen, gesetzlosen Zustände des unter einen ewigen Belagerungszustand begrabenen Landes machen friedlichen Verkehr, Ruhe, Sicherheit und ehrlichen Erwerb vollständig unmöglich und verscheuchen den friedlichen und friedensbedürftigen Gewerbsmann. Es bedarf der Zähigkeit, Gewissenlosigkeit und Geschmeidigkeit des Juden, um unter Verhältnissen dieser Art den Muth nicht zu verlieren und ein Geschäft zu wagen; darum sind die Begriffe Jude und Geschäftsmann zwischen Kreuzburg und Dünaburg von jeher identisch gewesen. Das Geschäft aller Geschäfte ist hier Branntweinbrennen und Branntweinschenken. Die Mehrzahl der menschlichen Wohnungen, welche die einsame, längs der elenden Landstraße nach Luczin oder Reczija sich hinziehende Wildniß unterbrechen, gehört jüdischen Herbergsvätern an, welche zugleich Hehler, Aufkäufer, Gütermäkler und, wo es größere Truppenabtheilungen giebt, Lieferanten und Kuppler sind und von früh bis in die Nacht den grünen Fuselbranntwein in schmutzige Gläser füllen, die rasch geleert werden. In der einen großen Schenkstube, welche an den „Stadoll" (Stall und Wagenraum) des Kruges stößt, sitzen an großen Tischen Männer verschiedener Nationen. Den Haupttisch haben polnische Edelleute besetzt, die vom Jagdzug oder vom Besuch in dem benachbarten Flecken heimkehren und hier bei einem Glase Punsch rasten, — hohe, blasse, schnurrbärtige Gestalten von melancholisch-stolzem Aussehen, die ihre Gedanken in französischer Sprache austauschen, weil ihnen der Gebrauch des Polnischen bei Strafe verboten ist und an dem Nachbartisch eine Gruppe von Gensd'armerie- und Linienoffizieren um dem Samowar (Theemaschine) sitzt und über die unerträgliche Langeweile des ländlichen Garnisonsorts klagt, der ihrer Ueberwachung anvertraut ist. Inmitten der Polen findet sich wohl auch ein Baron aus dem kurischen Oberlande, der trotz der Paßschwierigkeiten, die jede Bewegung auf früher polnischem Gebiet einengen, herübergekommen ist, um mit den schwergeprüften Pans hinter flüchtigen Hasen und unermüdlichen Füchsen jagen. Der derbere Knochenbau, die ungebrochen stolze Haltung, die gebräunte frische Gesichtsfarbe und das gesunde Lachen, welches dem leise geflüsterten Bonmot des blassen gräflichen Nachbarn von Warklany oder Kreslaw erschreckend laute Antwort giebt, bekunden den deutschen Aristokraten, der noch gewohnt ist, wo er erscheint, Herr zu sein, und der sich Niemandem beugt,

als dem Genossen, den er sich selbst zum Kreismarschall oder Oberhauptmann erwählt hat. Er weiß, daß ein zweistündiger Ritt ihn in die Sicherheit der heimischen Erde zurückführen kann, und darum hält er sich das Gefühl der Beklemmung vom Leibe, das auf seine Umgebung drückt, die sich allenthalben unter dem Damoklesschwert des Belagerungszustandes fühlt. Weiter zur Wand hin steht ein großer, mit Branntweinflaschen reich bedeckter Tisch, an welchem sich eine Schaar Bauern gesammelt hat, um mit dem jüdischen Händler, der seine Waaren auskramt, zu schachern, kleine kräftige Gestalten in aschgrauen Röcken, die sich alle Mühe geben, durch lautes Lachen und ungezwungene Reden bemerklich zu machen, daß sie ihre nur wenig Schritte weiter sitzenden ehemaligen Herren nicht mehr zu fürchten brauchen. Die Sprache, welche diese Männer reden, ist eine Mundart des Lettischen, wie es im livländischen Osten gesprochen wird, aber doch von diesem unterschieden, weil mit zahlreichen Polonismen versetzt und durch eine Anzahl Wendungen bereichert, welche dem Litthauischen entnommen sind; dazu macht sich geltend, daß diese Sprache des ordnenden Einflusses der Schule entbehrt, und daß sie keinen Schatz an Kirchenliedern und religiösen Schriften besitzt, der die Gedanken der Sprechenden veredelt, ihre Sprechweise gereinigt hätte. Der katholische Pater, der hier statt des lutherischen Pastors waltet, hat nur selten Zeit und Neigung verspürt, auf die Bildung seiner Pfarrkinder einzuwirken, in der Neuzeit darf er kaum wagen, mit denselben außerhalb der Messe und Beichte überhaupt zu verkehren. Als Pole ist er ohnehin politisch verdächtig und läuft bei dem geringsten Conflict mit dem kommandirenden Offizieren des Bezirks ernstliche Gefahr, seines Amtes entsetzt und durch einen Geistlichen der griechischen Kirche ersetzt werden. Selbst der mit lateinischen Lettern gedruckte infläntisch-lettische Kalender, den er sonst an seine Diöcesanen zu vertheilen pflegte, und der neben dem Brevier die einzige Lectüre des Bauern bildete, ist neuerdings wegen seiner polnischen Orthographie verpönt worden. An seine Stelle soll ein mit russischen (cyrillischen) Lettern gedrucktes Buch treten, um symbolisch die Wiederherstellung des russischen Einflusses „im Gouvernement Witepsk" abzubilden; aber das Volk kann die neuen Schriftzeichen nicht verstehen und hat nur zwischen den aus Tilsit eingeschmuggelten preußisch-litthauischen Kalendern oder gänzlichem Verzicht auf die Lesekunst zu wählen. Kein Wunder, daß die Schenken immer größere Anziehungskraft gewinnen und daß ihre Anzahl zum Heil der in die Staatskasse fließenden Branntweinaccise beständig zunimmt. — Zwischen den Polen, Letten, Juden und Russen, wie sie uns in den Schenken an der Reschizaer Straße

begegnen, findet sich noch der litthauische Bettler, der, in schmutzige Lumpen gehüllt, rings das Land durchstreift, unaufhörlich die Melodie jenes schwermüthigen Liedes wiederholend, dessen ominöser Refrain

„Schade, daß die schöne Sonne
Auch zu uns von Osten kommt"

dem Reisenden in allen litthauisch-polnischen Ländern unfehlbar begegnet — endlich der Zigeuner, der den jüdischen Pferdehändlern als unvergleichlicher Pferdedieb gefährliche Concurrenz macht, übrigens nur im Winter das schützende Dach des Kruges aufzusuchen pflegt, den Sommer über mit Weib und Kind in Busch und Brach seine Zelte und Wagenburgen aufschlägt. Die Gesetzlosigkeit der infläntischen Zustände läßt namentlich den an Kur- und Livland grenzenden westlichen Winkel dieses Landes allen Vagabunden und Gaunern des Dünathals als Paradies erscheinen, und selbst in der Umgegend der von Kanonen starrenden Festung Dünaburg ist die Unsicherheit so groß, daß der Gutsbesitzer des benachbarten östlichen Kurlands, wenn er nachts durch den Walt reitet, einen Revolver in den Sattel steckt und während der dunklen Herbstnächte ein paar beurlaubte Kosaken willig macht, sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude vor den Wegelagerern, die aus Inflant herüberkommen, zu bewachen. Sogar für das dreißig Meilen weiter nach Westen, in Riga und dessen Umgebung gestohlene Gut haben seit Eröffnung der Riga-Dünaburger Eisenbahn die Diebshöhlen Dünaburgs und seiner Nachbarflecken eine magische Anziehungskraft, und die livländischen Polizeibehörden wissen aus uralter Erfahrung, daß die Diebsspuren, die nach polnisch Livland führen, am Eingang der Thore von Dünaburg, Kresslav oder Drissa mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt werden, den höchstens der Machtspruch eines mächtigen Generalgouverneurs, niemals aber die Requisition der ordinären Behörde zu lüften vermag.

Schwach bevölkert und schlecht angebaut bieten die Ebenen, welche sich vom Dünaufer nördlich nach Pleskau, östlich nach Witepsk dehnen, selbst in der schönen Jahreszeit einen trostlosen Eindruck. Wo sich das Dunkel der Wälder lichtet, welche zum Lubahnschen See hin wahrhaft unzugänglich werden und in denen noch das Elenn, der zottige Bär und der grimme Wolf hausen, wechseln schmutzige Bauerhäuser mit großangelegten Edelhöfen, deren „schäbige Gentilität" von dem abnehmenden Wohlstand des durch die plötzliche Aufhebung der bäuerlichen Lasten schwer getroffenen Adels Zeugniß ablegt. Im Innern dieser Edelhöfe findet sich das Bild jener polnischen Wirthschaft wieder, welches weltbekannt ist, hie und da durch die ordnende Hand eines deutschen

Inspectors oder Gutspächters gemildert, der aus dem „Schwedischen" (so nennt der gemeine Mann das eigentliche Livland häufig noch) herübergekommen ist, in der Regel um nach einigen Jahren mit seinen Ersparnissen in die Heimath zurückzukehren. Die altpolnischen Zustände sind in der Auflösung begriffen, neue haben sich noch nicht gebildet; der Adel ist verarmt und um alle Autorität gebracht, die Geistlichkeit hat Mühe, sich gegen den zunehmenden Einfluß der griechischen Propaganda zu wehren und muß schweigend dulden, daß ihre Klöster geschlossen, ihre Kirchen in Wohnstätten des orthodoxen Ritus verwandelt werden. Die russischen Offiziere und die ihnen zugegebenen Civilbeamten sehen sich als Fremdlinge an, die mit Sehnsucht den Augenblick abwarten, in welchem sie abgelöst werden —, die wahren Beherrscher des Landes sind die Juden geworden, in deren Händen sich aller Handel und alle bewegliche Habe befindet und die nur durch ein Zwangsgesetz verhindert werden, die Güter der ihnen sonst mit Leib und Seele verpfändeten Gutsbesitzer und Bauern an sich zu nehmen. Nirgend bietet sich dem Blick des Wandrers ein Bild wirklichen Behagens, nirgend läßt sich eine bestimmt ausgeprägte Nationalität, die Grundlage einer aufstrebenden Cultur entdecken; — polnische, russische, litthauische, lettische und jüdische Einflüsse verbinden sich zu einem farblosen Chaos, über welches ein System neu ausgesonnener, gouvernementaler Reglementirungen vergeblich die verhüllende Decke zu werfen bestrebt ist. Jeder, den Geschäfte oder amtliche Pflichten in diesen verkommenen Winkel geführt haben, ist froh, wenn er den Staub, oder richtiger gesagt, den Koth der infläntischen Erde von seinen Füßen schüttelt und den Dünaburger Bahnhof erreicht, von dem aus der Weg in die Culturwelt zurückführt, freilich nur, wenn der Reisende sich den zahlreichen Gensd'armen und Kosaken, die säbelklirrend auf dem Perron auf- und niederschreiten, als politisch ungefährlich und gehörig „verpaßt" legitimiren kann.

Dünaburg, der von angeblich 27,000 Menschen bewohnte Hauptort des Landes, verdient den Namen einer Stadt nur bedingungsweise. Vergeblich sieht sich der Reisende, der von Riga mit der Eisenbahn angelangt und durch den Ruf „Dináburch" aus dem Schlummer geweckt worden ist, in den ihn die melancholische Landschaft eingewiegt hatte, — nach gepflasterten Straßen, bürgerlich wohnlichen Gebäuden und den übrigen Merkmalen städtischer Gesittung um; vor ihm liegt, in tiefem Flugsand vergraben, eine regellos aneinander gekettete Masse elender strohbedeckter Holzhütten, aus denen triefäugige Juden und schnapsgeröthete Soldaten neugierig heraussehen, nur mühsam entdeckt

das Auge in nebeliger Ferne die Thürme und Kuppeln der Citadelle, welche verächtlich auf das unter ihr liegende Häusermeer der Stadt und der Griwa (Dünavorstadt) herabsieht. Wehe dem kühnen Pilger, der hier zu übernachten die Absicht hat. Die Bahnhöfe enthalten keine Fremdenzimmer und die Citadelle ist jedem Privatmann wie mit sieben Siegeln verschlossen; hat ihn die federlose Droschke des jüdischen Factors der er seine Glieder anvertraut, eine halbe Stunde lang durch den Koth endloser Gäßchen und Straßen geführt, in denen schmutzige Hütten mit gelbgetünchten Regierungsgebäuden wechseln, so hält er endlich vor einem sogenannten Hotel. Ein schmutziges Hofthor öffnet sich langsam knarrend und ein schielendes altes Weib führt den Gast durch eine Welt widerwärtiger Abfälle und Misthaufen, die den Hof erfüllen, eine dunkle Hühnersteige hinauf in einen unheimlichen Corridor, dessen widrig süßer Geruch die Nähe der Küche verräth. Im Gastzimmer, einem rauchgeschwärzten viereckigen Raum, vor dessen mit grünlichem Glas ausgestatteten Fenstern die Sonne ihr leuchtendes Antlitz zu verhüllen gewohnt ist, spielt ein Infanterieoffizier mit dem von Fett glänzenden Marqueur Billard; an den Wänden, deren unterer Theil mit Wanzen dicht bedeckt ist, hängen grell illuminirte schlechte Lithographien, welche den Einzug der Russen in Paris, oder die Einnahme Schumlas verherrlichen, neben ihnen prangt das in russischer, polnischer, französischer und deutscher Sprache verkündete Reglement für Billardspieler. Aus dem Souterrain, das für die patres minorum gentium bestimmt ist, schallen rohe, in all den landesüblichen Sprachen ausgestoßene Flüche herauf, untermischt mit Liebkosungen, welche dem lettischen Schenkmädchen gelten. Sie bekunden, daß das gastliche Haus des Pan Berkovicz Raum hat und Wohnungen für stärkungsbedürftige Vertreter der verschiedensten gesellschaftlichen Schichten. Von den Nahrungsmitteln, welche dem Hungrigen dargeboten werden, sind nur Thee und Eier genießbar, weil der Verfälschung und Unreinlichkeit des Kochs und Kellners unzugänglich — Brod und Fleisch kehren, wenn der Gast noch nicht gehörig acclimatisirt ist, unberührt an die Stätte ihrer Entstehung zurück. Dafür sind alle erdenklichen Schnaps- und Liqueurgattungen in bester Qualität zu haben und selbst eine Flasche Champagner weiß der dienende Geist zu beschaffen, wenn er errathen hat, daß dem Consumenten vor allem an Lebensmitteln gelegen ist, die die Luft des Landes noch nicht berührt hat. In das Schlafzimmer geführt, geht der Gast, wenn er nur einige Divinationsgabe besitzt, an dem Bett rasch vorüber, ohne dasselbe auch nur eines Blicks zu würdigen. Er wirft sein Plaid über das Ledersopha, löscht die qualmende Talgkerze, die ihren trüben

Schimmer über das unheimliche Gemach verbreitet hat, mühsam aus und versucht zu schlafen, was ihm selbstverständlich nur nach Anwendung eines geheimnißvollen, die übrigen Bewohner des Zimmers beschwörenden Pulvers gelingt. Das verdächtige Geräusch, das aus dem Corridor und aus dem Souterrain an sein Ohr schlägt, legt ihm, wenn er keinen Revolver besitzt, Gedanken an die Endlichkeit alles menschlichen Daseins und die Begehrlichkeit irdischer Güter ziemlich nahe, — aber er ist ermüdet und dämmert allmählich ein. Beim Anbruch der Nacht wird er durch Kanonendonner und Trommelschlag plötzlich geweckt: die Citadelle donnert ihren Abendgruß in die öde Finsterniß hinaus und der Zapfenstreich verkündet, daß Abends nach 9 Uhr Ruhe die erste Bürgerpflicht ist. Frühmorgens sind es die Glocken der fünfkuppeligen griechischen Festungskathedrale, die den trägen Schläfer wecken und das furchtsame Geläute der katholischen nnd der evangelischen Kirche klingend übertönen. — So sieht es in den besseren Gasthäusern der großen Stadt Dünaburg aus — die einzige menschenwürdige Wohnung soll das boarding-house sein, welches die englischen Beamten der riga-dünaburgschen Eisenbahn für sich und ihre deutschen Collegen erbaut und mit britischem Comfort ausgestattet haben.

Auf dem Platze, der heute von der Citadelle eingenommen wird, war im Jahre 1277 die Dünaburg des Ordens der deutschen Herren angelegt worden, nach welcher der Ort seinen Namen hat. Ihre Spuren sind längst ebenso vom Erdboden verschwunden, wie die deutschen Bürgersitze, die unter dem Schutz der Feste gebaut worden waren, ihrer Bestimmung, den östlichsten Vorposten baltisch-deutscher Cultur abzugeben, aber freilich nur drei Jahrhunderte lang entsprechen konnten. 1576 von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch mit Sturm genommen und vollständig zerstört, wurde Dünaburg von den Polen neu aufgeführt, um dann im Laufe eines Jahrhunderts zweimal von den Schweden (1625 und 1655), einmal von den Russen nach hartnäckiger Vertheidigung erstürmt zu werden. Als die Generale Katharinens 1772 von dem alten Sitze der Ordensvögte dauernden Besitz nahmen, hielten sie einen vollständigen Neubau nothwendig, um an diesem Platz einen Stützpunkt für die russische Regierung zu gewinnen. Damals wurde jener, aus einem einzigen 360 Faden langen Gebäude bestehende Brückenkopf mit seinen überaus starken Mauern angelegt, den Oudinot im Juli 1812 zwei Tage lang vergeblich beschoß; vierzehn Tage später fiel die Festung in die Hände Macdonalds, der bekanntlich das Armeecorps commandirte, dem auch die von York geführten Preußen eingereiht

waren. — Gegenwärtig dient die Citadelle zur Aufbewahrung zahlreicher, meist mit politischen Verbrechen behafteter Gefangener, die von einer starken Besatzung bewacht werden. Tausende todesmuthiger Polen haben hier den Wahnsinn gebüßt, mit welchem sie sich im Februar 1863 gegen die russische Macht erhoben, da diese eben im Begriff war, mit dem Königreich Polen Frieden zu schließen; von Dünaburg aus wurden sie in das Innere des Reichs oder in die schweigsamen Ebenen jenseit des Ural abgeführt, das alte polnische Livland aber blieb das russische Gouvernement, zu welchem es schon im Jahre 1772 gemacht worden war.

Von den buntscheckigen Bevölkerungsverhältnissen dieses der deutschen Cultur für immer verloren gegangenen Landes entwirft das Erkertsche ethnographisch-statistische Kartenwerk („Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie des Polonais“ St. Pétersbourg 1863) ein ziemlich anschauliches Bild. Man zählte nach statistischen Erhebungen von 1858 etwa 20,000 Polen, 140,000 Letten, 15—20,000 Juden, ebenso viel Russen, wenig mehr als 2—3000 Deutsche, und diese Angaben möchten trotz der Veränderungen, die sich inzwischen vollzogen haben, im Großen und Ganzen noch gegenwärtig zutreffen: möglich, daß die Anzahl der Polen sich zu Gunsten der Russen und Deutschen um einige tausend Köpfe vermindert hat. Das Gouvernement Minsk allein ausgenommen, wo noch nicht 700 Menschen auf die □Meile kommen, sind die Bevölkerungsverhältnisse in keiner der angrenzenden ehemals polnischen oder baltisch-deutschen Provinzen so ungünstig wie in polnisch Livland. Während in Kurland, dessen östlicher Theil, Dank der polnisch-litthauischen Nachbarschaft, ziemlich verkommen ist, immer noch 1200 Bewohner auf der □Meile wohnen, zählt dieselbe in „Inflant“ blos 900 Menschen. Die verhältnißmäßig bedeutende Anzahl der Russen erklärt sich aus der Anlegung einzelner aus altgläubigen Sectirern bestehenden Colonien, welche z. B. den zwischen Dünaburg und Kreslaw liegenden Flecken Uszwalda ausschließlich bewohnen. In den übrigen Theilen des Landes begegnet man Russen, wenn diese nicht Militärs, Civilbeamte oder Popen sind, nur höchst selten. Die Letten wohnen, wie erwähnt, nicht in Dörfern, sondern auf einzelnen Höfen, die Juden haben ihre Sitze in den Flecken, von denen aus sie das Flachland durchstreifen, in der Regel um zum Vorabend des Sabbath in die Heimath zurückzukehren. An einzelnen Orten, z. B. in dem eine halbe Meile von Kreuzburg gelegenen Städtchen Trentelberg, findet sich schlechterdings kein einziger christlicher Bewohner. Am Vorabend des dem Dienste Jehovahs geweihten Tages gewährt dieses

Städtchen einen Anblick, dessen eigenthümlichem Zauber sich Niemand entziehen kann, der Sinn und Verständniß für die unvergleichliche Treue hat, mit welcher dieses merkwürdige Volk an den heiligen Bräuchen hängt, die seine Väter aus dem fernen Strande Palästinas in den Norden mitgebracht haben. Fährt man Abends durch das Städtchen, so glänzt aus jedem Fenster, auch dem der ärmsten Hütte, das Licht des dreiarmigen silbernen Leuchters, um welchen die Familie sich versammelt hat, um das Weizenbrod und das Huhn zu verzehren, das die Hausfrau nach uraltem Brauch in Butter gesotten dem Hausvater vorsetzt. Reinlich gekleidet umstehen Frau und Kinder den mit schwarzem seidenglänzenden Rockelor geschmückten Hausherrn in ehrfurchtsvollem Schweigen. Der arme Krämer, der sechs Tage lang, beladen von der schweren Last seines Bündels, durch das Land gekeucht ist, von den Spöttereien des Bauern, den Flüchen und Mißhandlungen des Soldaten begleitet, am Tage seines Gottes fühlt er sich als den Träger uraltheiliger Verheißung, als den Repräsentanten des auserwählten Volks. Hier, wie allenthalben auf polnischer Erde, gelten noch die orthodoxen Satzungen der Mischna und Gemara in ihrer ursprünglichen Strenge; ist das festliche Mahl beendet, so schnallt der Hausherr sich die Tafeln mit den zehn Geboten an Stirn und Hände, wendet sein Antlitz nach Osten und spricht die Gebete. Die Synagoge, hier das einzige Gotteshaus des Orts, besucht der verheirathete Jude nie anders als im flatternden, orientalisch zugeschnittenen Sterbemantel, und dem Reisenden, der Abends durch die Gassen des Städtchens eilt, schallt aus dem stillen Heiligthum des gedrücktesten Volks der Erde noch immer der stolze Siegesruf der alten Makkabäerfürsten in's Ohr: Mi kamoka baëlim Jehovah — Wer unter den Göttern ist wie du Jehovah!

So finden sich in dem polnischen Livland all' die Merkmale echt polnischer Entwickelung, Isolirung des Adels, Verwilderung des Bauernstandes, Herrschaft des jüdischen Elements auf dem wirthschaftlich-industriellen Gebiet, vollständige Abwesenheit des Bürgerthums in ungeschminktester Weise wieder. Und doch liegt diese kleine polnische Welt von den Centren polnischen Lebens weit ab, ist sie zwischen deutsche und russische Einflüsse eingekeilt, und selbst von Litthauen durch den breiten Strom der Düna und einen Zipfel kurländischen Oberlandes, der erst südlich von Dünaburg aufhört, geschieden. Aber als sei die innere Wahlverwandtschaft zwischen den Bewohnern Inflants und dem littauisch-polnischen Wesen unbesiegbar, sie hat allen geographischen und politischen Schwierigkeiten bis in die Neuzeit getrotzt; ja es ist den

inflänttischen Polen vielfach gelungen, ihre Nachbarn, die kurischen Oberländer des illuxtschen Kreises, die sich auf ihr Kurländerthum sonst nicht wenig zu Gute thun, mit in das polnische Wesen zu ziehen und dadurch eine Brücke nach Litthauen zu gewinnen. Die Gutsbesitzer dieses östlichsten Theils der kurischen Erde sind die einzigen baltischen Deutschen, welche eine gewisse Sympathie für das polnische Wesen zeigen, die Sitten ihrer Nachbarn anzunehmen nicht ganz verschmäht haben, ja die Interessen und Anschauungen derselben in gewissem Sinne theilen. Die Zeiten, in denen dieser oberländische Adel für den eifrigsten Gegner der Vereinigung Kurlands mit der russischen Monarchie galt und einen Anschluß an die polnische Nationalpartei für im Interesse Kurlands geboten hielt, die Tage, in denen der Deputirte von Illuxt dem russischen Gesandten auf offener Straße ein „Haful" (der Jagdruf, mit welchem die Annäherung eines Wolfs bezeichnet wird) entgegenrief und mit seinen Nachbarn das Mitauer Ritterhaus verließ, als die Majorität der Landtagsmitglieder die Unterwerfung unter das Scepter der zweiten Katharina votirte — sie sind zwar längst vorüber und zur Sage geworden — aber die Oberländer gelten ihren speciellen Landsleuten immer noch für halbe Polen und sind ihrer rauhen Sitten und ihrer derben Ungefügigkeit wegen in ganz Kurland berühmt. Während in den übrigen Theilen des Landes nirgend andere wie lutherisch-lettische Bauern zu finden sind, besteht die Bevölkerung der Dünaburg benachbarten kurischen Güter aus einem bunten Gemisch von verkommenen polnischen Schlächtizen (kleinen Edelleuten) und Odnodworzen (Einhöfern), litthauischen Flüchtlingen, altgläubigen Russen und versprengten Samogitiern, die ein Kauderwelsch reden, das außer ihnen selbst nur der unentbehrliche jüdische Factor verstehen kann und die durch ihre Rohheit und Unehrlichkeit weit und breit berüchtigt sind. Die übeln Eigenschaften, welche wir an den Bewohnern Inflants gewahr geworden, finden sich hier wenn auch in moderirten Proportionen wieder. Die Edelleute, welche über diesem zusammengelaufenen Gesindel als Gutsbesitzer das Scepter zu führen haben, sind als stolze, ungebändigte Männer von herculischer Gestalt und starrer Treue für gewisse Traditionen des Faustrechts bekannt. Ihrer Rede ist nicht selten ein kräftiger polnischer Fluch beigemischt, ihren sarmatischen Nachbarn zu Liebe haben sie die Sitte, frohe Abende mit einem Glase polnischen Punsches und einer Partie Pharao oder Landsknecht zu beschließen, beibehalten und der Zweikampf („zehn Schritt, gezogene Läufe mit Fettlappen und mindestens zwei Kugeln" bilden das Ordinarium) steht bei ihnen noch in religiösem Ansehen. Der Sage nach sollen sie von den

Landboten der alten Republik auch die Gewohnheit angenommen haben, in politischen Dingen keinen Widerspruch zu dulden: vielleicht lebt jener wackere Freiherr v. E. noch heute, der auf die Kirchspielsversammlungen stets ein paar Pistolen mitzunehmen und diese nach Verlautbarung seiner Stellung zu den brennenden Fragen mit den Worten: „Das, meine Herren, ist meine Meinung, und wer anderer Ansicht ist, ist ein H—t," ruhig auf den Conferenztisch zu legen pflegte. Nicht ganz erweisbar, aber unter allen Umständen höchst charakteristisch, ist die landläufige Erzählung von der Art und Weise der Publication der Regierungsvorschriften im illuxtschen Theil des Oberlandes: die von Hof zu Hof getragenen Circulärschreiben werden nicht, wie sonst üblich, mit dem „Vidi" des Gutsherrn unterschrieben, sondern mit einer Pistolenkugel durchschossen! So sieht es im Oberlande aus. Daß dieser mehr oder minder von polnisch-litthauisch-infläntischen Einflüssen berührte Fetzen kurischer Erde der Verbindung des polnischen Livlands mit den benachbarten Gouvernements Wilna und Kowno keine erheblichen Schwierigkeiten entgegensetzen kann, ergiebt sich — ganz abgesehen von der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, schon aus der geographischen Configuration desselben: wenige Stunden reichen hin, um von dem infläntischen Ufer der Düna an die litthauische Grenze zu gelangen. Im äußersten Osten kann das Stückchen Kurland, welches diese beiden ehemals polnischen Länder von einander trennt, sogar in einer halben Stunde durchritten werden, und was in der ungelichteten Wildniß der Wälder dieses Grenzstrichs vor sich geht, entzieht sich dem Auge der Sonne beinahe ebenso, wie dem der Polizei.

Bis in die Gegenwart herein haben sich die polnischen Traditionen und die Beziehungen zu Warschau und Wilna in Inflant ungeschwächt erhalten und allen Strafgesetzen des Belagerungszustandes und seiner unerbittlichen Executoren gespottet. Wie lange dieses Land dem russischen Einfluß widerstehen und jenem polnischen Wesen, das ihm niemals wahren Segen gebracht hat, anhangen wird, wissen wir nicht. Der deutschen Gesittung ist es für immer verloren gegangen und die Liv- und Kurländer haben sogar die ihnen wiederholt gebotene Gelegenheit, den früheren Zusammenhang mit dieser Landschaft wiederherzustellen, in richtiger Würdigung der gegebenen Verhältnisse consequent zurückgewiesen. Dazu kommt, das die Bodenverhältnisse Inflants so wenig verlockend sind, daß sich Livländer ebenso wenig wie Russen dazu entschließen, die seit dem letzten Aufstande zu Spottpreisen ausgebotenen Güter politisch compromittirter Polen ankaufen. Polnisch soll „Inflant" nicht bleiben und doch zeigt keiner der übrigen Nachbarstämme, Neigung

und Fähigkeit, diesem Lande seinen nationalen Culturstempel aufzuprägen!

So scheint dieses Stück des alten livländischen Ordenslandes keine andere Bestimmung zu haben, als die eines warnenden und abschreckenden Beispiels für die deutschen Bewohner der anstoßenden Provinzen Liv- und Kurland, die täglich daran erinnert werden sollen, daß außerhalb der Treue gegen die deutsche Tradition ihrer Väter kein Heil ist!

Die Memoiren Philipp Wigel's.

In der ersten Hälfte der vierziger Jahre machte eine unter dem Titel „La Russie envahie par les Allemands“ herausgegebene Brochüre allgemeines Aufsehen. Die Uebelstände, an denen das russische Staatswesen laborirte, wurden auf das seit Peter dem Großen eingedrungene deutsche Element zurückgeführt, die Deutschen von dem anonymen Verfasser für alle Krankheiten des russischen Volks- und Staatslebens verantwortlich gemacht. Erst viele Jahre später ist festgestellt worden, daß der Verfasser dieser Flugschrift ein russificirter Deutscher, der Sohn eines im Innern des russischen Reichs angesiedelten Estländers, der Staatsrath Philipp Wigel, war.

Die vor einigen Jahren veröffentlichte Selbstbiographie dieses Mannes hat zu den nachstehenden Mittheilungen Stoff und Veranlassung geboten: nach mehr wie einer Seite bot dieses Memoirenwerk ein außergewöhnliches Interesse. Ganz abgesehen von den merkwürdigen Erlebnissen des Verfassers, schildert dasselbe in nahezu typischer Weise den Proceß, durch welchen Tausende aus Liv-, Est-, Kurland oder Deutschland in das Innere des russischen Reichs eingewanderter Deutscher zu Russen und schließlich zu erbitterten Feinden des Stammes wurden, dem sie entsprossen waren. Die alte Erfahrung, daß Renegaten stets die heftigsten Feinde ihrer Heimath, die urtheilslosesten Verehrer der neuen Idole werden, denen sie sich zugewandt haben, bestätigt sich hier aufs Neue und läßt uns Einblick gewinnen in den eigenthümlichen Lebens- und Entwickelungsgang der Einwanderer, welche im Osten eine Heimath gesucht, in der Regel aber erst für ihre Kinder gefunden haben, während sie selbst darauf verzichten mußten einer Nationalität, einer Kirche, überhaupt irgend einer Gemeinschaft anzugehören. Die zweite Rücksicht, aus welcher wir für die Memoiren Philipp Wigels ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen glauben, ist die auf die Wünsche, welche die russische Natinoalpartei bezüglich der baltischen

Deutschen hegt. Philipp Wigels Beispiel beweist, was der zum Russen gemachte Liv- Est- oder Kurländer im günstigsten Falle wird, des Autors eigene Mittheilungen belehren uns darüber, daß es nicht die den Traditionen ihrer Heimath treu gebliebenen Söhne der baltischen Colonie, sondern die derselben entfremdeten Auswanderer sind, welche dem nationalen russischen Haß gegen das deutsche Wesen an der Ostsee Nahrung gegeben haben und daß diejenigen Russen, welche es auf eine rein nationale Entwickelung absehen, eher ein Interesse daran haben, die eigenthümliche Existenz des Ostseelandes aufrecht zu erhalten, als durch Sprengung desselben die Zahl der dem Russenthum zu assimilirenden fremden Elemente zu vermehren.

Wie wir in dem „polnischen Livland" ein durch Zerstörung der alten Cultur nationalitätslos gewordenes Land fanden, sehen wir in Philipp Wigel, den entnationalisirten Deutsch-Russen, den Typus eines Mischlingsgeschlechts, mit dem verwechselt zu werden die baltischen Deutschen sich bis heute gefallen lassen müssen.

Ein Deutscher kann seine Biographie bekanntlich nicht erzählen, ohne mit seinem Großvater zu beginnen. Philipp Wigel ist noch nicht Russe genug, um medias in res zu fallen: auch er hebt mit einer Aufzeichnung seiner Ahnentafel an und führt uns durch zwei Generationen, ehe er bei sich selbst anlangt. Wir können ihm das nur danken, denn er vervollständigt seine culturhistorische Skizze durch dieses weitere Ausholen um ein Beträchtliches; er entwirft uns nicht nur ein Bild des socialen und politischen Lebens im Rußland des 18. Jahrhunderts, sondern zugleich auch des adeligen Wesens, wie es in Estland vor hundert Jahren beschaffen war. Er läßt uns durch drei Generationen den Proceß verfolgen, der den Enkel eines königlich schwedischen Capitains und Erbherrn zu Illuk und Kurtna im Jeweschen Kirchspiele zum Departements-Director im Ministerium des Innern und Verfasser der deutschenfeindlichsten Brochüre machte, die vielleicht überhaupt jemals geschrieben worden ist.

Der Großvater unseres Helden hieß mit seinem vollen Namen Laurentius von Wigelius und focht als schwedischer Capitain unter Karl XII. in der Schlacht bei Poltawa. Mit Erröthen gesteht sein Enkel, die lateinische Endung seines Namens mache es wahrscheinlich, daß die ersten Träger desselben Finnen, vielleicht gar Esten gewesen; aber hinter diesem angeblichen Erröthen versteckt sich offenbar die Absicht, den noch schlimmern Verdacht einer deutschen oder schwedischen

Herkunft von sich abzuwenden. Nach der Unterwerfung Estlands unter das russische Scepter, zog sich der würdige Capitain, der ein eifriger Anhänger seines soldatischen Königs war, in das Stillleben zurück und wurde Landwirth, indem er seine väterlichen Güter Illuck und Kurtna „übernahm." Ziemlich gleichzeitig verehelichte er sich mit Gertrude von Brümmer und alliirte sich dadurch mit verschiedenen der angesehensten Familien des Landes, den Buxhöwden's, Brewern's und Rosen's, eine Verwandtschaft, auf welche sein aufgeklärter Enkel, wie er ausdrücklich erklärt, nicht im geringsten stolz gewesen ist. Die Abneigung des alten Kriegers gegen die Eroberer des Landes und sein stiller Cultus für König Karl hielten ihn in fast völliger Isolirtheit von seiner Umgebung, die mit ihrer Vergangenheit schneller abzurechnen und sich williger in die neuen Verhältnisse hineinzufinden wußte. Von den sieben Söhnen, die seine Gattin ihm gebar, sandte er die vier ältesten über die Grenze in die Armee Friedrichs des Großen, um sie nicht in den Reihen seiner alten Gegner zu sehen: gab es doch nach den Begriffen der damaligen Zeit für den estländischen Edelmann, der sich nicht daran genügen lassen wollte, die rura paterna zu verwalten, keine andere als die militairische Laufbahn. „Aber — so berichtet der Enkel — dieses unpatriotische Verfahren meines Großvaters sollte sich grausam strafen: drei von meinen Oehmen mußten in den Schlachten des preußischen Königs, der gegen Rußland focht, ihr Leben lassen, und nur der älteste, der es zum preußischen Generalmajor und Commandanten der Festung Thorn brachte, blieb am Leben." Aber auch von diesem Bruder seines Vaters berichtet der Autor uns nur, daß er ohne Vermögen gestorben und daß seine Wittwe, geborene v. Glasenapp, ihre russischen Verwandten mit Bettelbriefe belästigt habe.

Seine drei jüngsten Söhne sandte Herr Laurentius v. Wigelius nach Rußland, wo der Enkel einer Schwester Karls XII., der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, inzwischen zum Thronerben erklärt worden war und wo jetzt die Brüder von Offizieren Friedrichs des Großen und Enkel eines der Sieger bei Narwa sich einer günstigen Aufnahme versehen konnten. Der Name des unglücklichen Gemahls der großen Katharina ist bekanntlich unbeliebt bei den Historikern der Nationalitätspartei. Was Wunder, wenn auch Wigel, trotz der Wohlthaten, die sein Vater und dessen Bruder von dem Neffen Elisabeths empfangen, seiner nicht eben im panegyrischen Tone gedenkt. Wir übergehen die betreffenden Auslassungen.

„Nachdem die eine Hälfte der Nachkommenschaft meines Großvaters das Blut russischer Soldaten vergossen hatte — fährt der Autor fort —

wurde die andere Hälfte in ein kaiserliches Kadettenhaus aufgenommen und auf Kosten Rußlands erzogen. Man sieht, das alte Rußland war in Bezug auf Arglosigkeit und Selbstvergessenheit dem jetzigen durchaus ähnlich." Von den drei jungen Herren von Wigelius, die „auf Kosten Rußlands" im Cadettenhause erzogen wurden, war der Vater des Autors (wie sein Sohn Philipp geheißen) der jüngste und — wenn wir dem Urtheil seines Sprößlings trauen dürfen — der fähigste.

Auf seine Oehme ist Philipp Philippowitsch (so wollen wir, der Kürze und der Unterscheidung von seinem Vater wegen, den Autor fortan nennen) wie auf all' seine väterlichen Verwandten, den Vater selbst ausgenommen, nicht gut zu sprechen; der ältere von ihnen, Johann, bringt es ja nur zum Premier-Major und stirbt als Commandant irgend einer obskuren Festung; von dem jüngern, Jakob, läßt sich nur sagen, daß er durch seine Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit der Spott des St. Petersburger Gerichtshofes wurde, bei welchem er diente und in welchem er es darum nur zum Collegienrath brachte. Von diesem „Original" weiß der Neffe nur noch zu berichten, daß es eine unglückliche Leidenschaft für das weibliche Geschlecht hatte, sich der Reihe nach mit sieben seiner Köchinnen „aus deutscher Gewissenhaftigkeit" trauen ließ, um bald darauf wieder von ihnen geschieden zu werden, was in der damaligen Zeit, wo Rußland seiner evangelisch-lutherischen Kirche noch keine Gesetze gegeben hatte, keine großen Schwierigkeiten machte.

Auf die Erzählung dieser Scandalosa beschränkt sich so ziemlich alles, was Philipp Philippowitsch von seinen deutschen Verwandten weiß. Noch eines Vetters thut er gelegentliche Erwähnung, eines gewissen Sanders, der es zum Generalmajor brachte und von einer so unverwüstlichen deutschen Gesundheit war, daß er noch in seinem neunzigsten Lebensjahre eine tödtliche Verwundung, die ihm Straßenräuber beigebracht hatten, glücklich überstand. Die Unverwüstlichkeit deutschen Appetits und deutscher Gesundheit ist ein zu beliebter Gegenstand russischer Scherze, als daß Philipp Philippowitsch seinen Lesern diesen Umstand verschweigen konnte. „Mit den Gefühlen des Stolzes" geht der Autor von dem Bericht über seine väterlichen Verwandten zu dem über die Vorfahren seiner Mutter über, denn diese war eine Russin und stammte nicht aus Estland, sondern aus dem Pensaschen Gouvernement. Für unseren Zweck genügt die Notiz, daß Frau von Wigel dem Geschlecht der Lebedew entsprossen und daß ihr Vater Lieutenant im Ismailowschen Garderegiment unter der Kaiserin Elisabeth gewesen war, der nationalen Tochter Peters des Großen, „deren alte Leute sich noch Jahrzehnte nach ihrem Tode nur mit Thränen der Rührung erinnern

konnten, deren treffliches Herz, trotz einer schlechten Erziehung unter ungebildeten und dazu durch die europäische Bildung verderbten Leuten, es verstanden hatte, Rußland glücklich zu machen."

Philipp Wigel, der Vater, wurde in dem von Münnich (einem der wenigen Deutschen aus den Zeiten Anna's, die nach der Meinung Philipp Philippowitschs, Rußland nicht nur beraubt und geknechtet, sondern ihm auch genützt hatten) gegründeten adeligen Land-Cadettencorps erzogen und trat nach beendetem Cursus in die Garde. Dem jungen Deutschen leuchtete die Gnadensonne Peters III., mit dem er durch seinen Vetter den Generaladjutanten Baron Ungern-Sternberg in persönliche Beziehung gesetzt worden war: er wurde in die intimen Zirkel gezogen, in denen der Kaiser beim Punschglase und der Tabackspfeife seine Offiziere zu den bekannten Festen in Oranienbaum versammelte, und erst dreiundzwanzig Jahre alt, erfuhr der junge Wigel, Se. Majestät beabsichtige ihn am Peterstage, dem 29. Juni 1763 zu seinem Flügeladjutanten zu machen. — „Aber ach — so bemerkt der Sohn — dem 29. Juni ging der 28. vorher. Mein Vater war von Oranienbaum nach Petersburg gekommen, um die der ihm verheißenen Würde entsprechende Uniform zu kaufen; als er Morgens über den Isaksplatz ging, wurde er unversehens ergriffen und arretirt, Katharina II. hatte den Thron ihres Gemahls bestiegen, die Orlows wurden die Helden des Tages und mein Vater mußte ins Gefängniß wandern."

Philipp Philippowitsch bezeichnet seinen Vater als einen Ausbund von Herzensgüte, Edelmuth, Sittenreinheit, Gewissenhaftigkeit u. s. w. Auch seiner bis ins späteste Alter gepflegten Reinlichkeit wird gedacht. „Die Reinlichkeit," schreibt der Sohn, „ist eine der wenigen guten Gaben, die wir dem Westen verdanken." Bemerkenswerth ist die Ehrfurcht und Verehrung, die Wigel Zeit seines Lebens für dieselbe Kaiserin Katharina gehegt, um deren willen er ins Gefängniß wandern mußte, das der designirte Flügeladjutant Peters III. im Jahre 1764 verließ, um die Gardeuniform auszuziehen und als Premier-Major in die Armee zu treten. Gregor Orlow, der damals allmächtige Günstling der Kaiserin, sandte ihn an die Wolga, in das jetzige Saratowsche Gouvernement, um bei der Vermessung der Ländereien thätig zu sein, die eben damals den bairischen und westphälischen Kolonisten angewiesen wurden, welche die „noch unerfahrene" Kaiserin „als geistige Lichter" hatte importiren lassen.

Bevor er an die Wolga zog, ging Wigel noch nach Estland, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken und „dessen Segen, leider aber keine Erbschaft in Empfang zu nehmen, denn Kurtna und

Illuck waren auf fünfzig Jahre verpfändet worden. Das Glück, das dem Premier-Major am finnischen Meerbusen versagt blieb, sollte ihm an der Wolga reichlich zu Theil werden, zuvörderst in Gestalt zweier Frauen, einer Simbuchin und einer Lebedew, welche letztere er auf den Wunsch seiner ersten Schwiegermutter heirathete, um sich in seiner Wittwerschaft zu trösten. Bald nach Eingehung dieser zweiten Ehe geschah Folgendes: in einer schweren Krankheit, die ihm das Bewußtsein raubte und ihn an den Rand des Grabes führte, ließ seine getreue, glaubenseifrige Gattin ihn, den lutherischen Ketzer, durch einen russischen Priester firmeln, um ihn nicht auch für jenes Leben zu verlieren. Von Stund' an in Reconvalescenz getreten und bald dem Leben wiedergegeben, ward der neue Convertit ein genauer Erfüller der Gebräuche der griechisch-orthodoxen Kirche. Doch wahrscheinlich aus „falscher Scham" über diese unfreiwillige Bekehrung pflegte er jeden Streit, ja jedes Gespräch über Religion zu vermeiden und war überhaupt nicht „fromm." Dies ist für Philipp Philippowitsch die einzige unbequeme Erinnerung an seinen Vater.

Die Landvermessungen an der Wolga hörten nach einigen Jahren auf: der Premier-Major avancirte im Jahre 1774 zum Obristlieutenant und wurde an den Kuban commandirt, wo er gegen jene Bergvölker kämpfte, die erst ein Jahrhundert später der russischen Botmäßigkeit unterworfen wurden. Die Stätte seines bisherigen Aufenthalts wurden inzwischen der Tummelplatz des Pugatschewschen Aufstandes, der den Osten Rußlands verwüstete. Nach seiner Beendigung wurde das Regiment, in welchem Wigel (dem inzwischen mehrere Kinder geboren worden waren) diente, vom Kuban an die Weichsel versetzt, an welcher eine russische Armee seit der ersten Theilung Polens dauernd ihre Quartiere genommen hatte. Trotz des zuvorkommenden Empfangs, dessen Frau v. Wigel, Dank ihrer echt russischen Liebenswürdigkeit, in der Warschauer Gesellschaft theilhaftig ward, ist der Aufenthalt in Warschau den jungen Gatten niemals behaglich geworden. Die beiden Vorgesetzten Wigels, General Romanius und Oberst v. Drewitz erbitterten, wie Philipp Philippowitsch berichtet, durch die „deutsche Soldatengrobheit, welche seit dem siebenjährigen Kriege eine deutsche Eigenthümlichkeit geworden ist," die polnischen Herzen und machten die Stellung der russischen Offiziere in der Warschauer Gesellschaft unerträglich. Ein günstiges Geschick macht Herrn von Wigel schon nach einiger Zeit zum Obristen des Alexopolschen Infanterieregiments und führt ihn sammt Familie in die Steppen Neurußlands, an die Mündung des Dnjepr. Hier ließ Potemkin an der Stätte, an welcher Wladimir der Heilige angeblich die

Taufe empfangen hatte, eine Stadt bauen, die er Cherson nannte. Auf den Wink des allmächtigen Günstlings der Kaiserin wurden alle menschlichen Kräfte, deren man in dem schwachbevölkerten Landstrich habhaft werden konnte, zusammengerafft und zur schleunigen Ausführung seines Projects verwandt, auch die Armee sammt ihren Offizieren mußte zur Förderung des Werkes beitragen und der Obrist Wigel, der sich in seiner Jugend mit Architektur beschäftigt hatte, war hier an seinem Platz. Potemkin, „der Gigant," kam selbst wiederholt an den Dnjepr, um seine Schöpfung zu besichtigen. Philipp Philippowitsch, der ihn selbst niemals gesehen, von seinem Vater und dessen Freunden aber viel von dem großen „Taurier" gehört, kann nicht umhin, auf jene Traditionen gestützt, das „geistige Bild" dieses seines Helden zu entwerfen. Nach Wigel ist Potemkin ein Typus, eine Personification des russischen Volks; in stiller Größe stand er da, ohne eigentlich je etwas Großes geleistet zu haben, gefürchtet, ohne je etwas Uebles gethan zu haben, mächtig, ohne je seine Macht mißbraucht zu haben; ehrgeizig und tollkühn ringt er nach den höchsten Zielen, aber nur der Kampf, nicht dessen Preis reizt ihn; heute ergiebt er sich einer orientalischen Apathie und Unthätigkeit, morgen übertrifft er an Thatkraft und Leistungsfähigkeit alle anderen Menschen. Niemals hörte man aus seinem Munde ein heftiges oder rauhes Wort, aber die Sprache seiner Augen schreckte jede Opposition gegen seinen Willen zurück.

Wir wollen die kühnen Antithesen, in denen diese Charakteristik unseres Memoirenschreibers sich noch ergeht, nicht weiter verfolgen. Lehrreicher ist die Anekdote, mit welcher Wigel seinen Panegyrikus auf die Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe u. s. w. des Tauriers beschließt: Potemkin hatte Frau v. Wigel zuweilen in Gesellschaft gesehen und von den Reizen ihrer kleinen Füße gehört: seine Aeußerung, er werde die Dame bitten, ihn zu besuchen und ihm ihre Füße im Naturzustande zu zeigen, erfüllte die Wigelsche Familie mit so lebhaftem Schrecken, daß das Haupt derselben seine Gattin augenblicklich abreisen ließ, um dem „Giganten" die Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens abzuschneiden.

Bald darauf verließ auch Obrist Wigel Cherson, aber nicht etwa um des Tauriers willen: mit diesem blieb er auf durchaus freundschaftlichem Fuß; ein Deutscher war es, der ihn vertrieb, der Prinz Friedrich von Würtemberg, Schwager des damaligen Großfürsten Paul und später König von Würtemberg, ein „unerträglicher Pedant und Tyrann." Worin diese Tyrannei des schwäbischen Fürstensohnes bestanden, verschweigt unser Memoirenschreiber, denn er benutzt diese

Stelle zu einem lehrreichen Excurse über deutsche Prinzen in russischen Diensten und das souveräne Selbstgefühl, mit welchem Leute vom Schlage Potemkins auf diese Deutschen herabzusehen gewohnt waren. Und doch scheint dieser Excurs nicht am rechten Orte zu sein, denn er schließt mit einer Klage darüber, daß der „Taurier" dem großfürstlichen Schwager gegenüber so machtlos war, daß Wigel das Feld räumen mußte und froh war, auf Potemkins Vorstellung als Brigadier zur Disposition gestellt zu werden. Er ging auf die im Pensaschen belegenen Güter seiner ersten Frau und hier wurde ihm sein vierter Sohn, Philipp, der Held und Verfasser unserer Geschichte, geboren. Während er noch in der Wiege lag, nahm das Geschick seiner Eltern eine neue Wendung: nachdem es Potemkin gelungen war, den Würtemberger zu verdrängen, beschloß er „mit der Großmuth, die starken und klugen Leuten eigenthümlich ist," dem Brigadier Wigel wieder aufzuhelfen; er ließ seinen Schützling durch Vermittelung des Staatssecretärs und späteren Reichskanzlers Besborodko zum Generalmajor ernennen und stellte es der eigenen Wahl desselben anheim, Gouverneur von Olonetz oder Obercommandant von Kiew zu werden. Herr von Wigel entschied sich für das letztere Amt, das er im Herbst 1788 antrat.

Kiew, die Hauptstadt Kleinrußlands, der „Ahnherr der russischen Städte," war damals ein Waffenplatz von hoher Bedeutung, denn er lag nur fünf Meilen von der polnischen Grenze. Unser Berichterstatter, der hier die glücklichen Jahre der Kindheit und ersten Jugend verlebte, schildert das „russische Jerusalem, das gleich der Stadt Davids lange unter dem Joche der Ungläubigen (es sind die Polen gemeint) geschmachtet hatte," mit den Farben glühendster Begeisterung. Bunt durcheinander lagen herrliche Kirchen mit strahlenden Kuppeln und elende strohbedeckte Hütten, auf welche die Festung mit ihrem weltberühmten Höhlenkloster stolz hinabsah. In diesem „russischen Zion" verträumte Philipp Philippowitsch der Jugend Traum; unberührt von allen fremdländischen Einflüssen, genoß er des Glücks von zwei russischen Wärterinnen, dem Festungsgeistlichen Stepan und dem Stabs-Medicus Janowski, einem Kleinrussen, die ersten Bildungseinflüsse in Gestalt von Gebeten, Volksliedern und Märchen zu empfangen. Diesem „goldenen" Zeitalter folgte aber nur allzubald ein ehernes; der Repräsentant desselben war ein deutscher Hauslehrer, Herr Christian Muth. Ein deutscher Dienstkamerad, Herr v. Fock, Commandant der Festung Perejaslawl, hatte denselben, als erprobten Erzieher seiner eigenen Söhne, seinem Freunde und Landsmann Wigel empfohlen und dieser war verständig genug, den ehrlichen Deutschen den zahllosen französischen Emigranten vorzuziehen,

die eben damals Polen und die westlichen Theile Rußlands überschwemmten „nachdem die Deutschen so klug gewesen, diese ungebetenen und gefährlichen Gäste gleich den Juden weiter nach Osten zu schicken." Herr v. Wigel, hatte er auch sonst den Estländer vergessen, war nach dem Zeugniß seines Sohnes ein gewissenhafter Familienvater, dessen ernster und etwas barscher Natur das französische Wesen des ancien régime entschieden zuwider war und der in allen Verhältnissen auf Zucht und Ordnung hielt und selbst seinen Kindern gegenüber stets eine ernste, feierliche Miene zeigte. Herr Christian Muth war ein Mann nach seinem Herzen: unter einer trockenen, gleichmäßig-ruhigen Hülle verbarg er ein gründliches Wissen, einen regen Sinn für Ruhe und Ordnung und ein ganz ungewöhnliches Accomodationsvermögen, das mit einer entschieden optimistischen Weltanschauung in Zusammenhang stand. Ein zweiter Doctor Pangloß, sah er von allen Dingen nur deren gute Seite; obgleich eifriger Protestant, sprach er mit Bewunderung von der Größe des Papstthums; obgleich guter Deutscher, war er ein Bewunderer französischen Scharfsinns, ohne dabei übrigens gegen die Vorzüge britischer Solidität und Betriebsamkeit blind zu sein. Diesem Wundermanne stand ein russischer „Djädka" Alexander Nikitin zur Seite, der übrigens nur in Bezug auf die Fähigkeiten und die Fortschritte seines Eleven, dem er das russische ABC beizubringen hatte, Optimist war, dem Herzen dieses aber trotz seiner etwas trunkfälligen Launen näher stand als der deutsche Pedant, der sich den Leistungen seines Schülers gegenüber häufig als Pessimist gerirte. Um die Einsamkeit seines Sohnes zu erheitern und zugleich den Kindern seiner Untergebenen die Vortheile eines gründlichen Unterrichts zu Theil werden zu lassen, ließ Herr v. Wigel die Söhne dreier Festungsoffiziere (unter denen auch ein deutscher Artillerie-Major Nilus genannt wird) an dem Unterricht, den Herr Muth ertheilte und der sich auf alle Gebiete menschlichen Wissens von der Botanik bis zur russischen Heraldik erstreckte, Theil nehmen; nur der mathematische Unterricht wurde von einem Russen, dem „Stück-Junker" Skriptschin, ertheilt. Herr Muth leitete fast ausschließlich die Erziehung seiner Schüler, die er nur selten außer Augen ließ. Das einzige Vergnügen dieses seltenen Mannes, der in den neunziger Jahren zu seinen früheren Zöglingen, den Focks, zurückkehrte, um die Kinder derselben zu erziehen, bestand in den bescheidenen Abendgesellschaften, zu denen er von Zeit zu Zeit seine in Kiew lebenden Landsleute, den Gouvernements-Architekten v. Helmersen, den Pastor Grahl, den Apotheker Bunge, den Platzmajor Brockhausen und den Kapellmeister Diehl einlud, die zuweilen auch ihn

und seinen Zögling bei sich aufnahmen. Bei einem bescheidenen Butterbrod und einem Glase Bier saßen die Trefflichen rauchend da, theilten sich in wohlgemessener Rede ihre politischen Ansichten über die Lage Europas mit, lobten das deutsche Vaterland, ohne indessen — wie Philipp Philippowitsch anerkennend hinzusetzt — Rußland zu tadeln, und beschlossen diese bescheidenen Soireen in der Regel mit einer Partie Lotto. „Allmählich wurde ich selbst zum Deutschen, ich sah wie ein Deutscher aus, sprach fast nur deutsch und mein seliger Vater war schwach genug, sich darüber zu freuen. Gott sei Dank — mein Charakter aber blieb völlig russisch." Die Gefahr der Germanisirung, die unser Referent in diesen drastischen Worten schildert, ging indessen bald vorüber, denn nach vierjährigem Aufenthalt im Wigelschen Hause kehrte Herr Muth, wie eben erwähnt, nach Perejaslawl in das Fockfche Haus zurück.

Der Schulunterricht scheint die Zeit der Wigelschen Kinder nicht recht ausgefüllt zu haben, wenigstens hatten sie Muße genug übrig, um eingehende Studien über Charakter, Lebensweise und — Nationalität der Freunde und Bekannten ihrer Eltern anzustellen. Bei dem früh und lebhaft ausgebildeten Nationalitätsgefühl des jungen Wigel ist es zum Verwundern, daß seine Erinnerungen sehr viel mehr von den damals in Kiew lebenden Ausländern, als von den daselbst vertretenen russischen Bojarengeschlechtern zu berichten wissen. Unter den „Ausländern" steht voran die Gräfin Branicka, eine an den bekannten polnischen Magnaten und Parteigänger Rußlands Branicki verheirathete Nichte des „großen" Potemkin, in dessen ganz besonderer Gunst stehend, sie mit der Familie des von ihrem Ohm creirten Kiewschen Obercommandanten lebhaft verkehrte. Diese polnische Gräfin, die dem Sohne des russischen Estländers stets als Typus der Nation Lechs erschien, war väterlicherseits von kurländischer Herkunft und hatte als Mädchen Fräulein v. Engelhardt geheißen; mit Herrn v. Wigel, dem Vater, mag sie manches lehrreiche Gespräch über die interessante Frage abgehandelt haben, wie der baltische Deutsche auf den benachbarten großen Slavenstamm providentiell angewiesen sei, um ihm als civilisatorischer Dünger zu dienen und von ihm absorbirt zu werden. Die Gräfin hatte viel in St. Petersburg bei Hofe gelebt und trug in stillem Cultus des „orientalischen Projects" ihres Oheims die sogenannte Gretschanka, ein Modecostüm im griechischen Geschmack, das bei Hofe gern gesehen war. Während die Gräfin in sich die Kurländerin ebenso gut mit der Polin, wie diese mit der russischen Parteigängerin zu verbinden und mit Herrn v. Wigel, dem Russen aus dem Jeweschen Kirchspiel, treff-

lich auszukommen wußte, war das Nationalgefühl in der jungen Generation bereits sehr viel lebhafter entwickelt: Philipp Wigel und der junge Branicki gaben sich bereits heimliche Rippenstöße, wenn dieser jenen einen „Moskal" schalt und zur Antwort erhielt, ein gewöhnlicher Russe sei immer noch mehr werth als ein polnischer Graf. Für diesen ahnungsvollen Patriotismus der jungen Generation zeigte die alte übrigens nur wenig Verständniß, denn als die beiden Knaben einst auf einer nationalen Rauferei betroffen wurden, ergoß sich ein ziemlich hartes Strafgericht ihrer verträglicheren Eltern über die jungen Kämpfer.

Neben der Gräfin Branicki ist es besonders eine französische Familie de Chardon, welche sich der kindlichen Phantasie unseres Berichterstatters eingeprägt hat. Das Haupt derselben bestand in einem kleinen, häßlichen und stets etwas schäbig aussehenden Männchen, das kaum einige Worte russisch sprach, nichts desto weniger aber die Stellung eines Ingenieur-Generals bekleidete und an der Spitze des Kiewschen Geniewesens stand. Monsieur war eine Zeit lang Lehrling bei einem belgischen Optiker gewesen und reparirte noch in seinem Alter mit Vorliebe alte Thermometer, aber die Methode, nach welcher er es vom Optiker zum russischen Ingenieur-General gebracht hatte, war sein ausschließliches Geheimniß. Madame zeigte eine besondere Vorliebe für den Tanz und für Oelmalerei und zählte sich, wie sie zu sagen pflegte, als Künstlerin zur flandrischen Schule. Der General galt für boshaft, grausam und habsüchtig. Ob er sein Geschlecht gleich zur Blüthe Frankreichs zu zählen gewohnt war, so passirte ihm doch in den neunziger Jahren das Unglück, von keiner der zahlreichen französischen Emigrantenfamilien, die nach Kiew kamen, gekannt zu werden; jene Emigranten erklärten vielmehr mit seltsamer Uebereinstimmung, Herr de Chardon und Gemahlin seien verlaufene Seiltänzer und Taschenspieler aus Antwerpen.

Es würde uns von unserem Zweck zu weit abführen, wenn wir Wigel in all' die Excurse folgen wollten, welche er bei Schilderung seiner Jugendbekannten unternimmt: bald schildert er den Vicegouverneur Fürsten X., einen französisch gebildeten, pretentiösen Aristokraten, der sich für ein Muster von gutem Ton und Weltbildung hält, nichts desto weniger aber seine engelgleiche Frau durch schlechte Behandlung und Nichtachtung in ein frühes Grab stürzt, während eine rothbackige Leibeigene die Herrin seines Herzens und seines Hauses spielt und die rechtmäßige Hausfrau und deren Kinder nach Kräften chikanirt; — bald erzählt er uns von dem seltsamen Fürsten Daschkow, einem Sohn

der berühmten Freundin Katharinas, der in Kiew als Verbannter lebte, weil er eine hübsche Kaufmannstochter geheirathet hatte, oder dem altersschwachen achtzigjährigen Statthalter von Kiew, einen Generallieutenant Schirkow, der nur dadurch merkwürdig gewesen zu sein scheint, daß er den polnischen Orden vom weißen Adler trug. Ueber die Militär- und Civilbüreaukraten führt der Sohn des Kiewschen Obercommandanten uns kaum hinaus; nach seinem eigenen Ausdruck war Kiew ja eine echte „Kronsstadt,“ in welcher der Mensch wahrscheinlich erst bei dem Oberoffiziersrang anfing.

Die Geschicke der Brüder und Schwestern unseres Helden, von denen uns eingehend berichtet wird, haben kein hervorragendes Interesse, wir werden ihnen gelegentlich als Offizieren und Offiziersfrauen begegnen und wenden uns nunmehr zu den allerdings sehr lesenswerthen Schilderungen aus der Geschichte des Jahres 1796, welche unser Held berichtet. Wir führen ihn hier für eine Weile selbstredend ein: „Am 14. November des Jahres 1796 feierten wir den Namenstag meines Vaters, der stets ein Festtag für unsere Familie, wie für die ganze Stadt war. Vom frühen Morgen bis zu Mittag wimmelte es von Besuchern und Gratulanten; als der Mittagstisch gedeckt war, fanden sich an ihm die sämmtlichen Würdenträger des Militairs, der Geistlichkeit und der Büreaukratie und sogar einige angesehene Kaufleute zusammen, denn es war für alle Welt gedeckt worden. Kaum waren die Tische abgeräumt, so versammelte man sich zur Soirée, um sich weit über die Mitternacht zu vergnügen. Auch in diesem Jahr verging der Tag in herkömmlicher Weise. Das Diner war beendet, die Soirée hatte ihren fröhlichen Anfang genommen, die Freude glänzte mehr denn je auf allen Gesichtern und machte sich in fröhlichem Lärmen Luft. Mit Ungeduld harrte die Jugend bereits der Geigentöne, um sich im Tanze zu wirbeln, als plötzlich der Gouverneur Milaschewitsch und mein Vater hinausgerufen wurden, und mit betrübten und unruhigen Mienen zurückkehrten und mein Vater erklärte, er habe die Musiker weggeschickt, da es nicht zum Tanz kommen werde. Alt und Jung bestürmte meinen Vater mit Vorstellungen und Bitten, dieses grausame Urtheil nicht in Ausführung zu bringen; er aber blieb unbeugsam. Meine Mutter, die sehr wohl wußte, daß mein Vater niemals nach Eingebungen der Laune handelte, ahnte ein wichtiges Geheimniß und schien lebhaft beunruhigt zu sein; der Abend verging ziemlich langweilig und die Gesellschaft fuhr schon früh anseinander.“

„Schon am anderen Morgen wußte die ganze Stadt das schreckliche Geheimniß: am Abend war ein an den Generalgouverneur von

Kleinrußland, Feldmarschall Grafen Rumänzow adressirter Courier aus St. Petersburg angekommen, dessen Paß im Namen des Kaisers Paul Petrowitsch ausgestellt worden war. Man hatte den Unglücksboten in das Haus meines Vaters geführt, wo sich der Gouverneur eben befand, und hier hatten er und mein Vater die Trauerkunde vom Tode Katharina's II. erhalten, aber noch nicht zu veröffentlichen gewagt. In derselben Nacht kam ein zweiter Courier an, der das Manifest über die Thronbesteigung Pauls I. mitbrachte."

Die Schilderung der Sensation, welche dieses hochwichtige Ereigniß allenthalben verbreitete, der aufrichtigen Trauer, mit welcher man den plötzlichen Hingang der Herrscherin beweinte, gehört zu den besten Partien der Wigelschen Aufzeichnungen.

Jetzt begann ein neues Regiment. Die Anhänger Peters III. wurden allenthalben aufgesucht und belohnt, auch des alten Wigel wurde mit einem Annenorden zweiter Klasse gedacht. In der Büreaukratie Kiews traten wichtige Veränderungen ein; vier Wochen nach dem Hingange seiner Kaiserin, sank der Generalgouverneur von Kleinrußland, Graf Rumänzow, ins Grab. Bevor er als Türkensieger berühmt wurde, hatte er unter Fermor den siebenjährigen Krieg mitgemacht und war seitdem ein glühender Verehrer Friedrichs II. und alles Deutschen geworden. Der greise Feldherr lebte ganz nach deutschem Zuschnitt, war fast nur von Deutschen umgeben und konnte von dem Preußenkönige nicht ohne Enthusiasmus sprechen. Indem Wigel von der Gunst erzählt, in welcher sein Vater bei Rumänzow gestanden, beeilt er sich auch Suworows und der freundlichen Beziehungen zu erwähnen, in welchen dieser nationale Held zu seinen Eltern gestanden. Freilich hatte sich gerade damals die Sonne der kaiserlichen Gnade für denselben verfinstert; er ward entlassen und auf sein Landgut heimgeschickt.

Eine wichtige und unerwartete Neuerung drängte die andere: die Statthalterschaften und General-Gouvernements wurden aufgehoben und durch Militair-Gouvernements ersetzt, Feldmarschall Graf Saltykow zum ersten Militair-Gouverneur von Kiew ernannt. Die Generale, welchen die Verwaltung der Provinzen aufgetragen wurde, erhielten Civilrang und hießen Civilgouverneure; aus den Obercommandanten wurden einfache Commandanten. Auch die prächtigen Uniformen, welche Katharina ihren Kriegern gegeben, wurden als „weibisch" zuerst in der Armee, dann in der Garde abgeschafft und durch Röcke nach preußischem Zuschnitt ersetzt. Als die schlimmste der mit dem Jahre 1796 eingetretenen Neuerungen aber, als folgenreichen „politischen Fehler," sieht der Erbe von Illuck und Kurtna die Wiederherstellung der angestammten

Verfassung in den Ostseeprovinzen an. Hören wir, was er über dieses Kapitel zu sagen hat:

„Die Ostseeprovinzen waren einst Nowgorod und den Polozkischen Fürsten unterworfen gewesen. Kurz vor dem Einfall der Tataren und den Kämpfen mit den Litthauern, kamen allmählich und anfangs nur in geringer Anzahl deutsche Mönche und Ritter an die livländischen Gestade, um mit Genehmigung der sorglosen Russen Kirchen und Schlösser zu bauen. Als unterdessen blutige Horden, von Osten wie von Westen her, Rußland überzogen hatten, begannen unsere Deutschen, die sich inzwischen durch zahlreiche Nachzügler aus Deutschland verstärkt hatten, ihre Erwerbungen auch nach Norden hin auszudehnen. Die Tataren hatten uns im Sturm überrannt, die Deutschen benutzten unsere Gastfreundschaft, um sich festzusetzen und begannen die unglücklichen Esten mit dem Schwerte zu taufen; bald waren zwei russische Städte, Jurjew und Rugodiw (Dorpat und Narwa), in ihren Händen, und wären nicht die mächtigen Republiken Nowgorod und Pskow dagewesen, so wären die Deutschen wohl gar bis ins Innere von Rußland gedrungen. — So rissen räuberische Feinde unser ohnehin von Bürgerkriegen zerfleischtes Vaterland nach allen Seiten hin in Stücke. Ein Wunder der Vorsehung war es, daß Rußland, statt unterzugehen, sich wieder erhob und mächtig wurde. Kaum war die Monarchie bei uns hergestellt und mit den Tataren abgerechnet worden, so bemühte man sich auch schon, das wieder zu gewinnen, was uns die Deutschen weggenommen hatten, und nur die Tapferkeit Bathory's verhinderte den „schrecklichen" Zaren daran, sich in dem bereits eroberten Livland zu behaupten. Die unmenschlichen Herren dieses Landes waren, nachdem sie Ruhe und Freiheit in demselben vernichtet hatten, von der Tapferkeit ihrer Vorfahren abgefallen und in Weichlichkeit und Ueppigkeit versunken; von mächtigen Nachbarherrschern bedrängt, mußten sie die Herrschaft von Polen, Dänen und Schweden der Reihe nach anerkennen. Das Land gehörte zu Schweden, als der Krieg zwischen Peter dem Großen und Karl XII. ausbrach, den die Livländer haßten, weil er ihnen irgend welche angebliche Rechte entrissen hatte; nur ungern unterwarfen sie sich Peter. Der Krieg wurde aber nicht mit ihnen, sondern über sie geführt, sie hatten den Ausgang zu erwarten. — In Kraft des Sieges und der Eroberung, in Kraft früheren Besitzes und des nicht mit ihnen, sondern mit der schwedischen Regierung abgeschlossenen Nystädtischen Vertrags hat Rußland jene Länder wiedergewonnen. Bei Einnahme der Stadt Riga waren einige Bedingungen stipulirt worden, und auf Grund dieser bildeten die Deutschen sich ein,

ganz Livland habe sich freiwillig der russischen Herrschaft unterworfen. Peter der Große freute sich über diese neuen, gebildeten, wohlgepuderten und wohlrasirten Unterthanen und bestätigte ihre Privilegien.... Alle Welt weiß, wie sie es uns in den Tagen Birons gedankt haben, diese von uns glücklich eroberten Tyrannen über uns selbst. Unter Katharina II. nahmen die Dinge einen anderen Verlauf, eine Annäherung zwischen ihnen und uns wurde möglich; der Tod der Kaiserin aber führte wiederum eine gegenseitige Entfremdung herbei. Charlotte Karlowna Lieven, die mit Gnaden überhäufte Erzieherin zweier Enkel der Kaiserin, verstand es dem Sohne Katharina's gewisse Neuerungen, welche seine Mutter vorgenommen hatte, als Verletzungen der geheiligten Rechte des liv- und estländischen Adels darzustellen. Nicht zufrieden damit, wußte sie den Kaiser auch davon zu überzeugen, daß die Einführung der russischen Sprache und der russischen Gesetze in den neuerdings Polen abgenommenen Provinzen eine schreiende Gewalthat gewesen sei."

An diesen Proben Wigelscher Geschichtsauffassung werden unsere Leser genug haben: schon weil der Reiz der Neuheit ihnen nicht abgesprochen werden kann, bieten sie reichlichen Stoff zum Nachdenken. Auch an den ergreifenden Schilderungen, die der Verfasser von der in Folge gewisser administrativer Aenderungen eingetretenen Ueberschwemmung Kiews durch Polen und Juden entwirft, können wir vorübergehen. Ein wahres Glück für ihn war es, daß seines Bleibens in dem traurig veränderten Kiew nicht mehr lange war. Seine Schwester heirathete einen Adjutanten des Grafen Saltykow, den Major Alexejew, der bald darauf nach Moskau versetzt wurde und seinen jungen Schwager im Januar 1798 zur Beendigung seiner Erziehung in die altrussische Hauptstadt mitnahm. Vorher hatte dieser noch das Vergnügen, einen nach Kiew versetzten Estländer, den Grafen Fersen, kennen zu lernen und sich an dem unbegrenzten Patriotismus dieses Mannes zu erfreuen, der einsichtig genug war, seinen eigenen, in Livland erzogenen Sohn wegen der Unkenntniß der russischen Sprache, einen „Dummkopf" zu schelten. „Es ist höchst bemerkenswerth," sagt Wigel bei dieser Gelegenheit, „daß alle Deutschen, welche unter Katharina in der russischen Armee dienten, schließlich wahre Russen wurden. Dank der Klugheit Katharina's, hatte der Haß zwischen Deutschen und Russen, wie er in den Tagen Anna's, Elisabeth's und Peter's III. bestanden, aufgehört. General Weißmann ward unter ihr der russische Leonidas, und unter ihr bildete sich Barclay zum russischen Epaminondas. Man kann die Deutschen nicht anklagen, wenn sie während der fol-

genden Regierungen sich wieder von uns zu scheiden begannen, Brüderschaft unter sich schlossen und endlich einen „status in statu“ bildeten. Der dem livländischen Adel fortwährend eingeräumte Vorzug vor den eigentlichen Bewohnern Rußlands mußte jenen aufblähen und diese erbittern.“

Die Beschreibung der Reise, welche unser Memoirenschreiber in Gesellschaft seiner Schwester und seines Schwagers zurücklegte, um das kleinrussische Jerusalem mit dem großrussischen zu vertauschen, ist nicht ohne Anziehungskraft. Langsam wurden die drei Kibitka's, aus denen die Expedition bestand, durch die kleinrussischen Steppen gezogen, an den größeren Orten machte man zu Mahlzeiten und Nachtquartieren Halt. Die Städte Kleinrußlands waren damals eben so wenig von den Dörfern, wie die Wohnungen der Gutsbesitzer von denen der Bauern zu unterscheiden; Alles bewegte sich in demselben bescheidenen Behagen, gleich weit entfernt von Luxus und Armuth. Erst jenseit Gluchow, auf großrussischem Boden, änderte sich die Scene: stolze Städte, reiche Edelhöfe und miserable Bauerhütten. Endlich winkten die Thürme Moskaus „mit den weißen Mauern“ und nach kurzem Gebet vor dem Bilde der am Wossikressenski-Thor thronenden Twerschen Muttergottes hielten die kleinrussischen Wanderer ihren Einzug in die großrussische Hauptstadt. In einem „Kronshause“ nahm das junge Paar seine Wohnung und hier ließ sich fürs Erste auch der zwölfjährige Philipp nieder. Die ersten Eindrücke, welche er und seine Schwester empfingen, waren aber nicht ermuthigender Art; Frau Alexejew hatte nicht das Glück vor den Augen der Gräfin Saltykow, der Gemahlin des gleichfalls von Kiew nach Moskau versetzten Generalgouverneurs, Gnade zu finden und mußte sich demzufolge still und zurückgezogen halten; die Gräfin war von ihrer allmächtigen Gesellschaftsdame Madame Laurent, einer boshaften Französin, mit Eifersucht gegen die junge schöne Frau des Adjutanten erfüllt worden, die zudem so mangelhaft Französisch sprach, daß sie sich mit der des Russischen nur wenig mächtigen Gräfin kaum verständigen konnte. So saßen die beiden Geschwister denn inmitten der glänzenden Hauptstadt einsam zu Hause, sahen die hohen Mauern des Nachbarhauses an und plauderten von der geliebten fernen Heimath. Der Hausherr konnte dem Drange dienstlicher Geschäfte nur einzelne Stunden für seine Häuslichkeit abmüßigen. Auch als die Sonne gräflicher Huld dem jungen Paar allmählich zu lächeln anfing, entschloß die verschüchterte junge Frau sich nur schwer dazu, die große Welt, in der sie sich einsam und verlassen fühlte, aufzusuchen. Die spärlichen Nachrichten, die aus der Heimath zu den Wigelschen Kindern

gelangten, trugen das Ihre dazu bei, sie melancholisch zu stimmen; ein Fürst Daschkow, der früher unter Herrn v. Wigel gedient hatte, wußte diesen unter dem Vorwande, es sei für ihn nicht schicklich der Chef seines früheren Vorgesetzten zu werden, aus der Kiewer Commandantur zu verdrängen und zu einem Rückzug auf die Pensa'schen Güter seiner Frau zu nöthigen. Die reducirten Finanzverhältnisse seines Schwiegervaters zwangen den Major Alexejew dazu, auf eine wohlfeile Unterkunft seines jungen Schwagers, der Monate lang müßig in seinem Hause gesessen, bedacht zu sein; es glückte ihm endlich, denselben als Spielgefährten des jungen Grafen Saltykow im Hause seines hohen Chefs unterzubringen. Die mangelhafte Kenntniß der französischen Sprache machte unsern Helden aber schon bald nach seinem Eintritt in das gräfliche Haus zum Gegenstande der Abneigung der Beherrscherin desselben, der allmächtigen Madame Laurent; diese Frau, ihr Gemahl, der Geschäftsführer des Grafen war, und ein dritter Franzose Morineau, nach Wigel's Versicherung drei Menschen, die einander an Frivolität und geistiger Leere überboten, leiteten die Erziehung des jungen Grafen und wußten es so einzurichten, daß dieser mit seinem prädestinirten Schulgefährten nur gelegentlich in der Manège zusammentraf, ihm im Uebrigen aber fremd blieb und von gemeinsamen Lehrstunden nicht die Rede war. Das Haus eines Fürsten Odojewski, der Wigel's Eltern kannte und bei dem es nach altrussischem Zuschnitt einfach und herzlich zuging, war die einzige Zufluchtsstätte des vereinsamten Knaben, der hier seine Sonn- und Festtage verbrachte. In diesem Hause herrschte eine großartige Gastfreundschaft in patriarchalischem Styl; verschiedene einsam stehende Damen waren durch Jahrzehnte Miteinwohnerinnen desselben; nach alt moskowischer Sitte (so bemerkt Wigel), öffneten vornehme Damen damals ärmeren Standesgenossinnen ihre Häuser zur Zufluchtsstätte, um mit ihnen eine Art Klosterleben zu führen, das sich um gemeinschaftliche Mahlzeiten und Andachtsübungen und gemeinsamen Besuch der zahlreichen Kirchen der Hauptstadt bewegte. Das Geschick unseres Philipp wurde auch hier durch eine französische Gouvernannte entschieden: Mademoiselle Dubois, die Erzieherin der jungen Fürstin Odojewski, bestimmte Herrn Alexejew dazu, seinen Schwager einer der französischen Modepensionen Moskau's zu übergeben und der unfreiwilligen Muße, welche derselbe im Saltykow'schen Hause genoß, zu entziehen. Die Kenntniß der französischen Sprache galt in dem Rußland des 18. Jahrhunderts für die wesentlichste Bedingung einer glücklichen Carriere und so trat Philipp Wigel (der es für seine Person vorgezogen hätte Zögling der „adeligen Universitätspension" zu werden) in die An-

stalt des Monsieur Forceville, welche dessen Landsmännin Mademoiselle Dubois empfohlen hatte.

Die Schilderung, die Wigel von dieser in der Umgegend Moskau's auf dem Lande belegenen Pension entwirft, bildet einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik in Rußland. Das Forceville-sche Haus galt unter 20 ähnlichen Anstalten in und um Moskau für das ausgezeichnetste seiner Art: Monsieur, auf dessen Namen das Institut ging, kümmerte sich um nichts im Hause und verließ nur ausnahmsweise das „Cabinet", das seine Residenz bildete und in dem sich, nach unseres Berichterstatters Versicherung, weder ein Schreibtisch noch ein Tintenfaß befand. Das Französische, daß dieser Ehrenmann sprach, ließ eher auf einen Handwerksmann als auf einen Gelehrten schließen: sein junger Schüler will in ihm einen ehemaligen Drechsler entdeckt haben. Herr Forceville war Anglomane und that sich viel auf seine Kenntniß der englischen Sprache zu gut (das einzige Fach, in dem er selbst unterrichtete), vermochte seinen Schülern aber nicht einmal die Anfangsgründe derselben beizubringen. Um das Unterrichtswesen kümmerte er sich im übrigen gar nicht, der eigentliche Spiritus rector des gelehrten Hauses war Madame, eine lebhafte, strenge und (wie man in Livland sagt) „nährige" Frau, die die Zügel des Regiments mit fester Hand führte und die Oberaufsicht über die dreißig Knaben und dreißig Mädchen führte, welche hier in zwei getrennten, aber durch Personalunion verbundenen Pensionen aufwuchsen. „Was wir eigentlich lernten — so heißt es bei Wigel — weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen; die zwanzig ausländischen Pensionen, welche damals in Moskau bestanden, waren schlechter als die russischen Elementarschulen und unterschieden sich von diesen nur durch die Sprache. Die Lehrer kamen und gingen, einzig darauf bedacht, ihre Stunden möglichst abzukürzen." Bloß der deutsche Lehrer, ein Herr Hilferding, war thöricht genug, die Sache ernst zu nehmen und Versuche zum Unterricht in der deutschen Grammatik zu wagen. „Was meine Kameraden anlangt, sagt Wigel, so sind die Namen derselben mir wohl noch erinnerlich, aber keiner ist mir je wieder im Leben begegnet. Darf ich nach ihren Anlagen und nach dem Unterricht, den sie erhielten, schließen, so mögen sie etwa folgendes Geschick erfahren haben: mit sechszehn Jahren traten sie als Unteroffiziere in die Armee, mit achtzehn Jahren wurden sie Fähnriche; die Einen traten mit diesem Rang in das Privatleben zurück, die Anderen ließ ihr Ehrgeiz das Avancement zum Lieutenant resp. Stabscapitän abwarten, um dann den Abschied zu nehmen: sie alle zogen sich dann auf ihre Landgüter zurück, um Hasen zu schießen, ihre Bauern zu

prügeln, den jungen Dirnen nachzustellen und schließlich in den Stand der heiligen Ehe zu treten; die Einen brachten ihr Vermögen durch und prädestinirten ihre Nachkommen dadurch zu bloßen Einhöfnern, die Anderen übernahmen Wahlposten und brachten es im günstigsten Falle zu Assessoren oder Kreiscommissären, um ihren Söhnen dieselben Lebenspfade zu weisen, die sie selbst gegangen." Zieht man in Betracht, daß nach Wigels eigener Angabe die übrigen 19 französischen Pensionen und ihre Zöglinge denen des Forcevilleschen Instituts auf ein Haar glichen, so wird man dieser Charakteristik die gehörige Bedeutung für die Bildungsgeschichte Rußlands zuzumessen wissen.

Die geschilderten Verhältnisse machen es begreiflich, daß unser junger Held die Befriedigung, die er vergeblich bei den Musen gesucht hatte, bei den Grazien finden hoffte; als solche erschienen seiner jugendlichen Phantasie die hoffnungsvollen jungen Damen des Forcevilleschen Instituts, über deren Tugend Madame mit dem Eifer wachte, der Französinnen jenseits der vierziger Jahre eigenthümlich sein soll. Die Tanzstunde, die einzige gefriedete Stätte, auf der beide Geschlechter sich begegneten, gab Gelegenheit zu einem Roman mit einer kleinen Französin, die Madame Forceville „um Gotteswillen" erzog und darum mit besonderer Vorliebe mißhandelte, und ein Billet, in welchem Philipp seiner Mitschülerin die Gefühle erster Liebe gestand, führten schnell zur Katastrophe: Madame Forceville, die eifersüchtig über die Moralität ihrer Anstalt wachte, verurtheilte Wigel zu schimpflicher Ausschließung — auf zwei Tage. Nachdem der junge Faublas von seiner Schwester moralisirt, von seinem Schwager ausgelacht und als „Molodez" belobt worden war, kehrte er mit einem schriftlichen Zeugniß „über mit aller Strenge vollzogene häusliche Bestrafung" in das Pensionat zurück, woselbst sich inzwischen auch seine jugendliche Heloise wieder eingefunden hatte.

Unterdessen war Kaiser Paul in Moskau gewesen und hatte sämmtliche Generale der ersten russischen Hauptstadt (einen einzigen ausgenommen, dessen wohlverdiente Bestrafung in der Nichtbelohnung bestand) mit Avancements, Orden und Dotationen überschüttet. Dem Generalgouverneur Saltykow waren viertausend „Seelen" im Podolischen Gouvernement, deren „Auswahl" ihm überlassen blieb, verliehen worden, und mit dieser Auswahl und der Empfangnahme der „Seelen" hatte der Graf seinen Adjutanten, den zum Obersten avancirten Alexejew, betraut. Alexejew nahm seinen Weg über Kiew, um seine Schwiegereltern zu besuchen und ihnen über ihren Sohn zu berichten: dieser Bericht und Philipps eigene klägliche Briefe veranlaßten den Ex-Obercommandanten dazu, seinen Sohn aus dem Forcevilleschen Pensionat abzuberufen

und nach Hause zu beordern. Nachdem er sich durch ein gründliches Bad von den letzten Spuren der Sorgfalt befreit hatte, die Madame Forceville der körperlichen Pflege ihrer Zöglinge zugewandt, machte Philipp sich auf die Reise, die er in Gesellschaft einer Frau Turtschaninow, der gelehrten Gemahlin eines zum wohlhabenden Gutsbesitzer gewordenen kriegsgefangenen Türkenknaben, zurücklegte, um im Januar 1799 in der Heimath einzutreffen.

Wir übergehen die Schilderung der Reise und die Ausbrüche des Entzückens, mit welchen der Enkel des Erbherrn von Illuk und Kurtna die ersten Laute des kleinrussischen Idioms begrüßte. Seine Eltern fand Philipp unter den bescheidenen Verhältnissen, zu welchen dieselben durch die Verabschiedung des Vaters gezwungen waren, aber frohen Muthes in einer kleinen Privatwohnung wieder. Es war eine Wendung zum Bessern eingetreten: jener Fürst Daschkow, der die Verabschiedung Vater Wigels veranlaßt hatte, war in Ungnade gefallen und hatte einem neuen Generalgouverneur, dem General Bekleschow, Platz gemacht. „Dieser Alexander Andrejewitsch Bekleschow (so heißt es bei Wigel) war ein Staatsmann aus der Schnle Catharina's und mit meinem Vater gemeinsam im Cadettencorps erzogen worden: er gehörte der Epoche an, in welcher die russische Jugend sich mehr auf die deutsche als auf die französische Sprache legte, und war, eben um seiner Kenntniß des Deutschen willen, zum Gouverneur in Riga ernannt worden, wo er fünfzehn Jahre lang gelebt hatte. Die Kaiserin hatte ihn mit einem geheimen Auftrage betraut, den zu erfüllen er allein im Stande war: er sollte die Deutschen mit der russischen Sprache bekannt machen und an unsere Sitten, Gebräuche und Gesetze gewöhnen. Sein unschönes Aeußere, sein mürrisches Aussehen und seine rauhe scheltende Stimme flößten anfangs Schreck und Abneigung ein, die Festigkeit seines Charakters und die Offenheit seines Wesens erwarben ihm aber bald Vertrauen und seine stete Bereitschaft, Jedermann Gutes zu thun, machte ihn zu einem Gegenstande achtungsvoller Zuneigung. Die tüchtige Portion russischer Schlauheit, die er besaß, verwandte er nur zu staatlichen Zwecken, niemals zu seinem persönlichen Vortheil und seinem Fortkommen bei Hof." Herr Bekleschow war bekanntlich der livländische Civilgouverneur, unter dessen Mitwirkung die Statthalterschaftsverfassung und die russische Städte-Ordnung in Livland eingeführt wurden und kundige Leser werden die Lücken, die unser Memoirenschreiber in der Charakteristik des zum kleinrussischen Generalgouverneur avancirten livländischen Gouverneurs unausgefüllt läßt, aus der baltischen, insbesondere Rigaschen Tradition ergänzen können.

Nach kurzem Aufenthalt im Elternhause mußte Philipp wieder in die Fremde; die Cadettenfreundschaften des Vaters wirkten auch auf das Loos des Sohnes bestimmend ein, den man im Hause des Fürsten Sergei Golizyn, eines der vornehmsten und reichsten Magnaten Kleinrußlands unterbrachte, um ihn mit den Söhnen desselben gemeinsam erziehen zu lassen. Der Fürst war eben aus Deutschland zurückgekehrt, wo er als Corps-Commandeur gegen die französischen Republikaner zu Felde gelegen, die Fürstin war eine ehemalige Kurländerin, eine Schwester jener Gräfin Branicka geb. v. Engelhardt, die uns in der Kindheitsgeschichte unseres Helden begegnet ist; die Herrschaft im Hause führten aber auch hier Franzosen, Glieder jener Emigration, welche damals das conservative Europa beherrschte. In Rußland „où ils devenaient ouchitels ou grands Seigneurs," waren diese Exemplare der französischen Gesellschaft besonders verbreitet; es gab zu den Zeiten Kaiser Pauls kein Regiment, in dem nicht zwei oder drei Franzosen mit hochklingenden gräflichen oder freiherrlichen Titeln dienten, kein aristokratisches Haus, in dem sie nicht die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts leiteten. Im Golizynschen Hause war die französische Emigration durch mehrere Individuen vertreten; außer verschiedenen Gouvernanten fungirte ein „ancien colonel" der chevalier Rollin de Belleville als Gouverneur, ein Ingenieur Monsieur Querlerot als Hauslehrer der Jugend; die niederen Branchen des fürstlichen Haushalts, die Aufsicht über die Ställe und über die Gesundheitspflege, waren Deutschen anvertraut; als Gutsverwalter fungirte ein als Major verabschiedeter Grieche. Von Herrn Querlerot empfing Wigel, gemeinsam mit den jüngeren Söhnen des Hauses, den ersten gründlichen Unterricht, der ihm überhaupt zu Theil geworden; der verabschiedete Ingenieur verstand es, seinen Schülern Eifer und Verständniß für die mathematischen Wissenschaften, in denen er selbst Meister war, einzuflößen, und damit war für den bisher so verwahrlosten Knaben viel gewonnen. Schlimmer erscheint der Einfluß, den der Chef des Unterrichtswesens, der Chevalier Rollin de Belleville auf die Jugend ausübte, deren moralische Erziehung ausschließlich ihm zugewiesen war. Die Sittenlosigkeit, in der er selbst aufgewachsen war, suchte der tapfere Colonel nach Kräften der russischen Jugend einzuflößen; wagte er es auch nicht die landesüblichen Begriffe von Gottesfurcht und Moralität direct anzugreifen, so wußte er diese „Vorurtheile" doch langsam zu untergraben und durch seine „Grundsätze über die Bestimmung des menschlichen Lebens" zu ersetzen.

Zehn Monate lang war Wigel Mitglied des Golizyn'schen Hau-

ses; in ihm lernte er den russischen Lafontaine, den schon damals berühmten Krylow kennen, indessen ohne in ihm den Schriftsteller zu ahnen; im Golizyn'schen Hause, in welchem nur von französischer, nicht auch von russischer Literatur die Rede war, kannte man Herrn Krylow nur als liebenswürdigen Gesellschafter und als Privatsecretär des Fürsten. Wigel schildert den berühmten Mann als herzlosen, allen Affecten unzugänglichen, in Trägheit versunkenen Egoisten, der nur am Kartentisch auflebte. Einer Laune folgend gab Krylow den jungen Leuten Unterricht in der russischen Sprache, die Wigel erst durch ihn genauer kennen gelernt zu haben scheint. Dieser Unterricht war aber nicht die einzige Nahrung des Patriotismus, der schon damals in dem jungen Pensa-Estländer glühte; posttäglich trafen die Moskausche und die Hamburger Zeitung ein, um von den Heldenthaten Suworows zu berichten, und ein heilsames Gegengewicht gegen die französischen Ideen zu bieten, die der würdige Chevalier seinen Zöglingen beigebracht hatte. „Hier," ruft Wigel aus, „empfand ich zum ersten Mal das süße Gefühl einer Vaterlandsliebe, die seitdem in meinem Herzen nicht wieder erloschen ist." Wir können dem Leser die Bekanntschaft der zwanzig übrigen theils dienstbaren, theils auf „Ablager" einquartirten Glieder des Golizyn'schen Hauses nach den mitgetheilten Proben nicht mehr zumuthen und wollen nur noch kurz erwähnen, daß dasselbe in der That kaum eine der Bedingungen bot, welche für eine Pflanzstätte sittlicher Bildung gefordert werden müssen. Die guten Lehren, welche der ehrwürdige Chevalier seinen Schülern zu Theil werden ließ, wurden praktisch durch das Liebesverhältniß exemplificirt, welches der Capitän Tamansky, ein natürlicher Sohn des Hausherrn mit einer der Gesellschaftsdamen der Gemahlin seines Vaters unterhielt. Allmählig gingen dem fürstlichen Ehepaar die Augen über den wunderlichen Einfluß auf, den der Chevalier auf seine Kinder ausübte; weil man den hochgeborenen Gouverneur aber nicht ohne Weiteres zu entfernen den Muth hatte, beschloß man die Schule aufzulösen und die Söhne des Hauses in einer St. Petersburger Anstalt unterzubringen, welche damals allgemeines Aufsehen zu erregen begann; ein Jesuit, der Abbé Nicole, hatte sie eigens zur Bildung der hohen russischen Aristokraten angelegt und durch die Forderung eines Pensionsgeldes im Betrage von 1500 Rub. Silber vor dem Andrange plebejer Elemente sicher gestellt. Die russische „gute Gesellschaft" wußte die feine Taktik des eleganten Franzosen zu würdigen und sandte ihre Jugend bereitwillig an die Fontanka, an deren Quai das jesuitische Philantropin angelegt war.

Wiederum war Philipp Wigel einem gewohnten Lebenskreise ent-

rückt, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, in demselben festen Fuß zu fassen. Er kehrte zu seinen Eltern nach Kiew zurück; der Vater, der zuweilen an Rückfällen in seine deutschen Jugenderinnerungen laborirt haben mag, hielt den Bildungscursus seines Sohnes für ergänzungsbedürftig und wollte seinem Philipp den Unterricht eines in Kiew privatisirenden gelehrten Deutschen, des Professors Graff, zuwenden; die Mutter meinte, der hochaufgeschossene Liebling ihres Herzens habe die Kinderschuhe längst ausgetreten und sei reif, den Traditionen seiner Lebedew'schen Ahnen gemäß in die Armee zu treten. Ein Bruder des inzwischen zum General-Procureur avancirten Bekleschow, Sergei Andrejewitsch mit Namen, war Militär-Gouverneur von Kiew geworden und dieser schlug Wigels Eltern vor, ihren Sohn in das von ihm gegründete „Senats-Regiment" eintreten und auf diese Weise der doppelten Vortheile einer Militär- und einer Civilcarriere theilhaftig werden zu lassen. Kaiser Paul hatte nämlich die Verordnung getroffen, daß kein Edelmann zum Civildienst zugelassen werden sollte, bevor er sich nicht als Militär einen Rang erworben. Um den kaiserlichen Intentionen möglichst zu entsprechen, hatte Bekleschow vorgeschlagen, einen Truppenkörper zu bilden, dessen Offiziere sich zugleich dem Mars und der Themis widmen und ihre Zeit zwischen Frontedienst und Gesetzesstudium theilen sollten; dieser „kuriose" Plan wurde von Sr. Majestät gebilligt, behufs seiner Verwirklichung das sogenannte „Senats-Regiment" eingerichtet, der geistreiche Schöpfer desselben aber zur Uebernahme des Commando's nach St. Petersburg berufen.

In Gesellschaft seiner ehemaligen Schulgefährten, der jungen Golizyn, die von ihrem Halbbruder Tamanski und einem Engländer Namens Leach, nach Petersburg in das uns bekannte Jesuiteninstitut geleitet wurden, machte Philipp Wigel sich in den ersten Januartagen des Jahres 1800 auf die Reise. Zu Porchow, jenseit Witebsk, erfuhr unser junger Reisender aber, daß Bekleschow in Ungnade gefallen und des Dienstes entlassen, das Senatsregiment, für das er sich vorbereitet hatte, aufgelöst und in ein „Litthauisches Regiment" verwandelt worden war. „Nur dem Zaren, nicht auch dem Senat kommt es zu, eine Garde zu haben" hatte der Mann gesagt, der ihm diese verhängnißvolle Kunde mittheilte. Ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte, setzte Wigel seine Reise in die Residenz weiter fort.

Am Morgen des 18. Februar langte die Karawane, der er sich angeschlossen, in Gatschina und am Nachmittag desselben Tages in St. Petersburg an. Am Schlagbaum erklärte Herr Tamanski, dem das Reisegeld mitgegeben worden war, unserem Helden, er habe nur über-

nommen, ihn bis nach Petersburg zu bringen und müsse ihm jetzt seinem Schicksal überlassen; das Reisegeld sei übrigens verzehrt. Ohne einen Heller in der Tasche zu haben, blieb der unglückliche junge Mensch auf offener Straße stehen; die Wohnung seines älteren Bruders, an den er adressirt war, kannte er nicht; er wußte nur, daß derselbe bei einem Artillerie-General Begitschew wohnte. Mit der Unschuld eines Provinzialen meinte er, die Wohnung eines Generals müsse Jedermann bekannt sein, und wandte sich an den die Thorwache commandirenden Offizier mit der Bitte um Auskunft. Lachend wurde ihm der Rath ertheilt, sich in das Ordonnanzhaus zu begeben und dort weiter nachzufragen. Ueber das Weitere lassen wir den Memoirenschreiber selbst berichten. „Mir blieb nichts übrig, als mit dem Fuhrmann der letzten Station in das Ordonnanzhaus zu fahren; dort wußte man mir nichts zu sagen. Der General wohne wahrscheinlich in der Liteinaja, da dort die meisten Artilleristen wohnten; übrigens werde der erste beste Artilleriesoldat mir Auskunft ertheilen können. Als ich meinem Fuhrmann diesen Bescheid ertheilte, fing er an zu murren, fuhr indessen weiter. Es war der letzte Tag der Butterwoche, seine Pferde waren wahrscheinlich ermüdet und er fragte mich unabläßig, ob wir nicht bald am Ziele sein würden. Als ich ihm nicht zu antworten vermochte, richtete er die kategorische Frage an mich, ob er auch ein gutes Trinkgeld erhalten werde. Wir waren unterdessen in der Liteinaja angekommen und ich erklärte ihm unbefangen, daß ich nicht einen Heller besäße. Jetzt hielt der Mensch an, begann zu schimpfen, und drohte mich aus dem Schlitten zu werfen. Mein funfzehnjähriger Diener Lewka, ein Provinzialtölpel, mit dem ich zusammen aufgewachsen war, fürchtete sich wo möglich noch mehr als sein Herr — wir waren in einer wahrhaft entsetzlichen Lage. Das Maß meiner Leiden war aber noch nicht voll; während ich dem zankenden Fuhrmann rathlos gegenüberstand, kam ein Polzeibeamter eilig daher gesprengt und rief uns zu, wir sollten die Hüte abziehen und vor unserer Kibitka stehen bleiben. Kaum hatte ich Zeit diesem Befehle nachzukommen, als ein prachtvoller, von zwei reichgeschirrten Pferden gezogener Schlitten herangebraust kam. Ich erkannte den Kaiser, den ich früher einmal gesehen hatte. Mit der Kaiserin fuhr er zu den Eisbergen, welche in der Nähe des Smolna-Klosters errichtet worden waren. Kaum war er an mir vorübergefahren, als der Polizeibeamte mich mit der Frage anfuhr, wie ich es wagen dürfe in einem verbotenen Anzuge zu erscheinen. , Wahrscheinlich durch meine Bestürzung, meine Jugend und Unerfahrenheit milder gestimmt, rieth er mir, mich möglichst bald aus dem Staube zu machen, damit ich

nicht arretirt würde; ich trug eine schwarze Mütze mit breiten Aufschlägen und eben diese Mützengattung war vor kurzem verboten worden. Unterdessen hatte der Fuhrmann auszuspannen begonnen, und kaum wieder zu mir gekommen, mußte ich mich aufs Bitten legen, um nicht auf offener Straße liegen zu bleiben. Ein vorübergehender Soldat sagte mir, der General Begitschew wohne in der Kirotschnaja-Straße zunächst dem Taurischen Garten. Der Fuhrmann gab nach langem Schimpfen endlich nach, schirrte aufs neue seine Pferde und hielt endlich vor dem ersehnten Hause des Generals. Hier harrte meiner eine neue Enttäuschung: weder der General noch mein Bruder, noch die Dienerschaft war zu Hause, Alles war ausgefahren, um die Freuden der Butterwoche zu genießen. Der einzige Militairdiener, der das Haus hütete, weigerte sich hartnäckig, mir die Thür aufzuschließen uud wollte uns sogar aus dem Hof des Hauses vertreiben. An diesem Vorhaben wurde er aber durch die Energie meines Fuhrmanns gehindert, der seine Pferde ausspannte, die Kibitka im Hofe stehen ließ und fluchend von dannen ritt. Hungernd und frierend blieb ich in meinem Schlitten sitzen, sehnsüchtig auf die Heimreise meines Bruders wartend. Endlich sagte man mir, ich würde den Diener desselben wahrscheinlich auf einem Platz jenseit des Taurischen Gartens bei den Volksbelustigungen antreffen; ich ließ meinen Burschen zurück und machte mich auf den Weg. Der Hunger und die stete Angst, meiner unseligen Mütze wegen arretirt zu werden, machte der Neugier, die mich zu den „Volksbelustigungen" getrieben hatte, bald ein Ende, und als noch ein heftiges Schneegestöber hinzukam, begab ich mich nach langem vergeblichen Suchen auf den Heimweg; endlich wieder an meiner Kibitka angelangt, fand ich den Diener meines Bruders vor. Dieser ließ mich in das Haus und machte mir ein Bett zurecht; ich hatte außer einem Pfefferkuchen, den ich für die letzten zehn Kopeken in Gatschina gekauft, den ganzen Tag über nichts gegessen und mußte, da mein Befreier weder den Schlüssel zur Speisekammer, noch einen Heller Geld bei sich führte, hungrig zu Bette gehen. Dieser ungastliche Empfang hat mich mit einer Art Abneigung erfüllt, die ich — obgleich ich zwei Drittheile meines Lebens in dieser Stadt zubringen mußte — im Grunde niemals wieder losgeworden bin."

Fünf Monate lang saß der funfzehnjährige Philipp Wigel in der Newaresidenz, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Er wandte sich an verschiedene Freunde seines Vaters, um durch deren Vermittelung eine Anstellung zu erhalten — alles war vergeblich. Endlich verhalf das platonische Verhältniß des ältern Bruders zu einer Frau Demidow dem jüngern zu einer Empfehlung an den Grafen Rostopschin,

damaligen Minister des Auswärtigen. Die einzigen Civilposten, welche man damals erhalten konnte, ohne vorher Militair gewesen zu sein, waren die zweiundzwanzig „Junker-Posten" beim Archiv des auswärtigen Ministeriums, zwölf in St. Petersburg und zehn in Moskau, und auf einen solchen hatte Philipp es abgesehen. An einem schönen Sommermorgen fuhren die Brüder nach Peterhof hinüber, wo der kaiserliche Hof residirte und der Graf in einem der „Cavalierhäuser" wohnte. Am Schlagbaum mußten sie dem commandirenden Offizier Namen und Stand, Absicht ihrer Fahrt u. s. w. berichten, um die Weisung zu erhalten, sofort nach Beendigung ihres Geschäfts, Peterhof zu verlassen; ohne specielle Erlaubniß durfte niemand längere Zeit hindurch an dem Ort verweilen, in welchem der Kaiser residirte. Bei dem Minister wurde den jugendlichen Supplicanten ein ziemlich kühler Empfang zu Theil, das „Kalmückengesicht" des mächtigen Mannes flößte ihnen mehr Furcht als Hoffnung ein. Zu Hause angelangt, fand das Brüderpaar einen Brief des Vaters vor, der die strenge Ordre enthielt, nicht länger Zeit und Geld zu vergeuden, sondern sofort nach Moskau abzureisen und in das dort stationirte Jekaterinoslawsche Kürassirregiment einzutreten. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne eine Mittheilung Rostopschins zu bringen, glaubten die Brüder dem väterlichen Befehl Folge leisten zu müssen; sie reisten wirklich ab und trafen am 21. Juli in Moskau ein. Im Hause ihres Schwagers fanden sie eine traurige Veränderung; der eben noch mit Gnadenerweisen überhäufte Gönner des Alexejewschen Hauses, Feldmarschall Graf Saltykow, war in Ungnade gefallen, weil er seine jüngste Tochter an einen mißliebigen Grafen Orlow verheirathet hatte. Die Strafe, die ihn dafür traf, war seltsam genug: er selbst blieb „um der Huld willen, die der Kaiser für die Gräfin hegte," in seinen Aemtern und Würden, seine sämmtlichen Adjutanten aber wurden plötzlich entlassen, und der junge Obrist Alexejew sah einer hoffnungslosen Zukunft entgegen.

Während Wigel sich zum Cavalleristen vorbereitete, Reiterstiefel tragen und Pferde tummeln lernte, traf aus Petersburg die Nachricht ein, Graf Rostopschin habe dem Gesuch des jungen Wigel längst gewillfahrt und ihn zum Archivjunker ernannt, bisher aber nicht in Erfahrung bringen können, wohin der Supplicant sich gewandt, nachdem er die Residenz verlassen; da er einmal in Moskau sei, stehe ihm frei in die Moskausche Abtheilung des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten. So war mit einem Mal aus dem Cavalleristen ein Diplomat geworden! „Mütterlicherseits," sagt Wigel, „war ich ja ein Russe, und aus einem Russen kann man machen, was man will." „Heutzu-

tage — fährt er fort — sind Staatsdienst und Leben in Rußland identische Begriffe; die Verabschiedung wird bei uns wie ein dunkles Grab angesehen, in dem es schauerlich zu wohnen ist und das man bei erster Gelegenheit wieder verläßt. Vor alten Zeiten war man in dieser Beziehung zwar im Allgemeinen vernünftiger; meine Familie gehörte aber schon damals zu der Zahl derer, die in der Verabschiedung eine Erniedrigung, den Verlust aller Lebenshoffnungen und Lebensfreuden sahen. Die Glieder unserer Familie waren eines nach dem andern verabschiedet worden (der Sturz des Vaters hatte die Verabschiedung der älteren Brüder Philipps zur Folge gehabt): man kann sich die Freude denken, welche die Nachricht, der jüngste sei mit Offiziersrang in den Dienst getreten, allenthalben verbreiten mußte. Am 26. August war mir der Brief Rostopschins durch die Gräfin Saltykow mitgetheilt worden; sogleich führte man mich in die Messe, wo ein Dankgebet abgehalten werden mußte — um sodann zum Schneider zu schicken und meine Uniform zu bestellen. Abends wurde eine Gesellschaft gegeben, an der sämmtliche Freunde des Hauses Theil nahmen, um mit uns bis zwei Uhr Morgens zu tafeln. Anderen Tages wurde ich durch einen Postbeamten, Namens Jakowlew, meinem künftigen Chef, Herrn Bantysch-Kamenski, vorgestellt; das Papier, welches meine Ernennung enthielt, war noch nicht angekommen und erst in den ersten Septembertagen sollte meine amtliche Thätigkeit ihren Anfang nehmen. Die diesem Besuch folgenden zwei Wochen lebte ich in einem wahren Wonnerausche; ich erfreute mich aller Annehmlichkeiten einer Anstellung, ohne etwas von den Inconvenienzen derselben zu erfahren. Als man mir meine Uniform brachte, war ich außer mir; wenig fehlte und ich hätte diese toga virilis, ehe ich sie anlegte, an meine Lippen gedrückt; die unvermeidlichen Reiterstiefel, welche damals Militair- wie Civilbeamte tragen mußten, hatte ich schon früher angelegt. Ich machte der Gräfin Saltykow sogleich meine Aufwartung, um ihr für die erfahrene Huld zu danken, wurde außerordentlich gnädig aufgenommen und ganz wie ein erwachsener Mensch anderen Tages zum Mittagsessen eingeladen. Zu Hause wurde ich scherzweise nur „Ew. Wohlgeboren" titulirt; nicht nur die vierzehnte Rangklasse, deren ich theilhaft geworden war, hatte mich in den Augen der Meinigen erhöht: die Decemviren des Archivs, in deren Reihe ich getreten war, galten in der Moskauer Gesellschaft für privilegirte Wesen und spielten auf den Bällen und in den Gesellschaften derselben lange Zeit hindurch dieselbe Rolle, die die Garde-Sergeanten in den Tagen Katharina's eingenommen hatten und die später an die Kammerjunker überging."

Der tiefe Einblick, der uns durch diese freimüthigen Bekenntnisse in die Eigenthümlichkeit der russischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gewährt wird, gäbe zu Betrachtungen mannigfaltigster Art Stoff und Veranlassung; so läge z. B. nahe, Untersuchungen darüber anzustellen, ob die Deutschen wirklich die Schöpfer der russischen Büreaukratie, die Erfinder jenes „Kronswesens" gewesen sind, um dessentwillen man sie noch heute an der Moskwa perhorrescirt oder ob ihr Antheil sich nicht am Ende darauf reducirt, einer schon vorhandenen Anlage und einem bereits gegebenen Bedürfniß zum Bewußtsein verholfen, oder die Mittel zu seiner Befriedigung nur mit neuen Namen benannt zu haben? War es der Enkel des estländischen Barons oder der Sproß aus dem Stamme der Lebedew, der beim Anblick der ersten Uniform „wie von neuem Wein" erglühte? Hatte Pensa das Bedürfniß nach einer Wiedergeburt durch den vierzehnten Klassenrang in den sechzehnjährigen Knaben gepflanzt oder war dasselbe auf Rechnung unüberwundener estländischer Einflüsse zu setzen?

In einem der abgelegensten Stadttheile Moskaus, hinter der Pokrowka, lag ein finsteres, altes Haus, dessen kleine Fenster und Thüren dicke Mauern und plumpe Verhältnisse ein alterthümliches Bojarenhotel aus vorpetrinischen Zeiten errathen ließen. Dieser wunderliche Bau beherbergte das Archiv des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, eine Sammlung vergilbter Actenstücke, Karten und Pläne, die hier aufbewahrt, copirt und registrirt wurden. Drei Zimmer des Gebäudes waren zu diesem letzteren Zwecke auserlesen und dienten als Kanzeleilocale. Herr Bantysch-Kamenski, ein vertrockneter, halb tauber Beamter, der sein Leben in diesen Räumen verbracht hatte, herrschte als unumschränkter Autokrat über die zehn jungen „Archiv-Junker," deren Aufgabe darin bestand, täglich mehrere Stunden lang alte Actenstücke in besondere Cahiers abzuschreiben. In diesen Kanzeleistuben hatte sich seit Erlaß jenes Gesetzes, welches den directen Eintritt in den Civildienst auf die diplomatischen Archive beschränkte, eine unerhörte Umwälzung vollzogen: statt der Popensöhne, die bis dahin den Kanzeleidienst zu versehen und in ihm zu ergrauen gepflegt hatten, waren es jetzt leichtfüßige aristokratische Junker, die hier zum Aerger des greisen Kanzelei-Chefs ihr Wesen trieben und deren übermüthige Laune nur mühsam in Zucht gehalten werden konnte. Der Stamm erprobter Actenreiter, der aus alten Tagen übrig geblieben war und Herrn Bantysch-Kamenski zur Seite ging, stand zu der jeunesse dorée, die ihm aufgepropft worden war, in ziemlich ausgesprochenen Gegensatz und die jungen Leute hatten häufig von der üblen Laune ihrer älteren Col-

legen, namentlich des wegen seiner Taubheit höchst mißtrauischen Chefs zu leiden.

In dem „Decemvirat“ der zehn Archiv-Junker waren mehrere der aristokratischesten Namen Rußlands vertreten: zwei Brüder Bulgakow, zwei Turgenjew, Jewreinow, Kurbatow, Fürst Gagarin, Graf Mussin-Puschkin, endlich Bludow, der spätere Reichsraths-Präsident, dem es beschieden war, unter drei russischen Herrschern eine gleich wichtige Rolle zu spielen. Die meisten dieser jungen Leute hatten, der Richtung der Zeit gemäß, eine ausschließlich französische Erziehung erhalten und nichts gelernt, als fehlerhaftes Französisch zu sprechen und den Genüssen des Lebens nachzugehen; die beiden Turgenjew und Bludow ausgenommen, hatte keiner je etwas von russischer Literatur gehört, ob sie gleich in derselben Stadt lebten, in der Karamsin und Dmitrijew ihre Werke schrieben, und mit diesen Männern häufig in Berührung kamen. Wigel selbst bekennt, in dieser Periode seines Lebens von der allgemeinen Zeitkrankheit ergriffen gewesen zu sein und der Gallomanie gehuldigt zu haben.

Was uns sonst von dem Moskauer Leben und Treiben berichtet wird, klingt wenig erbaulich; die Berichte unseres Memoirenschreibers drehen sich um die verschiedenen, ziemlich uninteressanten Bekanntschaften, die er machte, französische Romane, Theaterbesuche und persönliche Angelegenheiten. Er blieb nach wie vor der Obhut seines Schwagers befohlen, in dessen Hause er lebte. Dieser war bald nach der Anstellung Philipps in eine neue Sphäre dienstlicher Thätigkeit übergegangen; im December 1798 war der General Oertel, ein bevorzugter Liebling des Kaisers, Oberpolizeimeister von Moskau geworden und hatte den verabschiedeten Adjutanten des General-Gouverneurs zu einem der Polizeimeister der Hauptstadt gemacht. Oertel war von Geburt Preuße und schon darum eine persona ingrata in Moskau; unser Berichterstatter, der diese allgemeine Abneigung theilte, schildert den „Preußen“ als ein geborenes Polizeigenie, einen liebenswürdigen, umsichtigen, thätigen Mann, der die Machtstellung, welche das kaiserliche Vertrauen ihm eingeräumt hatte, niemals mißbrauchte, und eigentlich ohne allen Grund gehaßt und gefürchtet wurde. Die geheimen Berichte, welche der Oberpolizeimeister von Zeit zu Zeit nach Petersburg senden mußte, um die öffentliche Stimmung der altrussischen Hauptstadt zu charakterisiren, stürzten Niemand ins Unglück und thaten Keinem etwas zu Leide. Die Unbeliebtheit, die dem Polizeichef zu Theil wurde, hatte doppelte Gründe: Oertel war Deutscher und — hielt streng auf Ordnung. „Unser herzliebes Moskau,“ heißt es bei Wigel, „liebt ein wenig Unordnung und glaubt sich in Kloster gesperrt, sobald es gewahr wird, daß auf

strenge Ordnung gesehen wird. Ob das gut oder schlecht ist — mag Gott wissen. Biron und Anna Iwanowna haben diese Stadt geflohen, Elisabeth Petrowna hat ihr halbes Leben in derselben zugebracht. Jene haben Rußland gepeinigt, unter dieser ist es herrlich erblüht. Mein Schwager, der dem Beispiele seines Chefs folgen und streng auf Ordnung sehen, jede Gesetzwidrigkeit verfolgen mußte, war bald ebenso beliebt, als jener unbeliebt. Besonders das niedere Volk hing an ihm. Geschah das, weil er ein Russe war? oder weil ein Russe, auch wenn er streng ist, immer noch gutmüthig bleibt, oder weil das niedere Volk mit einem richtigen, den höheren Ständen abhanden gekommenen Instinct in dem Vertreter des strafenden Gesetzes ebenso wenig einen Feind sieht, wie in dem Stein, an dem es sich verletzt hat?"

Im Januar 1801 wurde Wigel, um anderen „Archiv-Junkern" Platz zu machen, zum Translateur im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten befördert und dadurch des zehnten Klassenrangs theilhaft gemacht. Wir gehen hieran vorüber, um unsern Autor von einem anderen, allerdings hochwichtigen Ereigniß, das sich wenige Wochen später zutrug, referiren zu lassen: „Es war am 15. März, Donnerstag vor Palmsonntag, als ich mich zu einer ungewöhnlich späten Stunde noch im Archiv befand; die höheren Beamten hatten sich fast alle schon entfernt, nur unser alter Bantysch-Kamenski brütete noch über einem Manuscript, als der jüngere Turgenjew rasch eintrat und uns mit stockender Stimme zurief: „Paul ist todt, Alexander ist Kaiser." „Was sprichst Du da?" rief Bantysch ihm heftig zu, indem er sich erschreckt bekreuzte. Durch den Kreml fahrend, hatte Turgenjew eine Menge Volks um die Uspenski-Kathedrale versammelt gesehen und war, hierdurch aufmerksam geworden, in die Kirche getreten: in dieser hatten sich bereits der Graf Saltykow und andere Würdenträger versammelt, um dem neuen Kaiser zu huldigen. In der Mitte dieser Huldigenden hatte ein mit dem Annenbande geschmückter General dagestanden, dessen Anzug im Uebrigen noch die Spuren einer eilig zurückgelegten Reise trug: es war der Fürst Sergei Dolgorukow, der die Kunde von dem Ableben Kaiser Pauls und das Manifest über die Thronbesteigung Alexanders I. nach Moskau gebracht hatte. Im Geleit Dolgorukows war der neuernannte Moskausche Oberpolizeimeister Kawerin angekommen; beide hatte man vorher vom Twerschen Schlagbaum her in einem einfachen Postwagen zum Hause des Höchstcommandirenden fahren gesehen... Ein Zweifel war nicht weiter möglich. Als ich auf die Straße trat, gewahrte ich auf den ersten Blick, daß die große Neuigkeit schon allenthalben bekannt war. So war denn Katharina

nach einer vierjährigen Grabesruhe in der Gestalt eines herrlichen Jünglings auferstanden; der Sohn ihres Herzens, ihr geliebter Enkel war es, der in seinem Manifeste erklärte, er werde uns ihre Zeiten zurückbringen.... Doch nein! selbst unter ihrer Herrschaft hatte man das Gefühl des Wohlbefindens nicht gekannt, mit welchem Rußland während der ersten sechs Monate der Regierung Alexanders erfüllt war. Ich weiß nicht, wie ich das, was damals geschah, schildern soll; Alles fühlte einen weiteren Spielraum um sich, die Brust athmete freier, alle Blicke waren freundlicher geworden. Dieser Umschwung war vorzüglich der trefflichen Wahl der Personen zuzuschreiben, welche den jungen Herrscher umgaben; sie waren alle schon zur Zeit seiner Großmutter verwendet und von ihr geschätzt worden. Bekleschow, Mordwinow und Troschtschinski, drei wohlmeinende, kluge und erfahrene Männer waren die höchsten Würdenträger des Reichs geworden. Nur drei Personen des früheren Regimes, Oboljäninow, Kutaissow und Oertel, waren des Dienstes entlassen worden. Der erste Gebrauch, den die junge Welt von der ihr verstatteten Freiheit machte, bestand in der Aenderung des Kostüms. Es waren kaum zwei Tage seit dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode Kaiser Pauls verflossen, so wurden auf allen Straßen runde Hüte, wenig später Fracks, lange Beinkleider und Westen sichtbar, obgleich das betreffende Verbot noch nicht aufgehoben war. Ende April begegnete man nur ausnahmsweise dem alten Kostüm, Röcken mit einer Reihe Knöpfen und Kamisölern, welche bloß noch von den allerärmsten Leuten getragen wurden. Demgemäß wurden auch in der Armee die Uniformen verändert, die alten engen, unbequemen Röcke u. s. w. abgeschafft; das seit den Zeiten Peters des Großen zur Nationalfarbe gewordene Grün der Uniformsröcke kam, wenn auch in einer dunkleren Schattirung, wieder zu Ehren. Von Trauer war in Moskau wenig zu spüren, ich erinnere mich eigentlich nur eine einzige Person, die Frau des Generallieutenants Kempen, die in erster Ehe an einen Kaufmann verheirathet gewesen war und sich demzufolge auf ihren Rang außerordentlich viel zu Gute that, in Trauerkleidern gesehen zu haben. Der Monat April war ungewöhnlich bewegt. Trotz der schlechten Wege, der noch mit Eis bedeckten Flüsse und des ungünstigen Reisewetters waren alle Straßen mit Reisenden bedeckt: schaarenweise kehrten frühere Beamte und Offiziere, die ihre Entlassung genommen oder unfreiwillig erhalten hatten, in den Staatsdienst zurück und eilten nach Petersburg, um die Huld des jungen Kaisers zu erwerben. Die wirklich Schuldigen ausgenommen, wurden alle Personen, die wieder Dienste nehmen wollten, zugelassen, Hunderte verabschiedeter Generale, die man

nicht gleich verwenden konnte, der Armee zugezählt und auf Wartegeld gesetzt. Auch meine beiden Brüder wurden wieder enrolirt, der eine trat in das kleinrussische Kürassierregiment, der andere wurde im Proviantwesen verwendet."

Den Sommer, der auf dieses bewegte Frühjahr folgte, verlebte Philipp Philippowitsch zum größten Theil auf einer in der Umgegend Moskau's belegenen Saltykowschen Villa, in welcher der General-Gouverneur die elegante Welt der Hauptstadt versammelte. Hier vertrieb man sich die Zeit mit Aufführung russischer und französischer Lustspiele und Paesielloschen Opern; Karamsin, damals ein Lieutenant außer Dienst von dreißig Jahren, dessen Umgang aber schon von Geheimräthen und Magnaten gesucht wurde, war ein häufiger und gern gesehener Besucher des gastfreien Hauses, das er in einem Gelegenheitsstück feierte, bei dessen erster Aufführung auch Wigel mitwirkte. Um diese Zeit war der erste Gesandte der französischen Republik Duroc, der Freund Bonaparte's, in Petersburg eingetroffen; von dem Aufsehen, das sein Erscheinen in der Newa-Residenz erregte, lieferte die Schnelligkeit, mit welcher die von ihm mitgebrachten republikanischen Moden bis nach Moskau verbreitet wurden, einen merkwürdigen Beweis; Wigel schildert die Sensation, welche Graf Wassily Saltykow erregte, als er, von einem Besuch in St. Petersburg zurückkehrend, à la Duroc gekleidet erschien und die Leute durch einen ungeheuren Jabot und auffallend kurzen Frack erschreckte.

Die enthusiastische Schilderung der im September desselben Jahres stattgehabten Krönung Kaiser Alexander I. übergehen wir, weil sie bereits Bekanntes wiederholt. Für Wigel gewann dieses Ereigniß durch die Reactivirung seines Vaters eine besondere Bedeutung: auf die Verwendung der Gräfen Rumänzow und des Vice-Kanzlers Fürsten Alexander Kurakin wurde der zum Geheimrath unbenannte Excommandant von Kiew, Gouverneur des neu creirten Gouvernements Pensa. Der Vice-Kanzler, ein russischer Aristokrat nach dem Zuschnitt des vorigen Jahrhunderts, reich, prachtliebend und üppig, ließ auch über Wigel den Sohn, die Sonne seiner Huld aufgehen, indem er ihm eine Stelle in seiner Kanzelei versprach, an deren Antritt unser Held aber durch Krankheit verhindert wurde. Um seine durch thörichte Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, nahm der junge Collegiensecretair einen sechsmonatlichen Urlaub und reiste mit seiner Mutter nach Kiew, um ihr bei der Auflösung ihres dortigen Hauswesens und der Uebersiedelung nach Pensa behiflich zu sein.

Kiew, das Paradies seiner Kindheit, fand unser Held traurig ver-

ändert wieder; während der zwei Jahre, die er abwesend gewesen war, hatten die Polen ein entschiedenes Uebergewicht in dem kleinrussischen Jerusalem zu erwerben vermocht und angefangen, den kleinrussischen Adel zu verdrängen. Man war damals harmlos genug, die Bedeutung nationaler Gegensätze gesellschaftlich zu ignoriren: Polen, Groß- und Kleinrussen lebten in Kiew friedlich neben einander und genossen die bescheidenen Lebensfreuden, die ihnen zu Theil wurden, nach Kräften, ohne sich durch den Stammbaum ihrer Nachbaren stören zu lassen. Von den Jugendbekannten Wigels waren viele gestorben, andere weggezogen und in veränderte Verhältnisse getreten; was aus der guten alten Zeit übrig geblieben war, hatte sich in die neue Lage der Dinge eingewöhnt und schien ohne Verständniß, ja ohne Organ für die nationalen Ideen zu sein, die schon damals in der Brust des ahnungsvollen Patrioten schlummerten. Die Mitschuld an dieser nationalen Indifferenz trug ohne Zweifel der Umstand, daß der General-Gouverneur (der achte, den Kaiser Paul während seiner vierjährigen Regierung für Kiew ernannt hatte und der von Alexander in seiner Stellung belassen worden war), wenn auch kein Deutscher, so doch ein Nichtrusse, ein nach Rußland eingewanderter Engländer, Mr. Fenshaw war. Dieser Mann, in dessen Hause die Polen sich mit besonderer Vorliebe versammelten, beschäftigte sich nur wenig mit Militärangelegenheiten, und mit den Civilangelegenheiten gar nicht; er galt für einen Gelehrten, weil er geläufig englisch sprach und wußte, was das Parlament war, „von dem bei uns nur Wenige etwas gehört hatten." Wigel selbst scheint während dieser Periode seines Lebens in seinen patriotischen Grundsätzen noch nicht gehörig gefestet gewesen zu sein; wie sich seinen Andeutungen entnehmen läßt, verschmähte er es nicht, an den Vergnügungen dieser von fremden Elementen inficirten Gesellschaft Theil zu nehmen, aus der die russische Sprache beinahe verbannt war, ja er gesteht sogar ein, „zu seiner Schande" habe er bei Gelegenheit eines Conflicts zwischen Polen und russischen Offizieren, die Partei der ersteren „als der gebildeteren Personen" genommen. Als besonders ärgerlich bezeichnet er es, daß die Polen auf Bällen und in Gesellschaften im Nationalkostüm zu erscheinen wagten und die Mazurka mit der Pelzmütze auf dem Kopf tanzten.

Wigel der Vater hatte unterdessen sein neues Amt in Pensa angetreten und außerordentlich zufrieden geschrieben. Der Adel, der ihm großen Theils aus der Jugendzeit, die er im Pensaschen Gouvernement verbracht, bekannt war, hatte ihn mit Enthusiasmus aufgenommen und um der Staatsregierung wohlgefällig zu sein, die Mittel zur Begründung eines Gymnasiums hergegeben; Frau und Kinder sollten, sobald

irgend möglich zu ihm eilen. Endlich hatte Frau Wigel-Lebedew ihre Geschäfte in Kiew abgewickelt und sich mit ihrem Sohne, der vor Verlangen brannte in das neue Reich seines Vaters einzuziehen uud die „inneren Gouvernements" kennen zu lernen, die er bis dazu nur von Hörensagen kannte, auf den Weg gemacht. Ueber Kursk und Woronesh (wo man sich aufhielt, um einer russischen Vorstellung von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" beizuwohnen) eilte man nach Pensa. An der Grenze ihres Gouvernements lief die Frau Gouverneurin sammt ihren Söhnen Gefahr, im Schnee umzukommen; man hatte den Weg verloren und in dunkler Nacht nur mühsam wiedergefunden. Die schlechten Wege machten eine rasche Reise unmöglich und „trotz unserer Gouverneurschaft, der Militäruniform und der Flüche meines Bruders, des guten Willens und der Ergebenheit der Fuhrleute," mußte, wie Wigel berichtet, die Familie noch kurz vor dem ersehnten Hafen ein Nachtquartier halten. Endlich traf man in Simbuchino (dem Wigelschen Familiengute von der ersten Frau des Vaters her) ein; hierher war der neu ernannte Gouverneur mit den bereits früher eingetroffenen Gliedern seiner Familie seiner Frau und seinen Söhnen entgegengeeilt: nach einer kurzen dem Wiedersehen geweihten Rast, reiste man weiter und endlich kam unsere Karawane im „Gouverneurshause" von Pensa an, woselbst der Polizeimeister und mehrere Beamte die Frau ihres Chefs an der Hausthür ehrfurchtsvoll empfingen.

Die Schilderung der Pensaischen Zustände, welche sich der Beschreibung der Feste anschließt, mit denen die Wigelsche Familie in ihrer neuen Residenz überschüttet wurde, gehört zu dem Lehrreichsten und Interessantesten, was unser Held aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse überhaupt mittheilt, wenn es gleich wenig geeignet ist, Sympathien für die Zustände jener „inneren" Gouvernements einzuflößen, deren Cultus zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unseres Philipp Philippowitsch gehört.

Das Gouvernement Pensa war Jahrhunderte lang der Schauplatz einer Tatarenherrschaft gewesen, deren Spuren es bis in die neue Zeit hinein nicht abzustreifen vermocht hatte; noch heute lassen die Namen der meisten Städte jener Provinz, als Ardüm, Onsybey, Tschembar u. s. w. auf einen orientalischen Ursprung schließen. Erst nach der Eroberung Kasans ward das russische Element in diesem Landestheil das herrschende; allmählich vermischten sich die russischen Kolonisten mit den alten Bewohnern des Landes und die meisten adeligen Familien des Gouvernements zählten neben rechtgläubigen Bojaren und Wojewoden auch tatarische Mursen zu ihren Ahnherren.

Im Jahre 1666 zum Rang einer Stadt erhoben, war Pensa die Residenz geworden, von der aus die zarischen Wojewoden die Umgegend beherrschten, bis unter Katharina auch hier die Statthalterschaftsverfassung mit ihrer complicirten büreaukratischen Maschinerie aufgestellt wurde. In den Söhnen dieser abgelegenen Erdgegend lebte aber der Unabhängigkeitssinn der tatarischen Mursen noch lange fort; die großen Grundbesitzer, welche den Adel des Gouvernements ausmachten, und in der Einsamkeit ihrer weitverstreuten Landsitze nur schwer erreicht werden konnten, waren fest entschlossen, „kein Stück Papier zwischen das Volk und seine Väter treten zu lassen" und die Ursprünglichkeit ihrer patriarchalischen Beziehungen energisch gegen jede bureaukratische Einmischung zu schützen. Wohl war die alte Einfalt der Sitten auch hier längst geschwunden, noch hatte die Cultur ihre bändigende Kraft aber nicht entfalten können. Nur die Furcht hatte während der Regierungszeit Pauls vorübergehend eine Art von gesetzlicher Autorität hergestellt; in der Zwischenzeit bis zur Ernennung Wigels des Vaters war der ursprüngliche Zustand der Dinge wieder in seine natürlichen Rechte getreten; in den entfernten, mit der Gouvernementsstadt nur nothdürftig verbundenen Kreisstädten waren die Beamten nicht die Wächter des Gesetzes, sondern die gefügigen Werkzeuge der herrschenden Familien. Gleich San-Marino, das in einem abgelegenen Winkel Italiens sein Wesen treibt, war auch Pensa eine abgelegene, halb vergessene Republik geworden; jeder höhere Beamte, der seine Autorität geltend machen und die gesetzliche Ordnung in das wirkliche Leben einführen wollte, wurde als Tyrann und Feind des öffentlichen Wesens von den Stimmführern der herrschenden Oligarchie öffentlich befehdet. Den Gouverneuren waren damals noch große Rechte eingeräumt; ohne in den Details der Verwaltung irgend controlirt zu werden, waren sie kaiserliche Vertrauensmänner, die in ihren Regierungsbezirken eine fast unbeschränkte Herrschaft ausübten. So wollte denn auch Herr v. Wigel aus dem Hause Illuk-Kurtna, der als alter Kriegsmann an Zucht und Ordnung gewöhnt war, seine Macht geltend machen und eine strenge Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen erzwingen. Aber schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt, begann die Opposition ihr Haupt gegen die frechen Neuerungen zu erheben. Auf allen Gebieten der Verwaltung und in allen Lebensverhältnissen stieß er auf hartnäckigen Widerstand. Der Führer dieser Opposition, die nach Wigels Andeutungen die tatarisch-asiatische Abneigung gegen jede feste Ordnung, jede auf sittlichen Principien gegründete Gesetzlichkeit und gegen alle europäische Bildung repräsentirte, war der officielle Wächter des

Gesetzes — der Gouvernements-Procureur (Oberstaatsanwalt), der seine Stellung einzig dazu ausbeutete, die straflose Allgewalt seiner reichbegüterten und weitverzweigten Verwandtschaft zu sichern. Zwischen ihm und dem Gouverneur brach bald nach des Letzteren Amtsantritt eine erbitterte Fehde aus: Herr v. Wigel hatte einen verabschiedeten Offizier, der ein gemeines Criminalverbrechen begangen und den Tod eines noch unmündigen Mädchens herbeigeführt hatte, verhaften und den Gerichten übergeben lassen; der Procureur, unter dessen Patronat der Verbrecher gestanden, antwortete mit einem geharnischten Protest und wußte bald die halbe Bevölkerung Pensa's gegen den eingedrungenen Deutschen und dessen neues Regime aufzuwiegeln. Herr v. Wigel wandte sich an den General-Procureur und bat um Entsetzung des pflichtvergessenen Procureurs; dieser aber hatte längere Zeit in St. Petersburg gelebt und war im Besitz „guter Verbindungen"; es begann ein endloses Getriebe von Intriguen und Gegenintriguen, dessen complicirte, widerwärtige Einzelheiten wir übergehen; der Gouverneur wußte zwar die Dienstentlassung seines Gegners herbeizuführen, wurde aber von da ab der Gegenstand eines Hasses, dessen weitverbreitete und feingesponnene Fäden sich durch das ganze Gouvernement und über dessen Grenzen hinaus zogen. An der Spitze dieser Verschwörung stand der durch seine Frau aufgestachelte Präsident des Criminalgerichtshofs, ihm zur Seite der Gouvernements-Schuldirector. Die Frauen waren auf das gesellschaftliche Uebergewicht der Gouverneurin eifersüchtig und suchten dieselbe durch eben so läppische wie boshafte Einfälle, unerwiderte Visiten, zurückgewiesene Einladungen u. s. w. zu kränken. Ein reicher Staatsrath außer Dienst, der seit Jahren das erste Haus gemacht und sich durch einen brutalen, schwelgerischen Luxus ausgezeichnet hatte, und dem die Geheimrathswürde des Gouvernementschefs ein Aergerniß war, trat diesem Bündniß bei; ein Gutsbesitzer, der als Rabulist gefürchtet war und die Gewohnheit hatte, seine Grenzen dadurch zu arrondiren, daß er seine Nachbarn durch unaufhörliche Processe und die Drohung mit neuen Rechtshändeln zu Territorialabtretungen zwang, fühlte sich in seiner Berufsthätigkeit genirt und schloß sich mit seinem weitverbreiteten Familienanhang gleichfalls den Unzufriedenen an; auch die professionellen Hazardspieler Pensa's begannen über das unerträgliche Joch zu murren, daß auf ihrer Industrie ruhte und thaten das Ihre um die Flamme des Parteihasses zu schüren. Daß es auch an Anhängern des in Herrn v. Wigel verkörperten guten Princips nicht fehlte versteht sich von selbst; die Majorität scheint aber im feindlichen, mit dem Zauber der Nationalität und des Herkommens

umgebenen Lager gestanden zu haben. Die Muße, deren die „gute Gesellschaft" Pensa's sich herkömmlich erfreute, ließ die Händel zwischen den Machthabern des Gouvernements als angenehmen Zeitvertreib erscheinen, an dem man schon der Unterhaltung wegen Theil nahm.

Charakteristisch für unsern Helden ist es, daß er die Gründe für die sittliche Verkommenheit der Verhältnisse Pensa's — in Westeuropa sucht, und die Sittenlosigkeit, Frivolität und Glaubenslosigkeit der Gutsbesitzer und Tschinowniks jenseits der Wolga auf die französische Revolution, auf Voltaire und die Encyclopädisten zurückführt. In vollen Zügen hätten die Russen das fränkische Gift allerdings erst 1814 und 1815 in dem eroberten Paris getrunken, die einzelnen Tropfen, die schon früher durchgesickert, seien aber hinreichend gewesen, um das Herzblut der Pensabewohner in gährend Drachengift zu verwandeln. Kurz:

Das sind die Folgen von Jean Jaques Rousseau,
Voltaire und der Guillotine —

und die idealisirende Vorstellung von den „innern Gouvernements" ist gerettet.

Den Schluß der Pensa-Episode unseres Memoirenschreibers macht eine Schilderung der Sitten und Gebräuche jenes Erdenwinkels: merkwürdiger Weise ist es dem scharfsinnigen Beobachter nicht möglich gewesen, das „chinesische" Ceremoniell der Pensulaner auf westeuropäische Vorbilder zurückzuführen. Bei großen Diners versammelte sich der männliche Theil der Gesellschaft um den Speisetisch; die Honoratioren und diejenigen Leute, die auch vor der Suppe eine Kartenpartie nicht verschmähten, nahmen den Salon ein, im Divanzimmer thronte die Damenwelt. Die Damen reichten, wenn sie eintraten jedem Cavalier die Hand und küßten ihn auf die Backe; bei Tisch rief der Diener den Namen des Gastes, dem er eine Schüssel reichte oder den er mit Getränken bediente, vorher mit lauter Stimme. Eine streng vorgeschriebene, der Hierarchie des Classenranges genau angepaßte Etikette regelte das Verhalten des Einzelnen; nur Beamte mit Stabsoffiziersrang durften mit vier Pferden fahren, dem Staatsrath war ein Sechsgespann sammt Vorreitern vorgeschrieben. Die Damen Pensa's ließen sich bis in das 19. Jahrhundert hinein das Haar pudern, zeichneten sich übrigens, wie Philipp Philippowitsch bemerkt, durch entschiedenen Mangel an Schönheit aus.

Daß es übrigens in aristokratischen Häusern an französischen Gouverneurs und Gouvernanten nicht fehlen durfte, verstand sich auch jenseits der Wolga von selbst: in einem derselben fand Wigel einen jüngeren Bruder seines unvergeßlichen Mentors, des Chevalier de

Rolland, einen Mann, der lange in Ajaccio gelebt hatte und durch seine genaue Bekanntschaft mit der Familie Bonaparte merkwürdig war. Dieser Wundermann hatte so eben einen Ruf nach Moskau erhalten, und in seiner Gesellschaft machte Wigel sich in die altrussische Hauptstadt auf, um wiederum seinen Dienst anzutreten. Die Zeit seiner Abwesenheit hatte viel verändert: das nicht mehr viel umworbene Archiv des auswärtigen Collegiums, das Reich Bantysch-Kamenskis war verödet, die fröhlichen Archivjunker in alle Winde versprengt, Bludow allein auf dem Schauplatz seiner früheren Thaten übrig geblieben. Selbst das strenge Gemüth Bantisch-Kamenski's hatte den Schlägen des Schicksals nur schwachen Widerstand geleistet, und mit einer Art von Rührung emfing er seinen früheren Jünger, der nach kurzer Rast im Hause seines Schwagers (der in einem durch den Machtspruch Potemkins in eine Cavallerie-Kaserne verwandelten alten Kloster als Dragoner-Commandeur lebte) nach Petersburg aufbrach, um jenen Posten in der Canzelei des Fürsten Kurakin anzutreten, der ihm während des Jubels der Krönungstage verheißen worden war. Am 4. August 1802 traf Wigel im Geleit seines Bruders in Petersburg ein, ohne Ahnung davon, daß er hier den übrigen Theil seiner Tage verleben sollte, aber schon bei seiner Ankunft erfaßt von der Sehnsucht nach Moskau und Kiew — den Nationalheiligthümern, in deren Mauern er begraben zu werden wünschte.

Philipp Philippowitsch war, wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, von dem Vice-Kanzler Fürsten Kurakin, der das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, auf Verwendung des General-Procureurs Bekleschow eine Stelle in dessen Kanzelei versprochen worden. Als er behufs Uebernahme derselben in St. Petersburg anlangte, gab es weder ein Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, noch einen Vice-Kanzler Kurakin noch einen General-Procureur Bekleschow mehr. Eine folgenreiche Aenderung hatte sich inzwischen vollzogen: die Collegien waren sämmtlich in Ministerien verwandelt worden; der Vorrang, welchen früher die Collegien des Auswärtigen, des Krieges und der Marine durch ihre directe Beziehung zu der Person des Kaisers behauptet hatten, waren aufgehoben worden; alle Collegien nahmen denselben Rang ein, hießen Ministerien und standen direct unter dem Kaiser. Bekleschow, der ein Gegner dieses Projects gewesen war, hatte seinen Abschied genommen und sich in das Privatleben zurückgezogen; Kurakin war der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten enthoben und zum Kanzler sämmtlicher russischer Orden gemacht worden. Neue Männer standen an der Spitze der öffentlichen Angelegen-

heiten, das Reich der sogenannten Pentarchie hatte begonnen; in einer mehrfach von Censurlücken unterbrochenen Charakteristik macht Wigel uns mit den Gliedern derselben bekannt. Vicecanzler und Minister des Auswärtigen war ein Graf Kotschubei geworden, der sich nur auf seinen Oheim, den Grafen Besborodko stützte, nach dem Tode desselben aber wegen Unfähigkeit verabschiedet und „wie viele Andere" auf seine Güter geschickt wurde. Das zweite Glied dieses Fünfmänner-Bundes war „ein geschworener heimlicher Feind Rußlands, der bekannte Verräther Adam Czartoryski, der Sohn der polnischen Judith und des russischen Holofernes, des Grafen Repnin." Von ihm heißt es weiter: „Gleich den übrigen Günstlingen des Kaisers mußte auch Czartoryski den Anglomanen spielen." Diese übrigen „Günstlinge" waren, der „wegen der Siege seines Vaters" zum Contre-Admiral ernannte Tschitschagow, der eine Engländerin zur Frau hatte und nach Wigels Versicherung ein verstockter Britte war, der Staatssecretär Nowossilzow, der gleichfalls „die Heimath des Porter und des Ale" zu seinem Vaterlande gemacht hatte und endlich der zwanzigjährige Graf Paul Strogonow. „Seit den Zeiten Peters des Großen" so fährt unser patriotischer Berichterstatter fort „war es das Geschick Rußlands sich immer vor dem Götzen eines der verschiedenen europäischen Staaten oder Völker zu beugen. Um Peter zu gefallen mußte man sich zum Holländer machen, unter Anna und Biron herrschte Deutschland, unter Elisabeth trat La Chétardie und mit ihm das Franzosenthum auf die Bühne, das später durch die Leidenschaft, welche Katharina II. für die französische Literatur und die französischen Philosophen hatte, noch mehr Boden gewann; Peter III. wollte uns zu Preußen machen; während der ersten Jahre der Herrschaft Alexanders I. war England unsere Patronin."

Der spiritus familiaris dieses Fünfmänner-Bundes war — Speranski, der im Wladimirschen Seminar erzogene Popensohn, der sich mit beispiellosem Glück zu einem der ersten Würdenträger des Reichs aufgeschwungen hatte. Durch den Fürsten Kurakin, bei dessen Sohn er Hauslehrer gewesen war, in die Welt eingeführt, ward er Canzleidirector seines zum General-Procureur ernannten Patrons und durch die Verwendung des Grafen Pahlen wenig später Staatssecretär. Dieser „echtrussische Mann," der nach unseres Gewährsmannes Zeugniß gleich dem „unvergeßlichen Taurier" keine Rachsucht kannte, aber in noch höherem Grade als dieser ein Menschenverächter war, konnte kein Englisch, war dafür aber mit einer früheren englischen Gouvernante im Schuwalowschen Hause, Miß Steewens verheirathet; diese Dame hatte es dahin gebracht, daß ihr Gatte seine kleine Tochter „my dear, my pretty

child, my sweet girl“ nennen konnte. Im Sommer ritt übrigens Speranski zuweilen auf einem anglisirten Gaul spazieren. Wir übergehen die Schilderungen, welche von den übrigen Würdenträgern der neuen Aera, den Woronzow, Mordwinow, Saltykow, Wassiljew, Murawjew u. s. w. entworfen werden und kehren zu den wechselvollen Geschicken unseres Helden zurück.

Wiederum stand Philipp Philippowitsch in der großen fremden Stadt hilf- und rathlos da; an eine Anstellung in der Canzlei des Vice-Canzlers war seit dem Rücktritt Kurakins von diesem Posten nicht mehr zu denken; in der Hoffnung, eine anderweitige Verwendung zu finden, machte Wigel Kurakin einen Besuch. Der Fürst empfing ihn mit gewohnter Liebenswürdigkeit, lud ihn zu einer Soirée ein, fragte ihn nach dem Befinden seiner Eltern, der früher versprochenen Anstellung wurde aber mit keinem Wort gedacht. Um nicht ohne alle Beschäftigung zu sein, trat Wigel als außeretatmäßiger Beamter in das Ministerium des Auswärtigen; er konnte es aber nicht dahin bringen auch nur mäßig beschäftigt zu werden — denn die etatmäßigen Beamten thaten selbst nichts, weil sie sicher waren, auch ohne Arbeit zu avanciren. Die höheren Beamten wußten (nach Wigels witziger Bemerkung) kaum, wie die Thür des Collegiums aussah, dem sie angehörten. Alle paar Wochen kam an Wigel die Reihe „de jour“ zu sein, d. h. in der Canzlei zu sitzen, um die möglicherweise eintreffenden Couriere zu empfangen und zum Minister zu führen; ein einziges Mal wurde ihm ein Auftrag anderer Art zu Theil: man übertrug ihm „als Probe“ die Anfertigung eines Auszuges aus den früheren Verhandlungen Rußlands mit der (längst untergegangenen) venetianischen Republik. Sein Eifer für den Staatsdienst mußte unter solchen Umständen erlahmen; er machte es bald wie alle seine Kameraden und erschien nur ausnahmsweise und in großen Zwischenräumen in seiner Canzlei. Die Lage, in der er sich befand, war, seinem eigenen Geständniß nach, eine ebenso unbehagliche wie unwürdige: durch die Verbindungen seiner Eltern und das Noviciat in dem hocharistokratischen Moskauer Archiv stand er zu der vornehmen Welt in Beziehung, ohne ihr doch eigentlich anzugehören, da seine bescheidenen Mittel nur zur Bestreitung des Nothwendigsten hinreichten. Während seine wohlhabenderen Kameraden sich in den Salons und Ballsälen der Aristokratie tummelten, mußte Philipp zu Hause beim Schein eines einsamen Talglichts dasitzen oder in einem bescheidenen Restaurant sein Mahl einnehmen, den einsam Entsagenden spielen, während er doch auch an nichts als die ephemeren Freuden dachte, die er nur ausnahmsweise genießen konnte, während ihn nur der eine Wunsch

erfüllte, gleich den Koslowski's, Kolitschew's und Jefremowitsch's, die er von Moskau her kannte, den vornehmen Stutzer spielen zu können. „Nicht einmal dasjenige Ersatzmittel, mit dem sich die mittellosen jungen Leute von heutzutage trösten, war mir bekannt: von lieberalen Ideen wußte ich nichts; im Gegentheil, was die Anderen wünschten, wünschte auch ich; was sie genossen, war auch das Ziel meiner Wünsche! es war eine schwere, schwere Situation!"

In der That läßt sich kaum etwas Betrüblicheres denken, als eine solche Jugend ohne Idealismus, ohne Streben, ohne Ahnung von dem, was den eigentlichen Werth des Lebens ausmacht, eine Existenz, die bei achtzehn Jahren für nichts Sinn hat als die Hohlheiten der eleganten Gesellschaft und das Würfelspiel der Carrière. Ohne Bildung, ohne Interessen, ohne sittlichen Halt, unbekannt mit den Schätzen, welche Wissenschaft und Kunst bieten, schleppt ein fähiger, im Kern seines Wesens tüchtiger Jüngling die Blüthezeit seines Lebens in unbehaglichem Müßiggang dahin, nur von dem einen Wunsch verzehrt, Glied einer Gesellschaft zu werden, über deren Leerheit und Nichtigkeit er sich selbst kaum mehr Illusionen macht.

Die Fluth des Petersburger high life trieb gerade damals ihre stolzesten Wellen; die elegante Welt der Newa-Residenz ließ in Luxus und Aufwand alles hinter sich, was selbst Paris gekannt hatte; nur mit Wien, dem Tummelplatz ungarischer, böhmischer, deutscher, italienischer und polnischer Magnaten und Millionäre ließ sie sich vergleichen. Die ungeheuren Vermögen des russischen Adels waren großentheils noch beisammen, noch nicht an Söhne und Enkel versplittert, noch „undurchgebracht." Die Ehrenstellen in der Armee, der Büreaukratie und bei Hof waren das beinahe ausschließliche Eigenthum der großen Adelsfamilien, deren Sprossen mit 17 Jahren Kammerjunker, mit 25 Jahren Kammerherren zu werden pflegten und dann einer glänzenden Zukunft gewiß waren: „die lästigen, erniedrigenden, durch ihr Einerlei tödtenden Pflichten des Canzleidienstes existirten für diese Bevorzugten nicht!" Ein Fest drängte das andere, ein vornehmes Haus suchte das andere zu überstrahlen; die Zahl der Familien, in denen täglich offene Tafel gehalten wurde, war so groß, daß Leute, die nur einige Verbindungen besaßen, der Mühe überhoben waren, sich an einem öffentlichen Ort ihr Mahl zu suchen; die Gastlichkeit der reichen Privatleute machte der Betriebsamkeit der Gastwirthe und Restaurateurs Concurrenz. Die größte Ausgabe für diejenigen, die es nicht verschmähten von der Gastfreiheit ihrer Freunde zu leben, bestand in der Beschaffung einer eigenen Equipage, da es für unanständig galt zu Fuß zu gehen und selbst die

Droschkenfahrer über die Achsel angesehen wurden. Vorübergehend kam denn auch einmal — Dank der Anglomanie des Hofes — höchste Einfachheit in die Mode: Se. Majestät hatte mehrere Male geruht, zu Fuß auszugehen und dadurch war der Bann, der auf den Fußgängern ruhte, für einige Zeit gebrochen!

Erst durch den Einfluß Speranski's — so berichtet Wigel — wurde ein neuer Stand geschaffen und zu Einfluß und Ehren gebracht — die Büreaukratie. Bis dazu waren die höheren Posten der Präsidenten und Vicepräsidenten in den Collegien der Gouverneure oder Oberprocureure das ausschließliche Eigenthum der Edelleute gewesen, die es im Staats- oder Hofdienst zu etwas gebracht hatten; Leute niederen Schlages gelangten herkömmlich nicht weiter als zu den Posten von Räthen in der Provinz, höchstens zu Obersecretären in den Collegien und Canzleien, und auch das nur, wenn sie Ausdauer genug besessen hatten, um Jahrzehnte lang zu warten. Unsere ältere Beamtengeneration — so urtheilt Wigel — war im allgemeinen gutartig, ließ sich an Wenigem genügen, nahm zwar Geschenke an, erpreßte aber keine und war in der Regel groben Bestechungen unzugänglich; die Beamten spielten häufig nur die Rolle von Advocaten, erwiesen dem Publicum allerlei Gefälligkeiten und Dienste und ließen sich für diese bezahlen. Zur Zeit der Kaiserin Katharina war dieser büreaukratische Mittelschlag bereits ausgestorben und durch eine neue, habgierigere Generation verdrängt worden. Speranski, der diese Beamtengattung vorfand, beschloß den ganzen Stand zu heben und sichtlich zu fördern: **Bildung** war sein Losungswort, war das Mittel, welches er zur Erreichung dieses Zweckes anwenden wollte. „Da er aber nicht selbst direct einwirken konnte, mußte er sich auf seine Freunde, Collegen und Untergebenen stützen, und diese verbreiteten mit der europäischen Bildung auch die europäische Unsittlichkeit.“ Anfangs ging alles gut; die Zöglinge der geistlichen Akademien und der Moskauer Universität, welche Speranski in die Canzleien zog und denen er durch gute Gehälter die Mittel zu einer auskömmlichen, anständigen Existenz bot, zeigten guten Willen und ernstes Streben. Seit die Collegien in Ministerien verwandelt worden waren, ließen sich auch die jungen Edelleute, die bis dazu nur die diplomatische Carrière für standesgemäß gehalten hatten, zum Eintritt in die Canzleien herbei und trugen dadurch nicht wenig dazu bei, den Canzleidienst in der öffentlichen Meinung zu heben. Aber die mit dem Jahre 1807 eintretende, allmählich fortschreitende Entwerthung des Papiergeldes reducirte die Beamtengehälter alsbald auf ein Viertheil ihres bisherigen Werths und die ärmeren Beamten ließen

sich diesen Umstand zur Entschuldigung und zum Vorwand dienen, um wiederum der Bestechlichkeit und Unredlichkeit Raum zu geben. „Der Liberalismus und der Unglaube," so fährt unser Gewährsmann fort, „begannen Herz und Geist der Beamten zu verderben, statt der Bibelsprüche, die früher der Rede eingestreut zu werden pflegten, hörte man die Phrasen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Schlagworte revolutionärer Redner citiren. Je mehr Bildung und Luxus zunahmen, desto rascher entwickelte und verfeinerte sich die Kunst, auf unredliche Weise Geld zu machen: indessen glaube ich nicht, daß diese Kunst je eine höhere Stufe, als die zu welcher sie gegenwärtig gebracht ist, erreichen können wird.... Der moderne Büreaukrat, sobald er zu einem Posten von einiger Bedeutung gelangt ist, denkt daran Minister zu werden. Er wird stolz, nimmt in seinem Betragen eine gewisse Kälte an und wird nur solchen Personen gegenüber gesprächig, die Geduld haben, ihm stundenlang schweigend zuzuhören. Er kleidet sich wie ein Stutzer, hat einen guten Koch, eine modische Frau und einen Flügel, lebt ziemlich zurückgezogen und empfängt nur Personen, die ihn brauchen und die er braucht. Er drückt sich in mehreren fremden Sprachen geläufig aus und ist belesen genug, um mit einem gelehrten Anstrich über Dinge zu raisonniren, über die er niemals nachgedacht hat. Ueber Angelegenheiten des Dienstes spricht er in der Gesellschaft nur wenig; er spart sie für sein Cabinet und für das Behördenlocal auf. An den Nutzen des Staats, die Wohlfahrt der Menschheit zu denken, ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, er läßt sich nicht einmal dazu herbei, sich gelegentlich auf diese Begriffe, die er für Ausgeburten schwacher Köpfe hält, auch nur zu besinnen! Zu herrschen und Geld zu machen, das ist alles, was er wünscht, andere Schwachheiten hat er nicht, ob er dieselben gleich bei Anderen hegt und nährt; denn zu verachten ist ihm Genuß, zu achten Qual. Seine Stellung mag so untergeordnet sein, als sie wolle, er läßt die Bittsteller die zu ihm kommen, im Vorzimmer warten, spricht mit ihnen aus einem hohen Ton und nimmt die Bestechungsgelder, die er erpreßt, gerade so an, als seien sie der schuldige Tribut Besiegter. Mitgefühl kennt er nicht, heilig ist für ihn nichts auf dieser Welt; er ist ein civilisirter Räuber, der nicht den gehörigen Muth hatte, sein Gewerbe auf offener Heerstraße zu treiben. Habe ich auch nur ein ideales Charakterbild der büreaukratischen Species entworfen, so hat dasselbe doch eine größere oder geringere Aehnlichkeit mit den einzelnen Exemplaren."

Seltsam genug, wenn ein im Staatsdienst ergrauter Greis, von den Genossen seiner Thätigkeit aussagt, daß sie gezähmte Straßenräuber

seien! Unseres Amtes ist es nicht, in Untersuchungen über die Stichhaltigkeit der Urtheile Wigels einzutreten; wir freuen uns nur, dem Helden dieser Erzählung eine Consequenz ohne Gleichen nachrühmen zu können, denn wie wir gesehen haben, führt er alle Mängel und Schäden des russischen Staats- und Gesellschaftslebens auf eine einheitliche Qelle, die von Westen her eingedrungenen Ideen von 1789, alle guten und heilsamen Momente der russischen Eigenthümlichkeit auf Moskau und das Land jenseits Moskau zurück.

Wigel war es gelungen in einer Speranski verwandten Branntweinpächter-Familie, den Helden der neuen Aera kennen zu lernen; Speranski versprach seinem jungen Bekannten eine Anstellung in dem, bei dem Ministerium des Innern errichteten statistischen Comité: es sollte dieses aus zehn Gliedern bestehen, deren eines zu werden unser Philipp Philippowitsch bestimmt war. Wie er selbst mit Freimuth eingesteht, gab es in Rußland damals nicht zehn Leute, die wußten, was man sich unter dem Ausdruck „Statistik" zu denken habe. „Daß ich der Zahl der Wissenden nicht angehörte, versteht sich von selbst; mit der Zuversicht der Ignoranz meinte ich aber, das habe nichts auf sich und ich würde bald genug hinter dieses Geheimniß kommen." Im Januar 1803 wurde Wigel aus dem Ministerium des Auswärtigen, dem er bis dazu noch zugezählt worden war, als Collegien-Assessor verabschiedet. „Was dann mit mir geschah," fährt er nach einem getreuen Bericht über das Hochgefühl, es zum Rang eines Stabsoffiziers gebracht zu haben, fort, „ist wahrscheinlich noch nie einem Andern passirt: ich wurde das Opfer einer Mystification, die zwei Jahre lang dauerte. Speranski hatte mir gesagt, ich sei einem Departement des Ministeriums des Innern zugezählt, habe aber nicht nöthig, wirklich in das Departement zu gehen, da die Thätigkeit des statistischen Comité's erst in sechs Monaten ihren Anfang nehmen werde. Ich weiß nicht, ob Speranski mich hintergehen wollte, ob er die Erfüllung einer Formalität verabsäumt hatte oder ihm die ganze Angelegenheit im Drange wichtiger Geschäfte aus dem Gedächtniß gekommen war: während ich selbst und alle Uebrigen glaubten, ich sei im Ministerium des Innern angestellt, war ich thatsächlich zwei Jahre lang verabschiedet."

Zum richtigen Verständniß dieser Thatsache und der Verhältnisse, unter denen sie möglich wurde, würden unsere Leser ebenso schwer zu bringen sein, wie Philipp Philippowitsch selbst. Wiederum zwei Jahre seines Lebens, seiner bildungsbedürftigen Jugend vergingen in geschäftigem Müßiggang. Er selbst gesteht, bereits damals eine, wenn auch unklare und unbewußte, so doch lebhafte Empfindung von der Nichtigkeit seiner

Existenz und der ihn umgebenden Verhältnisse gehabt zu haben, die mehr und mehr von ihrem Reiz für ihn verloren. Tief in ihm scheint ein edleres, auf die idealen Mächte des Lebens gerichtetes Streben geschlummert zu haben, das Niemand zu wecken, zu beleben gewußt hatte, das sich selbst, dem eigenen dunklen Drange überlassen blieb, ohne „des rechten Weges" bewußt werden zu können. Auf dieses tiefere, ideale Streben Wigels läßt sich vielleicht jene abenteuerliche Theorie von der Knechtung der russischen Eigenthümlichkeit durch die Westeuropäer zurückführen, die er dreißig Jahre später in seiner „Russie envahie par les Allemands" aufstellte. Die leere von Eitelkeit und Genußsucht zerfressene Welt, in der er sich bewegte, genügte ihm nicht; die einzigen reinen, unverfälschten Eindrücke seines Lebens hatte er als Kind in Kiew empfangen. Je weiter er sich von diesem goldenen Zeitalter seiner Kindheit entfernte, desto glänzender strahlte das Licht, in dem dasselbe ihm erschien, desto undeutlicher wurden die Contouren der thatsächlichen Verhältnisse, welche den Kern dieser Reminiscenz bildeten: mehr und mehr gewöhnte er sich daran das, was das spätere Leben ihm schuldig geblieben war, in das verlorene Kiewer Paradies zu versetzen, die eigene jugendlich-naive Auffassung der Dinge für den Reflex eines gesunden, naiven Gesellschaftszustandes zu halten und, was sich in Wahrheit „nie und nirgends begeben hatte," am Dnjepr zu suchen. Die Zustände Kiews waren im Grunde wenig von denen unterschieden, die er im übrigen Rußland vorfand; was sich ihm in Kiew mit holden Nebeln verhüllt hatte, lag in Petersburg nackt und klar vor seinen Augen; der ganze Unterschied bestand darin, daß man dieselben Dinge am Dnjepr mit russischen, an der Newa mit französischen Namen nannte. Was Wigel das „Rußland Katharina's" nannte, heißt jetzt bei den Slavophilen das vorpetrinische Rußland. Im Grunde ist es dasselbe wesenlose Ding, das Phantasiegebilde jenseits der Grenzen der tageshellen Realität. Bei Wigel beginnt das Verderben mit dem Tode Katharina's, bei den Aksakow und Kirejewski mit der Thronbesteigung Peters. Könnte nicht nächstens eine noch phantastischere Doctrin aufkommen, welche den Entnationalisirungsproceß schon von Boris Godunow oder gar von Rurik dem Waräger abzuleiten unternähme?

Aus neuster Zeit.

Die Universität Dorpat.

Für die drei Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland hat mit der Begründung der Dorpater Universität ein eigenes, neues Zeitalter begonnen. Die Errichtung einer deutschen Landeshochschule in Livland war nicht nur für die Förderung höherer Bildung von weitgreifendstem Einfluß, sie enthielt zugleich die directe und erneute Anerkennung des deutschen Charakters dieser Landschaft und bot der Erhaltung desselben festere Garantien und sicherere Hilfsmittel, als sie irgend durch Privilegien und Pergamente beschafft werden konnten. So lange die deutschen Richter, Aerzte, Prediger und Lehrer des Ostseelandes sich ihre akademische Bildung aus der Fremde holen mußten, blieb wesentlich dem Zufall und äußeren Verhältnissen überlassen, wie lange diese Bildung einen nationalen Charakter behalten sollte, war diese Bildung eine importirte Waare, deren Existenzrecht jeden Augenblick in Frage gestellt werden konnte. Bedurfte es doch eines bloßen Reiseverbots, damit das Rüstzeug zur Erhaltung deutscher Cultur an der Ostsee den durch die Zollgesetze verpönten „ausländischen Artikeln" gleichgestellt wurde. Solange der Liv-, Est- und Kurländer nicht in seiner Heimath zum gebildeten Deutschen werden konnte, mußte ihm geradezu zweifelhaft erscheinen, welchen Culturcharakter diese Heimath überhaupt trug.

Dazu kam, daß die Universitätsbildung, welcher die baltischen Provinzialen in Deutschland theilhaft werden konnten, den Bedürfnissen der Heimath immer nur sehr unvollständig entsprochen und es gerade unmöglich gemacht hatte, daß sich gewisse Zweige unseres öffentlichen Lebens weiter entwickelten. Ganz abgesehen davon, daß es an einem Sammelpunkt für die Jugend der drei Provinzen gebrach, konnten manche Dinge, deren der Liv-, Est- und Kurländer dringend bedurfte, in der Fremde nicht erlernt werden. Das galt vor Allem auf dem Gebiet des Rechtslebens, welches noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts, das Bild traurigster Verwahrlosung darbot. Jede der drei Provinzen hat ihr

eigenes Stadt- und ihr eigenes Landrecht, in subsidium gilt das gemeine römische Recht. Für die Landrechte bot der Sachsenspiegel eine gemeinsame Grundlage, die Stadtrechte waren Bearbeitungen des Lübischen und des Hamburgischen Rechts, der Strafproceß folgte den Vorschriften der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Karls V., das Verfahren in Civilstreitigkeiten lehnte sich an den gemeinen „teutschen" Proceß und die Gelehrten stritten vornehmlich darüber, ob die nach der Ablösung Livlands vom römischen Reich erlassenen Reichstagsabschiede für das Ostseeland noch maßgebend sein sollten oder nicht. An eine wahrhaft wissenschaftliche Bearbeitung des vorhandenen Rechtsstoffs war seit mehreren Menschenaltern nicht entfernt gedacht worden. Welche von den Vorschriften der drei Ritterrechte, der Carolina, der polnischen Constitutiones, des schwedischen Landlags und der Landesordnung von 1673 eigentlich rechtsgiltig seien, war ebenso zweifelhaft, wie die Entscheidung über die bindende Kraft der einzelnen unter russischer Herrschaft erlassenen Ukase. Der junge Jurist, der zu Jena oder Göttingen seine Studien beendet hatte, wußte höchstens im Corpus juris und einzelnen deutschen Landesrechten Bescheid, selbst die Namen der Rechtsquellen und Gesetzesbücher seines Vaterlandes blieben ihm vollständig fremd und es hing von dem guten Willen und der Fähigkeit der Praktiker ab, bei denen er sich nach seiner Heimkehr Rechts erholte, ob und wie viel er von der Geheimlehre Kunde erhielt, welche das liv-, est- und kurländische Provinzialrecht hieß. Eine Fortdauer dieses Zustandes mußte mit Nothwendigkeit zum Absterben der gesammten baltischen Rechtsbildung und — was mit dieser identisch gewesen wäre, zur vollständigen Reception des russischen Rechtes führen. Auf einem Gebiet, dem des Strafverfahrens, ist diese Folge wirklich eingetreten; bei dem Mangel brauchbarer einheimischer Institutionen erschien es sogar als Wohlthat, die Vorschriften des wenigstens formell geordneten russischen Strafrechts auf das Ostseeland ausgedehnt zu sehen. Daß sich das Provinzialrecht im Uebrigen entwickelt und erhalten hat, ist ausschließlich der Dorpater Universität und ihrer Juristenfacultät zu danken.

Kaum minder ungünstig war das Verhältniß, in welchem die in Deutschland gebildeten Theologen zu den Anforderungen der Heimath standen. Weder waren sie mit der vaterländischen Kirchenordnung bekannt, noch beherrschten sie die Sprachen der beiden Urvölker, zu deren geistlichen Lehrern sie berufen waren. Schon weil nur die höheren und wohlhabenderen Klassen ihre Söhne studiren lassen konnten, geschah es, daß die Geistlichen Liv-, Est- und Kurlands der Mehrzahl nach aus Deutschland eingewanderte Hauslehrer waren, die von ihren

Patronen zu Pfarrherrn berufen wurden, ohne daß irgend Jemand nach ihrer Befähigung oder nach ihren Kenntnissen im Lettischen und Estnischen gefragt hätte. Eingeborene Pastoren gehörten während des 18. Jahrhunderts zu den Seltenheiten. Bei den Schwierigkeiten, welche dem Besuch des fernen Westens entgegenstanden, war die akademische Bildung das ausschließliche Privilegium der reichen und vornehmen Leute und stand der Besitz derselben so hoch im Preise, daß wer auf „Universitäten gewesen zu sein" vorgab, mit Sicherheit auf eine reichliche Versorgung rechnen konnte.

Es ist jener Zeit baltischer Universitätslosigkeit in Deutschland vielfach nachgerühmt worden, sie habe ein näheres Verhältniß zwischen Colonie und Mutterland herbeigeführt und der directen Einführung deutscher Bildung in die Ostseeprovinzen zahlreiche, seitdem unfahrbar gewordene Wege offen gehalten. In Wahrheit steht die Sache anders. Allerdings war der Zusammenhang zwischen deutscher und baltischer Bildung damals ein engerer als in der Gegenwart, aber dieser Vortheil mußte zu theuer bezahlt werden, als daß er überhaupt in Rechnung kommen konnte. So lange die Ostseeprovinzen keine eigene Universität besaßen, konnten sie dem Inhalt ihres Lebens keinen adäquaten und selbständigen Ausdruck geben. Scheinbar setzte deutsches Leben sich direct bis an den finnischen Meerbusen fort, aber man eignete sich die Bildungsvorzüge und Ansprüche desselben nur an, insoweit es bequem war und ohne Störung in den überkommenen Vorurtheilen und Gewohnheiten abging; auf vollständige Anwendung dessen, was man jenseit der Grenze gelernt und als Bedingung gesunder Entwickelung erkannt hatte, mußte ohnehin verzichtet werden und so blieb jedem Einzelnen überlassen, wo er die Grenze zwischen berechtigter Provinzialeigenthümlichkeit und deutschem Culturanspruch ziehen wollte. Weil nicht auf einheimischem Boden erwachsen und mit den gegebenen Lebensverhältnissen in Einklang gebracht, nahm diese „rein deutsche Bildung" nur zu häufig den Charakter einer Summe abstracter Kenntnisse und Anschauungen an, deren Verwirklichung im praktischen Leben vergeblich auf sich warten ließ.

Erst die baltische Landesuniversität zog eine feste Grenze zwischen den Ansprüchen, welche der Livländer und denen, welche der Deutsche an sein Leben, seine Bildung und sein Wirken zu machen hat; sie schied was thatsächlich nicht mehr zusammengehörte, stellte an die baltische Existenz aber zugleich feste, objectiv gegebene Ansprüche, deren factische Durchführung verlangt wurde. Wohl ist vielfach — und noch zuletzt von Heinrich v. Treitschke behauptet worden, das den Liv- und Kur-

ländern durch die Landeshochschule gebotene Aequivalent für die entmißte deutsche akademische Bildung sei ein ungenügendes gewesen, das geistige Leben der Ostseeprovinzen habe sich an der Dorpater Hochschule nur „kümmerlich" genährt — diese Annahme beruht aber auf einer vollständigen Unbekanntschaft mit den gegebenen Verhältnissen und wird durch den bloßen Hinweis auf die großen Fortschritte, welche das baltische Leben an der Hand seiner Landesuniversität in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, vollständig widerlegt.

Nachzuweisen, daß die Universität nicht nur die Aufgabe hat, Gelehrte auszubilden und die Summe der jährlich gedruckten Handbücher zu vermehren, dürfte im modernen Europa kaum nöthig sein; die Männer der Wissenschaft sind nicht die letzten, welche heute öffentlich eingestehen, daß gesunde Charakterbildung der Jugend die erste Bedingung jeder vernünftigen Pädagogik, ja die Grundvoraussetzung aller wahren Wissenschaftlichkeit ist. Daß die Hochschulen Deutschlands sich in dieser Beziehung kaum rühmen dürfen, in den letzten Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht zu haben und daß das moderne deutsche Studententhum ein im Großen und Ganzen ziemlich unerquickliches Bild bietet, bedarf un so weniger der Ausführung, als die Klagen über die Verzerrung des alten Burschenthums ebenso allgemein verbreitet sind, wie die Beschwerden über mangelnde Frische, Charaktertüchtigkeit und Unabhängigkeit bei der akademischen Jugend, über das Schwinden ritterlichen Sinns und jugendlichen Idealismus.

Wenn die Dorpater Universität Nichts weiter geleistet hätte, als den Liv-, Est- und Kurländern, welche sie besuchten, die Gelegenheit zu wahrhaft mannhafter Charakterentwickelung zu bieten, ihre Gründung wäre kein vergebliches Unternehmen gewesen. In einem Lande, wo die rein gesellschaftlichen Beziehungen alle übrigen überwuchern, mußte es von unermeßlichem Werth sein, daß eine gefriedete Stätte geschaffen wurde, auf welcher sich Jünglinge aller drei Provinzen und aller Stände zusammenfanden, um gemeinsam für die Aufgaben patriotischer Berufsthätigkeit vorbereitet zu werden. Für den Edelmann, der seinen einsamen, rings von ungelichteten Wäldern umgebenen Landsitz kaum ein Mal im Jahr verläßt, den Landpastor, der Tag aus und Tag ein mit der Ueberwachung des Schulunterrichts, der sittlichen und intellectuellen Förderung seiner Gemeinde beschäftigt ist — für diese spielen die akademischen Jahre nicht nur die Rolle einer Zeit, in welcher man reichliche Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse hatte — von der Universität bringen sie zugleich die Grundpfeiler ihrer gesammten politischen und socialen Lebensanschauung und Lebensbehandlung mit.

Schon aus diesem Grunde ist die eigenthümliche Gestaltung des Dorpater akademischen Lebens für die Bildung und den Entwickelungsgang der deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen von einem Werth gewesen, der die Nachtheile reichlich aufwog, welche durch den Besitz einer eigenen Universität bewirkte Entfremdung von Deutschland herbeigeführt worden waren. Das Geschlecht derer, welche ihre Studienjahre in Deutschland verlebten, hatte seinen gesammten Idealismus außerhalb der heimischen Erde gehabt, war mit seinen reinsten und schönsten Jugenderinnerungen vom Vaterlande abgelöst und auf einem Boden verpflanzt gewesen, zu dem kein Weg zurückführte. Erst seit Begründung der Dorpater Hochschule änderte sich dieses Verhältniß; die Männer, die diese Universität besucht hatten, trugen ein heimisches Ideal im Herzen, dem sie die Treue im wirklichen Leben bewähren konnten, — die idealistischen Impulse, welche sie in der Jugend empfangen, bezogen sich auf die Wohlfahrt des Vaterlandes, die Erinnerung an die Hochschule war zugleich eine Mahnung zur Treue gegen die vaterländische Sache.

Wer die Geschichte und den Einfluß der Dorpater Universität auf das baltische Land kennen lernen will, muß sich darum gefallen lassen, nicht nur die Namen der hervorragendsten Lehrer und Leiter derselben aufgezählt zu hören, er muß zugleich von dem Entwickelungsgange des akademischen Lebens und der Interessen Act nehmen, welche die studentische Welt dieser Hochschule bewegt haben. In einem Lande, das einer reichen Fülle wechselnder Lebensgestaltung, wie sie nur ein großes Volk bieten kann, entbehrt, in einer engabgegrenzten Küstenlandschaft, wo die Genüsse der Kunst und anregenden Reiselebens fast vollständig unbekannt sind, wo eine große Anzahl der gebildetesten Männer nur zur Zeit des akademischen Studiums überhaupt dauernd in der Stadt gelebt und städtisches Leben kennen gelernt hat, gewinnen Jugendeindrücke, welche in der Culturwelt des Westens vollständig gleichgiltig und kaum der Erwähnung werth sind, einen Einfluß, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Zu einer Geschichte der Universität Dorpat, die dem Leser ein wirkliches Bild von dem Treiben dieser Hochschule und ihrer Wirkungen auf das gesammte Land geben soll, gehört darum nothwendig die Geschichte des Dorpater Studententhums oder vielmehr der academischen Freiheit am Embach, welche mit Recht zu allen Zeiten für die Vorbedingung jeder heilsamen wissenschaftlichen Entwickelung gegolten hat.

Die von Alexander I. gegründete Dorpater Hochschule bildet bekanntlich eine Fortsetzung der Stiftung Gustav Adolfs vom J. 1632 und hat schon aus diesem Grunde eine ziemlich complicirte Vorgeschichte.

Diese Vorgeschichte umfaßt, wenn man die Geschicke der schwedischen Universität mit hinzuzieht, nahezu zwei Jahrhunderte. Wer sich über die drei Perioden, in denen die nach ihrem Stifter benannte Universitas Gustaviana zu Dorpat und Pernau bestand (1632 bis 56, 1689 bis 99 und 1699 bis 1710), unterrichten will, schlage Schirrens Abhandlung über dieselbe nach, — über die ritterschaftlichen Verhandlungen und Projecte behufs Wiederherstellung der Hochschule im 18. Jahrhundert hat W. v. Bock in der Baltischen Monatsschrift so ausführlich berichtet, daß einfach auf die drei bezüglichen Abhandlungen verwiesen werden kann. Für uns genügt, daß Peter der Große im P. 4 der mit der Livl. Ritterschaft am 4. Juli 1710 abgeschlossenen Capitulation verheißen hatte, die Universität in Livland beizubehalten, „ihre beneficia und privilegia mehr zu augmentiren, als zu diminuiren," auch „dahin bedacht zu sein, wie die Universität allezeit mit tüchtigen Professoren der lutherischen Religion versehen sein soll," — daß die Erfüllung dieses Kaiserlichen Versprechens in Mitten der Wirren des 18. Jahrhunderts trotz verschiedener Petitionen der Ritterschaften Liv- und Estlands nicht ermöglicht werden konnte, bis Kaiser Paul gelegentlich der Zurückberufung der im Auslande studirenden Liv-, Est- und Kurländer im Jahre 1798 das Project zur Begründung einer Universität ausarbeiten und die Ritterschaften zur Prüfung und Beschlußfassung über die Frage zusammentreten ließ, welche Beihilfe seitens des Landes zur Ausstattung der Universität geleistet werden könne. Wir übergehen unter nochmaligem Hinweis auf die angezogene Quellenschrift die ziemlich complicirte Geschichte der Verhandlungen, welche die Adelskörperschaften der drei Provinzen gemeinsam wie gesondert über diesen Gegenstand pflogen, indem wir nur noch hervorheben, daß eine schließliche Einigung nicht erzielt werden konnte, da Kurland und Pilten, welche die Verlegung der neuen Hochschule nach Mitau in Aussicht genommen hatten, sich nach dem Scheitern des bezüglichen Projects im März 1801 von dem gemeinsam unternommenen Werke vollständig zurückzogen*) und sich die zum Besten desselben aufgebrachten ritterschaftlichen Beiträge zur Hälfte zurückzahlen ließen. — Da die zu restituirende Universität als Stück des Livländischen „Landesstaats" angesehen wurde, war es begreiflich, daß man für die Begründung wie für die Leitug derselben die Mitwirkung des Adels, resp. des Landraths-Collegiums in Anspruch nahm. Jede der drei Provinzialritterschaften (Kurland schied, wie erwähnt, in der Folge aus) wählte behufs der

*) Aus diesem Grunde zeigt der auf dem großen Wappen der Universität abgebildete Altar auch nur die Wappen Liv- und Estlands.

Errichtung, später der Leitung der Universität einen Curator sammt Substituten und Assistenten und schrieb zur Beschaffung der nothwendigen Mittel eine ländliche Steuer aus, die damaligem Brauch gemäß „per Seele" erhoben wurde, übrigens einen ziemlich beträchtlichen Erlös lieferte. Livlands besitzlicher Adel hat im Ganzen 45,431 Rbl. 60 Kop., Estland 36,002 Rbl. 32 Kop., Kurland zufolge der eingetretenen Differenz nur 2447 Rbl. 29 Kop. beigesteuert. Außerdem wurden die unbesitzlichen Edelleute und die Städte zu Sammlungen veranlaßt, die „entsprechend" ausgefallen sein sollen; desgleichen flossen Beiträge seitens der finnländischen Stadt Wyborg ein, in welcher Glieder des Bürgerstandes und der Geistlichkeit eine Collecte veranstaltet hatten. Den Kern der gesammten Donation machte eine kaiserliche Verheißung aus, durch welche der Universität einhundert publike Haken Landes zugetheilt werden sollten, die indessen zum Theil anderweitig vergeben waren und vorläufig in Geld berechnet wurden.

Die Verwirklichung seines Plans hat Kaiser Paul, (dessen kurze Regierungszeit für Liv- und Estland durch die am 28. November 1796 decretirte Wiederherstellung der alten angestammten Verfassung von besonders segensreichen Folgen war,) nicht erlebt. Die Schwerfälligkeit der ritterschaftlichen Verhandlungen, Meinungsverschiedenheiten darüber, ob Dorpat, Mitau oder Pernau die geeigneteste Stätte für den Dienst der Musen sei, und andere Umstände zogen die gesammte Angelegenheit in eine Länge, der das auf die Segnungen einer höheren Bildungsanstalt begierige Land ziemlich ungeduldig zugesehen haben mag; Carl Petersen's bekannte Verse von der „Irrwisch-Universität, die hier entsteht und dort vergeht," und zum Aerger für manchen ungelehrten Patrioten, noch bevor sie da war, „von der Seele 10 Kopek" kostete, bezeichnen in dieser, wie in mancher anderen Beziehung die damalige Stimmung der Gesellschaft in treffender Kürze. Zu einer raschen und definitiven Entscheidung kam die Dorpater Universitätsangelegenheit erst durch die Thronbesteigung Kaiser Alexander I., der in Veranlassung eines ihm von dem Geheimrath v. Vietinghof überreichten Projects mittelst Ukas vom 5. Januar 1802 die von seinem Vorgänger vollzogene Schenkung des Domgrundes und des Platzes der Marienkirche bestätigte, 25,000 Rbl. zur Aufführung des Universitätsgebäudes aussetzte und mit dem edlen Feuer thatkräftiger Jugend die möglichste Beschleunigung dieses Geschäfts anordnete. Wenige Monate später war der kaiserliche Wunsch bereits erfüllt; am 21. April 1802 versammelten sich die ritterschaftlichen Curatoren (unter ihnen der präsidirende Livl. Curator Geheimerath Graf Manteuffel), die wenigen von diesen präsen-

tirten und bereits in Dorpat anwesenden Professoren, die neunzehn ersten Studenten, die am Ort befindlichen Autoritäten, die Deputirten der Livl. Ritterschaft und zahlreiche „distinguirte" Dorpater Einwohner aller Stände in dem provisorischen Universitätsgebäude, das ein verdienter Patriot, der wirkl. Staatsrath v. Bock, auf fünf Jahre unentgeltlich eingeräumt hatte, um den Act der feierlichen Begründung der baltischen Hochschule zu begehen und damit ein neues Capitel in der vielgewundenen Provinzialgeschichte Liv-, Est- und Kurlands einzuleiten. David Friedr. Lenz, der bekannte vieljährige Oberpastor Dorpats und Sohn des hochverdienten General-Superintendenten, hielt in der festlich geschmückten Johanniskirche die Weihrede, dann kehrte man in die Aula zurück, wo Graf Manteuffel und Lorenz Ewers, der erste Rector, Festreden hielten; Mittags gab Manteuffel ein glänzendes Festmahl in seinem Hause, Abends der Dörptsche Rath einen Ball. Am 22. April hielten die Professoren Ewers, Parrot, Styx, Pöschmann und Balk ihre öffentlichen Inaugurationsreden, am 24. April fanden Installationen und Decanatswahlen, am 1. Mai die ersten Vorlesungen statt.

Schon wenige Monate später vollzog sich eine für die junge Hochschule wichtige und folgenreiche Veränderung, welche zugleich höchst charakteristisch für das eigenthümliche Verhältniß ist, in welchem der alte livländische Provinzialstaat zu den Anforderungen moderner Bildung steht. Unter wesentlicher Mitwirkung der Ritterschaften begründet und von ritterschaftlichen Curatoren geleitet, trug die Universität den Charakter eines Provinzialinstituts, welches zunächst ohne directe Beziehung zum Staat und dessen Organen da stand, mithin der Gefahr einer Beschränkung und Bevormundung durch die Büreaukratie vollständig entrückt war. Wäre die Landesvertretung gewesen, was sie eigentlich sein sollte, eine Repräsentation aller Stände des Landes, innerhalb welcher das gebildete Bürgerthum gleich berechtigt neben dem Adel seinen Einfluß geltend machen konnte, dieses Verhältniß wäre von den Gliedern der Universität als Wohlthat empfunden und vielleicht bis in die Neuzeit erhalten worden. Die Dorpater Hochschule wäre ein integrirender Theil des Provinzialstaats geworden und hätte die Befugnisse und die Bedeutung desselben ansehnlich erweitert. Aber die Männer, welche das Curatorium bildeten, waren ja nicht Erwählte des *ganzen* Landes, sondern Repräsentanten des Adels und der ausschließlich ritterschaftliche Charakter der Landesvertretung ließ die Unterordnung der Universität unter dieselbe als peinliche Beschränkung, als entwürdigende Abhängigkeit der Wissenschaft von *einem* Stande erscheinen. Beamte des Adels zu sein, einer Adelshochschule anzugehören, war den Gliedern des

akademischen Lehrkörpers ein unerträglicher Gedanke und von allen Seiten machte sich bald die dringende Forderung geltend, das bisherige Verhältniß gelöst und die Universität direct dem Staat untergeordnet zu sehen: man übersah, daß die aristokratische Form der Provinzialvertretung eine bloß zeitliche und keineswegs mit dem Wesen der Sache identische war.

Auf Wunsch der Universitätsglieder begab sich Lorenz Ewers Nachfolger im Prorectorat, der Professor der Physik Friedrich Parrot (ein Jugendfreund des großen Cuvier), im Herbst des Jahres 1802 nach St. Petersburg, um von dem kaiserlichen Begründer der jungen Hochschule die vollständige Lösung des Bandes zu erbitten, durch welches dieselbe mit den Ritterschaften und deren Curatoren verknüpft war, und eine förmliche Anerkennung der Autonomie und Selbständigkeit dieser Körperschaft herbeizuführen. Bereitwillig kam der junge Kaiser diesem Wunsche entgegen und das neue Universitätsstatut wurde am 12. December 1802, dem fünf und zwanzigsten Geburtstage des Monarchen, unterzeichnet und dem beglückten Rector ausgehändigt. Die Universität war durch dasselbe von den Ritterschaften und dem Livl. Landesstaat vollständig abgelöst und dem neu begründeten Ministerium der Volksaufklärung untergeordnet worden*); im Januar 1803 wurde der aus den Provinzen Liv-, Est-, Kurland und Finnland (d. h. Alt-Finnland) bestehende Dorpater Lehrbezirk geschaffen und der Generalmajor Friedrich Maximilian v. Klinger, der Dichter des Schauspiels „Sturm und Drang,“ zu dessen erstem Curator ernannt.

Ueber den ersten funfzehn Jahren des Bestehens der Dorpater Universität liegt ein romantischer Zauber, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition aufbewahrte Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgießt, daß dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muß. Man hat diesen Abschnitt nicht mit Unrecht als das heroische oder goldene Zeitalter Dorpats bezeichnet, wenn derselbe gleich in wissenschaftlicher Beziehung sehr viel unbedeutender war, als die folgenden Jahrzehnte. Die Freude über die Verwirklichung des seit Menschenaltern gehegten Wunsches der drei Provinzen, die sich endlich in die Lage versetzt sahen, ihren Söhnen die Wohlthat academischer Bildung auch innerhalb des Landes zu Theil werden zu lassen, nachdem es ein Jahrhundert lang nur den

*) Auf Grund des kaiserlichen Statuts vom 12. December 1802 wird der Jahrestag desselben als officieller Geburtstag der Hochschule gefeiert; die Studentenwelt feiert altem Brauch gemäß noch immer den 21. April als den eigentlichen Stiftungstag.

wohlhabenden und reichen Familien möglich gewesen war, Studenten nach Königsberg, Jena und Göttingen zu senden — diese Freude ließ sich an den ziemlich bescheidenen Leistungen der Lehrer und Schüler des heiteren „Embach-Athen" vollauf genügen! Wurde sie doch getragen von dem Glauben, daß für die Ostseeprovinzen wie für das gesammte russische Reich mit der Thronbesteigung des humanen jungen Herrschers eine neue Epoche, eine Zeit der Entwickelung zu höherer Freiheit und Würde des Menschengeschlechts angebrochen sei. Jener Bund zwischen „Göttern, Menschen und Heroen," über dessen Auflösung die Götter Griechenlands klagen, er schien sich damals in Dorpat zu erneuen, wenn auch nicht Liebesgötter, sondern akademische Musen die Genien waren, um deren Altar man sich schaarte: nicht nur Professoren und Studenten lebten ungeschieden und brüderlich mit einander, selbst der Stifter des neuen Tempels stieg in jenen Kreis hinab. Alte Leute erinnern sich noch heute mit Rührung des Frühlingstages (Mai 1804), an welchem Kaiser Alexander unter dem Jubel von Studenten, Professoren und Philistern seinen Einzug über die steinerne Brücke hielt, um sich am Arm des glücklichen Rectors Parrot auf einem Spaziergang zwischen den alten Ruinen und den jungen Blüthenbäumen des Dombergs der Söpfung zu freuen, die er im nordischen Heidelberg gepflanzt hatte. Die Anrede, mit welcher Parrot den Kaiser begrüßte, machte auf diesen einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck, daß sich zwischen dem Monarchen und dem bescheidenen, bloß in seiner Ideenwelt lebenden Gelehrten ein inniges Freundschaftsverhältniß entspann, welches sich bis zum Tode Alexanders erhielt und dem die Universität zahlreiche Wohlthaten zu danken hat. Parrot stand mit dem Kaiser in ununterbrochenem Briefwechsel, wurde von demselben in den intimsten Staatsgeschäften zu Rathe gezogen und wußte sich dieses ungewöhnliche Vertrauen dadurch zu erhalten, daß er niemals auch nur das Geringste für seine Person verlangte.

Der akademische Senat war in dieser, beinahe zwei Jahrzehnte umfassenden Urzeit bunt aus Landeskindern und Einwanderern zusammengewürfelt, die in fröhlichem Verein wirkten; neben dem hochverdienten Parrot, den Ewers, Morgenstern, Struve u. s. w. walteten Moier, der „Namenlose," und Grindel, dessen „sanftes" Rectorat noch durch Jahrzehnte sprichwörtlich geblieben; Hezel, der letzte Pfalzgraf des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, war zugleich als Exege und Rumfabrikant thätig, bis ihm seine auf der am wilden Dom belegenen Etzelsburg gelesenen Collegia und die willkürlichen Doctorpromotionen, mit denen er die Muße der Sommerferien auszufüllen

pflegte, förmlich verboten wurden; Cichorius, der lebenslustige und dabei grundgelehrte Physiolog und Anatom, theilte seine Opfer zwischen Aesculap und Bacchus — man hatte bei der Besetzung des Lehrer- und Beamtenpersonals nicht viel Zeit verloren, sondern jedem, der sich irgend zu empfehlen gewußt hatte, den akademischen Purpur ertheilt. Als erster Bibliothek- und Censur-Secretair war ein Hauslehrer des Geheimraths v. Vietinghof in die zur Bibliothek restaurirte Domruine (1804) gezogen, Carl Petersen, der „Dicke," wie ihn die Freunde seiner bescheidenen Muse kurzweg nannten, binnen weniger Jahre der Mittelpunkt und Stern der akademischen Dorpater Geselligkeit alten Datums, noch heute der typische Repräsentant jener Zeit glücklichen, harmlos beschränkten Behagens*).

Von literarischen Denkmälern hat die „goldene Zeit" uns wenig zurückgelassen. Die Productionen der akademischen Lehrer reducirten sich auf einige wenige Bücher, von denen „Ewers Schulbuch" vielleicht am längsten gelebt hat, und des Reisenden Kohl zwanzig Jahre später gemachte Bemerkung, daß die literarische Thätigkeit der Dorpater Universitätslehrer ihre schwächste Seite sei, behielt noch viele Jahre lang Recht. Wer aus jenen Tagen mehr wissen will, als die Namen und Zahlen, welche mit den verschiedenen Universitätsbaulichkeiten zusammenhängen, muß sich mit Reminiscenzen aus dem socialen Leben, mit Bruchstücken aus den drastischen Heldengedichten, welchen die Muse Petersen, dem Schöpfer der Musenbankerte Dreyers des Jüngeren, und dem Kurländer Kolb, dem Autor des „Burschenaufzugs von 1812," eingab, und mit sagenhaften Erzählungen von den Raufereien begnügen, welche die erste Studentengeneration vor den Thüren der alten Ressource und an der Petersburger „Ragatka" zur allgemeinen Erbauung vollführte. Wer wüßte die Namen der Trefflichen nicht zu nennen, die die Samenkörner deutscher Burschensitte zuerst in den Boden der sonst so sterilen Embachufer senkten? Gustav Petersens, des ersten immatrikulirten Studenten, seines Freundes Bröcker, des nachmaligen Professors, von dem die Sage rühmend berichtet, er habe nie eine „fixe Kneipe" (feste Wohnung) besessen

(Ein Kissen für sein schweres Haupt,
Der Sporn dem Stiefel eingeschraubt,
Ein Helm, ein Schwert, manch heit'rer Witz,
Das war sein einziger Besitz)

---

*) Ueber diesen einzigen in seinem Vaterlande wahrhaft populär gewordenen livländischen Dichter vergleiche man Victor Hahns geistreiche Charakteristik desselben (Balt. Monatsschr. Nov. 1860).

und jenes mannhaften Franz von U. St., der als Führer vieler tausend Nachfolger zuerst die Dorpater Mensur betreten! Vergegenwärtigt man sich, daß der Geist, welchen das Dorpater Leben jener Zeit athmete und den ersten Generationen der Studirenden mittheilte, Jahrzehnte lang für die gesellschaftlichen Zustände der aus diesen rekrutirten gebildeten Kreise unseres Landes maßgebend gewesen ist, so wird man es uns nicht verargen, wenn wir demselben auch in der Folge eine Aufmerksamkeit widmen, die er an und für sich nicht zu verdienen scheint.

Eine Bleistiftzeichnung von der Hand Petersens, die sich bis in unsere Tage erhalten hat, entwirft ein lebensvolles Bild jener harmlosen Zeit, in der es noch keine politischen und religiösen, vor Allem keine nationalen Gegensätze in Livland gab: sie stellt den „Markt," den bekannten Platz vor dem Dorpater Rathhause vor. Auf einem magern Klepper schleppt der Polizeimeister Jessinski die Last seines ungeheuren Federhuts fort, die Herren vom Rath, lauter charakteristische, mit der akademischen Tradition verwebte Figuren eilen zur Session in das Rathhaus, verschiedene, gleichfalls mythisch gewordene Professoren schlendern dem am Markt belegenen (1805 gegründeten, später in den Sitz des Curatoriums verwandelten) alten Universitätsgebäude zu. In Mitten steht der „Dicke" selbst und wechselt mit vorübergehenden Bekannten ein heiteres Scherzwort, und wenn ich nicht irre, läßt sich aus der Schaar der übrigen Figuren auch noch der alte Apotheker Ottensen erkennen, von dem wir nur wissen, „daß er mit kurzem Trippelschritt das elende Dörptsche Pflaster tritt." Bedürfte es eines weiteren Commentars für diese unbedeutende und doch so charakteristische Bleistiftskizze, aus Petersens (allerdings nur für Freunde gedrucktem) poetischem Nachlaß ließe er sich unschwer herstellen, denn die Anschauungen, welche aus den heute nur noch Wenigen verständlichen Versen dieses Büchleins reden, sie waren die eigentlichen Grundanschauungen der guten alten Zeit und ihrer Vertreter, die zufrieden waren, so lange die freie Bewegung des Einzelnen nicht gehemmt wurde, solange jeder Tag eine Stunde übrig ließ, in welcher sich im Kreise guter Freunde ein behagliches Wort austauschen und das, was in der großen und kleinen Welt der nächsten Umgebung passirt war, in Ernst und Scherz glossiren ließ. Das Band, welches Professoren und Studenten, gelehrte und ungelehrte Glieder der damaligen Gesellschaft umschloß, war die unmittelbare, gemeinsame Freude am Leben, an der Gewohnheit des Daseins und Wirkens, das Bewußtsein der ursprünglichen Gleichheit, das in den Kindern des 18. Jahrhunderts noch kräftig genug war, um alle durch äußerliche Unterschiede zwischen ihnen aufgeführte Scheidewände wenigstens zeitweise nieder-

zureißen. Von fachwissenschaftlichen Interessen, welche die directen Berufsgenossen zu ausschließlichem Verkehr veranlaßt hätten, von Parteiverschiedenheiten, bezüglich praktisch-politischer Fragen, war damals kaum die Rede; bis tief in das zweite Jahrzehnt hinein war neben der Theilnahme für die deutsch-russischen Kriege gegen Napoleon (oder „Noch Jemand," wie man mit einer beliebten Kotzebueschen Wendung sagte), die schöne Literatur die große Angelegenheit der Nation, die Beschäftigung mit ihren Erzeugnissen die liebste Unterhaltung derer, die sich an der Discussion über kleine, durch die Verse ihres Dichters häufig wirklich geadelte Tagesangelegenheiten nicht genügen ließen. Man erbaute sich an Goethe, Schiller und Jean Paul, und glaubte auf der Höhe der Zeit zu stehen, wenn man über Kotzebue und Merkel, die „Hausgötter und Urgenies" des großen Haufens, hinwegsah. Ueber allen übrigen Genien aber waltete der Genius des Humors. Der eng geschlossene Kreis, in welchem sich die damalige akademische, wie jede andere Provinzial-Existenz bewegte, war für eine humoristisch-behagliche Behandlung und Auffassung des Lebens so geeignet, daß kaum eine andere als diese übrig blieb, und im Grunde alle, Junge wie Alte, Gelehrte wie Ungelehrte, eine Art Studentenleben führten und sich mehr oder weniger daran genügen ließen, Abends beim Becher den Ernst und die Sorgen der Welt satyrisch zu verscheuchen. Der Familienzusammenhang, der alle Glieder unserer Kolonie umschlingt, damals stand er noch in voller Kraft und Blüthe, und wo sich alles von Jugend an kannte und „schätzte," war es natürlich, daß man jeder Persönlichkeit ihr Recht ließ, so weit dieselbe fremde Eigenthümlichkeiten genugsam schonte, um das allgemeine Behagen, welches man für die Lebensaufgabe ansah, nicht allzu empfindlich zu stören. Typisch für diese Art der Geselligkeit und Vergesellschaftung — der angesichts der anspruchsvollen Blasirtheit und pretiösen Vornehmheit unserer Zeit große und entscheidende Vorzüge nicht abzusprechen sind — war der „Winkelclubb bei Volkmann," zu welchem sich Carl Petersens Freunde zusammenfanden. Da finden wir in buntem Gemisch Professoren, Beamte, Lehrer, Studenten und Gewerbsleute neben- und miteinander. Neben dem Rector Moier saß der Lehrer Dittler, der lebenslustige Kaufman Peter Martin Thun trank neben dem Obersecretair Lenz sein Glas sebstfabricirten Rums und ihm gegenüber thronte der Oberpastor und Professor der Theologie Lenz, ohne der Würdeseines Amtes das Geringste zu vergeben. Die muntern Reime, welche in diesem Kreise cursirten, bald die Hochzeit eines ehrbaren Pastors zum Gegenstande hatten, den man aus seiner Studentenzeit als tollen Gesellen kannte, bald „Wittgensteins

Sieg bei Polozk" feierten — sie bekunden deutlich, daß es ein echt studentischer Ton war, der die Formen dieser wie der übrigen Dorpater Gesellschaft beherrschte.

Wie tief die Wurzeln waren, welche das patriarchalische Treiben der akademischen Urzeit Dorpats in dem öffentlichen Bewußtsein geschlagen, geht aus der Treue hervor, mit welcher die Tradition sich desselben bemächtigte, um ihre Reminiscenzen von Geschlecht zu Geschlecht fortzuvereben. Wo die ersten Vorlesungen gehalten worden, und wo der alte botanische Garten gelegen, das wissen in Dorpat nur noch einzelne Gelehrte der localen Vaterlandskunde zu sagen, — der Stein aber, auf welchem der „Dicke" ausgeruht, wenn er zum Domberge hinaufgekeucht, das stille Haus im Wallgraben, wo er und andere gute Gesellen

— — — — bei Tage und auch wohl bei Nacht
Geschwelgt in des Lebens Lust und Pracht,
In Goethe's und Shakespeare's Zauberwelten
Hier, wo sie oftmals (also nicht selten)
Mirifice sich die Nase begossen,
Hier, wo unter Ernst und tollen Possen
So mancher wirklich geniale Funken
Geknistert und wieder zur Asche gesunken —

dieses Haus war noch vor einem Dutzend Jahren jedem Kinde in der Stadt bekannt und wurde jedem Fuchs in perpetuam rei memoriam aufgewiesen. Bald ist freilich das Geschlecht derer auch schon ausgestorben, die sich ihr Leben lang an Erinnerungen dieser Herrlichkeiten erwärmten und zu versichern nicht müde wurden, „wer nicht mit Carl Petersen am runden Tisch bei Volkmann gesessen, wisse nicht, was es mit dem altlivländischen Leben auf sich gehabt habe!"

Diese „Heroenzeit" der Dorpater Hochschule fällt so ziemlich mit der des Klingerschen Curatoriums zusammen (1803—1817) und schließt sich mit dem Ausgang des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ab. Viele der wichtigsten Einrichtungen der Universität sind noch auf diese Zeit zurückzuführen. Die Universitätsbibliothek, das Klinikum, die Sternwarte, die Domanlagen, das anatomische Theater, der botanische Garten und das erwähnte alte Universitätsgebäude stammen aus den Jahren 1803—10 und wurden, Dank der Kaiserlichen Munificenz, in einer für damalige Verhältnisse großartigen Weise ausgestattet. Schon im Jahre 1806 hatte eine Umgestaltung der materiellen Basis des gesammten Instituts stattgefunden; die der Universität donirten 204 Haken Landes, für deren complicirte Verwaltung die Kräfte der mit derselben

betrauten Professoren allmählich nicht mehr ausreichten, wurden zum Besten der Krone wieder eingezogen und durch eine jährliche Summe von 126,000 Rbl., welche der Reichsschatz zahlen mußte, für immer abgelöst. Während bis zum October 1803 das noch von den ritterschaftlichen Curatoren Graf Manteuffel und C. G. v. Baranoff entworfene „Reglement der akademischen Polizeiverordnungen" für die studentische Disciplin maßgebend gewesen war — und (wie die Tradition wissen wollte) hauptsächlich das Schleifen der Schläger am Eckstein des Rathhauses verboten hatte — wurden am 15. October desselben Jahres die ersten Kaiserlich bestätigten „Vorschriften für die Studirenden" publicirt. An demselben Tage hielt das zur Verwaltung der Universitäts-Oeconomie bestellte Directorium seine erste Sitzung, vier Wochen später wurde die Appellations-Instanz des Universitätsgerichts installirt. Von drückenden Einschränkungen und Reglementirungen der Lehr- und Hörfreiheit, des studentischen Lebens und Treibens oder einem formalistischen Examenzwang war selbstverständlich nicht die Rede. „Leben und leben lassen" war die Maxime, welche die alten Rectoren befolgten, Männer, denen es in entscheidender Stunde wahrlich nicht an Muth und Thatkraft fehlte, die dem Geist ihrer humanen Zeit gemäß aber außer Stande waren, zu dem Treiben einer frischen Jugend scheel zu sehen und jeden Ausfluß studentischer Laune nach der Elle zopfiger Reglements zu messen. Von dem liebenswürdig populären Ton, in welchem diese würdigen alten Herren zu den „Commilitonen" zu reden pflegten, ohne doch der Würde ihres Amts etwas zu vergeben, haben sich Nachklänge in dem aus dem Jahr 1812 stammenden Kolbeschen „Burschenaufzug" erhalten, die der Anführung nicht unwerth sind. — Die Studenten sind vor des Rectors Parrot Haus gezogen, um ihm gelegentlich eines feierlichen Aufzugs ein donnerndes Vivat zu bringen. Dieser erscheint und hat eben Zeit gehabt, die Uniform überzuwerfen, verräth durch seine Morgenschuhe und ein paar weißleinene Unterkleider indessen einen im Uebrigen formwidrigen Anzug. Aber

Bursche, seht d'rauf nicht,
Hört nur, was er hier zu Euch spricht:
„Meine Herrn! Der Aufzug, der ist prächtig;
Tausend Dank, daß Sie ihn mir bescheert,
Alle Karzer, die von Burschen trächtig,
Werden heute dafür ausgeleert.
Fensterwerfen, Prügelei der Gnoten —
Waren auf das Strengste sonst verboten;
Doch ich schenke jedem Musensohn
Auf ein ganzes Jahr Absolution!"

Abermals begleitet vom Gesindel
Geht in Procession die ganze Schaar,
Hin zu unserm alten biedern Grindel,
Der vor Olims Zeiten Rector war.
Seiner werden wir uns oft erinnern,
Mitleidsvoll trug er ein Herz im Innern.
Wegen jeder lausigen Kanaille
Straft er uns nicht gleich mit harter Traille.

Grindel kommt. „O meine Herr'n, mich rühret
Ihre Liebe," spricht er ganz fidel.
„Doch, daß ich als Rector dispensiret,
Freut' mich, ich versichre meiner Seel',
Mögen Sie jetzt lärmen und spektakeln,
Meiner Seits brauch' ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick' ich Klingern den Bericht
Noch sitz' ich im Rectoratsgericht."

Daß die Jugend an den Männern solch' milden Regiments mit Begeisterung hing und ihre Namen Lebenslang werth hielt, ist wohl erklärlich und wir wollen es dem Sänger des hier geschilderten Aufzugs gern glauben, wenn er am Schluß seines, ganze 83 Stanzen umfassenden Epos versichert:

Wenn der, dessen Muse hier gesungen,
Einst sich als Philister quält und härmt,
Und ein Trupp von dicken wilden Jungen
Um den alten grauen Sünder lärmt,
Dann wird er in müss'gen Augenblicken
An den Aufzug denken mit Entzücken,
Sich erinnern noch mit Herzlichkeit
An die froh verlebte Burschenzeit!

Die Abwesenheit aller den ungehemmten, ja schrankenlosen Genuß der akademischen Freiheit beengenden Formen ist übrigens nicht das einzige charakteristische Merkmal der Klinger-Parrotschen Epoche, — ihr zur Seite stand eine beinahe vollständige Abwesenheit dessen, was man in der Neuzeit „Examen" nennt und für den unentbehrlichen Schlußstein jedes Studiums ansieht. Examina waren während der ersten fünfundzwanzig Jahre unserer Hochschule eigentlich nur für Mediciner üblich, Jünger anderer Facultäten unterzogen sich denselben in der Regel nur, wenn sie es auf eine gelehrte Laufbahn im eigentlichsten Sinne des Worts, d. h. auf eine Professur absahen oder wenn ihnen an der Erlangung des mit dem wissenschaftlichen Grade verbundenen Klassenranges gelegen war, ein Fall, der im Ganzen nicht häufig vor-

kam. Daß dieser Mangel einer äußeren Veranlassung zu fortlaufendem und zusammenhängendem Studium seine großen Schattenseiten hatte und vielfach zum Mißbrauch und zur Vergeudung der Studienzeit beitrug, steht außer Zweifel; dabei darf aber nicht außer Augen gesetzt werden, daß die Studirenden jener Zeit in der Regel reifer und entwickelter auf die Universität kamen, als unsere Zeitgenossen, denen der äußere Arbeitszwang die innere Selbstzucht erspart und daß demgemäß die Fälle, in denen die Akademie bloß als Vergnügungsanstalt angesehen wurde, vielleicht seltener, jeden Falls nicht öfter als in der Neuzeit vorkamen.

Im Januar 1817 übernahm an Stelle Klingers (der übrigens beständig in Petersburg gelebt hatte und nur ausnahmsweise nach Dorpat gekommen war) der Graf, spätere Fürst Lieven, ein einsichtiger und thatkräftiger Mann, das Amt des Dorpater Curators, um seine Verwaltungsperiode mit der Durchführung zweier wichtiger Maßregeln zur Förderung der Universität zu eröffnen. Seinem Einfluß war es zu danken, daß schon mit dem zweiten Halbjahr 1817 der durch die Entwerthung der Banco-Valuta längst nothwendig gewordene neue Etat (nach welchem dreißig Professores ordinarii angestellt sein sollten) Platz griff und daß 1820 ein neues, wesentlich verbessertes Statut eingeführt wurde, welches der Selbständigkeit und dem Cooptationsrecht des akademischen Senats die schätzbarsten Garantien bot. In die Zeit dieses (bis zum Jahre 1828 dauernden) Lievenschen Curatoriums und der ihr bis 1836 folgenden Oberverwaltung des General-Gouverneurs Baron Pahlen fällt, neben der Begründung zahlreicher Staats-Stipendien für mittellose Studirende, die Berufung einer Anzahl ausgezeichneter Professoren, welche für die Hebung der wissenschaftlichen Bedeutung Dorpats dauernd thätig waren: wir brauchen nur die Theologen Sartorius und Julius Walter, die Juristen Clossius, Dabelow und F. G. v. Bunge, den Mineralogen Moritz v. Engelhardt u. s. w. zu nennen, um dem älteren Theil der jetzt lebenden Generation die dankbare Erinnerung an Männer zurückzurufen, denen sie die nachhaltigste wissenschaftliche Anregung danken. — Wie es in der ersten Periode der Dorpater Universitätsgeschichte der hochverdiente Friedr. Parrot gewesen war, der als vieljähriger Rector und energischer Lenker des akademischen Steuers auf lehrende und lernende Commilitonen den nachhaltigsten Einfluß geübt hatte, so stand in dem uns vorliegenden zweiten Abschnitt der unvergeßliche und unvergessene Gustav Ewers an der Spitze der Geschäfte: sein wiederholt prolongirtes, mit Energie und Humanität verwaltetes Rectorat hat ihm in der Geschichte unserer Hochschule einen

bleibenden Ehrenplatz gesichert. — In diesen Zeitabschnitt, der noch der vollen Freiheit und Beweglichkeit des „heroischen Zeitalters" theilhaft war, sich aber durch größeren wissenschaftlichen Ernst und klares Bewußtsein der Aufgaben einer Hochschule auszeichnete, fällt eine Reihe für den Dorpater Studentenstaat wichtiger Veränderungen, die wenigstens in Kürze berührt werden müssen.

Die relativ geringe Anzahl der Studirenden der ersten beiden Jahrzehnte und der anspruchslose Frohsinn der damaligen Generation, welche nicht erst besonderer Formen bedurfte, um sich des Lebens und des akademischen Bürgerrechts zu freuen — hatten es mit sich gebracht, daß sämmtliche Studenten damaliger Zeit einen einzigen Kreis bildeten und durch kein anderes Band, als das der gleichen Sitte und Tradition, zusammengehalten worden waren. Arme und Reiche, Lebemänner und „Kamine," Edelleute und Bürgerssöhne gehörten der einen Dorpater Burschenschaft an, zu welcher jeder immatrikulirte Student gezählt wurde, der nicht etwa das Unglück gehabt hatte, sich durch Verletzung der herkömmlichen Sitte oder durch unehrenhafte Handlungen die Strafe des „Verrufs" zuzuziehen, einer Excommunication aus der studentischen Gemeinschaft, die uraltem Brauch gemäß und in Analogie der alten Relegationsformel bis zu neunundneunzig Jahren ausgedehnt werden konnte. Daß sich innerhalb dieses einen großen Kreises kleine Kreise Gesinnungsverwandter bildeten, versteht sich ebenso von selbst, wie daß man sich bei feierlichen Aufzügen und öffentlichen Acten nach Facultäten oder Landsmannschaften gruppirte.

Der große Vorzug der Einheit des Studentenstaats, welcher die verschiedenartigsten Elemente und Bestandtheile in sich verband und dem Einzelnen die Möglichkeit bot, mit Interessen und Anschauungen aller Art in Berührung zu kommen und vor jener Einseitigkeit und Beschränktheit bewahrt zu bleiben, die für die Jugend besonders widerwärtig und gefährlich ist — dieser Vorzug wurde im Jahre 1822 zu Grabe getragen. Der naiven Burschikosität der ersten Decennien folgte ein bewußtes Studententhum, in welchem sich die stabilen Elemente von den flüssigen absonderten und besondere, festgeschlossene Körper bildeten. Der Student, der nur studiren, und der „Bursch," der zugleich das Leben genießen wollte, waren fortan verschiedene Menschen, die zwar dem gleichen Gesetz (Comment) Gehorsam leisten mußten, im Uebrigen aber gesonderte Wege gingen. Schon in der Mitte des zweiten Jahrzehnts (einem unverbürgten Mythus nach schon seit 1808) hatten die Kurländer einen besondern Kreis gebildet, im September 1822 schieden die Estländer und die Livländer aus der alten Burschenschaft aus, um

selbständige Corporationen mit besondern Specialgesetzen zu bilden; im Januar 1823 trennten sich die aus Riga gebürtigen Studirenden wiederum von den Livländern, um ein selbständiges Corps, die Fraternitas Rigensis zu bilden, noch später constituirten die damals ziemlich zahlreichen Russen sich zu einer besondern Ruthenia. Ein verhältnißmäßig kleiner Stamm blieb der alten Tradition getreu und bildete bis zum Jahre 1834 eine besondere Burschenschaft. Etwa ein Drittheil der Studenten (die „Wilden") stand außerhalb dieser Verbände und begnügte sich mit einer Privatexistenz. Daß die Mehrzahl dieser studentischen Körperschaften sich durch fast ein halbes Jahrhundert und trotz zeitweilig außerordentlich schwieriger Verhältnisse bis auf den heutigen Tag erhalten hat, beweist, daß denselben ein Existenzrecht inne wohnte, das nicht wohl bestritten werden kann. Nichts desto weniger läßt sich behaupten, daß diese Zerklüftung der Dorpater Studentenschaft ihre großen Schattenseiten gehabt hat. Ein Mal war es ein Verlust, daß der Einfluß einer großen Anzahl junger Leute, die ausschließlich den Wissenschaften obliegen wollten, den Genossen dauernd entzogen wurde und ihrerseits wiederum der Vortheile eines disciplinirten kameradschaftlichen Zusammenlebens entbehrte, und zweitens hatte es eine entschieden bedenkliche Seite, daß die studentischen Landsmannschaften sich auf den Boden des provinziellen Partikularismus stellten, ausschließlich mit Söhnen ihrer engeren Heimath verkehrten und dadurch das Bewußtsein ihrer Interessensolidarität oft für das ganze Leben einbüßten. Daß z. B. der livländische Edelmann keine Gelegenheit hatte, wenigstens auf der Universität die Tüchtigkeit des Rigaer Bürgerthums kennen zu lernen, daß der städtische Patricierssohn wiederum von Jugend auf gewöhnt wurde in dem „Adeligen" oder „Landschen" den Repräsentanten einer besondern Menschengattung zu sehen, daß endlich die Bewohner der einen Provinz die der andern vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der Rivalität betrachteten — das war sicher kein Gewinn, sondern ein großer Verlust, dessen Folgen tiefer eingeschnitten haben, als man glaubt. Die Einförmigkeit und Beschränktheit unseres Provinziallebens bringt es mit sich und hat es in früherer Zeit ganz besonders mit sich gebracht, daß in der Jugend gewonnene Anschauungen und Vorstellungen in das spätere Leben mit hinüber genommen werden, und mancher ergraute Philister wird noch heute zugestehen müssen, daß er die Unterschiede Grün, Blau, Violet und Roth, wenn überhaupt, nur mühsam und allmählich los geworden ist.

Was das studentische Leben dieses Abschnitts (1822—37) an Naivität und Einfachheit verloren hatte, gewann es freilich an Intensität

und Bewußtsein. Trotz der endlosen Fehden, die die einzelnen Verbindungen mit einander ausfochten, und die dazu führten, daß man sich oft Jahre lang die gegenseitige Anerkennung, ja alle Satisfaction verweigerte, schäumte das Leben in frischer freier Jugendlust dahin, um in der Sonne ungetrübter Freiheit mit tausend bunten Farben zu schillern. Wurde auch viel gefochten und zu Zeiten wenig studirt, fehlte es auch nicht an Excentricitäten und Auswüchsen aller Art, es herrschte auch damals ein Geist der Genügsamkeit und Einfachheit, der kein Raffinement aufkommen ließ und dem studentischen Treiben den Character wahrhafter Jugendlichkeit erhielt. Die Corporationen waren immer groß genug, um für Jünglinge von verschiedenster Abstammung und Geistesrichtung Platz zu haben, arme Bauerssöhne und reiche Edelleute tranken aus demselben Glase und trugen oft denselben Rock; neben Veteranen, denen sich noch 1835 nachrühmen ließ, sie hätten an der Begründung ihrer Corporationen Theil gehabt und die Farbenmütze „schon unter Ewers Rectorat" getragen, saßen ernsthafte Jünger der Wissenschaft, die wenige Jahre später vom Katheder herab zu ihren erstaunten Genossen sprachen und dann dieselben Leute als befangene Examinanden vor sich sahen, deren hohes academisches Alter sie noch kurz zuvor als staunende Füchse fürchtend verehrt hatten. Sehr bedeutend war damals die Zahl der Zöglinge allerdings nicht, welche in der Folge dem academischen Lehrkörper beitraten, an ausgezeichneten Männern, welche noch heute die Zierde unserer Hochschule bilden, hat es aber auch jener Zeit nicht gefehlt. Als Regel galt freilich noch, daß die eintretenden Vacanzen mit namhaften ausländischen Gelehrten ausgefüllt wurden und die Eroberung des Landes durch jene „Sachsen und Angelsachsen,"*) die im fünften Jahrzehnd eine omineuse Rolle zu spielen berufen waren, weil sie niemals bei uns heimisch zu werden und unsere Bedürfnisse zu verstehen im Stande waren — sie fällt gerade in die zweite Hälfte der zwanziger und die ersten dreißiger Jahre, die in anderer Beziehung vielfach zu der „guten alten Zeit" gerechnet werden.

Wenden wir uns der äußeren und officiellen Universitätsgeschichte zu, so haben wir verschiedene wichtige Ereignisse und neue Einrichtungen zu registiren. 1827, zwei Jahre nach dem Tode ihres unvergeßlichen Begründers, feierte die Universität das Fest ihres 25jährigen Bestehens, 1828 wurde das Instititut der sog. „Professorstudenten" (dem Pirogow

*) Insbesondere den sächsischen Professoren wurde damals der Vorwurf gemacht, jeder unabhängigen Gesinnung zu entbehren, allen Wünschen der Büreaukratie blindlings entgegen zu kommen, und um jeden Preis nach Orden zu angeln. Daher die Bezeichnung „Angelsachseu."

und manche andere ausgezeichnete russische Gelehrte, wie Kalmykow, Inosemzow, Kutorga u. s. w. angehörten) begründet, 1829, nachdem eine Feuersbrunst das alte Universitätsgebäude am Markt zerstört hatte, jener stattliche Neubau begonnen, der noch gegenwärtig die Stätte der Wissenschaft ist und dessen Ausführung der Municicenz des Reichsschatzes zu danken war. Im Herbst 1830 starb der hochverdiente Ewers, erst 49 Jahre alt, tief betrauert von seinen Collegen wie von den dankbaren jungen Commilitonen, die ihrem väterlichen Lehrer und 12jährigen Regenten den wohlverdienten Lorbeer auf den Sarg legten, 1833 trat der alte Morgenstern, einer der Begründer der Hochschule und durch dreißig Jahre ihr unermüdlicher Chronist, in den Ruhestand, beinahe gleichzeitig legte der frühere Curator Dorpats, der Fürst Lieven, das Amt des Unterrichtsministers nieder, nachdem er es — leider — nur fünf Jahre versehen hatte. In die dreißiger Jahre fallen endlich noch verschiedene wissenschaftliche Reisen, welche im Auftrage der Regierung von academischen Lehrern unternommen wurden, sowie literarische Unternehmungen, von denen insbesondere die 1833 begründeten „Dorpater Jahrbücher," das von Bunge begründete „Inland" und aus späterer Zeit die von Bunge und Madai herausgegebenen „theoretisch-practischen Erörterungen über die in Liv-, Est- und Kurland geltenden Rechte" zu nennen sind. Aus den Jahren 1834 bis 1839 datirt endlich der verunglückte Versuch zur Begründung eines der Universität unterstellten landwirthschaftlichen Instituts zu Alt-Kusthof, dessen Leitung dem um die Verbreitung der rationellen Landwirthschaft sonst vielfach verdienten Professor Dr. Schmalz übertragen worden war, das sich aber bald als unpractisch und nicht lebensfähig auswies.

Mit dem Jahre 1836 beginnt ein neuer, tief einschneidender Abschnitt in der äußeren, wie in der inneren Geschichte der Dorpater Universität. Nachdem der Graf Uwarow Nachfolger des Fürsten Lieven im Amte des Unterrichtsministers geworden war, trat im Januar 1836 der Generallieutenant Gustav v. Craffström in das Amt des Dorpater Curators ein. Für die Universität, welche sich bis dahin als eigenartiges Wesen angesehen hatte und nur den Gesetzen ihrer von freisinnigen Männern des kaiserlichen Vertrauens geleiteten inneren Entwickelung zu folgen gewohnt war, begann eine neue Epoche, die der Unterordnung unter fremde, von Außen an sie tretende Ordnungen, welche auf Voraussetzungen beruhten, die unter den in Dorpat gegebenen Verhältnissen nicht zutrafen, nicht zutreffen konnten, weil hier die Resultate einer abweichenden historischen Bildung bereits fertig vorlagen. Die Erschütterung des europäischen Gleichgewichts durch den Pariser Juliaufstand

von 1830, das Hambacher Fest und andere revolutionäre Kundgebungen in Deutschland, Frankreich und Italien führten, wie im gesammten übrigen Europa so auch in Rußland, zu einer Reaction, welche ein schärferes Anziehen der Zügel insbesondere auf dem Gebiet des Unterrichtswesens für nothwendig hielt und bei mangelnder staatlicher Controle im Einzelnen, Mißbräuche der academischen Freiheit im revolutionären Sinn für unausbleiblich hielt. Daß man in Dorpat gerade zu den Zeiten schrankenlosester Freiheit der Beschäftigung mit Politik am fernsten gestanden hatte, daß die Tradition des Dorpater Studententhums jedes Hinausgreifen über den Kreis wissenschaftlicher und rein studentischer Interessen förmlich perhorrescirte, — das hat man erst später erfahren und geglaubt. So geschah es, daß sich binnen weniger Monate eine äußere Umgestaltung der gewohnten academischen Lebensformen vollziehen mußte, die man um so schwerer empfand, als man ihre Decretirung nicht verdient zu haben glauben durfte. Die Uniform, die bis dazu als Schmuck für Festlichkeiten gedient hatte, wurde das unfehlbare Attribut des Jüngers der Wissenschaften, die studentischen Abzeichen, mit denen man gern cocettirt hatte, mußten bis auf die Spur verschwinden — das muntere Leben auf den Straßen, die festlichen Aufzüge zu Fuß und zu Roß, die Chorgesänge auf dem Markt und die abendlichen Ständchen unter den Fenstern heimlich verehrter Schönen, die Comitate, mit denen man scheidenden Brüdern das Geleit durch die „Straßen grad und krumm" zu geben gewohnt war, — all' diese Dinge galten für unstatthaft und wurden verboten. Aus den Commilitonen" wurden „die Herren Studirenden" — ein ausführlicher, aus zahlreichen Paragraphen bestehender Codex versuchte es, in die zahlreichen polizeilichen Erlasse, die bis dazu eine mehr symbolische als practische Bedeutung gehabt hatten, System und Zusammenhang zu bringen und das studentische Leben und Treiben, die Uebungen im Hörsaal, auf dem Fechtboden und beim fröhlichen Gelage — ja sogar die studentischen Schulden zu regeln. Selbst der Verkehr und die Beziehungen zwischen academischen Lehrern und Schülern mußten eine förmlichere Physiognomie annehmen, seitdem die ersteren gleichfalls nicht „Commilitonen" geblieben, sondern „Vorgesetzte" geworden waren.

So wurde die Burschenfreiheit förmlich begraben, um einer neuen, streng reglementirten Ordnung der Dinge Platz zu machen, die ihre Ansprüche bald auch auf wissenschaftlichem Gebiet durchzusetzen wußte. Die Lehr- und Hörfreiheit wurde empfindlich beschränkt, aus der Zahl der Unterrichtsgegenstände blieben einzelne Disciplinare wie das allgemeine europäische Staatsrecht ausgeschlossen, während die Vermehrung

der Examina den freien Forschungseifer der Studirenden in ein mechanisches Auswendiglernen zu verwandeln drohte. Aber gerade diese Zeit äußerer Schwierigkeiten, in welcher die Universität sich nur mühsam die Treue gegen ihre Tradition wahren konnte, in welcher der Student sich seine Existenz durch tägliche Collisionen mit einem Gesetz erkämpfen mußte, mit dem ein Friedensschluß unmöglich schien, ohne die gesammte Eigenthümlichkeit des Dorpater Studententhums aufs Spiel zu stellen, — gerade diese Zeit sollte der gelehrten Anstalt, wie dem Studententhum vielfach zum Heil werden, sie „nach Oben" reißen. Der Drang der Zeit, in welcher es für den Einzelnen galt, seine Mannheit zu bethätigen, lehrte Schüler wie Lehrer die Spreu vom Waizen sondern, das Wesentliche von dem bloß Aeußerlichen und Zufälligen unterscheiden, sich selbst und die eigenen Kräfte sammeln und läutern. In die Jahre 1836 bis 54 fällt nicht nur die Berufnng einer Reihe ausgezeichneter Professoren, die, wie wir in der Folge sehen werden, Landeskinder waren und ein liebevolles Verständniß für die wahren Bedürfnisse der heimischen Hochschule mitbrachten, deren Sache sie sich bedingungslos hingaben, — während desselben Abschnitts erlebte auch das Dorpater Studententhum eine innere Wiedergeburt und Kräftigung, welcher es seine schönsten Erfolge und Errungenschaften dankt. Da es mit der Fortführung des äußeren Glanzes der Burschenherrlichkeit nicht mehr ging, man aber keineswegs gewillt war, auch das Wesen der Einrichtungen und Bräuche aufzugeben, die man von früheren Generationen überkommen, so mußte der Verlust an äußerem Flitter durch inneren Gehalt aufgewogen nnd ersetzt werden, um den Corporationen ihre frühere Anziehungskraft, ihren Einfluß und ihr Ansehen bei den Commilitonen, wie bei der Außenwelt zu erhalten. Daß das vollkommen gelang, daß die Dorpater Studentenverbindungen vielleicht niemals einflußreicher und geachteter waren, als in einer Zeit, in welcher nicht mehr als sechs Studenten ohne vorläufige Anzeige beim Rector und Stellung von Bürgen versammelt sein durften, in welcher das Tragen von Civilkleidern halbjährlichen Ausschluß aus der Zahl der Studirenden nach sich ziehen konnte und die Ausfechtung einer „Ehrensache" mit Abgabe aller Betheiligten an das Kriegsgericht beahndet werden sollte — das stellt diesen Verbindungen ein Zeugniß aus, das in seiner Art ohne Gleichen ist. — Das Bewußtsein, mit dem Kampf für die alte Tradition mehr zu vertheidigen, als ein Dutzend hergebrachter, halb barbarischer, halb gleichgiltiger Gebräuche, in den Formen des Burschenthums die Würde und Freiheit der Wissenschaft und ihrer Vertreter zu wahren — dieses Bewußtsein verlieh dem Dorpater Studententhum

jener Zeit einen Hintergrund, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann! — Gerade damals vollzogen sich verschiedene für die Constituirung und den Ausbau des Studentenstaats wichtige Veränderungen von allgemeinerer Bedeutung: die verschiedenen Corporationen traten in bleibenden Zusammenhang und bildeten durch den Zusammentritt ihrer Repräsentanten ein gemeinsames Organ der Studentenschaft, dem sich alle Studirenden fügen mußten, das die Oberaufsicht über das Verhalten derselben führte, die Beziehungen zur Außenwelt regelte, kurz als höchste studentische Instanz fungirte und wiederum den Corporationen, in deren Namen und Auftrag es handelte, verantwortlich war. Noch wichtiger war die Einführung der Ehrengerichte, um deren Begründung sich der damalige Rector und Professor der Theologie, Dr. Ulmann, große Verdienste erwarb.

Die Duellfrage, welche heut zu Tage für eine erledigte gelten kann, gehörte damals und gehört noch heute zu den schwierigsten Problemen des akademischen Lebens. Daß der Zweikampf ein unsittliches, vernunftwidriges Institut, ein Ueberbleibsel des Mittelalters ist, das zu der modernen Civilisation in unversöhnlichem Widerspruch steht, kann Niemand zweifelhaft sein: nichts desto weniger hat es mit seiner vollständigen Abschaffung unter hunderten junger Leute, die auf einem beschränkten Raum zusammenleben und eines allgemein anerkannten Mittels zur Ausgleichung ihrer Conflicte bedürfen, seine großen Schwierigkeiten, insbesondere da, wo das Duell durch eine nach Jahrhunderten zählende Tradition sanctionirt ist und zugleich die Rolle eines ritterlichen Turniers spielt, das faustrechtliche Excesse abschneidet und Gelegenheit zur Bewährung männlichen Muths bietet. Bis gegen das Ende der dreißiger Jahre hatte man sich in Dorpat geschlagen, ohne daß es irgend Jemand eingefallen wäre, in der „Paukerei" ein Unrecht zu sehen; die strengen Duellgesetze, deren oben Erwähnung gethan worden, blieben machtlos gegen den ehernen Zwang einer uralten Sitte, deren Verletzung den Verlust der akademischen Ehrenrechte unwiderruflich zur Folge hatte. Gab es seit 1822 auch keine einheitliche Burschenschaft mehr, so war das Gefühl der Interessensolidarität doch stark genug, eine allgemeine und ausnahmslose Befolgung des „Comments" herbeizuführen, als dessen Wächter sich die Corporationen gerirten und dessen Giltigkeit über allen Zweifel erhaben war. Das Bedürfniß nach einer Einschränkung des Spielens mit dem Duell und der frivolen Provocation desselben (Renommage) hatte sich schon lange fühlbar gemacht, ohne daß eine practische Bethätigung desselben ermöglicht worden war. Wie naiv man sich zu dem hergebrachten Begriff der Ehre verhielt,

beweis't ein Vorgang aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, der als culturgeschichtliches Curiosum besondere Erwähnung verdient: ein allgemein beliebter und geachteter, außerhalb der Corporationen stehender Mediciner erklärte öffentlich und ohne daß er durch eine „Forderung“ dazu veranlaßt gewesen wäre, er werde sich niemals schlagen, da er das Duell für eine unsinnige, gebildeter Männer unwürdige Barbarei halte. Dem bestehenden Gesetze gemäß war er dadurch dem Bann verfallen, alle Welt aber sträubte sich dagegen, einen ehrenwerthen Genossen, dessen Mannhaftigkeit außer Frage stand, zu excommuniciren; vergeblich bemühten die Weisen des Comments sich, einen rettenden Ausweg aus dem Conflict zwischen Gesetz und Humanität zu finden, bis ein geistreicher Kopf den Vorschlag machte, den Burschen K. für partiell wahnsinnig zu erklären und dadurch aller weiteren Verantwortung für seine Erklärung zu entheben. Der Gedanke, daß nur ein Geisteskranker den Zweikampf verwerfen könne, leuchtete den Zeitgenossen so gründlich ein und entsprach den hergebrachten Anschauungen so vollständig, daß er zum feierlichen Beschluß erhoben wurde: stud. K. wurde nicht excommunicirt, er lebte nach wie vor im Kreise seiner Freunde und galt für einen vortrefflichen Kameraden, dem man eine „fixe Idee“ wohl nachsehen konnte! Die Einsicht in die Nothwendigkeit einer dem Zeitgeist entsprechenden Umgestaltung des alten Brauchs ließ sich durch dieses wunderliche Auskunftsmittel aber nicht beschwichtigen und wenig später tauchten von allen Seiten Vorschläge zur Einrichtung eines höchsten Tribunals auf, dem alle Ehrenhändel vorgelegt werden sollten, damit im einzelnen Falle festgestellt werden könne, ob genügende Veranlassung zu einem Kartell da sei, oder nicht. Unterstützt von dem Rath des allgemein verehrten Rectors Ulmann und anderer einflußreicher Lehrer, die zu genau wußten, daß nur allmählig eine Umgestaltung des Hergebrachten möglich sei, um eine sofortige Abschaffung des Duells erzwingen zu wollen, wurde nach harten inneren Kämpfen am Eingang der vierziger Jahre ein allgemeines Ehrengericht eingerichtet, dessen Entscheidungen inappellable Geltung hatten. Bei Strafe des Verrufs durfte sich Niemand diesem selbstgewählten Gericht entziehen, dessen wohlthätige Wirkungen sich alsbald in einer beträchtlichen Verminderung der Duelle bekundeten und jene rohen Duellprovokationen ausrotteten, die noch heute auf vielen Universitäten ihr Unwesen treiben. Allgemein giltige Ehrengerichte, denen sich kein Studirender entziehen darf, giebt es bis heute nur in Dorpat, und ihrer rechtzeitigen Einführung ist es zuzuschreiben, daß das Dorpater Studentenleben eine höhere Stufe der Entwickelung repräsentirt, als das deutsche, daß sich einzig bei uns ein

Studentenstaat erhalten hat, an dem Alle Theil haben, in welchem sich die verschiedensten Elemente an einander bilden und abschleifen können.

Der Einfluß der Zeit und ihres eigenthümlichen Geistes machte sich aber auch in anderer, nicht immer erfreulicher Weise geltend. Auch in Dorpat, wo sich, Dank der isolirten Lage, eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit des Jugendtreibens länger erhalten hatte, als an anderen Hochschulen, auch in Dopat wurde das alt-burschikose Wesen mehr und mehr durch jungdeutsche Elemente berührt und angefressen. Schon die äußeren Verhältnisse brachten es mit sich, daß die studentischen Interessen nicht mehr mit der früheren wilden Ursprünglichkeit, sondern mit einer gewissen fanatischen Gluth verfochten worden, der sich ein beinahe unheimlicher Humor zugesellte. Die geselligen Zusammenkünfte und Gelage, welche nicht mehr öffentlich und prunkend abgehalten werden durften, entgingen dadurch allerdings der Gefahr jener Veräußerlichung, der sie in Deutschland erlegen sind, ihre ursprüngliche Frische war aber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die jungdeutsche Literatur machte namentlich feineren und begabteren Naturen gegenüber ihren mächtigen Einfluß geltend: die alte Einfachheit der Sitten, die Bescheidung bei schlechtem Trank und wenig besserem Sang, die cynisch-geniale Anspruchslosigkeit des äußeren Zuschnitts, die unversiegbare Jugendkraft, mit der man in des Lebens Lust „hineingewüthet hatte" — sie ließen sich, wenn überhaupt, nur mit Anstrengung behaupten; man erbaute sich an Heinrich Heine, Gutzkow und Laube, man kritisirte Welt und Leben und die eigenen Formen, man suchte raffinirte Genüsse auf und hatte für den gläubigen Enthusiasmus, mit welchem die ältere Generation an die studentischen Herrlichkeiten geglaubt hatte, nur noch ein ungläubiges Hohnlächeln — es mußte immer wieder an die geheiligten „alten Zeiten, da Recht und Freiheit galten," erinnert werden, um die Institutionen früherer Tage dem halb frivolen, halb rigoristischen Zeitgeist gegenüber aufrecht zu erhalten. Ein Repräsentant jener modernen Richtung, der scharfsinnig genug war, die Gefahren, in denen er selbst stak, zu erkennen und vor ihnen zu warnen, hat jener inneren Umwälzung in einem Zeitgedicht ein Denkmal gesetzt, dessen einzelne drastische Züge eine vollständige Veröffentlichung zwar unmöglich erscheinen lassen, aus dem einige charakteristische Strophen aber doch mitgetheilt werden können:

Als entfernt von uns in fremden Landen
Jüngst ein kräftig neu Geschlecht erstand,
Das der Vorurtheile rost'ge Banden
Kühn vernichtete mit starker Hand,
Das des Aberglaubens finst're Mächte
Scheute von der schönen Erde fort

Und die wahren, heil'gen Menschenrechte
Kühn vertrat durch That und freies Wort,
Drang die Kunde dieser neuen Zeiten
Auch zu uns nach Dorpat hin,
Und verwirrte ein'gen jungen Leuten
Den für's Neue leicht erregten Sinn u. s. w.

Dem leichtfertigen Treiben der zügellosen, genußsüchtigen Jugend wird im weiteren Verlauf das ehrwürdige Bild der guten alten Zeit vorgehalten:

Sah man sonst die Bursche morgens keuchen,
Schwer bepackt im Mantel eingehüllt,
Ernst und schweigend durch die Gassen schleuchen
Und das Auge flammte kühn und wild;
Füchse waren's, die zum blutig ernsten Streite,
Wenn die festgesetzte Stunde naht,
Schleppten unter ihres Mantels Weite
Hin zum Paukquartier den Kampfornat.
Ha! nicht konnte man die Zeit erwarten,
Ging's hinaus zum Kampf für's Vaterland,
Oder wenn auf grimm'ge Rache harrten
Wunden, die uns schlug des Feindes Hand!
Ja, der „Dicke," wahr ist's, was ich künde,
Als er B* bezwang mit starkem Arm,
Schlief die Nacht vorher in Helm und Binde
Und der Schläger ruhte ihm am Busen warm!
Jetzo heben die Geschwächten
Einen Hieber nur mit großer Müh' — u. s. w.

Aber noch von anderer Seite her machten sich Einflüsse geltend, welche neue Bahnen einzuschlagen zwangen und dem alten harmlosen Zustand, in welchem die gleichen Anschauungen über Ehre und Sitte die Köpfe der verschiedenartigsten Leute beherrscht hatten, ein Ende machten. Die wissenschaftlichen Ansprüche nahmen mit dem Eintritt neuer, bedeutender und anregender Lehrkräfte täglich zu und gewannen die Ueberhand über den hergebrachten liebenswürdig gemüthlichen Schlendrian der Jugend. Die großen Entdeckungen auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften machten die Heilkunde zu einer völlig neuen Wissenschaft und zwangen zu selbständigen Fach- und Detailstudien, von denen man früher keine Ahnung gehabt hatte, in der Juristenfakultät wurde das Provinzialrecht zum Range einer selbständigen Disciplin erhoben, für deren Erweiterung Bunge und Madai mit einem Eifer thätig waren, der auf die Schüler dieser ausgezeichneten Männer anregend und belebend wirkte. Binnen weniger Jahre (1832

bis 42) war das Jahrhunderte lang aufgehäufte Material des baltischen Provinzialrechts durch die ordnende Hand eines Mannes planmäßig gesichtet und dann verarbeitet worden. Friedrich von Bunge, der Verfasser der „Einleitung in die liv-, est- und kurländische Provinzialrechte," der „Forschungen auf dem Gebiet der liv-, est- und kurländischen Rechtsgeschichte" des „Römischen Rechts in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" des „Privatrechts" u. s. w. erwarb sich nicht nur das ungeheure Verdienst, das Rechtsleben seines Vaterlandes wissenschaftlich geordnet und seinen Landsleuten zugänglich gemacht zu haben, er begründete zugleich als Lehrer eine Juristenschule, die sich die Fortführung der durch den verehrten Meister begonnene Arbeit zur Aufgabe machte. Gleichzeitig legte der Mediciner Bidder zu der ehrenvoll bekannten Schule der Dorpater Physiologen den Grund, indem er durch seinen Vortrag ebenso anregend wirkte wie durch seine bekannten Arbeiten über das Verhältniß der Ganglienkörper zu den Nervenfasern, den Bau des Rückenmarks, die Verdauungssäfte u. s. w. Den Lehrstuhl der Anatomie bekleidete seit 1842 C. B. Reichert (gegenwärtig Professor an der Berliner Universität), der eifrige Forscher auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte. Die operative Chirurgie war durch den geistreichen Russen Piragow (1836—1840) vertreten, der ebenso durch sein angeborenes Genie für Technik der Operationen glänzte, wie durch seinen anregenden Vortrag und seine Lehrgabe. Die Dorpater Sternwarte hatte schon früher durch Wilhelm Struwe, des in Dorpat unter der Leitung Huths gebildeten Entdeckers der Doppelsterne, einen europäischen Ruf erlangt; seit 1839 wirkte Struwes Nachfolger Mädler, bekannt durch seine Beobachtungen und die Hypothese von der Centralsonne, in erfolgreichster Weise. Auch der Physiker und Metereolog Kämptz und der Chemiker Carl Schmidt begannen damals ihre Lehrthätigkeit. Endlich hatte sich im Lauf der Jahre eine innere Wandelung der Dorpater Theologie vollzogen, die nicht nur auf die academischen Verhältnisse von Einfluß war, sondern die kirchlichen Verhältnisse des Landes vollständig umgestaltete. An die Stelle des ausgelebten Vulgär-Rationalismus trat die sogenannte confessionelle Richtung, vertreten durch jüngere Männer von Talent und rastloser Energie und Thätigkeit. Hatten die Studirenden der alten Theologie schlechterdings keine Veranlassung gehabt, ihre studentische Sittlichkeit durch die Vorschriften der christlichen Moral beeinflussen zu lassen und nach dem Gegensatz zu fragen, in welchem das Treiben ihrer Jugend zu den Pflichten des künftigen Amtes stand, so wurde das bei der jungen Generation bald anders und in der Mitte der vierziger Jahre machte ein beträchtlicher

Bruchtheil der Jünger der Theologie Miene, um religiöser Bedenken willen, vollständig aus dem Studentenstaat auszutreten und den Gesetzen des Comments im Namen des christlichen Gewissens den Gehorsam aufzukündigen.

Der Zeitpunkt für die Geltendmachung dieser Bedenken gegen das Herkommen fällt so ziemlich mit der Bewegung von 1848 zusammen, wobei übrigens zu bemerken ist, daß die Dorpater Umwälzungen dieses Jahres nichts weniger als „revolutionär" — im hergebrachten Sinne — waren. Bevor wir bei diesem neuen Abschnitt anlangen, sei noch eines Ereignisses gedacht, welches damals in ganz Europa von sich reden machte, jener „Ulmannschen Geschichte", die ihrer Zeit wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam und das Ausscheiden von vier hochverdienten Männern (Ulmann, Bunge, Volkmann und Madai, denen sich später ein fünfter, Dr. Preller anschloß) aus dem Lehrkörper zur Folge hatte. Dem allverehrten Rector Ulmann war bei Niederlegung seines Amtes von der Studentenschaft ein mächtiger Pokal unter patriotischen Ovationen überreicht worden. Die Dankesworte mit denen der scheidende Rector dieses Ehrengeschenk entgegennahm, wurden unter böswilligen Entstellungen und Uebertreibungen nach Petersburg berichtet und hatten die Confiscation des Pokals und die sofortige Entlassung Ulmanns zur Folge. Die Glieder der Juristenfakultät, welche das Verfahren Ulmanns als durchaus gesetzlich bezeichnet hatten, mußten in der Folge gleichfalls ausscheiden. — Alexander II. hat das dem verläumdeten Patrioten zugefügte Unrecht bald nach seiner Thronbesteigung in wahrhaft großartiger Weise gutgemacht, indem er den greisen Ulmann zum Vice-Präsidenten des lutherischen General-Consistoriums zu St. Petersburg und damit zum Oberhaupt der evangelischen Kirche Rußlands machte, — eine Maßregel die in dem gesammten Ostseelande mit begeisterter Dankbarkeit aufgenommen wurde.

Das Jahr 1848, das unsern gesammten Welttheil umzugestalten drohte, ließ, wie erwähnt, auch in dem kleinen Dorpater Studentenstaat sichtbare Spuren seines umwälzenden Charakters zurück, indem es die Schranken der „historischen Entwickelung" desselben durchbrach. Ziemlich gleichzeitig erklärte die von dem leider zu früh verstorbenen Mag. theol. Hesselberg geführte „unerschrockene Cohorte" (eine Vereinigung streng-kirchlicher Theologen), sich unter keinen Umständen dem alten Duellzwang fügen zu wollen und forderte der tiers-état der Studentenschaft staatsbürgerliche Rechte, d. h. die außerhalb der Corporationen lebenden Wilden verlangten eine selbständige Vertretung und Theilnahme an der obersten studentischen Behörde, dem Chargirten-Convent. Dieses

Recht wurde ihnen nach längerem Kampf wirklich ertheilt, eine der vier alten Corporationen löste sich sogar auf, weil sie die alte Form der geschlossenen Körperschaften für überlebt und die Wiederherstellung einer einheitlichen Burschenschaft für zeitgemäß hielt. Es zeigte sich indessen bald, daß die gesammte Bewegung eine unreife und verfrühte war, das Project des allgemeinen Repräsentanten-Convents scheiterte an der Theilnahmlosigkeit des neu emancipirten dritten Standes, wie überall in Europa trat auch in Dorpat eine Reaction ein und nach Jahresfrist (im April 1850) war der status quo ante vollständig hergestellt. — Sehr viel bedeutsamer und folgenreicher war die Bewegung zu Gunsten der Befreiung vom Duellzwang, denn hier handelte es sich um ein wichtiges sittliches Princip. War eine Aussöhnung der Tradition mit den Bedürfnissen des Zeitgeistes nicht herbeizuführen, so mußte eine ziemlich allgemeine Separation der Theologen von den übrigen Studirenden, insbesondere von den Corporationen, eintreten. Eine solche aber wäre der Tod alles gesunden Lebens gewesen. Während auf deutschen und anderen Universitäten seit längerer Zeit Strenggläubige und Weltkinder, Aristokraten und Bürger, reiche Lebemänner und arme Stipendiaten von einander geschieden sind, sich nach Gruppen sondern, besondere Wege gehen und dadurch schon früher zu jener Engherzigkeit und Beschränktheit kommen, die allen Gemeinsinn und alle Jugendfrische unmöglich macht, waren die Dorpater Verbände von jeher bunt zusammengewürfelt und darum wahrhaft anregend und bildend gewesen. Nur mit Gleichgesinnten und Gleichgestellten verkehren, heißt sich von Hause aus der Bornirtheit in die Arme werfen und auf eine freiere Lebensanschauung und Sittlichkeit verzichten — bei der provinziellen und ständischen Zerklüftung unseres Landes wäre der Verzicht auf den Universalismus des akademischen Lebens geradezu eine öffentliche Calamität gewesen wären. Der glückliche Instinct unserer Jugend wußte auch diese Klippe glücklich zu umschiffen: zunächst wurden die Wilden (Nicht-Corpsstudenten) von dem Duellzwang befreit, indem es jedem, der vor dem Ehrengerichte erklärte, der Zweikampf widerstreite seiner moralischen Ueberzeugung, freigestellt blieb, seine Händel durch von jenem Gericht dictirte Ehrenerklärungen ausgleichen zu lassen; wenige Jahre später erfolgte die Anerkennung der gleichen Freiheit für die Glieder der Landsmannschaften. Die Bedeutung dieser Maßregel kann nicht hoch genug angeschlagen werden, denn sie zeugt von einer Freiheit und einem Adel sittlicher Anschauungen, wie sie bei jugendlichen Genossenschaften nur sehr ausnahmsweise gefunden werden, sie ist einzig in ihrer Art und wird, unseres Wissens, auf keiner Hochschule, deren Glieder in einem

geregelten Zusammenhang stehen, wieder gefunden. Wesentlich diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Dorpater Verbindungen sich noch nicht zu jenen gespreizten Carrikaturen verzerrt haben, die man in Deutschland „Corps" nennt und aus denen aller ächt burschikose Spiritus längst geschwunden ist, weil sie an dem alten Duellunfug und einer Anzahl entsprechender anderer Rohheiten gegen die bessere Ueberzeugung ihrer Glieder krampfhaft festhalten, um ein künstliches Dasein zu fristen, dessen Reiz kaum einige Semester lang vorhält. Mindestens ebenso einseitig und unjugendlich sind die deutschen Wingolfverbindungen, welche das andere Extrem repräsentiren und ausschließlich aus Theologen zusammengesetzt sind, die schon als Jünglinge eine feste religiöse Ueberzeugung, ein fertiges wissenschaftliches System zu besitzen vorgeben, sich intoleranter Weise von andern Anschauungen abschließen und dadurch schon früh für eine wahrhaft fruchtbare pastorale Thätigkeit unfähig machen. Langeweile, Heuchelei oder Beschränktheit sind die unausbleiblichen Folgen, dieses krankhaften Bestrebens nach möglichster Ausschließlichkeit und ängstlicher Absonderung und Flucht vor der Welt und dem wirklichen Leben. Wie es in Dorpat mit dem Versuch zur Bildung einer ausschließlich aristokratischen Studentenverbindung nach Heidelberger Muster nicht geglückt ist, so wird, wenn anders der alte gesunde Sinn die Oberhand behält, auch die neuerdings aufgetauchte Copie der (Erlangen nachgebildeten) aus lauter Antiduellanten zusammengesetzten, sogenannten christlichen Studentenverbindung keinen dauernden Bestand haben. Wenn ein jugendfroher Bund von Jünglingen nicht mehr im Stande ist, Vertreter verschiedener Richtungen zusammenzuhalten und Ecken und Kanten derselben abzuschleifen, was soll aus den Gemeinschaften des bürgerlichen Lebens werden, die auf Compromisse angewiesen sind?

Nachdem der Eingang der funfziger Jahre zwei zeitweilige Beschränkungen der Universität, Feststellung der Zahl der Studirenden und Verlust des Rechts zur autonomen Rectorwahl, und die bekannte „Osenbrüggensche Geschichte" gebracht hatte, feierte die alma mater Dorpatensis, unter der wärmsten und lebhaftesten Theilnahme des gesammten Landes und zahlreicher alter Commilitonen, das Fest ihres funfzigjährigen Bestehens. Hatten sich die äußeren wie die inneren Verhältnisse der Hochschule auch vielfach verändert, die Ueberzeugung, daß die Hochschule „trotz allem dem und allem dem" fortfahren werde, eine Stätte der Gesittung für das Land, der Herd zu sein, von welchem sich die Jugend das Feuer einer lauteren und patriotischen Gesinnung holen könne, sie theilte sich allen Festgenossen, den Alten wie den Jungen, mit

und erfüllte in Mitten des trüben Ernstes schwieriger Zeitläufte die Herzen mit Muth und Selbstvertrauen. Ueber die Festlichkeiten jenes Jubiläums hat man ein eigenes Buch geschrieben, in welchem sämmtliche Reden, Actenstücke, Ernennungen u. s. w., welche mit dem Fest zusammenhingen, gesammelt sind: ich weiß nicht, ob dasselbe die Erinnerung an die beiden Momente enthält, welche von der Mehrzahl der Festgenossen als die erhabensten und eindrucksreichsten bezeichnet wurden — des Abends, an welchem unter den Klängen des Gaudeamus ein mächtiger Zug alter und junger Studenten von der Aula zum Markt zog, um seine Fackeln feierlich zu verbrennen, und des Festmahls in der Ressource, an dessen Schluß der Professor Dr. Grube jenes von Hinze gedichtete „Kennst du die Stadt?" vortrug, das die charakteristischen Züge des alten wie des neuen Dorpat mit seltener Treue und Wärme zusammengefaßt hat.

Mit den Festen vom December 1852 schließt die dritte Periode unserer Universitätsgeschichte. Achtzehn Jahre nachdem der Generallieutenant Craffström das Curatorium des Dorpater Lehrbezirks übernommen, trat der Senateur und Geheimrath v. Bradke als Nachfolger desselben ein. Herr v. Bradke war ein Mann der alten Schule, der sich in die Eigenthümlichkeiten der seiner Ansicht nach etwas wild aufgewachsenen Akademie nicht gleich hineinfinden konnte, den die Wunderlichkeiten des Dorpater Studententhums anfangs so fremd berührten, daß er wiederholt „energisch" eingreifen zu müssen glaubte, aber zugleich eine fein angelegte, ideale Natur, die von edelstem Strebem und ernster Pflichttreue erfüllt war. Nachdem er sich ein Mal davon überzeugt hatte, daß den trotz allen Reglements und Gesetzen eigenartig entwickelten studentischen Formen ein tüchtiger sittlicher Kern inne wohne, der der Achtung und Anerkennung werth sei, war er fest entschlossen, die ideale Welt, in welcher der „Bursch" lebte, nach Möglichkeit mit der Wirklichkeit auszusöhnen. Sein Werk war es, daß die Dorpater Corporationen und die von ihnen geleitete Repräsentation des Studentenstaats im Frühling 1855 staatlich anerkannt und bestätigt und die Grundzüge des „Comments" zur „Charte" studentischer Freiheit und Selbstverwaltung erhoben wurden. Aus dem langjährigen fait accompli wurde ein allseitig anerkanntes Rechtsverhältniß, das den vereinigten Staaten von Dorpat Garantien für ihren Fortbestand und ihre Entwickelung bot. Nachdem auf diese Weise fester Boden gewonnen war, stellten sich allmählich gegenseitiges Vertrauen und Verständniß ein, zumal der neue Lenker der akademischen Geschicke mit unermüdlicher Treue für das Wohl und die Selbständigkeit der ihm anvertrauten Hochschule und

ihrer Anstalten thätig war. Die Begründung der Universitätskirche, der festere Zusammenschluß der akademischen Gemeinde, die großartige Erweiterung des durch zwei stattliche neue Flügel vergrößerten Universitätsgebäudes, die Erweiterung der längst zu eng gewordenen physikalischen und chemischen Cabinete, die Wiederherstellung des Rechts zur autonomen Wahl des Rectors und Prorectors, die Verstärkung des längst unzureichend gewordenen Universitätsetats, endlich die Vorarbeiten zur Feststellung eines neuen Statuts waren der unermüdlichen Thätigkeit des alten Herrn zu danken, der sich anfangs so streng und eigenwillig gezeigt, allmählich aber die Herzen aller seiner Untergebenen bezwungen hatte. Als Herr v. Bradke im April des Jahres 1862 den Leiden seines hohen Alters, gegen welche er mit mannhaftem Muth und christlicher Ergebung gekämpft hatte, erlag, folgten die Glieder der Universität seinem Sarge mit aufrichtiger Trauer und warmer Dankbarkeit — nur eine Stimme, die der Anerkennung, war im gesammten Lande laut.

Vor dem Hauch der neuen Zeit, die inzwischen für das gesammte Reich angebrochen war, fielen bald die letzten Banden, welche aus früherer Zeit übrig geblieben waren und an denen acht Studentengenerationen vergeblich gerüttelt hatten. Noch bevor der als Gelehrter berühmte und als estländischer Ritterschaftshauptmann bewährte neue Curator Graf Alexander Keyserling in das Amt des Curators getreten war, hatte die Mehrzahl der strengen Polizeivorschriften früherer Jahre ihre Wirksamkeit verloren; die ersten Monate des Jahres 1862 brachten die vollständige Abschaffung der Uniformen, die Erlaubniß zur öffentlichen Anlegung der sonst streng verpönten corporellen Abzeichen u. s. w., und es ist jetzt an der Dorpater Jugend, zu beweisen, daß sie der ihr zu Theil gewordenen Rechte würdig sei, daß ihre Institutionen das Licht der Oeffentlichkeit und Freiheit zu ertragen vermögen, ohne von ihrem Gehalt und ihrer Weihe etwas zu verlieren.

Wenig später erfolgte die kaiserliche Bestätigung des revidirten neuen Statuts, welches unter Aufrechterhaltung und Erweiterung des akademischen Cooptationsrechts und der Autonomie des Lehrkörpers, den längst unzureichend gewordenen Etat und die Besoldungen der Lehrer beträchtlich erhöhte.

Die Ausführlichkeit, mit welcher wir auf die Geschichte der akademischen Freiheit in Dorpat und der Kämpfe um die Aufrechterhaltung derselben eingegangen sind, rechtfertigt sich durch den Einfluß, den der jeweilige Charakter der Universitätszustände auf das gesammte Land und dessen gebildete Bewohner ausgeübt hat. Solange es deutsche

Studenten in Dorpat gab, Jünglinge, welche sich gegen jede Dressur und jeden Eingriff in die Tradition der Väter muthig wehrten, hatte man eine Bürgschaft dafür, daß es in den Provinzen an entschlossenen, patriotischen Männern nicht fehlen würde. Daran mußte dem baltischen Lande aber vor Allem gelegen sein, nur unter dieser Voraussetzung konnte es von den Gelehrten, welche die universitas literarum ausbildete, wirklichen Nutzen ziehen. An dem Umfang, der der Hochschule und ihren Bürgern zugemessenen Freiheit besaß man einen ziemlich zuverlässigen Maßstab dafür, welche Anschauungen in den leitenden Kreisen bezüglich der Ostseeprovinzen überhaupt geltend waren, und darum wachte das ganze Land eifersüchtig über das Selbstbestimmungsrecht des Instituts, welches in der That die festeste Burg des Protestantismus und der deutschen Cultur an der Ostsee war. Nichts desto weniger läßt sich behaupten, daß die wissenschaftliche Aufgabe der höchsten baltischen Lehranstalt wenigstens seit den letzten vierzig Jahren stets im Vordergrund gestanden hat und neben der politischen niemals zu kurz gekommen ist. Dorpats wissenschaftliche Bedeutung beschränkt sich keineswegs auf die drei Provinzen, für welche Kaiser Alexander I. die erste und einzige deutsche Hochschule Rußlands begründete, sie hat sich über das gesammte russische Reich bis nach Asien hinüber erstreckt. Die russischen Universitäten haben die meisten und ausgezeichnetsten ihrer Lehrer, die verschiedenen Ministerien zahlreiche tüchtige Beamte aus Dorpat bezogen. Den nachhaltigsten Einfluß hat in dieser, wie in mancher andern Beziehung die medicinische Facultät ausgeübt, deren Zöglinge von Alters her als gründlich gebildete Praktiker in dem gesammten östlichen Europa bekannt sind und die überwiegende Mehrzahl der höheren Chargen in der russischen medicinischen Welt bekleiden. Der im Jahr 1866 veröffentlichte „Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat 1802—1865" nennt in beinahe unabsehbarer Reihe die Namen all' der Dorpater Aerzte, welche sich als akademische Lehrer, Hospitaldirectoren, Leiter der Medicinalverwaltung im Ministerium des Innern, Hof- und Oberärzte hervorragende Stellungen in Rußland errungen haben. Daß sie zugleich den Ruf streng rechtlicher Männer behauptet haben, hat wesentlich dazu beigetragen, ihren Credit zu befestigen und noch heute giebt es an den Ufern des Ochozkischen und des schwarzen Meeres, in Transkaukasien und in Sibirien keine bessere Empfehlung als ein Dorpater Doctordiplom.

Die Namen Bidder, Reichardt und Piragow sind bereits oben genannt worden, neben ihnen haben zahlreiche andere in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannte Gelehrte gewirkt: der Pharmacolog Buchheim, der Accoucheur Walter, Sahmen, J. F. Erdmann (später Leibarzt des

Königs von Sachsen) werden in der Geschichte der Wissenschaft ehrenvoll genannt. Allerdings hat diese Facultät, wie die gesammte Universität ihre Hauptaufgabe in der Heranbildung wahrhaft gebildeter und zuverlässiger Praktiker gesehen, aber diese Aufgabe war ihr durch die Natur der gegebenen Verhältnisse, die isolirte Lage der Universitätsstadt, den Bedarf an Männern, welche in das wirkliche Leben eingriffen, angewiesen, zu dem durch die vorhandenen Mittel bedingt. Es genügt aber den einen Namen K. E. v. Bär zu nennen, um den Nachweis zu führen, daß die abstracte Wissenschaft bei den in Dorpat verfolgten Bestrebungen keineswegs leer ausgegangen ist; und die Thatsache, daß die Dorpater Mediciner durchaus auf der Höhe der Zeit stehen, ist unseres Wissens niemals in Zweifel gezogen worden, und beweist zugleich, daß man der Gefahr handwerksmäßiger Empierie zu entgehen gewußt hat.

Ebenso ehrenvolle Resultate wie die medicinische hat die mathematisch-physikalische Facultät aufzuweisen. An der wissenschaftlichen Erforschung des europäischen wie des asiatischen Rußland haben die Dorpater Zöglinge einen beträchtlichen Antheil gehabt. Der große Astronom Struve leitete zugleich die russisch-skandinavischen Gradmessungen, deren Mittelpunkt Dorpat war, die Reisenden Middendorf, Parrot, Fr. Schmidt erwiesen der geographischen Wissenschaft erhebliche Dienste. Die wichtige Lehre von der Durchdringlichkeit organischer Membrane ist vor Dutrochet und Graham durch F. G. Parrot begründet worden, die ersten geognostischen Untersuchungen in der Krimm und im Kaukasus hat Moritz v. Engelhardt geleitet, dem zugleich die Feststellung der Depression des Kaspischen Meeres zu danken ist. Nicht minder bekannt sind der bereits erwähnte Kämtz und die Petersburger Akademiker A. Th. Kupfer und Emil Lenz. Als Forscher auf dem Gebiet der physiologlischen Chemie hat Carl Schmidt („Zur vergleichenden Physiologie der wirbellosen Thiere," „Untersuchungen über das specifische Gewicht des Albumin," „Charakteristik der epidemischen Cholera") sich anerkannte Verdienste erworben. Die Dorpater Sternwarte ist sozusagen die Mutterstadt des berühmten Pulkowaer Observatoriums gewesen und hat durch die Namen Huth, Struwe, Preuß und Mädler in Ost und West einen wohlgegründeten Ruf erlangt. Als Botaniker ist endlich der bekannte Systematiker v. Bunge zu nennen. Von den großen Verdiensten, welche die Dorpater Juristenfacultät sich um die Entwickelung und Feststellung des baltischen Provinzialrechts erworben hat, ist bereits behandelt worden. Erst seitdem die Ostseeprovinzen diese Facultät besitzen, können sie sich des gesicherten Besitzes des alten Rechtes rühmen, welches zugleich die Bürgschaft für ihre Sonderexistenz bildet. Ihr

haben sie zugleich zu danken, daß die öffentliche Sittlichkeit, das Rechtsbewußtsein der Massen wesentlich gefördert, die aristokratische Willkür, welche den Zuständen Liv-, Est- und Kurlands in früherer Zeit eine mittelalterliche Physionomie gab, getilgt worden ist. Ein gewisser Grad von Rechtskenntiß wird seit Begründung der Dorpater Universität von jedem jungen Mann gefordert, der es auf eine höhere Laufbahn im Landesdienst absieht und namentlich in den Städten, vor Allem in Riga ist die Zahl der Richter und der (in Rußland vollständig fehlenden) Advocaten von gründlicher und wahrhaft wissenschaftlicher juristischer Bildung, nichtunbedeutend. Daß auch selbständige und productive Kräfte nicht ganz fehlen, hat sich in den letzten Jahren gezeigt, als eine aus ständischen Vertretern gebildete Juristencommission mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zur Umgestaltung der Gerichtsverfassung und der Proceßordnung betraut wurde. Die Mitglieder dieser Commission waren sämmtlich Schüler der Dorpater Juristenfacultät. Der von ihnen ausgearbeite Entwurf, der der höheren Bestätigung leider noch immer entbehrt, hat sich unter vollständiger Berücksichtigung der eigenthümlichen Bedürfnisse und der politischen Aufgabe des Landes, an die besten Muster der modernen deutschen Gesetzgebung angelehnt und namentlich das Beispiel der hannoverschen Legislation auf processualischem Gebiet in gewissenhafter Weise berücksichtigt. — Was die Theologen anlangt, so muß diesen nachgerühmt werden, daß sie seit den letzten zwanzig Jahren mit unverwüstlichem Eifer und wahrhaft patriotischem Muth für das gute Recht ihrer Kirche und die protestantische Gewissensfreiheit gekämpft und die schwierige Aufgabe der Leitung der Volksbildung beinahe allein übernommen haben. Daß es eine lettische und estnische Volksliteratur, eine periodische Presse, sowie brauchbare Grammatiken und Wörterbücher dieser Sprachen giebt, ist ausschließlich das Werk der in Dorpat gebildeten Landprediger Liv-, Est- und Kurlands, welche an ihrem Theil zugleich redlich und erfolgreich an der Herstellung eines gedeihlichen Zusammenhangs zwischen den herrschenden und den unterworfenen Stämmen des Ostseelandes gearbeitet haben. Daß von keinem andern Berufsstande so consequent und mannhaft für das alte Landesrecht eingestanden worden ist, wie im geistlichen, stellt der Dorpater theologischen Facultät ein Zeugniß aus, welches uns aller Untersuchungen über die wissenschaftliche Richtung derselben überhebt.

Was die historisch-philologische Facultät anbelangt, so hat diese ihre Hauptaufgabe in der Heranbildung tüchtiger Lehrer für die baltischen Gymnasien gesehen. Obgleich die Kenntniß der Alten in den Schulen Deutschlands auf höherem Standpunkte steht, als in den Gym-

nasien der Ostseeprovinzen, haben diese ihre Tüchtigkeit vielfach und besonders dadurch bewiesen, daß sie trotz schwieriger Kämpfe und Anfeindungen an der humanistischen Bildungsgrundlage festhielten und durchzusetzen wußten, daß diese der Eck- und Grundstein des gesammten Unterrichtssystems blieb. Trotz der jahrelangen Absperrung von Deutschland, ist die allgemeine Bildung stets die starke Seite der baltischen Deutschen gewesen und ein wesentlicher Bildungsunterschied zwischen ihnen und den deutschländischen Deutschen kaum fühlbar geworden. Dieser Vorzug ist wesentlich auf die Tüchtigkeit ihrer Schulanstalten und der in Dorpat gebildeten Lehrer derselben zurückzuführen.

Aber wie der Mensch mehr werth ist, als die Summe seiner Leistungen, so kann die Bedeutung einer Universität nicht nach dem Quantum der fachmäßig erzielten Resultate ihrer einzelnen Facultäten beurtheilt werden. Der beste Theil ihrer Wirkungen liegt außerhalb dieser Facultäten, auf einem Gebiet, das weder mit dem Cirkel noch mit dem Papiercatalog der durch sie ans Licht geförderten Publicationen bemessen werden kann. In wie weit eine Hochschule im Stande gewesen, ihre Aufgabe zu erfüllen, läßt sich nur darnach feststellen, ob und in welchem Maaß das sittliche und intellectuelle Bildungsniveau des Bodens, auf welchem sie steht, erhöht worden ist. Unseres Erachtens wird dieser Maaßstab auch an die Universität Dorpat gelegt werden müssen, wenn es sich um eine Feststellung darüber handelt, ob diese Anstalt den Ansprüchen des Staats und ihrer Heimath entsprochen hat. Ein Vergleich zwischen den baltischen Zuständen von 1802 und denen von 1868 macht alle weiteren Untersuchungen über diese Frage überflüssig, denn das Land an der Ostsee hat in den 66 Jahren, welche seit dem 21. Sept. 1802 vergangen sind, in intellectueller wie in moralischer Beziehung raschere und bedeutendere Abschnitte gemacht, als sonst in der dreifachen Anzahl Jahre. So lange diese Universität fortbesteht, dürfen die russischen Ostseeprovinzen an der Hoffnung festhalten, die Sache ihrer Cultur werde aus den Kämpfen der Zukunft ebenso siegreich hervorgehen, wie aus denen der Vergangenheit.

Livländisches Stillleben.

Die Mitte der 40er Jahre unsres Jahrhunderts bezeichnet für die Ostseeprovinzen und namentlich für Livland einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte ihres öffentlichen Lebens, den Bruch mit der alt-colonialen Sicherheit, dem selbstzufriedenen Optimismus und der Trägheit, welche bis dazu die Signatur der baltischen Zustände ausgemacht hatte. Schlag auf Schlag brach Alles zusammen, was man seit Jahrhunderten als festes Bollwerk protestantisch-deutschen Lebens an der Ostsee angesehen hatte. Die allgemeine Gährung unter der ländlichen Bevölkerung bewies die Ueberlebtheit der agrarischen Organisation, der Uebertritt zahlreicher Letten und Esten zur griech.-orth. Kirche, die Fäulniß der kirchlichen Zustände. Gleichzeitig erfolgten die ersten Schläge gegen die alt-ständischen Einrichtungen und Privilegien, namentlich der Städte, und die ersten strengen Maaßregeln gegen die Universität Dorpat. Die letzte Stunde des baltisch-deutschen Coloniallebens — so schien es, hatte geschlagen und Jahre banger Sorge vergingen, ehe man sich aus dem Schrecken über die Gefährdung der theuersten Stücke der heimischen Tradition aufraffen und zum Neubau, zu ernster und gewissenhafter Reformthätigkeit schreiten konnte. Noch wenige Jahre früher hatte man sich in einem Zustande dämmernden Behagens befunden, der jede Sorge um die Aufrechterhaltung des von den Vätern ererbten privilegirten Zustandes ins Fabelbuch verwies.

Wie Talleyrand von dem Jahre 1789 behaupten konnte, wer nicht um dieses herum gelebt, wisse nicht, was es bedeute, „das Leben zu genießen," so möchte sich von diesen ersten vierziger Jahren sagen lassen, wer nicht an ihnen Theil genommen, der wisse nicht, was es mit dem Livländischen Leben eigentlich auf sich habe, wie süß und behaglich die Existenz der Privilegirten und Halbprivilegirten gewesen, als Alles noch beim Alten war, und Niemand daran dachte, daß es anders werden könne und anders werden müsse. Hat der charakteristische Gährungs-

proceß Baltischen Lebens neuerer Zeit doch erst nach der Catastrophe von 1843 und 1844 begonnen und kann sich die Mehrzahl derer, die heute dreißig Jahre alt sind, doch noch der Zeiten erinnern, da man dem seligen Herrn v. Kotzebue seinen Lieblingswunsch: „Ach wenn es doch immer so blieb!" in gläubiger Naivität und mit einer sehr concreten Beziehung auf die Zustände dieses Landes nachsprach. Das specifische Livländerthum, der echt provinzielle Sinn, der weder nach dem fragte, was sich im Westen vollzog, noch nach dem, was sich im Osten vorbereitete, der in der Verarbeitung der Vorgänge zwischen Riga und Dorpat vollständige Genüge fand — er stand noch vor einem halben Menschenalter in vollster Blüthe, und hat es lang genug nicht glauben wollen, daß der Livländer sein Recht auf eigenartige Existenz verwirkt habe, wenn er dieselbe nur genießen, nicht auch durch die Erfüllung eines höheren Maaßes zu erfüllender Pflichten verdienen wolle. Diese „gute alte Zeit" war idyllisch genug beschaffen, um in Mitten unserer sorgenschweren Tage, auch ohne die poetische Zuthat, die der Schmerz um die verlorene Kindheit jeder Einnerung zumischt, in rosigem Licht zu erscheinen, und es bedarf nur eines etwas abgestumpften Gewissens, um ihren Verlust alles Ernstes zu bedauern. Was es mit jener Epoche, die sich am Eingang der vierziger Jahre für immer abschloß, eigentlich auf sich gehabt hat, welcher Werth den Zuständen, in denen sie sich bewegte, zuzumessen ist, das werden wir erst erfahren, wenn die Provinzialgeschichte des 19. Jahrhunderts geschrieben ist. Die Absicht der vorliegenden Blätter beschränkt sich auf die Zusammenfassung einzelner Züge des damaligen Lebens, wie sie sich der jugendlichen Phantasie eines kindischen Zuschauers einprägten, dem das plötzliche Erwachen seines Vaterlandes, die Zeit der schwersten Noth und Bedrängniß, mit der Erinnerung eines idyllischen Glücks zusammenfällt, wie es reiner und voller keinem Menschenherzen geboten worden sein kann. Die dunklen Wetterwolken, die sich im Hintergrunde des lachenden Jugendparadieses zusammengezogen hatten, ließen dieses nur um so lieblicher erscheinen und es war bald vergessen, wenn einer der Blitze, die unheimlich in der Ferne zuckten, mit seinem gespenstischen Glanze einmal bis in die Kinderstube leuchtete und die jugendliche Einbildungskraft mit Schreckensgestalten ängstigte, die wir wenige Jahre später von Angesicht zu Angesicht kennen lernen sollten.

Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich die Characteristik des glücklichen Stilllebens, das die Wirren der vierziger Jahre in unserem Lande vorfanden, mit einer Schilderung Deiner einleiten, Du kleine, einsame Stadt an den Ufern der Aa, die mir einst die ganze Welt be-

deutete. Oft genug hat es mich dazu getrieben, die glückliche Beschränktheit des Lebens poetisch zu verklären, das sich auf Deinem schlechten, erst am Ausgang der dreißiger Jahre nach langen Kämpfen mit dem alten eigensinnigen Bürgermeister gelegten Pflaster abspann — aber an der Aa ist noch kein Dichter geboren worden, der es weiter, als zu Reimen: wie „Mond" und „Wolken thront," „Herz" und „Schmerz," gebracht hätte, und selbst soweit habe ich es nicht bringen können. Wie viel Einwohner Du zählst und wie groß Deine jährlichen Ausgaben und Einnahmen sind, habe ich niemals erfahren können, aber kernigere Menschen, originellere Gestalten, als die Deiner Bürger, sind mir nirgend in der Welt begegnet, und ein reicheres Glück, als Du es mir geboten, habe ich in keiner europäischen Hauptstadt gefunden. Deine Bekanntschaft ist in wenig mehr als einer Viertelstunde gemacht. Die Aa, in welcher im Frühjahr Holz geflößt und im übrigen Jahr durch den alten Töpfer S., den „Admiral", die aus zwei Böten bestehende Flotte geführt wurde, bildete Deine Ostgrenze, — im Westen lehnst Du Dich an den in eine Mühlenstauung ausmündenden Bischofsgraben, jenen Schreckensort, in welchem nach der Erzählung meines alten Freundes, des Rathsherrn W., das Gespenst eines wahnsinnigen Hasen spukte. Südlich bezeichnet die „Station" die äußerste Grenze Deines Weichbildes; dorthin richtete man an lauen Sommerabenden seinen Spaziergang, um mit dem dicken Stationshalter eine Flasche Bier zu trinken und seinen Erzählungen zu lauschen, die regelmäßig mit der Schilderung der Durchreise Alexanders I. begannen und mit der Klage über das Theuerwerden des Hafers und die sinkenden Preise für den Stationsdünger schlossen. Nördlich war der „Convent" (lettisch „Kawent"), das letzte Haus der Stadt, ein kleines Gebäude, vor dessen Thüren ein verblichener Lazarus von schwarzgelben Jagdhunden seine Wunden lecken ließ; von Außen war dem Häuschen kaum anzusehen, daß seine Schwelle dem Volksglauben gemäß an den Sitz der schwarzen Kunst führte, denn die alten Weiber, die hier auf Gemeindekosten gefüttert wurden, hexten mit dem Kirchenstaube, den sie Sonnabends aus der Kirche fegten, und dem, „weil das Wort Gottes über ihn hingegangen", eine magische Kraft inne wohnte — erfolgreicher, als alle übrigen Hexen in ganz Lettland. Gleich hinter dem Convent begann die Allee, welche an der St. Petersburger Straße gepflanzt war, jener Straße, die, wie wir Kinder glaubten, direct vor das Haus des Kaisers, in Wahrheit aber nur zur Station X. führte, auf welcher die gute alte Madame T., die Studentenmutter, hauste, und den Gästen frische Kümmelkuchen anbot, während der Untercommissair K. seine berühmten

„Gelben" anspannen ließ, jener glückliche Mann, der am gebrochenen Herzen sterben konnte, als er die 40 Jahre lang verwaltete Station nach dem Tode der Eigenthümerin verlassen sollte, um seine alten Tage in dem Frieden einer benachbarten Hoflage zu genießen. — Von hervorragenden Gebäuden weiß meine Vaterstadt nur eines, die am Marktplatz belegene Kirche aufzuweisen, und selbst zu einer Schilderung dieser fehlt mir der Muth, denn von architektonischen und archäologischen Schätzen weiß dieses schlichte Gotteshaus kaum etwas aufzuweisen, und ansehen kann man ihm heute nicht mehr, daß in seinen Mauern ein Vierteljahrhundert lang die Stimme eines Mannes getönt hat, der wahrhaft ein Prediger in der Wüste war, und dem, wenn er sprach, das ganze Land ehrfurchtsvoll lauschte. Zu nennen brauche ich ihn nicht, denn hat sich auch Vieles seitdem verändert, hat er den Culminationspunkt seiner Wirksamkeit längst hinter sich —

Nennt man die besten Namen,
So wird auch der seine genannt!

Das war ein buntes Treiben vor der Kirche, wenn der lange steife Küster Ruggin verkündet hatte, der Pastor sei von seiner Amtsreise in die ferne Newaresidenz zurückgekehrt und werde wieder selbst die Predigt halten. In langen Reihen standen die stattlichen Bauernfrauen, geschmückt mit den längst aus der Mode gekommenen hohen weißen Mützen aus gestärktem Mousselin, vor dem Schulhause aufgestellt, aus dessen oberem Stock der Herr Cantor und Schulinspector hinausschaute, um zu sehen, ob des Pastors bekannte kleine Kalesche mit den beiden Rappen bereits sichtbar war.

Gegenüber der Kirche ragten die vier Mauern eines unvollendet gebliebenen Steingebäudes empor, um welches sich die zierlichen Bauermädchen mit rothen Wollenbändern in den Zöpfen gruppirten, um die Huldigungen der männlichen Jugend entgegen zu nehmen. Diese vier unvollendeten Mauern haben ihrer Zeit in der Geschichte unseres Städtchens eine denkwürdige Rolle gespielt: der Herr Aeltermann kleiner Gilde hatte sie aufführen lassen, um gerade der Kirche gegenüber eine Schenke zu begründen, aber Ein Edler Rath legte sich drein und setzte bei dem Herrn Oberkirchenvorsteher den Erlaß eines Inhibitoriums durch, dem ein langjähriger Proceß folgte, der vielleicht noch jetzt nicht beendet ist und die Stadt lange hindurch in zwei streitbare Heerlager spaltete, weil der Proviantcommissair, der mit dem Pastor von je schlecht gestanden und der überhaupt ein „Krakehler" war, die Partei des Aeltermanns nahm und seine einflußreiche Verwandtschaft zu Gunsten dieses Nachbarn aufbot. H i n t e r der Kirche liegt ein grüner, von einigen

Bäumen eingefaßter Platz, der zu dem Abhang der Aa führt und dem Wanderer eine angenehme Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer verstattet. „Hinter der Kirche!“ wie lange ist diese Bezeichnung mir der Inbegriff Alles dessen gewesen, was die Welt an landschaftlicher Schönheit und geheimnißvoll poetischem Zauber bieten konnte! Wenn man Sonntag-Nachmittags beim Klange der Vesperglocke im hohen Grase da lag, mit halbgeschlossenem Auge in die Wolkengebilde starrte, die sich hinter dem dunklen Walde zu Zauberpalästen aufbauten, und den Erzählungen der Wärterin lauschte, die von dem grauen Männchen in Rosenbeck erzählte, daß ihr Gutsherr, der Baron K., selbst gesehen hatte, wenn Alles rings duftete und summte, und die Welt hinter uns allmälig in traulichen Dämmer versank, um einen Sonntag-Nachmittagsschlaf zu halten, wenn dann die sanfte Klarinette vom Markt hinübertönte, auf welcher der Kaufmann Chariton (freilich nur wenn er ein Glas über den Durst getrunken) „Blühe liebes Veilchen“ spielte, — das waren Augenblicke, in denen ein glückliches Kind wohl wähnen durfte, ein Märchen zu leben, wie es die Brüder Grimm nicht schöner und reicher dichten konnten — und in unbewachten Augenblicken kann ich mich noch heute des Gedankens nicht erwehren, „hinter der Kirche“ habe eigentlich die blaue Blume der Romantik geblüht, welche die Dichter vergeblich suchen.

Wo das Auge des Kindes den Eingang zu der Wundergrotte Alladins und seine Zauberlampe suchte, sieht heute der Mann freilich nur eine gewöhnliche Terrasse, deren Höhe sich inzwischen beträchtlich vermindert zu haben scheint und die nirgend auch nur die Spur einer Grotte zeigt: die Schätze aber, die er hier gehoben, sind ihm nicht abhanden gekommen und haben in seinem Herzen eine Stätte gefunden, aus der sie nicht mehr vertrieben werden können! — Der Sonntags-Nachmittag war im Uebrigen ein recht geeigneter Zeitpunkt für Jeden, der die Bewohner des Städtchens kennen lernen wollte. Auf vornehme Bekanntschaften mußte freilich Verzicht leisten, wer bei uns heimisch werden wollte. Der Adel reducirte sich auf den Ordnungsrichter und den „Staatsrath,“ einen würdigen alten Herrn, der es nicht verschmähte, gelegentlich seine Pfeife in Mitten bürgerlicher Nachbaren zu rauchen und ihnen, wo es galt, mit Rath und That beizustehen. Zuweilen tauchte auch Herr v. X., der letzte Livländische Krippenreiter, mit seiner braunen Stute und seinem zweirädrigen Wagen an dem Horizont unseres kleinstädtischen Himmels auf, um sich nach kurzer Rast zu einem adligen Nachbarn zu begeben. Die Trennung der Stände, wie sie sich heut zu Tage grade in Folge der liberalen Bestrebungen und Zeiten-

denzen eingeschlichen hat, um den Adel von den übrigen Gesellschaftsschichten zu separiren — sie war damals noch nicht erfunden: in demselben Klubb fanden sich die benachbarten Gutsbesitzer, die Honoratioren und die notableren Bürger der Stadt zusammen, um eine Partie Boston zu spielen oder sich beim Kegelspiel zu ergötzen, und weder Herr v. U. noch Baron Y. glaubten ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie mit dem unvergeßlichen alten Freunde meiner Jugend, dem Polizeirathsherrn, am Kartentisch saßen und sich an dem schlagfertigen Witz, der unzerstörbaren Laune des gescheuten liebenswürdigen Mannes erfreuten, der seines Zeichens ein Tischler und Baumeister war und uns Kinder regelmäßig am Weihnachtsabend durch ein Geschenk von hundert unübertrefflichen Bauhölzern daran erinnerte, daß er seine Kunst nicht verlernt habe. Der edle, wahrhaft liberale Geist, der das Städtchen beherrschte, war wesentlich von dem Pastor ausgegangen, der es in wirklich großartiger Weise verstanden hatte, die bildungsfähigen Glieder seiner Gemeinde zu der Höhe seiner eigenen christlich-humanen Welt- und Lebensanschauung zu erheben. Alle Factoren des öffentlichen Lebens der kleinen Stadt reichten sich brüderlich die Hand zu einem Bunde, der die sittliche und materielle Wohlfahrt der Gemeinde zum Zwecke hatte; Prediger, Aerzte, Lehrer und städtische Beamte bildeten eine festgeschlossene Kette, an der jede Gemeinheit abprallte, die alle schädlichen Elemente auszuschließen oder mindestens niederzuhalten wußte. Seit der alte Bürgermeister zu Grabe gegangen war, hielten der Syndicus und der treffliche Polizeirathsherr das Steuer des Communallebens fest in ihren Händen, um durch all' die Wirren, die sie vorgefunden hatten, muthig hindurch zu steuern. Der alte Bürgermeister war ein wunderlicher, völlig geschäftsunkundiger Mann gewesen, dem sich eigentlich Böses übrigens durchaus nicht nachsagen ließ. Ich sehe ihn noch, wie er mit seiner langen Pfeife gravitätisch über den Markt schreitet, um dem an der Thüre des Rathhauses harrenden Gerichtsdiener feierlich das silberbeschlagene Meerschaumkunstwerk zur Aufbewahrung zu übergeben und dann zu regieren. Das rechtssuchende Publikum zerfiel für ihn in zwei Klassen: die Leute, die er kannte, und die, die dieses Glücks nicht theilhaft geworden waren. „Ich kenn' ihm nicht" war die ultimo ratio seiner Orakelsprüche, und auf die Angabe von Gründen ließ er sich schlechterdings nicht ein, denn „dazu war der Secretair da."

Zu näherer Bekanntschaft mit den einzelnen Bürgern des Orts kann ich meine Leser nicht einladen, es sind ihrer zu Viele, als daß ich sie einzeln aufführen könnte: den „Admiral," den inhibirten Aelter-

mann und den Proviantcommissair haben wir bereits kennen gelernt — nur eines muß ich noch Erwähnung thun, des ehrwürdigen alten Schlossermeisters —a—, der als Redner in den Bürgerversammlungen weit und breit berühmt war. Das war ein Mann der alten Zeit, wie er heut' zu Tage nur noch im Buche steht. Seine beiden Söhne, Männer von vierzig und fünfzig Jahren, behielt er Zeit seines Lebens in der patria potestas und ich erinnere mich noch, wie er einst vor Gericht trat, um seine „Knaben" zu vertreten! Das Nationalitätsprincip war damals noch nicht im Schwange und ich glaube nicht, daß der rothe und schwarze Wassily oder der oben erwähnte musikalische Kaufmann Chariton B., die die russische Bevölkerung des Orts ausmachten, jemals über Rechtsungleichheit oder Beeinträchtigung ihrer Nationalität geklagt hätten. Die Judenfrage existirte nur in Form der strengen Instruction, welche der Judenhäscher von den Krämern des Orts empfangen hatte. Dank seiner Thätigkeit ist mir in meiner Vaterstadt nie ein Jude zu Gesicht gekommen. Als der arme Klarinettenspieler, der seine Neigung zum Branntwein nur zu genau kannte, und regelmäßig um Bestrafung bat, wenn er ein Glas über den Durst getrunken, — dieser Schwachheit wegen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden sollte, da verwandte sich unser alter Schlosser mit einer Wärme für ihn, als ob der Unglückliche sein leiblicher Bruder gewesen wäre: „O Garidohn! o Garidohn!" redete er ihn in seiner sächsischen Mundart vor versammelter Bürgerschaft an, „was machst Du uns für Schmerzen! Du kannst den Branntwein nicht lassen — aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, lebt ein Gott im Himmel, und dem wirst Du über jedes Glas, das Du hier getrunken, Rechenschaft ablegen müssen."

Still und friedlich flossen die Tage in dieser glücklichen Welt hin; Mittwochs war der philosophische Abend im Pastorat, Freitags der Schachabend beim Doctor, Montags und Donnerstags traf man auf der Musse zusammen, um Karten zu spielen und Zeitungen zu lesen, die regelmäßig zwei Mal in der Woche eintrafen. Wenn ich von „Zeitungen" rede, so ist das eigentlich eine unstatthaft poetische Licenz, denn in Wahrheit gab es damals nur eine Zeitung, die mit Eifer gelesen wurde, die Augsburger Allgemeine. An den Rubriken Deutschland und Frankreich ging man in der Regel ziemlich rasch vorüber: England war der Mittelpunkt aller Interessen, Daniel O'Connel, der große Agitator, der Held des Tages. An Cobdens Kämpfen für die Aufhebung der Korngesetze, die für die wichtigsten Ereignisse der Zeit galten, nahmen Alte und Junge warmen Antheil, sie hielten redlich bis

zu Ende aus und freuten sich des endlichen Sieges, als ob sie ihn miterfochten hätten. Sir Robert Peel war in Aller Munde und als O'Connel wirklich verurtheilt wurde, glaubte man sich am Vorabend einer großen welterschütternden Revolution auf der grünen Insel. Dann kamen die Zeiten der ersten continentalen Eisenbahnen, für die sich Alles interessirte und die sich trotz des lebhaften Widerspruchs, den der alte Herr v. A. gegen sie erhob, schnell nach allen Richtungen hin verbreiteten. Gesehen hatte sie freilich Niemand, denn von sämmtlichen Bewohnern des Orts waren nur drei im Auslande gewesen und auch die nur vor längerer Zeit. Ob Herr v. A. zu diesen Glücklichen gehörte, weiß ich nicht mehr. Er war von jeher ein entschiedener Vertreter des conservativen Princips und der Metternich'schen Politik gewesen. „Mein Lieber," sagte er dem Syndicus des Orts, der für liberal galt, als dieser ihm das warnende Beispiel der Julirevolution bei Gelegenheit der Einkerkerung Silvio Pelico's und anderer italienischer Patrioten vorhielt, „mein Lieber, was reden Sie von Revolution! früher nannte man das Krawall — die Advokaten haben es aber immer gemacht!" Wie einst für Silvio Pelico, so schwärmte man später für Ronge, den Deutschkatholiken, der durch die Gervinus'sche Brochüre schnell bekannt geworden war; sogar Rongehüte (Zeughüte auf einem Drahtgestell) kamen in Mode und wurden von einzelnen unternehmenden Männern des Fortschritts getragen. Vielleicht am Nachhaltigsten war aber die Begeisterung für Pio Nono, den liberalen Papst, dessen Bildniß allenthalben zu sehen war, um im folgenden Jahre allenthalben zu verschwinden.

Aber nicht nur mit den politischen, auch mit den literärischen und technischen Fortschritten der Zeit suchte man nach Kräften Schritt zu halten. An hervorragenden belletristischen Schöpfungen sind die vierziger Jahre bekanntlich reich gewesen, verhältnißmäßig sogar reicher, als die folgenden Jahrzehnde. Allerdings war die absolute politische Windstille damaliger Zeit literärischen und künstlerischen Erscheinungen ungleich günstiger, als die Gegenwart. Von Erfolgen, wie sie damals nicht nur Eugène Sue's „Mystères de Paris" und Dumas „Comte de Monte Christo," vor allem Georg Sand's „Indiana," „Consuelo," u. s. w., sondern auch gediegenere Schriften, wie des erwähnten Silvio Pelico „Prignioni," Immermanns „Münchhausen," wenig später Dickens „Pickwicker" aufzuweisen hatten, kann man sich heut' zu Tage kaum mehr eine Vorstellung machen, denn bei der Vielgestaltigkeit der modernen Interessen, der zunehmenden Theilung der Arbeit und damit der Interessen, der ausgeprägteren politischen und religiösen Parteistellung der

Einzelnen, ist eine dauernde Herrschaft eines Gegenstandes, um den sich Alles concentrirt, nicht mehr möglich. Eugène Sue's „Geheimnisse" wurden damals thatsächlich von allen gebildeten Menschen gelesen, Weltkindern wie Strenggläubigen, Salonleuten wie kleinstädtischen Männern der Arbeit; für den Zustand politischer Unschuld und Harmlosigkeit der damaligen Gesellschaft kann kein redenderer Beleg angeführt werden, als der, daß Leute der verschiedensten Richtungen und Standpunkte dieses merkwürdige Buch bewundern konnten und daß dem großen Publikum die socialistische Tendenz desselben durchaus nicht anstößig, weil kaum bemerkbar war. „C'est le premier livre après la bible" hörte ich einen jungen Petersburger, der sich zufällig in unser Thule verirrt hatte, einer jungen Frau mit ernster Miene versichern und ich weiß nicht, ob ihm irgend Jemand zu widersprechen wagte. Von deutschen Belletristen niederen Ranges machte eine kurze Zeit lang die Gräfin Ida Hahn-Hahn viel von sich reden; es war indessen nicht die von aristokratischen Formen verhüllte jung-deutsch emancipatorische Tendenz ihrer Schriften, die den Zeitgeschmack ansprach, denn diese war nur für Wenige erkennbar — das große Talent für Schilderungen aus dem wirklichen Leben, das dieser Schriftstellerin nicht abgesprochen werden kann, fand eine naive, unmittelbare Bewunderung, deren man sich um so weniger zu schämen brauchte, als man über den Verdacht sittlicher Lauheit oder gar systematischer Feindschaft gegen die Ehe durchaus erhaben war. Und wie interessant war es nicht, daß der begünstigte Geliebte der vornehmen Schriftstellerin, „der Rechte," den sie lange vergeblich gesucht hatte, ein Landsmann, ein Kurländer war, den der Doctor und der benachbarte Baron C. gekannt hatten, daß die leidenschaftliche, der „Gräfin Faustine" vorgeschriebene Widmung die einfache Ueberschrift „an Bistram" trug! Ein guter Theil der Verbreitung, den dieser wunderliche Roman in unseren Provinzen fand, ist ohne Zweifel auf Rechnung dieses Umstandes zu schreiben. Grade weil das äußere Leben einförmig und bewegungslos dahinfloß, spielte die Romanlektüre eine ungleich größere Rolle als jetzt. Der geringere Bürgerstand, die große Zahl der „Nichthonoratioren" las allerdings nur wenig und hielt sich in der Regel an Spieß, Cramer, Rinaldo Rinaldini und ähnliche Schöpfungen, die den Kern der Leihbibliothek des Orts bildeten und trotz des Mangels eines gedruckten Catalogs (zu dem dieses Institut es niemals bringen konnte) ziemlich gut „gingen."

Wie die literarischen Novitäten, so fanden auch die im Westen gemachten neuen Erfindungen der Zeit den Weg in unser stilles Thal. Wie groß war nicht das Aufsehen, daß das erste importirte Daguerreotyp

erregte! Ein Silhouettenschneider, vielleicht der letzte Vertreter dieser seitdem verloren gegangenen Kunst, hatte es mitgebracht, wahrscheinlich ohne zu ahnen, daß diese Erfindung seine zierlichen schwarzen Köpfe für immer aus der Welt verdrängen werde. Etwa um dieselbe Zeit tauchten die ersten Spirituslampen auf, um den ehrsamen Talglichten und Lichtscheeren, die noch auf allen Tischen prangten und an denen man die langen Pfeifen entzündete, den Krieg zu erklären. Wenn auch nur entfernt und sehr allmälig, brach bereits damals die Epoche der modernen Communicationsmittel auch für uns an: zwischen Riga und Pleskau baute man an jener unglücklichen Chaussee, auf der schon vor 20 Jahren Gras zu wachsen begann, und in Dorpat ließ der Kaufmann Wegner seine weit und breit im Lande berühmt gewordene „Dampfmaschine", das Räderboot „Juliane Clementine", vom Stapel. Auf dem Gebiete der inländischen Politik war es bis zum Jahre 1843 noch todtenstill. Nur zweier auf das öffentliche Leben des Landes bezüglicher Vorgänge aus der damaligen Zeit weiß ich mich zu entsinnen, die lebhaft genug discutirt wurden, um bis in die Kinderstube zu dringen: der Agitation für die Mäßigkeitsvereine und der Begründung des Volksschullehrer-Seminars, in welches ausschließlich geborene Letten und Esten aufgenommen werden sollten, um den Segnungen moderner deutscher Bildung theilhaft zu werden. Bringt man die Stimmen einzelner egoistisch-verhärteter Thoren in Abzug, die noch den Muth hatten, von der Entbehrlichkeit der „Gelehrsamkeit" für das Landvolk zu reden, so war die Freude über das Seminar eine allgemeine und die ersten Zöglinge desselben waren allgemein gesuchte Hauslehrer: die Neuheit ihrer Bildung bekundete sich ganz besonders in dem schwärmerischen Eifer für neue pädagogische Theorien und waghalsige Hypothesen. Die Lautirmethode und das bahnbrechende, gegen den geistestödtenden „Riesen" des blos mechanischen Rechnenunterrichts gerichtete Diesterweg'sche Handbuch fanden damals ihre ersten Jünger in unserem Lande. Auch an komischen Verzerrungen und Mißverständnissen fehlte es keineswegs; einer dieser damals noch sehr jugendlichen Pädagogen, der sich mit dem Ertheilen von Geschichtsunterricht beschäftigte und nebenbei ein eifriger Etymolog war, versicherte seinen Schülern alles Ernstes, das Wort „Geschichte" komme nicht, wie man bisher geglaubt, von „Geschehen", sondern von „Schichten" her, denn das Verdienst und die Aufgabe dieser Wissenschaft bestehe eben darin, die in der Vergangenheit geschehenen Thatsachen in der richtigen Weise systematisch zu „schichten." — Inzwischen hat diese Anstalt unter der Leitung des verdienten Zimse das erste Vierteljahrhundert ihrer hochwichtigen Wirksamkeit zurück-

gelegt und im gesammten Lande reichen Segen gestiftet. Characteristisch für die Zeit der Entstehung dieses Instituts war es, daß die Begründung zwar allgemein mit Freuden begrüßt, aber nicht als Erfüllung einer heiligen, nur all zu lang verabsäumten Pflicht des Landes, sondern als freie That der Nächstenliebe, als ein Beweis dafür angesehen wurde, daß „wir's herrlich so weit gebracht." Es war doch hübsch, daß man die „armen Bauern" auch etwas lernen lassen wollte! Davon, daß die Armuth dieser Bauern nicht selbstverständlich, sondern eine Schmach des Landes sei, daß es sich für ein civilirtes Land von selbst verstehe, daß es für den Volksunterricht sorge — davon hatten die Wenigsten eine klare Vorstellung!

Das zweite „politische" Ereigniß jener Zeit, das mir als Gegenstand allgemeinster Theilnahme der Gebildeten wie der Ungebildeten im Gedächtniß geblieben ist, ist die Agitation für die Mäßigkeitsververeine, deren tragisches Ende nur aus der mehr wie „tragischen" Verfassung unseres damaligen sittlichen und politischen Zustandes erklärt werden kann. Vor 25 Jahren war es noch ziemlich allgemeine Livländische Bauernregel, sich im Herbst und Winter für die Entbehrungen und die Noth des Frühjahrs und die harte Arbeit des Sommers durch den grünen Branntwein schadlos zu halten. Kein Wunder, daß alle Freunde des Volks, und insbesondere die Livländischen Pastore, die von England und Amerika zu uns gedrungene Idee der Begründung von Vereinen, deren Glieder sich zur Abstinenz vom Genuß geistiger Getränke verpflichten mußten, mit Begeisternng ergriffen und ihre Verwirklichung Anfangs mit entschiedenem Erfolg betrieben. Daß man hie und da zu weit ging und mit dem Branntwein auch das (in jener Zeit allerdings abscheuliche) Bier aus den Krügen und Schenken verbannen wollte, war bedauerlich, konnte der Heiligkeit der Sache aber keinen Abbruch thun; schärfer blickende Männer (und zu diesen gehörte auch unser Pastor) warnten allerdings schon damals vor Uebertreibungen und erinnerten an das alte Sprüchwort, daß „allzu scharf schartig macht." Von deprimirendstem Einfluß auf alle anständigen Leute mußte es aber sein, daß ein Theil unserer Gutsbesitzer sich sofort als entschiedener Gegner der Agitation geberdete, diese zu verdächtigen und schließlich zu beseitigen wußte. Ob darüber gleich zwanzig und mehr Jahre vergangen sind, treibt es mir noch heute die Schaamröthe in's Gesicht, wenn ich daran denke, wie der Doctor meinen Eltern und unserem alten Freunde, dem Polizeirathsherrn, bei einer gemüthlichen Nachmittagspfeife erzählte, ein hochangesehener und durch Branntweinsproduction reich gewordener Herr habe sich nicht entblödet, seine für die Mäßigkeit gewonnenen

Bauern mit allen Mitteln zum Austritt aus dem Verein zu überreden und endlich — die Branntweinflasche in höchsteigener Hand — an ihrer Spitze in den Krug zu ziehen! Leider ist dieser angesehene „Herr" nicht der einzige gewesen, der auf diese Weise „conservative" Politik trieb und eine sittliche Verwilderung unter den Bauern begünstigte, die sich wenige Jahre später auf Kosten der heiligsten Interessen des Landes rächen sollte. Statt weiterer Ausführungen über die entsittlichende Wirkung dieses aus dem gemeinsten Egoismus hervorgegangenen Widerstandes gegen die Mäßigkeitsvereine, sei eine einzige Thatsache erwähnt, über die sich, wer Lust hat, noch heute aus dem „Inlande" instruiren kann: im Ehstnischen Theil des Landes wurde ein Krüger, der grundsätzlich keinen Branntwein verkaufte, von einer Horde aufgeregter Bauern todtgeschlagen! Wäre diesen Vereinen seitens des Adels die gehörige Unterstützung und Pflege zu Theil geworden, so hätte sich aus ihnen ein fester Kern tüchtiger bäuerlicher Kräfte, ein fertiger Organismus entwickelt, dessen Werth in Mitten der Wirren der folgenden Jahre von geradezu unberechenbarer Wirkung gewesen wäre! — Es sollte nicht sein!

In die Tage der Errichtung des Volksschullehrer-Seminars und der Mäßigkeitsvereine fällt der Beginn der Kämpfe der lutherischen Geistlichkeit des Landes mit Herrenhuth. Während heut zu Tage die überwiegende Majorität unserer Geistlichen der s. g. orthodoxen, richtiger vielleicht confessionellen Richtung angehört, bildeten die Vertreter dieser theologischen Richtung vor 25 und noch vor 20 Jahren eine sehr bescheidene Minderzahl. Unter der älteren Generation war der Vulgairrationalismus (der sich gegenwärtig nur noch in einzelnen Schichten der Rigaer Gesellschaft erhalten hat) noch nicht ausgestorben, von den jüngeren Männern gehörten mehrere der ausgezeichnetsten direct oder indirect der Schule Schleiermachers an, eine sehr bedeutende Anzahl von Predigern stand aber noch auf dem Boden des deutschen Pietismus, der in unserm Lande eine sehr große und zum Theil sehr verdienstvolle Rolle gespielt hatte. Die ersten Livl. Prediger, welche die sittlich religiöse Bildung des Landvolks als ihre Hauptaufgabe in's Auge gefaßt und gegen den hergebrachten Schlendrian des vornehmen, weltlich und egoistisch gesinnnten Priesterthums älterer Zeit Front gemacht hatten, waren Schüler Frankes und Spaners gewesen. Als der Pietismus sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmälig in den Rationalismus verwandelte, schlossen sich die der alten Fahne treu gebliebenen Pastoren fast ausnahmslos den Bestrebungen der Herrenhuther an, deren Bischof und geistlicher Vater, der Graf Zinzendorf,

selbst in Liv- und Estland gewesen und mit vielen Adelsfamilien dieser Provinzen in enge Beziehung getreten war. Bei dem Landvolk zählt die Brüdergemeinde, trotz der Bekämpfung dieser Gesellschaft, welche am Ende des Jahrhunderts Platz griff, im 18. Jahrhundert zahlreiche Anhänger. In den Jahren 1817—25 erwirkten die Brüder sich verschiedene Kaiserl. Privilegien, mit deren Hilfe sie allmälig das ganze Land eroberten, um ihre Ordnungen und Gebräuche unter den Letten und Esten einzubürgern. In der Mehrzahl der Gemeinden Livlands gab es „Vorbeter", „Häuflein", Glieder der „ersten" und der „zweiten Stunden", Chorverbindungen u. s. w., und häufig genug war der Herrenhuthische „tehtit" (Vater) die erste, der Pastor erst die zweite Autorität in der Gemeinde. So lange Pietismus und Rationalismus einander gegenüberstanden, unterstützte ein Theil der Prediger die Herrenhuther nach allen Kräften, weil er sie als Bundesgenossen kannte, die zahlreichen Indifferentisten sahen der „ungefährlichen" Bewegung theilnahmlos zu zu und ließen sie gewähren. Im Beginn der vierziger Jahre wandte sich das Blatt und trat eine Krisis ein. Während viele Prediger sich mit der Sache Herrenhuths noch immer identificirten, wurde derselben von der jüngeren Generation im Namen des Bekenntnisses und des Kirchenregiments der Krieg erklärt. Man eiferte besonders gegen den Gebrauch des Looses, die Classenversammlungen und gegen jene thränenreiche Empfindsamkeit der Gläubigen, die häufig in Unwahrheit und Spielerei ausartete, und wollte dieselbe durch ein gesunderes und nüchterneres Christenthum verdrängen. Daß die Letten und Esten von den gewohnten Formen, die ihnen eine gewisse Selbstständigkeit sicherten, nicht lassen wollten, war begreiflich, und bald entspann sich ein erbitterter Kampf, an dem auch das große Publikum Theil nahm, großen Theils ohne zu wissen, warum es sich eigentlich handelte. Man war so lange gewohnt gewesen, eifrige Religiosität und Herrenhutherei identificirt zu sehen, daß man nicht begriff, wie die „Pastoren" darauf kämen, gegen die „Frömmigkeit" zu Felde zu ziehen. Nur beiläufig sei erwähnt, daß die Gegner der Brüdergemeinde nicht immer die nöthige Klugheit bewiesen und dadurch den kirchlichen Wirren der folgenden Jahre, ohne zu wissen und zu wollen, Vorschub leisteten. — Um unser Städtchen herum wurde der Kampf mit besonderer Lebhaftigkeit geführt. Das Jammern und Kopfschütteln der alten Lettischen Kinderfrauen verfehlte nicht auf die ihrer Obhut anvertrauten Kinder einen tiefen Eindruck zu machen und wunderlich genug waren die Vorstellungen, welche die allgemein wiederholten Schlagworte von der „blauen Kammer", dem „Lammsberge" und der „zweiten Stunde", in unsern kindlichen Gemüthern wach riefen.

In die Zeit der hier erwähnten Vorgänge fällt der seiner Zeit beinahe zum Ereigniß gewordene Triumpfzug Franz Liszt's durch unsere Provinzen. Schon bevor der große Klavierlöwe in Riga eintraf, war sein Name in aller Leute Mund, Zeitungen, Brochüren und Abbildungen, welche das Lob des Künstlers sangen, verirrten sich bis in die bescheidenen Häuser unserer kleinstädtischen Honoratioren. Auf Anregung einer liebenswürdigen und wahrhaft musikalischen Frau unternahm eine Gesellschaft von Musikfreunden eine künstlerische Wallfahrt nach Riga, um den berühmten Virtuosen zu hören.

Seinen Höhepunkt erreichte der Liszt-Enthusiasmus erst in Dorpat; das ganze Land sprach von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der berühmte Mann den Studiosus Bernard zur Mitwirkung in seinem Concert und zum Vortrag einer gemeinsam zu spielenden vierhändigen Sonate aufgefordert hatte. In manchem Familienarchiv findet sich wohl noch eine Abschrift des damals entstandenen und schnell verbreiteten Gedichts vom Ritter de Loup, der seiner Dame den, unter dem Flügel liegenden Handschuh des Meisters geholt hätte, ohne darum so unartig zu werden, wie der weiland Chevalier de Lorme in Schiller's „Löwengarten." Wo sind die Zeiten hin, in denen die Reise eines ausgezeichneten Clavierspielers ein ganzes Land in Aufregung versetzen konnte!

Will man die charakteristische Eigenthümlichkeit des livländischen Lebens vor der Catastrophe von 1843 zusammenfassen, so muß man sich eine selbstgenügsame Abgeschlossenheit und Bewegungslosigkeit denken, wie sie heut zu Tage wohl nur noch in Fabelbüchern zu finden ist. Man verhielt sich den gegebenen Verhältnissen gegenüber vollkommen naiv, man hielt sie für etwas nothwendig Gegebenes, das über aller Discussion stand, weil es nicht anders sein konnte! Das Ausland hatten die Wenigsten gesehen und kennen gelernt; statt an den Verhältnissen der Culturländer die einheimischen Dinge zu messen, wie es in der Gegenwart geschieht, machte man es umgekehrt, indem man die heimische Ordnung als den Normalzustand ansah. Wenn man von den Vorgängen im fernen Westen las und hörte, so vergaß man bei allem Interesse für das Gehörte doch jede Anwendung auf sich selbst, — denn daß in Livland Alles beim Alten zu bleiben habe, verstand sich so sehr von selbst, daß Niemand ein Wort darüber verlor. Damit war keineswegs ausgeschlossen, daß man hie und da im Einzelnen die bessernde und ausbauende Hand anlegte; das geschah aber nur, wenn man ganz direct durch die Noth oder durch das eigene gute Herz darauf gewiesen wurde, und ohne daß dabei irgend an die Erreichung weiterliegender, höherer Zwecke gedacht wurde. Heut zu Tage fragt man bei jedem

neuen Unternehmen, mag es ein literarisches, ein künstlerisches, staatliches u. s. w. sein, zuerst nach der Tendenz desselben — die Tendenz, die jedes Behagen, jede Harmlosigkeit, jede künstlerische Ruhe und Unmittelbarkeit erstickt und unmöglich macht, ist zugleich die Mutter aller großen Schöpfungen der Zeit. Von einer Tendenz in diesem Sinne des Worts war in dem alten „vormärzlichen" Livland absolut nicht die Rede, jene Unmittelbarkeit des Lebens, welche romantische Gemüther in der modernen Welt vergebens suchen, sie wurde damals allenthalben und im reichsten Maaße angetroffen. Bäume und Menschen wuchsen wie Gott sie geschaffen hatte und nur, wenn sie sich all' zu breit machten, wurde ihnen in aller Gemüthlichkeit der Kamm geschoren. Communale und politische Einrichtungen wurden fast ausschließlich von ihrer gesellschaftlichen Seite angesehen und beurtheilt, und je nachdem sie die Gemüthlichkeit, die man als den Zweck des Lebens ansah, förderten oder störten, geliebt oder nicht geliebt, — zu einem eigentlichen Hasse schwang man sich in der Regel nicht empor. Herkommen, Gewohnheit und gesellschaftliche Beziehung regelten die öffentlichen wie die privaten Zustände in Stadt und Land, und man kannte die Dinge und Institutionen eigentlich nur in den Personen, die sie vertraten. Aeußere Umstände eigenthümlicher Art begünstigten diese hergebrachte Weise der Lebensbehandlung. Die Rechte und Einrichtungen des Landes waren den meisten Menschen nur aus der Praxis bekannt und diese Praxis wieder von der zufälligen Beschaffenheit der einzelnen Praktiker bedingt. Da es bis zu den vierziger Jahren weder eine gedruckte Behördenverfassung noch ein gedrucktes Ständerecht, kein praktisch giltiges Strafgesetzbuch und keine Proceßordnung, ja bis zum Erscheinen des bahnbrechenden Bunge'schen Privatrechts kein Handbuch dieser Disciplin gab, das eine allgemeine und bedingungslose Autorität genossen hätte, so war die genaue Kenntniß dessen, was Rechtens ist, das Geheimgut einzelner Eingeweihten, deren Einfluß natürlich beinahe schrankenlos war. „Heut zu Tage ist mit Juristerei kein Geld mehr zu verdienen," sagte der alte Jurist einer Nachbarstadt unserem Syndicus, als dieser in sein Amt trat; „als ich mich etablirte, da war ein gemachter Mann, wer nur irgend zu schreiben verstand! Wie manches tausend Rubel habe ich damals mit Liebesbriefen für benachbarte Gutsbesitzer verdient, von Rechtssachen und Processen gar nicht zu reden!" Wo es nur Einzelnen möglich war zu erfahren, welche Rechtsquellen galten, wo bei dem Mangel giltiger Normen z. B. die Halsgerichtsordnung Carls V. angezogen und in die moderne Praxis übersetzt werden mußte, läßt sich's leicht verstehen, daß die Gewohnheit, der herkömmliche Brauch über

aller Theorie, ja über alle Principien stand. Weil unsere öffentlichen Zustände der theoretischen Seite vollständig entbehrten, war an eine Anwendung fremder Culturerrungenschaften auf dieselben schlechterdings nicht zu denken. Livland lag eben in aller und jeder Beziehung außer der Welt; und wahrhaftes Interesse gewann ein Gegenstand nur, wenn er sich auf Personen des eigenen Landes bezog, dem Livländer war seine Heimath immer und überall das zuerst Gegebene. Das galt auf beinahe allen Lebensgebieten. War von Musik, von Künstlern und Componisten die Rede, so dachte man zuerst an Geldner und Latrobe, denn diese allerdings sehr schätzbaren Männer waren für die damalige Gesellschaft die Musiker an und für sich; die romantische Schule der Dichtkunst war für die meisten Leute mit Harald von Brackel und Roman Budberg identisch, und wenn man von Publicistik und Liberalismus sprach, so meinte man damit den alten Garlieb Merkel in Riga. Nicht, als ob man von Mendelssohn, Tieck oder Börne gar nichts gewußt hätte, — die Begriffe, die man mit diesen Namen verbinden sollte, mußten aber erst vermittelst der Erinnerung an die Vertreter derselben, die man mit Augen gesehen hatte, hergeholt und durch die Nennung derselben definirt werden. Daß diese einseitige Betonung des Heimischen und Gewohnten nicht etwa auf exaltirten Patriotismus oder absichtliche Selbstvergötterung zurückzuführen war, braucht nach dem oben Vorhergeschickten kaum gesagt zu werden — man war bei uns viel zu unbewußt, harmlos und natürlich, um Kunststücke zu treiben, wie sie ihrer Zeit von fanatischen Ungarn, Irländern, Böhmen und anderen Slawen aufgeführt worden sind. Vor dem „Auslande" hatte man, wie vor Allem Fremden, im Gegentheil einen gewaltigen Respect, und wer es dort zu etwas hatte bringen können, für denn hatte man zu Hause keinen Maaßstab mehr.

Für meine Mitbürger gab es nur einen Mann, der es soweit hatte bringen können, in der großen Deutschen Welt gekannt und mit Ehren genannt zu werden: der ärmste Bürger unseres Städtchens wuchs um einige Zoll, wenn er von dem berühmten Professor und Philosophen sprach, der früher sein Pastor gewesen, dann „hinaus" gegangen war und es zu einer ehrenvollen Professur und zu mehreren gedruckten Büchern gebracht hatte, die sogar in Berlin gelesen und gelobt worden waren. Das war ein Fest, wenn der berühmte und dabei liebenswürdige und freundliche Mann nach Jahre langer Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt, in seine alte Gemeinde kam, und noch all' die kleinen Leute kannte, unter denen er gelebt hatte! Wenn er in unserm Städtchen erschien — es geschah im Ganzen ein oder zwei Mal —

so war Alles wie electrisirt, Jeder wollte ihn sehen, ihn bewirthen, von ihm angeregt und belehrt werden. Der Apotheker gab ihm eine musikalische Soirée, bei dem Schulinspector aß er zu Mittag, im Pastorat leitete er den philosophischen Leseabend und bei dem Syndicus trank er einen Thee, zu welchem auch Damen zugelassen wurden! Die Hausfrauen ließen scheuern und bürsten, um dem weitgereisten Gast eine würdige Aufnahme zu bereiten, die Männer schwangen sich zu dem ungewohnten Luxus einer Flasche Wein auf und die Zeitrechnung zerfiel in die Tage vor und nach dem Besuch des Professors. Freilich hatte er für jeden ein freundliches Wort, Männer wie Frauen wußte er durch seine liebenswürdige Unterhaltung zu fesseln und selbst die Kinder gingen nicht leer aus: kannte doch Niemand so schöne Geschichten wie der fremde Onkel aus dem Preußenlande, wo die Leute auf dem Kopf spazieren gingen, sich ausschließlich von Kuchen nährten und ihre Hunde mit Bonbons fütterten, die der Onkel beständig bei sich trug, um nicht von dem bösen weißen Pudel unseres Nachbarn, des Schusters, aufgefressen zu werden.

War die Deutsche Wissenschaft für unser Städtchen ein für alle Mal durch den Professor repräsentirt, so verkörperte die Kunst sich viele Jahre lang in dem Maler Wieder, einem liebenswürdigen Künstler und geschickten Portraitmaler, dessen Name der älteren Generation noch erinnerlich sein wird. Er malte den Ordnungsrichter und die Frauen einiger benachbarten Gutsbesitzer und war während der wenigen Wochen des Aufenthalts bei uns für Stadt und Umgegend der Held des Tages geworden. Den Philosophen des Leseabends im Pastorat war dieser Mann von ganz besonderem Interesse: einen Hegelianer von der Linken, einen Vertreter der jungdeutschen Richtung hatte man noch nicht mit Augen gesehen und, daß man sich auch nach dieser Seite hin „bilden" konnte, war ein Fortschritt, den man zu würdigen wußte. Durch den Professor und den Maler war den strebsamen Männern, die der Pastor um sich versammelte und die sich keineswegs blos aus den „Literaten" rekrutirten, eine Anregung gegeben, an der sie noch lange zehrten, und als ich viele Jahre später erfuhr, was es mit dem jungen Deutschland und der Emancipation des Fleisches eigentlich auf sich habe, war mein erster Gedanke der an den Maler Wieder und die schönen Pferde, die der freundliche junge Mann uns zeichnete, während er mit dem Pastor, dem Doctor oder einem andern Freunde des elterlichen Hauses über das „Ding an und für sich" disputirte.

So floß ein Jahr nach dem andern in seeliger Verschollenheit dahin: „die Welt war damals noch gewöhnlich und ruhig lebten hin

die Leut'." Man that seine Pflicht, lebte seinem Hause und seinen Kindern, suchte nach Kräften nützlich zu sein und die Armuth des äußeren Lebens durch inneren Reichthum zu ersetzen. Instinktiv fühlten die ernsteren und gebildeteren Leute sich zur Theilnahme und Unterstützung der einzelnen patriotischen Unternehmungen damaliger Zeit verpflichtet. Man abonnirte sich auf das „Inland", die einzige Livl. Zeitschrift, die von heimischen Interessen handelte, und subscribirte auf Frantzen's „Scriptores rerum Livonicarum". Manche müssige Stunde habe ich an den alten niederdeutschen Chroniken mühsam herumbuchstabirt, deren schwarz und roth gedruckte Titel die Neugierde des Kindes fesselten und in ihm die erste Ahnung von den Begriffen „Vaterland" und „Geschichte" aufsteigen ließen. Den Schwerpunkt der Interessen suchte man aber doch in den Vorgängen des täglichen Lebens und die „Unterhaltung" füllte einen ungleich größern Bruchtheil des Tages aus, als in unserer Zeit. Im Winter mußten Lektüre, Besuche bei Freunden und Bekannten und Kartenpartien, die zu fabelhaft niedrigen Sätzen auf der Musse gespielt wurden, die leeren Stunden ausfüllen, am Sonntagnachmittage veranstaltete man wohl auch eine Träber- oder „Crassaten"-Fahrt auf dem Eise der Aa; alle paar Jahre erschien ein Mal, die ihrer Zeit im ganzen Lande bekannte Köhler'sche Truppe, um in einem Speicher des Bürgermeisters für einige Wochen ihren Kunsttempel aufzuschlagen und einen hohen Adel und ein hochverehrtes Publikum durch die Aufführung Angelyscher Possen und Vaudevilles zu ergötzen, oder Bosco entsetzte Alte und Junge durch seine Zauberkünste, für deren Produktion er sich den Saal der Musse zu erobern wußte. Zwei Mal im Jahr hielten die von und nach Dorpat reisenden Studenten ihre tumultuarischen Durchzüge, um mit Gesang und Sporenklang die stillen Straßen des Städtchens aus ihrer Ruhe aufzustören und mit bekannten Philistern Reminiscenzen an die gemeinsam verlebten Studienjahre zu feiern. Vielleicht nirgend in der Welt spielten die akademischen Jahre eine so große Rolle in dem Leben der studirten Leute, wie in dem alten Livland; die Wahl der Corporation, in die man eintrat, war ein Schritt für das ganze Leben, weil die corporellen Gegensätze in der ständischen Zerklüftung der wirklichen provinziellen Welt einen sehr concreten Hindergrund hatten. Die Beschränkungen der Dorpater Studentenfreiheit, die seit dem Jahre 1836 Platz griffen, wurden im ganzen Lande schmerzlich empfunden, weil man sofort ihre symbolische Bedeutung verstand, die Kämpfe der Landsmannschaften, häufig genug in das bürgerliche Leben mit hinübergenommen und von ruhigen Aerzten, fleißigen Beamten und ehrbaren Pastoren bei geselligen

Zusammenkünften erörtert, oft auch weiter fortgeführt. Die Anhänglichkeit an die alten akademischen Verbände bildete eine ganz bestimmte Form des Lokalpatriotismus. — Außer den Studenten gab es noch andere Durchreisende, die die lebhafteste Theilnahme erweckten; bald waren es Wundermänner, die sich erboten, gegen Erlegung des Betrages von 3 Rubel. S. binnen zwei Stunden Jedermann zum perfekten Maler und Zeichner zu machen, oder Kalligraphen, die im Laufe eines Nachmittags alle schlechten Handschriften der Stadt zu verbessern bereit waren, oder es erschien der alte Pferdehändler R., der in Livland Oesel als seine Heimath bezeichnete, in Oesel von „uns Festländern" sprach, in Wahrheit aber das ganze Jahr über bei Bekannten auf „Ablager" lebte, übrigens nicht nur mit Pferden, sondern auch mit allen übrigen Gegenständen zu handeln und zu tauschen bereit war. Auch den „Iswoschniken," die damals noch mit hochbeladenen Wagen langsam ihres Weges zogen, um mächtige Waarenballen in das ferne Petersburg zu führen, sah man nicht ohne Theilnahme zu, denn sie kamen aus fernen Gegenden, die man nie gesehen hatte, und zogen in eine unabsehbare Ferne. Im Frühjahr war der Eisgang auf der Aa das große Ereigniß, dann stand der alte Admiral, ein hart am Flusse lebender Töpfer auf dem Höhepunkt seiner Bedeutung. Tag und Nacht war er auf den Beinen, um in einer grauen Nachtjacke und hohen Fettstiefeln den Eisgang zu „dirigiren," darüber zu wachen, daß das am Ufer gestapelte Holz keinen Schaden litt und daß das Steigen des Wassers gehörig signalisirt werde u. s. w. War die letzte Scholle verschwunden, so brach die Zeit der wilden Flössung an und wieder war es der Admiral, der an der Spitze der Bewegung stand, mit seinen beiden Böten auf dem hochangeschwollenen Strome umherfuhr, die die Flösse führenden Bauern mit mächtiger Stimme anschrie, wenn sie bei der gefährlichen Stelle an dem Wasserfall nicht die gehörige Vorsicht bewiesen, Holzdiebe, die sich der Versuchung nicht erwehren konnten, ihren Brennbedarf als Flibustier zu erbeuten, arretirte und dem strafenden Arm der in dem Polizeirathsherrn und dem Syndicus repräsentirten Justiz überlieferte — kurz die höhere und niedere Flußpolizei handhabte, die er durch unvordenkliche Gewohnheit zu seinem unbestrittenen Hoheitsrecht gemacht hatte. Abends auf der Musse erschien er dann, um seine im Dienst des Gemeinwohls erschöpften Kräfte bei einem Glase Punsch zu restauriren und von den Heldenthaten zu erzählen, die er verrichtet hatte. Neuerdings soll der gute alte Mann gestorben sein und es erscheint mir zweifelhaft, ob die Aa sich auch ohne ihn ihrer winterlichen Hülle entledigen, Flösse und Böte an ihr Ziel führen wird.

War der Sommer ins Land gekommen, so vertrat die Kegelbahn die Stelle der Musse — wer einen Garten besaß, opferte der Pflege dieses jede freie Stunde und ließ sich von dem Gärtner eines benachbarten großen Gutes zu kühnen Experimenten mit neuen Zier- und Küchengewächsen verführen. Um die Johanniszeit erlaubte man sich wohl auch einen Ausflug auf den „Blauberg," eine in der Nähe liegende, 500 Fuß hohe Anhöhe, die, wie ältere Leute versicherten, eine schöne Aussicht bot, für welche aber leider Niemand mehr den richtigen Standpunkt zu finden wußte, weil das Kleinholz, über welches man sonst hinweggesehen hatte, längst zum Hochwalde emporgewachsen war: dafür entschädigte man sich an den Freuden der Hin- und Herfahrt und an der Besichtigung einer, auf der Spitze des Berges befindlichen Grube, die zu alten Zeiten ein Opferplatz der heidnischen Letten gewesen war und in der, wie man wissen wollte, abergläubische alte Bauerweiber noch bis in die neueste Zeit heimliche Gaben für Lihgo oder Perkuhn deponirten. In der ersten Hälfte des Juli unternahmen die studirten Leute des Orts regelmäßig ihre Fahrt zum Treydenschen Commilitonenfeste, einem Stelldichein, zu welchem sich gesinnungsverwandte Pastore (damals noch an den längst verschwundenen Pistolenstiefeln erkennbar), Lehrer, Aerzte, Juristen und bürgerliche Gutsbesitzer aus dem Innern des Landes jährlich zusammenfanden, um gemeinsam die Naturschönheiten der Livländischen Schweiz zu genießen, bei einem Glase Punsch frohe Jugenderinnerungen herauf zu beschwören, sich in der Gesinnung zu stärken und durch gemeinsame Beiträge einem armen Studenten die Mittel zum Studium zu bieten. Es waren nicht die schlechtesten Männer, die hier zusammenkamen, und nicht einen gab's in ihrer Mitte, der nicht als ehrenwerth und gesinnungstüchtig bekannt gewesen wäre. Der Herbst war die Zeit der Jagden, zu denen man sich auf den Ebenen Rujens vereinigte, um einige Tage lang mit Hallet und Hörnerklang hinter flüchtigen Hasen und listigen Füchsen herzujagen und an den übrigen Freuden der „regulairen" Woche Theil zu nehmen; im Städtchen rüsteten die Bürger inzwischen zu den beiden großen Markttagen Matthiä und Simon Judä, die mit Wurst, Palten und Kopfkäs' gefeiert und mit einem großen Ball beschlossen wurden, auf welchem man bei den Klängen aus Lemsal verschriebener „Prager," unter Führung eines alten Bäckermeisters, bis zur Ohnmacht Ecossaisen und Rutscher tanzte. War dieses große Ereigniß überstanden und der Koth, mit welchem der Markt und seine Besucher die Straßen überschwemmten, allmälig verschwunden, hatten die „Prager" ihr Abschiedslied gespielt und nach einem durablen Frühstück im „Verderb" (einem berühmten

Kruge) ihre Wanderung angetreten, um die Marktfeier der nächsten W=stadt mit dem Zauber der Kunst zu verschönen, so brach wieder der lange, sieben Monate dauernde Winter an, suchten die Bürger ihre Pelze und Mäntel hervor und freuten die Pferdebesitzer sich darauf, wieder „Krassaten" fahren zu können. Der „Prahm," auf welchem man über die Aa setzte, wurde ausgehoben, die Kegelbahn vernagelt, „doppelte Fenster" allenthalben vorgesetzt, die Jugend fuhr zum Aerger der alten Leute und trotz aller Drohungen des rothnasigen Ministerials auf der großen Straße „Schlittchen vom Berge," um diesen hügeligen Weg vollends unpraktikabel zu machen, die „drei Männer aus dem feurigen Ofen" (würdige alte Herren, die gewissenhaft um 12 Uhr Mittags ein gemeinsames Glas Punsch einnahmen) richteten ihren Curs nicht mehr nach dem Kegelgarten, sondern in den Laden des Conditors, der Schulinspector, ein eifriger Meteorolog, blieb allein noch seinen regelmäßigen Spaziergängen in die Umgebung der Stadt getreu, der Rathskanzellist sprach dem Syndicus gegenüber seine Meinung dahin aus, daß es „heute am stühmsten sei" — und unsere Wintersaison war eröffnet, um in dem Eisgang und der Wiederaufnahme der maritimen Thätigkeit des Admirals ihren unfehlbaren Abschluß zu finden.

Schöne harmlose Zeit reinen ungetrübten Glücks, warum mußtest du so rasch und so traurig zu Grabe gehen? Warum hatte das Behagen der guten wohlmeinenden Leute, die ihr Thun und Lassen genau so einrichteten, wie sie es von ihren Vätern gelernt hatten, verjährte, tiefgewurzelte Uebelstände zur Voraussetzung, Kurzsichtigkeit der Bürger, Lauheit und Bequemlichkeit der Geistlichen, Engherzigkeit und Mangel alles politischen Scharfblicks der Gutsbesitzer, Elend und Verkommenheit des stummen Bauernstandes, der Folie unserer priviligirten Existenz? Warum mußte das Erwachen aus dem schönen, lustigen Traum, in den man sich mit gutem Gewissen und ohne Ahnung seiner Vergänglichkeit eingewiegt hatte, ein so entsetzliches sein? Oder sind die Männer, die damals die Zügel unseres öffentlichen Lebens in den Händen hielten, nicht so harmlos gewesen, wie es den Anschein hatte? Noch weiß ich mich des Tages genau zu entsinnen, der unsern Bürgern „den Anfang des Endes" der alten Zeit verkündete. Wir Kinder konnten es freilich nicht begreifen, warum die alten Leute so trübe, ernste Gesichter machten, als wir jubelnd den Kosacken entgegenzogen, die mit ihren langen Piken und lustigen Bärten ihren Einzug hielten, und es freundlich duldeten, daß Schusters Hugo und der lahme Soldatensohn Fritz zu ihnen hinaufkletterten und sich mit auf ihre Pferde setzten! Was

wußten wir davon, daß es rings auf dem flachen Lande gährte, daß die Bauern den Gehorch verweigerten, die Riegen anzündeten und in das „warme Land“ (silte Semme) zu ziehen verlangten, welches man ihnen verhießen hatte, daß unheimliche Wetterwolken den Horizont des heimathlichen Himmels schon lange verdüstert hatten? Freilich hatte es den ganzen Sommer über geregnet, war das Getraide auf den Feldern verfault, ehe es eingebracht werden konnte, waren die Bauern immer wieder in die Stadt gekommen, um mit jammerbleichen Mienen im Namen Gottes ein Stück Brod oder eine Schüssel Grütz zu erbitten; aber man hatte ihnen ja gern gegeben, was man hatte, die Doctorin hatte ihnen eine Schüssel Grütz nach der anderen vorsetzen lassen, der Pastor, dessen Wohlthätigkeit keine Grenzen kannte, seine Scheuern aufgethan, die Väter der Stadt waren nicht müde geworden Geld zu sammeln, um nach Kräften zu helfen; daß Bauern gelegentlich ein Mal hungerten, war auch früher vorgekommen, das konnte ja nicht anders sein! Nur zu bald wurde man gewahr, daß es sich um mehr, als die Stillung der Noth handelte, die ein Paar schlechte Ernten verschuldet zu haben schienen, — es zeigte sich, daß eine seit Generationen aufgehäufte Schuld, die lang genug gestundet worden war, plötzlich und auf ein Mal Zahlung verlangte, daß die Lage des gesammten Livländischen Bauernstandes unhaltbar geworden war und die allgemeine Unzufriedenheit auf dem flachen Lande alle bestehenden Verhältnisse, den gesammten alten Provinzialstaat über den Haufen zu werfen drohte. Mit bekümmerten Mienen erzählte man sich's, daß die Militaircommissionen, die hie und da niedergesetzt worden waren, um die Auffässigen zu bestrafen und Ruhe und Ordnung wieder aufzurichten, trotz all' der strengen Strafen, die sie dekretirten, trotz aller Kosaken und Linientruppen, die aus Riga requirirt wurden, die Wiederherstellung des alten Zustandes nicht durchzusetzen im Stande seien, daß es großer Concessionen bedürfen werde, um die Erregung der Gemüther nur einigermaßen zu beschwichtigen, daß es die Frage sei, ob nicht alle Zugeständnisse zu spät kämen. Die harmlose Ruhe, mit der man sich sonst des Daseins gefreut hatte, wich alsbald einem Unbehagen, das sich allen Schichten der Gesellschaft mittheilte, Allen das Gefühl kommender schwerer Tage gab. Statt sich auf der Kegelbahn und am Kartentisch zu vergnügen, saßen die Männer mit ernsten Mienen da und die Pfeifen, die sonst unversieglich schienen, gingen ihnen aus, wenn berichtet wurde, es sei nun auch bei Freund X. und Gevatter Y. „losgegangen“ und man habe Eilboten nach dem Ordnungsrichter geschickt, um Soldaten kommen zu lassen; ängstlich

horchten die Frauen hin, wenn von den schweren Strafen die Rede war, die gegen die armen Verblendeten angewendet werden mußten, selbst die Mägde in der Küche flüsterten sich unheimliche Dinge in die Ohren und die Kinder schauerten in den Betten, wenn sie die alte Wärterin von Spißruthen und Stockschlägen reden hörten. An einem rauhen, trüben Novemberabend fuhr dann eine mit drei Postpferden bespannte Kalesche an dem Convent vorüber ins Pastorat und bald darauf weiter nach Riga. „Ulmann ist gestern durchgereist," berichtete am anderen Morgen ein Hausfreund, der zum Caffee erschien, „Sie wissen doch" — und das Gespräch verlor sich in ein Flüstern, dessen Inhalt den Kindern verborgen bleiben sollte, die nur die Namen „Ulmann — Bunge — Madai" nennen hörten und nicht begreifen konnten, was den Erwachsenen plötzlich das Blut aus den Wangen trieb. Jeder Tag brachte neue wichtige Nachrichten. Bald verbreitete sich das Gerücht, der alte gute Baron Pahlen, der General-Gouverneur, den man so oft gesehen hatte, wenn er „zur Revision" gekommen war und dem zu Ehren die städtischen Autoritäten dann zum Ergötzen der Jugend in Hut, Degen und goldgestickter Uniform geprangt hatten — der alte Baron Pahlen sei „ab" und habe sich in das Privatleben zurückgezogen, oder die Rigasche Zeitung, die sich sonst mit inländischen Nachrichten nicht abgab, brachte die Kunde von dem Diner, das man dem seiner Professur entsetzten Juristen Madai, „dem Manne des Rechts und der Wahrheit" (Rig. Ztg. 1814 Nr. 17), gegeben hatte, oder die Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen des neuernannten General-Gouverneurs Golowin setzte alle Gemüther in Aufregung. An einem lauen Frühlingsabend kam der neue Lenker der Geschicke des Landes endlich an; Bürgermeister und Rathsherrn empfingen den untergesetzten, beleibten alten Herrn mit dem strengen ernsten Gesicht erwartungsvoll an den Grenzen der Stadt und gaben ihm, nachdem er das Gefängniß und die Kaserne besichtigt hatte, das Geleit bis zur Station — ein neues Capitel der Provinzialgeschichte hatte angefangen. Noch war man mit den neu empfangenen Eindrücken überbeschäftigt, als die Ankunft zweier vornehmer Herren aus St. Petersburg (eines Edelmannes mit altem Deutschen Namen und seines Begleiters, eines jungen liebenswürdigen Russen) gemeldet wurde: den Städten Livlands stand eine Revision bevor und mit unserem Städtchen wurde der Anfang gemacht. Der vornehme junge Russe war bald der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit, seine feine Bildung, seine liberale Denkweise, sein humanes Wesen nahm alle Welt für ihn ein — er war der Repräsentant einer geistigen Richtung, von der man kaum gehört hatte, einer Gesell-

schaft, die man nur aus Büchern kannte. Nicht minder fremd mußte ihn die Deutsche Bürgerlichkeit eines kleinen Orts anmuthen, von dessen Existenz er wenige Monate zuvor vielleicht niemals etwas gehört hatte, denn er war zum ersten Mal in Livland. Nach einigen Wochen reisten die Herren wieder ab, nachdem sie erklärt hatten, von der Verwaltung, die sie kennen gelernt hatten, den günstigsten Eindruck empfangen zu haben.

Was sich weiter berichten läßt, ist mit wenigen Worten gesagt: Der nächste Winter führte neue Wirren, neue Angst und Sorge in das Land. Die Militairexekutionen und außerordentlichen Commissionen schienen permanent werden zu wollen und die einmal in Fluß gekommene Bewegung unter dem Landvolk nahm ihren unaufhaltsamen Fortgang. Bald ließen die Bauern sich nicht mehr zur Uebersiedlung in das „warme Land" anschreiben, sie verlangten „Seeland" und erklärten sich bereit, die Kirche ihrer Väter zu verlassen. — — —

Wir lassen den Vorhang über das, was nun geschah, fallen. Mit meiner Kindheit und mit der vieler anderer Leute war es vorbei, — wenig später mußte ich aus dem Paradiese meiner Jugend scheiden und den Ernst des Lebens kennen lernen.

Es dauerte noch manches Jahr, bis die Schule in welche damals Kinder und Erwachsene genommen waren, wieder geschlossen wurde. Die nächste schöne Erinnerung meines Lebens, die der Rückkehr auf das flache Land, fällt mit einem Zeitpunct zusammen, den ich nicht besser, als mit dem Namen Suworow bezeichnen kann. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich's bis in die entferntesten Güter, die abgelegensten Pastorate, der Enkel des berühmten Feldmarschalls Fürsten Suworow, ein durch die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und seiner Humanität bekannter Ehrenmann, von dem die Landesvertreter oft erzählt hatten, wenn sie aus der Residenz zurückgekehrt waren — er sei statt des gefürchteten Deutschenfeindes Golowin zum General-Gouverneur ernannt worden und werde noch im Lauf des Frühjahrs sein neues Amt antreten. Daß ihm alle Herzen entgegenflogen, daß er geliebt und verehrt war, noch ehe er das Land betreten, daß man ihn kannte, bevor man ihn gesehen — das weiß heute jedes Kind, das braucht Niemanden mehr erzählt zu werden. Es begann eine neue, jetzt freilich auch schon alt gewordene Zeit — eine Zeit des allmähligen, aber stetigen Aufschwungs — mit der Idylle des alten Zustandes und seines zweifelhaften Glücks war es aber ebenso vorüber, wie mit meiner Kindheit.

Seit dem Allen ist manches Jahr über das Land gegangen. Wohl steht sie noch immer an der alten Stelle, die kleine Stadt mit den be-

scheidenen niedrigen Holzhäusern, dem schlechten Pflaster und den guten Menschen — aber den Weg zu ihrer alten Herrlichkeit habe ich nicht mehr zu finden vermocht. Der grüne Platz „hinter der Kirche" ist zu einem gewöhnlichen, rasenbepflanzten Hof eingeschrumpft, die Clarinette, deren Klänge zu ihm hinüber tönten, ist ebenso verstummt, wie der lebenslustige Mann, der sie blies, der wahnsinnige Hase, der den Bischofsgraben unsicher machte, ist von dem Lärm des modernen Lebens längst verscheucht worden, das Haus meines Vaters haben sie in ein Gasthaus verwandelt, das lebenslustigen halbdeutschen Disponenten und gewissenhaften Revisoren zur Herberge dient, Nachbars Hugo soll jenseit des Ural seinen Hang zu Abenteuern büßen, der lahme Fritz hat es wahrscheinlich zu dem Posten eines Regimentsschreibers tief im Innern des Reichs gebracht, — die Aa hat seit dem Tode ihres getreuen Admirals alle Lebenslust und alle Schiffbarkeitsgelüste eingebüßt, das Feuer, in welchem die drei Männer aus dem alttestamentlichen Ofen brannten, ist längst erloschen, und wenn ich die trauten Gestalten finden soll, die meine Jugend umgaben, so muß ich sie — einige Wenige ausgenommen — auf dem Kirchhof suchen, aus dessen düsterem, schauerlichem Eingangsthor schon dem Kinde das Grauen vor dem unbegreiflichen Ende alles Lebens entgegenwehte. Die alte Zeit, die hier ihr Wesen trieb, ist längst verweht, die Menschen, die sie machten, ruhen unter kühler Erde oder sind alt und müde geworden, die Jugend, die hier die ersten Eindrücke empfing, ist in alle Winde zerstreut, und die Leute, die heute diese Reminiscenzen lesen, schütteln die Köpfe und können nicht verstehen, was eigentlich den Werth der Zustände ausgemacht haben soll, die ihnen an dieser Stelle vorgeführt worden sind.

Ist auch der Schlüssel zu dem lustigen alt-livländischen Leben, das jenseit der vierziger Jahre liegt, verloren gegangen, — sind die, die an demselben Theil genommen, ebensowenig im Stande, die alte Welt zu entdecken, als es mir mit der Wiederauffindung der versunkenen Herrlichkeiten meiner trauten Vaterstadt geglückt ist? Von den Franzosen sagt man, sie hätten seit der Invasion von 1814 das alte, vergnügte Lachen für immer verlernt. Ob sich nicht Aehnliches von der alten, der absoluten Livländischen Gemüthlichkeit behaupten ließe, die in den Jahren zwischen 1843 und 1847 Schiffbruch gelitten hat?

Hamilcar Fölkersahm *).

Zu den Portraits, welche in livländischen Häusern gefunden zu werden pflegen, gehört auch das Hamilcar Fölkersahms. In der einen oder andern Ausgabe ist jene Lithographie mit der Unterschrift: „Nicht die Rechte, welche Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth," wenigstens bei einem großen Theil derer heimisch, die diesen merkwürdigen Mann persönlich gekannt haben. Die livländische Tradition aber — so möchte man in Bezug auf ihn zu bemerken veranlaßt sein — hat in neuerer Zeit Manches von derjenigen Unfehlbarkeit eingebüßt, mit welcher sie früher das Bild eines hervorragenden Standes- oder Stadtgenossen festzuhalten pflegte. Zwar im Allgemeinen weiß noch Jeder, wer Fölkersahm gewesen ist, aber schon häufig genug geräth die jüngere Generation in Verwunderung, wenn man ihr z. B. sagt, es sei zum guten Theil diesem Manne zu danken, daß uns ein immerhin noch beträchtliches Stück der überkommenen livländischen Lebensformen übrig geblieben ist. So raschlebig und so ereignißreich ist die Zeit, in der wir leben, daß die Tage, in denen Fölkersahms mächtige Stimme die Meinung der besten Männer des Landes beherrschte, wie durch ein Menschenalter von der Gegenwart geschieden scheinen und für die „Allerneusten" bereits den Charakter des Mythischen tragen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, Alles ist seit dem April des Jahres 1856 anders geworden und selbst die Sprache der damaligen Zeit beginnt denen unverständlich zu werden, die in einer gesteigerten Oeffentlichkeit, in steter Berührung mit dem gedruckten Wort aufgewachsen sind. Wo jeder neue Tag neue Fragen aufwirft und zum Theil solche, auf welche die Antwort nicht leicht gefunden wird, und

*) Für deutsche Leser sei bemerkt, daß der Freiherr Hamilcar v. Fölkersahm der Reformator der livländischen Agrarconstitutionen und der Schöpfer des bäuerlichen Grundbesitzes in diesem Lande war.

wenn sie gefunden ist, nur selten deutlich gesagt werden darf, da ist es freilich begreiflich, wenn man nicht mehr Zeit und Neigung übrig hat, sich nach Art der glücklicheren Väter und Großväter an dem Feuer verglimmender Reminiscenzen zu wärmen.

Aber auch diese Reminiscenzen haben ihr Recht. Und insoweit sie Hamilcar Fölkersahm gelten, haben sie in unserer Zeit ein doppeltes Recht. Niemand, der die Jahre seit Aufhebung der russischen Leibeigenschaft erlebt und sich bei den Ereignissen desselben etwas gedacht hat, wird dem Gedanken aus dem Wege zu gehen vermocht haben, was in den Stürmen derselben wohl aus Livland geworden wäre, wenn es keinen Fölkersahm gegeben oder wenn die Feinde dieses Mannes vollständig Recht behalten, die Frohne und die „Landlosigkeit" des livländischen Bauernstandes gerettet und als leitende Principien unseres öffentlichen Lebens bis in das Jahr 1861 weiter gefristet hätten! Selbst diejenigen, welche sich heute die „Conservativen" nennen, haben die Lehre von der Unentbehrlichkeit der alten Agrarinstitutionen von 1819, die Glaubensartikel von der nothwendigen Abhängigkeit der Hintersassen, dem wohlthätigen Einfluß des Hülfsgehorchs und der verschiedenen „Gerechtigkeiten" längst aus ihrem politischen Katechismus gestrichen und besinnen sich kaum mehr darauf, daß ihnen die „Arbeitspacht" noch vor zehn Jahren für den Grundstein des alten Landesstaats galt! Die Grundsätze von 1849 sind längst die Voraussetzungen jeder vernünftigen politischen Anschauung geworden und der bäuerliche Grundbesitz zählt heute dieselben Männer zu seinen eifrigsten Förderern, denen er noch 1856 für ein aus dem Abgrund der Revolution aufgestiegenes Thier mit mindestens sieben Hörnern galt. Obgleich sich bei genauerer Betrachtung ausweisen dürfte, daß unter den landläufigen Entschuldigungen, die zur Erklärung des Fölkersahm geleisteten Widerstandes angeführt werden, keine haltbare ist, so beschränkt sich die Anerkennung der Verdienste dieses livländischen Mirabeau doch auch heute noch auf eine kleine Gemeinde, die aus dem ihm verbündeten Theil der Landtagsmänner von 1849 und einzelnen bürgerlichen Freunden Fölkersahms besteht, eine Gemeinde, die sich allmählig zersplittert hat und eher ab- als zunimmt. Weder ist es wahr, daß nicht Fölkersahms Principien, sondern nur die drängenden, anspruchsvollen Formen, in welchen dieselben auftraten, bekämpft wurden, noch läßt sich behaupten, eine langsam vorschreitende, allmählige Reform hätte dieselben Früchte getragen, welche der große Redner durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Worts erzwang. Nachdem wir das Jahr 1861 und dessen Folgen erlebt haben, muß vielmehr gesagt werden: nur daß die Gesetzgebung von 1849 be-

reits zwölf Jahre lang bestand und Wurzel zu schlagen begonnen hatte — nur dieser glückliche Umstand hat die Selbständigkeit der livländischen agrarischen Entwickelung und damit das wichtigste Stück unseres öffentlichen Lebens gerettet. Es gehörte der Adlerblick des Genius dazu, um inmitten der tiefen Ruhe, welche den Erschütterungen der ersten 40er Jahre gefolgt war, inmitten der Umkehr zu einer conservativen Regierungspolitik, gerade in den Tagen des ungarischen Feldzugs, dennoch die große im Schooß der Zukunft schlummernde Umgestaltung zu ahnen und ihren Gefahren vorzubauen; es bedurfte einer ungewöhnlichen Begabung und zugleich der verzehrenden Gluth einer großen Leidenschaft, um das Eis zu brechen, welches sich um die Herzen und Köpfe der Zeitgenossen gelegt hatte; es bedurfte eines Fölkersahm, um die Ritterschaft zu einem kühnen Sprung über die Kluft zu vermögen, deren allmählige Ueberbrückung erst fertig geworden wäre, als das andere Ufer nur noch mit Lebensgefahr betreten werden konnte. Der angebliche Radicalismus der Fölkersahmschen Ideen hat das Land gerettet und wenn an denselben Kritik geübt werden soll, so kann diese nur in dem Bedauern darüber bestehen, daß nicht noch radicaler vorgegangen werden konnte. Auf dem Fundament eines in der Majorität seiner Glieder grundbesitzenden Bauernstandes wäre die Stellung unseres Landes ungleich günstiger gewesen, als sie es thatsächlich am 19. Februar des Jahres 1861 war.

I.

An einem lauen Augustabend des Jahres 1853 (ich glaube, es war der erste Hungerkummer) saß eine aus acht oder zehn Personen bestehende Männergesellschaft auf der Veranda des im Wöhnmannschen Park befindlichen großen Pavillons, um eine Bowle Punsch versammelt. Den Mittelpunkt des Kreises bildete der dimittirte Landmarschall Baron Fölkersahm, Präsident der Bauerrentenbank — nicht mehr der hagere, etwas blasirt aussehende junge Roué, den die bekannte, aus den vierziger Jahren stammende Lithographie darstellt, sondern der ernste, reife Mann mit der hohen, durchfurchten Stirn, um welche ergraute Locken spielten. Man sprach von den brennenden Tagesfragen, insbesondere von dem orientalischen Kriege, dessen Vorläufer bereits den politischen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging sich in Conjecturen über die möglichen Folgen desselben. Allmählig ermattete das Gespräch, die Gesellschaft löste sich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkersahm saß, in seinen bekannten Almaviva gehüllt, schweigend da, nachdem er

seine Meinung über die Chancen des bevorstehenden Kampfes ausgesprochen hatte. Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen rother Rockkragen den Gymnasiasten verrieth und der eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbstabend zu genießen und hatte hier seinen Vater in dem bezeichneten Kreise gefunden. Befangen vor sich niedersehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage seines Nachbarn in's Gespräch gezogen. Fölkersahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Interessen der Jugend, erzählte scherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Secunda des Rigaer Gymnasiums gebracht und schwieg dann wieder.

„Und ihr jungen Leute von heut zu Tage," fragte er lächelnd nach einer Pause, „wofür schwärmt Ihr denn eigentlich? Bei siebzehn Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeistert sein."

„Für Amerika!" lautete die Antwort. — Es war damals noch die Zeit des Glaubens an Amerika, an die bessere Welt jenseit des atlantischen Oceans. Weltschmerz und Europamüdigkeit, in Deutschland bereits ziemlich ausgelebt, kamen in Livland, wenn auch sporadisch, noch unter der Jugend vor, welche sich mit Heine und andern Vertretern des Jungdeutschthums nicht selten den Magen verdorben hatte. Dazu kam, daß wenige Jahre früher, verschiedene Landsleute in Amerika gewesen waren und das Interesse für dieses Land neu belebt hatten. Einer derselben (Dyrsen) hatte sich gar in der Union niedergelassen und diese dadurch für eine Zeitlang zum Hauptgegenstand aller Gespräche in Riga gemacht. Ist es doch bei uns von jeher so gewesen, daß neue Dinge und Vorstellungen an der Ostsee erst recht in Schwung kommen, wenn einer der Unsern sie mit Augen gesehen, für die kleine baltische Welt, so zu sagen, noch einmal entdeckt hatte.

„Für Amerika!" wiederholte Fölkersahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, schlug an das Ohr des Secundaners — „für Amerika, — ich sehe, Sie theilen den Geschmack meines jungen Freundes A. K. Giebt es denn in der Heimat nichts mehr zu thun, was den Ehrgeiz oder die Thatkraft strebsamer junger Leute wecken könnte?"

Der Schüler, der das Prädicat der Strebsamkeit auf sich beziehen zu müssen glaubte, nahm sich zusammen und gab seinem Nachbarn, dessen Ruhm er wohl kannte, mit dem aber noch nie ein eigentliches Gespräch gepflogen hatte, eine herzhafte Antwort. Er sagte etwas von Ruinen, deren Vertheidigung sich nicht mehr verlohne, von der Nothwendigkeit, verlorne Posten zu räumen und Länder aufzusuchen, die eine

Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müssen, die einem doch einmal in Fleisch und Blut übergegangen seien u. s. w. „Außerdem," hieß es zum Schluß dieser ziemlich ungereimten Deduction, — „außerdem, giebt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen und an die man sich schließen könnte, um den Kampf für gewisse Ueberzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolgs weiter zu führen."

Fölkersahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Theil der Gesellschaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten und Corporationsinteressen begriffen war und er selbst nicht in Dorpat studirt hatte, schien er das Gespräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann," sagte er, indem er den Ton seiner Rede plötzlich senkte, — „Sie stecken in Irrthümern, die mir keineswegs fremd sind, an denen ich selbst, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei persische Sprüchworte sagen, die Sie nicht zu kennen scheinen und die mir oft genug von Werth gewesen sind. Das erste lautet: „Keine Mauer ist schwach, sobald sich Jemand findet, der den Muth hat, sie vertheidigen zu wollen." Das andere Sprüchwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Heerde Ziegenböcke, die ein Löwe anführt, ist mehr werth als eine Heerde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird." Leute, die zu brauchen sind, wenn sie den rechten Führer finden und sich diesem unterordnen, giebt es überall und darauf kommt es schließlich doch nur an."

Auf die Antwort, welche diesen Worten folgte, kann ich mich nicht besinnen, möglich, daß gar keine Antwort ertheilt wurde. — Fölkersahm aber sprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf seinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, dessen Wirkung auf junge Gemüther unfehlbar, der aber nur Männern eigen ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und an diese ihre ganze Existenz gesetzt haben, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menschen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieselben noch so gering scheinen. Er sprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umschwung, der sich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, sobald erst der Bauernstand besitzlich und in Wahrheit die Grundlage unseres gesammten öffentlichen Zustandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an der großen Arbeit zur Hebung der ländlichen Be-

völkerung Theil zu nehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder Einzelne zu überwinden habe, um nur zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses zu gelangen, in welchem deutsche und lettische Bewohner dieses Landes zu einander stehen müßten, von der traditionellen Gleichgültigkeit unserer Landsleute gegen die ursprünglichen Bewohner des baltischen Küstenstrichs u. s. w.

„Und Sie selbst, Herr Baron," fragte der Zuhörer, als Fölkersahm seine Rede geschlossen, „wie sind Sie zu jenem Verständniß unserer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurtheile erschwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Wie ist Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Thätigkeit und zu dem Entschluß geworden, diesem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?"

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte er, nachdem er eine frische Cigarre angezündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe diese Geschichte oft erzählt und erzähle sie gern noch einmal. Sie wissen, das mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich dasselbe selbst verwaltete. Mein Privatvortheil — und ich hatte allen Grund denselben wahrzunehmen — ließ es mir damals wünschenswerth erscheinen, einen möglichst großen Theil meiner Bauerhöfe zum Hofe zu ziehen und meine Wirthschaft durch Anlegung von Vorwerken zu erweitern. Ich beschloß daher, einem meiner Wirthe zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung selbst aussprechen mußte. Zu dem Zwecke ritt ich an einem schönen Frühlingsabend in das Gesinde, dessen Einziehung ich beschlossen hatte. Es war einer der ersten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Thal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasselbe einbog. Der Bauer baute eben an einem neuen Hause; er stand, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in stiller Freude auf dem Dach, um dasselbe mit der üblichen Baukrone zu schmücken und das „Vater unser" zu sprechen, das unsere Bauern merkwürdiger Weise ihr Lebelang nicht vergessen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt vor ihm ein Mann stand, der die Absicht hatte, ihm zu sagen: „Dein Schweiß kommt von Rechtswegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weise ich dir die Thür, um dein Haus in Besitz zu nehmen. Geh!" — Die letzten Worte hatte Fölkersahm mit sichtlicher Erregung gesprochen; seine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um sein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu thun. Die übrige Gesellschaft rückte näher, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Was ich in jenem Augenblicke empfand," fuhr er nach einer Pause

fort, vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblicke, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sicher gestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieses Gelöbniß habe ich gehalten und gedenke es noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren," fuhr er, zu der übrigen Gesellschaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, so lange diese Baukrone nicht sicher steht, ist kein Haus im Lande sicher!"

Es wäre vergeblich, den Eindruck schildern zu wollen, den diese Worte von diesem Manne gesprochen auf den Zuhörer ausübten, der das Ganze durch seine müßige Frage veranlaßt hatte. Fölkersahm sprach noch lange weiter; seine Freunde gingen auf alle möglichen Details der Landtagsgeschichte und der einzelnen Phasen ein, welche das Programm von 1849 durchgemacht hatte. Erst als die Lichter tief herabgebrannt, die Musikchöre, welche abwechselnd gespielt hatten, verstummt, die Gläser leer geworden waren, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Erinnerlich ist mir nur noch ein Scherzwort, das Fölkersahm aussprach, als das eine Musikchor eben aufgehört und das andere sein Spiel begonnen hatte. „Die Nothwendigkeit, diese ununterbrochene Musik zweier verschiedenen Gesellschaften anhören zu müssen, erinnert mich an die Lage, in welcher ich mich schon seit einiger Zeit befinde. Haben die Livländer in ihrem Geschrei über meinen Verrath und meinen unheilvollen Einfluß eine Pause gemacht, so fangen die Kurländer gewiß in demselben Tone wieder an und so geht es fort in infinitum. Sie wissen, daß ich das Glück habe, beiden Corporationen anzugehören."

II.

Fölkersahm ist mir seit jenem unvergeßlichen Abend noch häufig begegnet — das Glück, mit ihm zu reden, ist mir dauernd nicht wieder zu Theil geworden. Die Worte, die er damals sprach, die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, die Veranlassung, aus welcher sie entstanden, sind aber für das Wesen und die Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Mannes bezeichnend genug, um der Aufbewahrung gewürdigt zu werden, und sie sind zugleich geeignet, denen, die ihn gekannt

oder von ihm gehört haben, das Bild, das er hinterlassen, in mehr wie einer Beziehung zu vervollständigen, — mir haben sie eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Wesen ihres Sprechers hinterlassen, eine Vorstellung, welche durch Alles, was ich früher oder später von demselben gehört oder gesehen, bestätigt worden ist.

Fölkersahm war jeder Zoll ein Idealist. Daß die großen bleibenden Gedanken eines Menschen aus dem Herzen kommen, hat sich auch an ihm bewährt und die reich poetische Natur, welche sein ganzes Wesen athmete, machte es Jedem, der ihm gegenübertrat, zur Ueberzeugung, daß er es nicht mit einem Manne zu thun habe, der, wenn er gerade den Landtagssaal betrat, für Abschaffung der Frohne und Begründung der Rentenbank plaidirte und im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, sondern mit dem Träger einer sittlichen Idee, von der er durch und durch erfüllt war, und deren Verwirklichung dem innersten Bedürfniß seines Wesens entsprang. Alles was er sprach, schrieb und that, trug das Gepräge eines tiefen, leidenschaftlichen Idealismus, der sich auf keinem Lebensgebiet an gewöhnlichen Anschauungen und Formen genügen ließ, sondern überall auf den Kern der Dinge los ging und diesen zu ergründen suchte, — nicht sowohl, um Wissen und Erfahrung zu bereichern, als um einer Natur Befriedigung zu schaffen, die ihr Leben lang an den Schranken ihrer selbst und der kleinen Verhältnisse, in welcher sie geboren war, ungeduldig rüttelte und in keinem Verhältniß Genüge fand, weil sie in jedes den ganzen Menschen hineintrug. Der Drang, diesem Bedürfniß genug zu thun, war der eigentliche Hebel seiner gesammten Thätigkeit. Daß Fölkersahm Politiker wurde und seine Thätigkeit auf das öffentliche Leben seines Vaterlandes richtete, ist zwar nicht zufällig und nicht blos dadurch bedingt gewesen, daß ihm einst, in einem concreten Falle, über der Absicht, ein Gesinde zu sprengen, die Verwerflichkeit des Frohnverhältnisses so grell entgegentrat, — gleichwohl aber läßt sich nicht behaupten, daß das politische Gebiet dasjenige war, für welches er sich ausschließlich oder auch nur vorzugsweise eignete, oder daß seine Geburt und sein eminentes Rednertalent ihm den Gedanken nahe legten, eine politische Rolle zu spielen. Jedes Mittel, jeder Lebensweg wäre ihm recht gewesen, wenn derselbe nur zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen seines inneren Wesens und der Realität geführt hätte. Ein bedeutender Mensch hätte er in jedem Falle und in jedem Beruf sein müssen. Daß er gerade den politischen wählte, namentlich in einer Zeit wählte, die jeder öffentlichen Thätigkeit, wie nur immer möglich, ungünstig war, läßt sich vorzugsweise, wenn nicht durchaus aus dem Umstande erklären, daß der Inhalt unseres gesammten Lebens, die Entscheidung über unsere

Zukunft, damals durch die eine, freilich unausgesprochene Frage bedingt war, ob der sittliche Gehalt der livländischen öffentlichen Zustände der alte bleiben oder auf eine höhere Stufe gehoben werden sollte. Hatte es sich doch in den Hungerjahren und in dem Elend der kirchlichen Wirren gezeigt, daß das alte Livland am Rande eines politischen und wirthschaftlichen Bankerotts stand. Er fühlte es heraus, daß seine innere Unbefriedigtheit ihren letzten Grund in der sittlichen Beschaffenheit der ihn umgebenden Verhältnisse habe und daß diesen Verhältnissen nur geholfen werden könne, wenn sie auf eine völlig neue Basis gestellt würden. Diese Basis sollte ein freier, auf eigenem Grund und Boden sitzender, von jeder herrschaftlichen Willkür emancipirter Bauernstand sein; von der Herstellung eines solchen erwartete Fölkersahm eine Wiedergeburt der gesammten livländischen Gesellschaft. Die Unfreiheit der Bauern und die aus dieser resultirende Verwilderung der sittlichen Anschauungen der Herrschenden waren ihm der Kern all' der Uebelstände, die ihn an der freien Entwickelung seiner Persönlichkeit verhinderten. Um selbst besser und glücklicher sein zu können, der eigenen Existenz den idealen Inhalt zu geben, nach welchem er vergeblich gesucht hatte, zerschlug Fölkersahm die alte agrarische Organisation von 1819; in dem von ihm errichteten neuen Gebäude mußten die oberen Stockwerke schon darum gesunder sein, weil die unteren menschenwürdiger und wohnlicher geworden waren.

Die Besserung der Lage seiner bäuerlichen Mitbürger war ihm der sicherste, der einzige Weg zur Aussöhnung mit der Realität. Daß Fölkersahm eine solche auf manchem anderen Gebiet gesucht hatte, ehe er, bereits ein reifer Mann, das politische betrat, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor, davon zeugen ganz besonders die Irrthümer und Verirrungen seines Lebens. Seine hinterlassenen fragmentarische Aufzeichnungen enthalten in dieser Beziehung manche charakteristische Andeutung und bieten zahlreiche Belege dafür, daß ihn nicht die kühle Reflexion des Praktikers zu einzelnen Handlungen und Reden trieb, sondern daß er das Wohl und Wehe des Landes in sich selbst aufgenommen, so zu sagen das eigene Sein zu dem des Landes erweitert hatte und in der Besserung der öffentlichen Einrichtungen desselben die Versöhnung mit sich selbst suchte. Durch all' die Gedankenschnitzel, welche er gelegentlich und ohne jede Vorstellung von der Möglichkeit ihrer Veröffentlichung auf's Papier warf, zieht sich, wie ein rother Faden, das Bedürfniß nach Befriedigung eines heißen, inneren Dranges, der ihn verzehrte. Von der Wirklichkeit, zumal der livländischen, ist nirgend auch nur entfernt die Rede. Bevor wir den Versuch machen, Fölkersahms principieller Stel-

lung zu den Hauptfragen des Lebens näher zu treten und einen Einblick in seine gesammte Weltanschauung zu gewinnen, sei uns verstattet, einige der Fölkersahmschen Aphorismen und zwar solche dem Leser zu übergeben, die diese Seite seiner Natur besonders charakterisiren. Schlagen wir diese Blätter auf, wie Zufall und Neigung sie auf einander gelegt haben.

Die Schwermuth des Deutschen, so oft von Andern belächelt, entsteht nicht aus der Unfähigkeit das Leben zu genießen, sondern ist Folge des vollständigen und tiefen Bedürfnisses dazu. Der Südländer sucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Russe wie der Orientale Macht und Glanz, der Franzose das Vergnügen und sie Alle finden es oft, — der Deutsche sucht Glück und findet es nie.

Für den Deutschen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzosen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt, darum macht der Deutsche langsame Fortschritte, selten aber einen Rückschritt, während der Franzose unzählige Male auf dasselbe zurückkommt. Nichts ist dem Franzosen leichter, als sich von einem Zustande, der ihm nicht paßt zu befreien und einen entgegengesetzten herbeizuführen, Nichts ihm schwerer, als sich von einer Idee zu befreien, weil er sie immer nur in der Erscheinung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzose ist ein flinker Schnitter, der das Unkraut, sobald es seine Pflanzen zu überwuchern droht, rasch und mit starker Hand abmäht, wenn er auch diese selbst trifft und zerstört, — bald sproßt es aber von Neuem und so wird er nie fertig. Der Deutsche kann es nicht über's Herz bringen, was ihm gut scheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emsig und vorsichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immer fort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht, um sich von manchem Mißverständniß zu befreien, das wie ein Alp auf dem Menschen und auf dem Leben lastete — werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philosophische Bewegung des Deutschen, welche solche Mißverständnisse nicht nur bei Seite schiebt, sondern sie verzehrt. Es ist Deutschlands Aufgabe, die Gespenster, welche das neu gestaltende Leben der Menschen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk stören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und ist es selten, am Grabe giebt man es auf und wird es.

Bücher kann man nicht lieben, deßhalb können sie für die Entwickelung der Seele auch nicht Menschen ersetzen. Menschliche Entwickelung oder Zweck der menschlichen Entwickelung ist nichts Anderes, als Alles und Alles ganz lieben zu können und zu lieben.

Der eigentliche Begriff des Lebens ist der, nicht allein sein zu können. Nur im Tode liegt der Versuch zu dem Gedanken: Allein! Auch hier stößt der lebende Mensch auf die Schranke seines Wesens, denn kaum hat er den Versuch gemacht, den Begriff „allein" im Tode sich vorzustellen, so schafft die Nothwendigkeit seines geistigen Wesens sich schon den Gedanken eines künftigen Lebens, in dem er sich vor dem übermenschlichen Gedanken des „Allein" rettet.

Unsere schönsten Gefühle gleichen den Geistern; sie verschwinden, sobald wir sie scharf ins Auge fassen oder gar ihre Umrisse nachzeichnen wollen.

Das Leben ist nur deßhalb so kurz, weil wir so viele Stunden und Tage gar nicht leben.

Das Leben ist ein Kampf zwischen Seele und Körper, der Selbstmord das Geständniß, daß jene zu unterliegen fürchtet.

Tod ist erstarrte verharrende Gegenwart, Leben ist weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern Consumtion der Zukunft. Deßhalb können wir auch nicht den Tod denken, sondern nur einen Lebenswechsel.

Es fehlt den meisten Menschen nur Eines um glücklich zu sein, — die Lethe, — die Alten wußten's.

Nichts ist übler, als wenn der Mensch nie mit sich selbst allein sein kann, d. h. wenn er sich immer selbst besieht, protocollirt und inquirirt, wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Trost, kurz keinen schönen, großen oder schrecklichen Augenblick ohne Protocoll, ohne daß er sich selbst fragt warum? und antwortet: darum. Er gleicht Jenem, der die Raphaelsche Madonna mit einer Lupe besah.

Willst Du wissen, ob Du wahrhaft liebst, so frage Dich nicht, ob Du an der Seite dieses Mannes glücklich sein könntest, frage, ob Du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest?

Das Wissen ist rings vom Meere des Glaubens umflossen. Je größer das Eiland, um so größer das Gestade.

Liebe ist die Taucherglocke auf dem Meere der Leidenschaften, so lange sie Dich schützend umgiebt, kannst Du seine Perlen gewinnen — ohne sie wird es Dein Grab.

An der Uhr ist das Gewicht die Kraft, welche das Werk in Bewegung setzt, während der Pendel die Bewegung regelt. Es giebt viele Menschen, welchen der Verstand das Gewicht ist und das Herz der Pendel. Dieses sind kluge, vielleicht gute Menschen. Es giebt Andere, bei denen das Herz das Gewicht ist und der Verstand der Pendel; dies sind nicht nur gute, sondern liebe Menschen.

Der Erfahrene weiß stets, was es an der Zeit ist, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr schlägt.

Auch am Himmel siehst Du mit bloßem Auge nicht lauter Sonnen und Sterne, — mit dem Fernrohr unzählige mehr und dennoch birgt er noch eine Unendlichkeit, welche Du nicht erblickst. Gerade so denke Dir den Menschen und lasse Dich auch hier durch die Wolken nicht beirren. Das Fernrohr für diesen Himmel ist aber Dein eigenes Wohlwollen — die Liebe.

Die Hingebung in der Liebe, welche vom Weibe gefordert wird, soll eine so unbedingte und grenzenlose sein, daß selbst eine Griseldis, wenn deren Selbstgefühl sie nach namenlosen Opfern und nach von der männlichen Willkür mitleidslos ihr bereiteten Leiden, zuletzt den Sieg über ihre Liebe erhält, der Tatel trifft. Das scheint hart und ungerecht, da der Mann zugleich gesteht, daß auch das geringste auf solche Weise von ihm geforderte Opfer, seine Liebe und Hingebung unwiderbringlich vernichtet hätte. Dennoch liegt hier kein Egoismus, sondern nur ein Natur- und Weltgesetz vor. Auch der Mann hat eine Liebe, wo er Alles opfern, wo er namenlos in seiner Hingebung sein soll, wo er nicht nach Glück fragen, nicht rechnen darf — es ist die für die Menschheit, ihre Zwecke, ihre Entwickelung. Es ist derselbe Inhalt, den die Hingebung des Weibes hat, und diese nur in ihrer Bethätigung eine verschiedene. Auch die aufopfernde Hingebung des Weibes ist nicht bloß eine an den Mann, sondern an die Liebe, an die Idee der Liebe selbst — wie der Patriotismus oder Enthusiasmus des Mannes nicht

bloß eine Hingebung an das bestimmte Vaterland oder einen bestimmten Gedanken, sondern an die Idee des Patriotismus selbst ist. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Natur dem Weibe die Aufgabe stellte, die Idee in concreter, individualer Erscheinung zu fassen durch ihr eine Seele zu vervollständigen, während dem Manne die Bestimmung ward, durch sein Erfassen des Allgemeinen, die Idee und die Wahrheit in der Geschichte zur Erscheinung zu bringen, sie in und außer sich darzustellen. Nur der Mann macht Geschichte, aber er nimmt einen Theil seiner Kraft und seinen Lohn vom Weibe. Darum verdient auch nur der Mann die ganze Seele des Weibes, der nicht für sich, sondern für die Bestimmung des Menschen lebt. Nur in einem solchen wird das Weib glücklich werden, weil nur in der Hingabe an einen solchen Mann sie selbst die allgemeine menschliche Bestimmung der Hingabe an die Idee, an die Wahrheit, das Ideal erfüllt. Im Leben kann die Gestaltung eine sehr verschiedene sein und es darf nie vergessen werden, daß nicht bloß der historische Mensch die Geschichte des Menschen macht und fördert, sondern — und vielleicht oft mehr als jener, jeder gute d. h. dem Guten mit heiliger Liebe ergebene Mensch; denn das Göttliche, was der Mensch in sich zur Erscheinung bringt, ist für alle Menschen gewonnen, — das wahrhaft Gute ist für die Menschheit nie verloren.

Wenn es einen Teufel giebt, so nimmt er von dem Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich" aussprechen lernte. Aber er wird besiegt und gebannt, sobald das Wort „Du" an die Stelle tritt.

Ein Mann muß verstehen zu schweigen, ein Weib darf es verstehen zu reden.

Ueber die Räume der Erde hat für den Gedanken die große Erfindung des electro-magnetischen Telegraphen aus dünnen Metallfedern eine Brücke geschlagen; er fliegt auf ihr mit Blitzesschnelle dahin und gewinnt Stunden und Tage dem Leben. Aber seit ewig hat für das Herz des Menschen nicht bloß die Liebe die Räume der Erde, sondern den Raum besiegt, nicht bloß Tage und Stunden gewonnen, sondern die Zeit selbst überwunden und es bedarf keines Metalldraths, damit zwei Herzen, wenn auch im Raum getrennt, stets bei einander sind und in einander fühlen, Liebe einander schenken und von einander empfangen.

Du sollst die Menschen lieben, nicht weil sie Deine Brüder sind, sondern weil Du sie liebst, sollen sie Deine Brüder sein.

Weiber sind die besten Springer, denn sie brauchen zur Kluft vom Engel zum Teufel nur einen Satz.

Das Auge eines andern Menschen ist vielleicht das wichtigste Okularglas, um den Himmel zu beobachten, wenn man ihn begreifen, nicht nur berechnen will.

Die Mutter der Hoffnung ist unsere Eigenliebe, ihr Vater unbekannt.

Wenn der Mann höher steht als das Weib, so kann ihre Liebe Glück sein und dauern, denn ihre Seele hat ganz Raum in ihm, und sie giebt ihm Glück, weil sie außer ihm nicht ist. Steht das Weib höher als der Mann, so kann die Liebe nie das Ziel erreichen, denn er kann sie nicht ganz umfassen, nicht glücklich sein, weil sie noch außer ihm ist, weil das unendliche Streben, sich ihrer zu bemächtigen, ihm nicht gelingt. Dem Weibe aber wird die Qual, ihre Liebe nicht vollständig geben zu können, sich nicht ganz geben zu können. Vielleicht giebt es Fälle, in denen die gegenseitige Liebesfähigkeit zweier Menschen einander vollkommen entspricht, gewiß Augenblicke. — Die Dauer der Liebe zweier Wesen in einander, ist von der gegenseitigen Möglichkeit, die ganze Liebesfähigkeit zu verwenden, abhängig.

Man spricht so oft von der Collision der Pflichten und dennoch ist eine solche gewiß selten oder sie kommt vielleicht nie vor. Was man so nennt, ist eine bloße Collision der Pflichten und Verpflichtungen, die oft schmerzlich oder empfindlich sein kann, aber schon in der richtigen Unterscheidung der Begriffe ihre Lösung findet, denn immer wird die Verpflichtung der Pflicht nachstehen müssen. Pflicht ist ein ewiger. Verpflichtung ein zeitlicher Begriff. Pflicht ist nichts weiter, als die anerkannte Nothwendigkeit der Uebereinstimmung der Idee mit dem Realen, des Inhalts mit der Form, der Seele mit ihren Aeußerungen. Gottes mit der Welt, des Menschen mit der Menschheit. Pflicht ist das anerkannte Gebot und der bewußte Trieb zur Realisirung der Wahrheit. Verpflichtung ist die Anerkennung der Forderungen, zu welchen Andere durch unsere eigenen Handlungen absichtlich oder unabsichtlich berechtigt werden. Eine Pflicht hat man, eine Verpflichtung

übernimmt man. Von einer Pflicht wird man nie befreit, von einer Verpflichtung wohl. Mit der Forderung fällt auch die Verpflichtung weg, nicht so die Pflicht. Man hat Pflichten gegen Gott und gegen die eigene Seele, gegen andere Menschen hat man meist nur Verpflichtungen und nur die eine Pflicht — sie zu lieben!

Wo es kein öffentliches Leben, keine die Menschen zwangsweise zusammenschließende Interessen giebt, sind Betrachtungen über Welt und Menschenleben, Ehe und Liebe, Neigung und Pflicht die herkömmlichen Gegenstände stillen, sinnigen Nachdenkens. Obgleich diese Fragmente nur einen Theil des Fölkersahmschen Nachlasses enthalten, sind sie, neben andern Blättern verwandten Inhalts, doch die einzigen selbstständigen, nicht auf Geschäfte bezüglichen Aufzeichnungen, welche der Verstorbene hinterlassen hat. Schon aus diesem Umstande kann darauf geschlossen werden, daß Fölkersahm weder von Hause aus Politiker war, noch ausschließlich der Beschäftigung mit öffentlichen Arbeiten lebte. Ja es läßt sich sogar behaupten, der ursprüngliche Ausgangspunkt seiner Thätigkeit sei nicht das Bedürfniß gewesen, gerade an den Verhältnissen, die ihn umgaben, Theil zu nehmen. Er war ein fertiger, an der Beschäftigung mit andern Lebensgebieten mehr oder minder gereifter Mann, als er in die Geschäfte trat; er brachte weder geschäftliche Routine, noch eine Fülle selbst erworbener Anschauungen in die Verhältnisse, auf welche er wirken sollte, mit; selbst der Vortheil, von der Pike auf gedient und eine geschlossene praktisch erprobte Fachbildung mitgebracht zu haben, stand ihm nicht zur Seite. Dieser Umstand ist für ihn und für seine Sache in mehr wie einer Rücksicht verhängnißvoll gewesen. So wenig sich behaupten läßt, daß unsere „öffentlichen Charactere" regelmäßig oder auch nur häufig mit fachwissenschaftlicher Bildung in ihre Thätigkeit traten — die überwältigende Wirksamkeit eines Mannes, dessen Grundstimmung ein idealistischer Thätigkeitsdrang, dessen Stärke die philosophische Speculation war und der nicht mit specifisch livländischen, sondern allgemein humanen Voraussetzungen an sein Werk ging, bildete doch eine Anomalie in unserer Landtagsgeschichte, die wenn nicht gegen den Geist, so doch gegen das Herkommen des Landes verstieß und die Fölkersahm eigentlich nie verziehen worden ist. Mögen wir in den Blättern livländischer Vergangenheit zurückschlagen so weit wir wollen, alle uns dort begegnenden, auf die öffentlichen Zustände einwirkenden Männer sind vorzugsweise Praktiker gewesen, die in der Beschäftigung mit ländlichen Fragen grau geworden waren und den Landesdienst von

Jugend auf getrieben hatten. Wenn wir von Carl Friedrich Schoultz absehen, der mindestens ein durch sein diplomatisches Geschick unter seinen Landsleuten berühmt gewordener Landrath war, als er seine Reformthätigkeit aufnahm, so werden wir finden, daß alle Vertreter liberaler Agrarideen auf dem livländischen Landtage von bestimmten praktischen Bedürfnissen, wenn nicht gar von noch bestimmteren Forderungen der Regierung ausgegangen sind und daß sie diesen Motiven nur eine möglichst beschränkte Macht zur Aenderung der gegebenen Verhältnisse einräumen mochten. Alles das war bei Fölkersahm anders.

Waren ihm gleich die ländlichen Einrichtungen Livlands keineswegs fremd geblieben und hatte er, als im Lande geboren, Land und Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, so war die Realität der kleinen livländischen Welt doch durchaus nicht die Welt, in der er eigentlich lebte und deren Grenzen mit denen seines Denkens zusammenfielen. Seine Anlage neigte schon früh zur abstracten Speculation, zu bald kritischen bald phantastischen Betrachtungen über die menschliche Natur, ihr Seelen- und Gemüthsleben: die innere Welt des Gedankens war seine Heimat, die Psychologie sein Lieblingsstudium. Seine eigentlichen Studienjahre fielen in die Zeit der Alleinherrschaft der Hegelschen Philosophie und in diese hatte er sich mit ganzer Seele versenkt, nicht sowohl um ihre Schulsatzungen zu ergründen, als um sich ihre großen Grundanschauungen zu assimiliren. Neben der Philosophie war es besonders das Gebiet der Naturwissenschaften gewesen, das ihn angezogen hatte und all' diese Studien waren überwuchert worden durch ein starkes Mittheilungs- und Geselligkeitsbedürfniß, durch den ungestümen Drang, das Leben durchzukosten, es auf sich einwirken zu lassen mit seinen Freuden und seinen Leiden und jenen „Cursum durchzuschmarutzen" der an der Schwelle des Lebens jedem jungen Faust von unerschöpflichem Reichthum zu sein scheint. — Nur wenn man sich den eigenthümlichen Geist desjenigen Zeitabschnitts vergegenwärtigt, in den Fölkersahms Sturm- und Drangperiode fällt, kann man auch der Anschauungsweise dieses Mannes gerecht werden. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten noch mehr als die Gegenwart dem Zeitalter der bloßen Privatexistenz an. Auf möglichst reiche und harmonische Entwickelung der Individualität, nicht auf die Erziehung zu bestimmten praktischen Zwecken und zum Dienst eines besonderen Berufs war es bei der damaligen Jugend, besonders der der höheren Stände, abgesehen. Nicht der Staat, die Gesellschaft war es, mit welcher der Jüngling sich zu verständigen und auseinanderzusetzen bestrebt war; der revolutionäre Drang der Zeit wandte sich zunächst gegen die über-

kommenen gesellschaftlichen Einrichtungen, er fragte mehr noch nach der Berechtigung der Ehe und der Familie als nach den Rechtsgrundlagen der staatlichen Einrichtnngen; die eigentlichen Helden des Tages waren die Socialisten. Erst wenn man mit Gott und der Welt, ihren Conventionen und Vorurtheilen fertig war, sollte der Staat an die Reihe kommen. Es war — mit einem Wort — die Blüthezeit des Jungdeutschthums, in welche Fölkersahms Entwickelungsjahre fielen und die auf seine Anschauungen bleibenden Einfluß gewonnen hatte. Die weltschmerzerfüllte Lyrik der Byron und Heine beherrschte die Gemüther, die Köpfe grübelten über der Identität der Vernunft mit der Wirklichkeit, des Denkens mit dem Sein, — die ganzen Menschen hatte die Lehre von der nothwendigen Emancipation des Fleisches und der Emancipation des Weibes in einen wilden Strudel gezogen, aus dem nur Wenige gesund herauskamen.

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unser Landsmann, dessen reiche Natur das Bedürfniß nach voller Theilnahme an den Ideen und Bestrebungen der Zeit mit ungewöhnlicher Stärke empfand, nicht als thatendurstiger, praktischer Landwirth oder angehender Ordnungsgerichts-Adjunct, sondern als philosophirender jungdeutscher Lebensvirtuos von seiner Bildungs- und Studienreise in seine Heimat zurückgekehrt war. Fölkersahm war viel zu tief angelegt, um sich an einer bloß oberflächlichen Bekauntschaft mit den Fragen genügen zu lassen, um deren Lösung sich die Besten seiner Zeitgenossen verzweifelnd abmühten: was von andern als Modethorheit oder Modeweisheit mitgemacht worden war, hatte ihn bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens erschüttert, konnte darum nicht äußerlich abgestreift, sondern mußte mühsam und allmählich innerlich überwunden werden.

Bei dem Mangel ausführlicher biographischer Nachrichten, sind wir bezüglich des Abschnitts, welcher vor dem Beginn von Hamilcar Fölkersahms öffentlichem Auftreten liegt, in noch höherem Grade auf die Tradition und auf das, was er gelegentlich selbst erzählte, angewiesen; eine in Bezug auf die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit einzige Ausnahme findet zu Gunsten der Zeit kurz vor seiner ersten ausländischen Reise statt. Die Reise war lang ersehnt und erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten ermöglicht worden. „Die Lerchen sangen das Morgenlied und die Erde öffnete ihre Blumenaugen" an jenem 29. April 1829, der den jungen Reisenden an das ersehnte Ziel führte. Vorher hatte derselbe in das Album einer ihm verwandten und befreundeten Dame nachstehende, in dem von uns weggelassen Eingange von ihm selbst als „Unsinn" bezeichnete Zeilen ge-

schrieben, die trotz ihres humoristischen Gewandes auf die entschieden skeptische und kritische Natur des Schreibers schließen lassen.

„Für die Maskerade auf dem Erdenball erhält jeder sein Einlaßbillet, das er am Eingang vorzeigt und am Ausgang abgiebt. Man nennt es: die Schwächen. — Jeder benutzt seine Maskenfreiheit, mancher nur durch Vorzeigen seiner Einlaßkarte. Diese ursprüngliche Maskerade unterscheidet sich von der Nachahmung im Kleinen so, daß in dieser die Masken, die ihre Rollen so gut spielen, daß man nicht erräth, wer dahinter steckt, die besten sind, — in jener aber die schlechtesten. Wie auf der ersteren ist bei der letzteren eine Stunde bestimmt, in der sich Alle demaskiren, dann müssen sie aber auch den Maskenball verlassen und nur ihre Kleider können zurückbleiben, die sie am Ausgang abwerfen — man nennt diese Stunde den jüngsten Tag. Fortwährend drängen sich Masken zu und Andere wieder ab. Jeder muß sich ein Mal demaskiren, Mancher reißt sich die Maske vor der Zeit ab, Mancher einem Andern. Der große Entrepreneur, Tanz-, Spiel- und Speisevorsteher bestimmt Nichts und ordnet Alles. (Die Vorsteher auf den Nachahmungen bestimmen Alles und lenken Nichts.) Die erbärmlichsten sind die Dominos, die, was sie sind verdecken, ohne etwas Anderes zu werden. Vom Eingang sage ich Nichts — der Ausgänge sind viele, die alle so ziemlich gleich sind. Ihr Portier ist der mit seiner Maske wechselnde Tod und die Wegweiser zu ihm nennt man häufig Aerzte. Die Leidenschaften unterhalten auf ihre Kosten eine Chaussée nach dem Ausgang, auf der man pfeilschnell fahren kann. Sie soll sehr besucht sein. Das Gedränge ist oft arg und Scheiden und Wiedersehn wechseln bis vor den Ausgang, wo ersteres zum letzten Mal geschieht. Man macht sich den Spaß, die abgeworfenen Kleider Anderer zu begraben, zu verbrennen oder zu verwahren. — Ich laufe heute weiter und mische mich unter eine andere Gruppe und es ist weder die erste noch, so Gott will, die letzte Trennung. — Mein Vergleich mit dem Leben hat noch eine Aehnlichkeit, die ich erst jetzt bemerke, daß nämlich nur der, welcher ihn erfand und lenkte, den Sinn ganz versteht, während er den Uebrigen als „Unsinn" erscheint."

Ein Jahr später schrieb der Jüngling, der mit so keckem Uebermuth in das Leben getreten war, in Berlin einige Sätze nieder, welche ziemlich deutlich beweisen, wie schnell und wie tief das jungdeutsche Wesen auf seine Entwickelung und Weltanschauung Einfluß gewonnen: „Wenn ich sonst einen Menschen lieben oder die Sonne untergehen sah (die schönsten Momente im Leben), so hätte ich Alles weggeben, um nur einen Menschen glücklich zu machen oder um besser zu sein. Jetzt

denke ich bei dem Ersten an das langweilige Ende, bei dem Letzten an das Wetter des nächsten Morgens. Früher konnte ich in jedem Ernst einen Scherz und in jedem Scherz eine ernste Seite finden. Jetzt be-begnüge ich mich beide zu hören und zu ertragen. Kurz ich bin ver-nünftig geworden und werde es auch, so lange ich in Berlin bin, wahr-scheinlich bleiben."

So dürftig die vorstehenden Mittheilungen und die auf sie gestützten Schlußfolgerungen sind, so dürften sie doch Jedem, dem es gegeben ist, sich liebend in eine andere Persönlichkeit zu vertiefen, zu dem Eindruck genügen, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, wesentlich von allen denen verschieden war, die wir sonst an der Spitze unserer Lan-desrepräsentation zu sehen gewöhnt sind. Aber ihm war erlaubt, anders zu sein als andere Menschen seines Gleichen, denn er gehörte (um ein Wort seines Lieblingsdichters Schiller anzuziehen) zu den Naturen, welche mit dem zahlen, was sie *sind*. Für die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war es eher ein Vortheil als ein Nachtheil, daß er aus der Welt seiner eigenen, die Probleme der gesammten Zeitgenossenschaft umfassenden Gedanken in die livländische Realität trat, daß er sich auf die angeborenen, landläufigen Vorurtheile, welche sein Bildungsgang längst abgestreift hatte, gleichsam wieder besinnen mußte, um mit ihnen zu rechnen. Während der Edelmann unserer Provinzen, der sich zu einer freisinnigen Weltanschauung durcharbeiten will, in der Regel damit zu kämpfen hat, von den ihm überkommenenen Vorstellungen frei zu werden, hatte Fölkersahm den entgegengesetzten Weg zurückzulegen, er mußte mit seiner Idealwelt brechen. Die Jahre, in denen Andere bereits in eine bestimmte Bahn eingelenkt haben und diese nur zu ver-folgen brauchen, verbrachte er außerhalb der livländischen politischen Welt. Als er sich dieser zuzuwenden beschloß, ging er, bereits Fami-lienvater und Gutsbesitzer, noch ein Mal ins Ausland, um sich mit Staatswissenschaften und Nationalöconomie zu beschäftigen, Dingen, die ihn nach der gewöhnlichen livländischen Anschauung, seinem Ziele eher entfernen als nähern mußten. Das Rüstzeug, das er jetzt mitbrachte, war — und das ist bei uns ein Vorwurf — vorwiegend theoretischer Beschaffenheit. Es setzte ihn aber zugleich in den Stand, die Verhält-nisse, in welche er jetzt trat, mit einer souverainen Freiheit zu über-sehen: die Schranken, an welchen die Uebrigen still standen, weil sie sich nur innerhalb derselben heimisch und sicher fühlten, für ihn waren sie die *Eingangsthore* in die kleine Welt, außerhalb welcher er bis dazu gelebt hatte. Gleich an der Spitze seines Programms stand ein Gesichtspunkt, der für die Anderen nur ein beiläufiger war und auf den

er immer wieder zurückkam: die Stellung Livlands und der Ostseeprovinzen zu dem Reich, dem sie angehören. Klarer als irgend Jemand vor ihm und nach ihm wußte er, daß die Eigenthümlichkeiten unseres baltischen Lebens nur zu conserviren waren, wenn sie eine höhere Culturstufe innerhalb des Reichganzen bildeten, über das Niveau derselben hinausragten, und daß ein wirklicher Fortschritt bei uns nur möglich sei, wenn die agrarischen Verhältnisse auf sicherer Grundlage ruhten. Während man rings um ihn dem Wahne huldigte, das damals in Rußland herrschende politische System werde von ewiger Dauer sein, wußte Fölkersahm ganz genau, daß die Extreme sich berühren und daß eine Reaction, deren Tragweite nicht zu berechnen war, unausbleiblich sei. Er, dessen humanes Gefühl die Schmach der damaligen ländlichen Zustände ihrer ganzen Schwere nach empfand, konnte unmöglich darüber im Zweifel sein, daß dieselben noch andere Zeugen hätten als die, welche durch die Gewohnheit abgestumpft, die gegebenen Verhältnisse für haltbar und natürlich hielten, und daß eine Zeit kommen müsse, in welcher ein anderer Maßstab an die Dinge gelegt werden würde, als der im Rigaer Ritterhause gewöhnliche. Fölkersahm wollte die agrarischen Zustände Livlands nicht nur um ihrer selbst, sondern um des ganzen Landes willen bessern; die Reform von 1849 hatte für ihn eine audere Bedeutung als die einer bloß agrarischen.

Aber nicht nur sein allgemeiner, auch sein specieller Maaßstab war ein anderer als der traditionelle. Er fragte nicht sowohl darnach, welche die nächste Stufe sei, auf welche der Landmann zu heben sei, er fragte nach der Stufe, auf welcher der Bauer stehen müsse, um eine Stütze des gesammten Landesstaats, des gesammten öffentlichen Zustandes der Provinz zu werden. Fölkersahm ist häufig genug und mit Gründen von entschiedenem Gewicht der Vorwurf gemacht worden, er habe im Eifer für die Herstellung bäuerlichen Grundbesitzes die Wichtigkeit der Ausbreitung und Befestigung des Geldpachtsystems unterschätzt, das Institut der Erbpachten vernachlässigt. Damals war die Antwort auf diesen Vorwurf schwer zu geben, heute liegt sie auf der Hand: wo wären wir, wenn die Poloshenie von 1861 bloß Pächter nicht auch bäuerliche Grundbesitzer vorgefunden hätte und wenn das livländische Bauergesetzbuch von dem Grundbesitz und der Bauerrentenbank Nichts gewußt hätte? Kurland, dessen klimatische und wirthschaftliche Lage ungleich günstiger war, hat volle dreißig Jahre gebraucht, um den natürlichen Uebergang von Geldpachtsystem zum bäuerlichen Grundeigenthum zu finden, und zwischen 1849 und 1861 liegen bloß zwölf Jahre. Der gewaltsame Sprung, mit welchem die furchtbare

Versäumniß der Jahre 1819 bis 1843 nachgeholt werden mußte, er wäre von specifisch livländischen Landtagsmännern nimmermehr gemacht worden; es bedurfte der ganzen revolutionären Kühnheit eines Mannes, der nicht „von der Pike auf" gedient hatte, der vielmehr als Fremder in die alt-livländische Welt trat, um mit den überkommenen Vorstellungen zu brechen und die Zeitgenossen unaufhaltsam mit sich fortzureißen. War das Bauergesetzbuch von 1849 auch weit davon entfernt ein legislatorisches Meisterwerk zu sein, ließ sich an mehr wie einer Stelle desselben nachweisen, daß die Löcher, welche die Gegner in das neue System geschlagen hatten, nur mühsam verkleistert worden waren, und stand außerdem fest, daß das Verdienst der Redaction nicht sowohl Fölkersahm als dem leider allzu früh dahingegangenen Rudolf v. Engelhardt gebührte, — die leitenden Grundsätze dieses Gesetzbuchs enthielten einen so vollständigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältnisses der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zustände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht" ein für alle mal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das sie längst verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeschränkten Disposition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbesitz als das Ziel der gesammten Entwickelung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frohne, die für einen ägyptischen Fleischtopf galt und doch nur Hungersuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wohl Dämpfer aufgesetzt werden — wie erfinderisch man in der Wahl und Construction derselben sein konnte, hat der Landtag von 1856 bewiesen — an der eingeschlagenen Richtung ließ sich beim besten, oder richtiger gesagt, beim schlechtesten Willen nichts mehr ändern. Und darauf kam es wesentlich an: der Nachweis, daß die livländische agrarische Entwickelung in die richtige, zum bäuerlichen Grundbesitz führende Bahn gelenkt sei, daß es für einen Eingriff in dieselbe zu spät sei, er allein hat uns im Jahre 1861 gerettet, er allein hat den Nachbarprovinzen die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig in den rettenden Hafen zu steuern. Mag immerhin wahr sein, daß der bäuerliche Grundbesitz lange Zeit hindurch bloß auf dem Papier gestanden hat, daß eine sorgfältigere Ausbildung des Geldpachtsystems den Verhältnissen von 1849 mehr entsprochen hätte als der Sprung über das gesammte Pachtsystem hinweg, die moralische Wirkung eines grundsätzlichen Bruchs mit den überkommenen Irrthümern ist für Gegenwart und Zukunft wichtiger gewesen als Alles was auf

dem Wege langsamen Uebergangs von einer wirthschaftlichen Stufe zur anderen hätte erreicht werden können.

Man würde aber vollständig in die Irre gehen, wollte man glauben, die Kühnheit und Energie, mit welcher der geniale Mann in bis dazu unerhörter Weise in die bäuerlichen Verhältnisse eingriff, sei nur diesen und damit dem Adel zu Gute gekommen, er habe sich damit begnügt, dem s. g. „Agrarliberalismus" die Bahnen zu bereiten und das Land im Uebrigen seinen Geschicken überlassen. Vielmehr ist zu constatiren, daß die Reform von 1849 nicht nur dem Adel, sondern dem ganzen Lande ein verloren gegangenes Stück seines guten Gewissens wiedergegeben hat. Zahlreiche Männer aller Stände, welche sich im Unwillen über die Verwahrlosung der ländlichen Zustände, dem öffentlichen Leben des Landes und seinem Vertreter, dem Adel, in nahezu feindlicher Weise abgewandt hatten, sind erst durch ihn versöhnt und dem Glauben an die Solidarität unserer Interessen wiedergewonnen worden. Gerade daß er eine andere Sprache redete als die, welche bis dazu unsern politischen Jargon bildete, daß sein Programm auf der Grundlage einer freisinnigen Weltanschauung ruhte, bot denjenigen Männern aller Stände, die auf der Höhe westeuropäischer Bildung standen, die Möglichkeit an den Dingen Theil zu nehmen, welche ihnen früher für die ausschließlichen Interessen eines Standes gegolten hatten. Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, die durch Fölkersahm in Fluß gebrachte geistige Bewegung habe vielen unserer bürgerlichen Landsleute das Bewußtsein wiedergegeben, daß sie ein Vaterland hätten, daß sie nicht Fremdlinge auf livländischer Erde seien. Vielleicht am nachhaltigsten hat diese Zeit auf das patriotische Bewußtsein der Geistlichkeit gewirkt, welcher durch die verbesserte Lage des Landvolks ein neues Feld der Thätigkeit erschlossen wurde: dem Bauern immer wieder und immer nur predigen zu müssen „Trage dein schweres Joch mit Ergebung, werde besser und klüger" und sich in der Stille sagen zu müssen: unter den gegebenen Verhältnissen müssen die Letten und Esten moralisch verkommen — es war für unsere Pastore ein saures Stück Arbeit gewesen! — Männer wie Ferdinand Walter, Otto Müller, Woldemar Petersen und andere Vertreter unseres gebildeten Bürgerthums, sie hätten den Weg zu einer Verständigung mit dem Adel, zu engen persönlichen Beziehungen mit den Vertretern desselben nimmermehr gewinnen, sie hätten den Bruch mit beschränkten Pastoral- und Stadtinteressen nimmermehr wagen und verantworten können, wenn der Landmarschall Fölkersahm keine andere Sprache gekannt hätte als die, in welcher das Interesse des

Adels das A und O ist! Und nicht nur mittelbar, in ganz directer Weise, mit dem klaren Bewußtsein, nur seine Pflicht als „Landmarschall" zu thun, ist Fölkersahm, wo sich irgend dazu Grund und Veranlassung bot, für das gute Recht der übrigen Stände ebenso energisch eingetreten, wie für das des Adels. Bis zu der Höhe der politischen Gesichtspunkte, die für ihn maßgebend waren, haben die ständischen Unterschiede gar nicht gereicht. Aristokrat war er in gesellschaftlicher Beziehung und weil ihm Natur und Geburt eine Stellung außerhalb der großen Masse der Menschen angewiesen hatten, — als Politiker hatte er die ständischen Vorurtheile überwunden, schon bevor er in das öffentliche Leben getreten war. Ein Mann, der sich den Begriff des Eigenthums erst gefallen ließ, nachdem er ihm philosophisch gerechtfertigt worden war, der den Werth des Menschen nach dem Maß der von demselben übernommenen Pflichten schätzte, — ein solcher konnte unmöglich einer Klasse von Individuen eine besondere Stellung in seinem Kopf oder Herzen anweisen und den Vortheil dieser über den Vortheil der Gesammtheit stellen. Wie klar und nüchtern Fölkersahm über den Adel und dessen Vorzüge und Mängel dachte, ist erst aus den in seinem Nachlaß gefundenen Aphorismen ersichtlich geworden. „In der bürgerlichen Gesellschaft", so heißt es in einem dieser Blätter, „nimmt, wie in den Gebirgsgegenden, mit der Höhe die kräftige Vegetation ab. Am schönsten ist sie bei mäßiger Erhebung über der Ebene. Der Adel ist der Bewohner der Region, wo die Verkrüppelung der Natur beginnt und aus den Bäumen — Sträucher werden. Die Fürsten sind in der Schneeregion, sie die, wie die Gletscher mitunter ein prachtvolles Schauspiel darbieten, aber Nichts Anderes erzeugen als Lawinen."

Ein treues Spiegelbild des Interessenkreises, in welchem der Landmarschall der Jahre 1848—1851 gelebt und gewirkt hatte, bot die Hinterlassenschaft desselben dar. Wer in dieselbe hineinzusehen Gelegenheit gehabt hat, wird gewahr geworden sein, daß ihm Nichts fremd geblieben war, was auf das Wohl des Landes irgend Bezug gehabt hatte. Daß das „Jorkeitsche Manuscript", der bekannte „Brief an Herrn Z—r, Wohlgeboren" und andere Memoires über die Rigaer Vorgänge der 40er Jahre nicht fehlten, versteht sich von selbst. Von den Actenconvoluten, welche sich außerdem vorfanden, handelte der Hauptheil von der confessionellen Frage; ein dicker Fascikel trug die Ueberschrift „Angelegenheiten der Stadt Riga", ein anderer „Interessen der Universität Dorpat". Kaum Jemand vor ihm, hat die höhere, patriotische Aufgabe des livländischen Landtags, die Pflich-

ten desselben gegen die heimische Kirche, das alte Recht, die Sprache, die die Universität, als den Hort der geistigen Cultur, so nachdrücklich betont, wie Fölkersahm: wer im Lande und seiner jüngsten Geschichte einigermaßen Bescheid weiß, wird sich der Zeiten noch erinnern können, in denen Liberalismus und patriotische Gesinnung identische Begriffe waren und der s. g „Conservatismus" weit von dem Anspruch entfernt war, für einen Freund der Universität Dorpat oder eines der andern Träger des deutschen Bewußtseins gelten zu wollen.

Aber nicht nur den verdienten Patrioten und Reformer, den geistreichen Redner und Agitator, auch den Menschen, den Mann, der unsere Sprache redete und von unserem Fleisch und Bein war, haben wir in ihm zu lieben. Stand Fölkersahm auch durch den eigenthümlichen Gang seiner Bildung und gewisse Eigenthümlichkeiten seines vorwiegend speculativen Geistes, außerhalb des Bodens der alt-livländischen, zumal der Adels-Tradition — er war doch Livländer durch und durch, nicht nur mit seiner Gesinnung, sondern auch mit seinem Wesen, seinen Gewohnheiten, seinen Fehlern und Vorzügen. Echt livländisch waren an ihm vor Allem der Hang zur Geselligkeit, die durch keine Bildung beeinflußte Neigung, die Dinge, soweit sie es irgend litten, von ihrer socialen und gesellschaftlichen Seite zu nehmen und zu beurtheilen. Geselligkeitstrieb und geselliges Talent, d. h. die Fähigkeit, alle Lebensinteressen so zu verarbeiten, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern zu dem Zweck das gesellschaftliche Behagen zu erhöhen da zu sein scheinen, sind einmal unsere Art, — und wer hätte in reicherem Maß diese Eigenschaften besessen als Hamilcar Fölkersahm! Er gehörte einer Menschenklasse an, die heute im Aussterben begriffen, nirgend ein dankbareres Terrain gehabt hat als in unserem Lande, wo von jeher alle Beziehungen durch die gesellschaftlichen beherrscht wurden: er war Virtuose der Persönlichkeit. Alle die Fähigkeiten, durch welche der Mensch verfeinert, geadelt wird und durch welche er unmittelbar auf die Mitmenschen wirkt, hatte er in sich zur höchsten Vollkommenheit und Meisterschaft entwickelt. Sein Talent für die Unterhaltung war noch bedeutender und ausgebildeter als sein Rednertalent und wie großartig allein dieses war, haben auch von denen, die seine großen Landtagsreden mit angehört haben, die Wenigsten gewußt. Die Gelegenheit zur Anstellung von Vergleichen war damals, wo man nicht reiste, ungleich seltner vorhanden wie heute. Erwähnt sei darum, daß ein unparteiischer, Fölkersahm nicht persönlich befreundeter Zeuge, der 1847 vom livländischen Landtage direct nach Paris und London reiste, gelegentlich gesagt hat, ein Rednertalent von der fortreißenden Gewalt

des Fölkersahmschen sei ihm weder in der französischen Kammer noch im brittischen Unterhause vorgekommen! In einem Lande, das keine Stenographen und keine Tribünen kennt, sind die Früchte desselben nur einem kleinen Kreise zu Gute gekommen und vielleicht auch von diesem nicht seinem ganzen Umfange nach gewürdigt worden. Seine Hauptwirkungen hat Fölkersahm, wie man annehmen möchte, auch nicht durch sein oratorisches Talent, sondern durch seine glänzende Begabung für die Debatte, seine unerschütterliche Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt. Fölkersahms große Reden sind zum Theil schon jetzt vergessen, einzelne seiner Scherz- und Schlagworte leben dagegen noch heute in den Kreisen, welche ihm nahe gestanden, weiter fort. Die Ueberlegenheit und Siegesgewißheit, welche der merkwürdige Mann in allen, auch den schwierigsten Lebenslagen seinen Gegnern gegenüber bewies, ruhte auf einem festeren Grunde als auf dem eines ungewöhnlichen Talents: seine Macht bestand in dem festen und unzerstörbaren Glauben an seine Sache, in dem Bewußtsein, Träger einer großen sittlichen Idee, überhaupt einer Idee zu sein — einem Dinge, von welchem die Mehrzahl seiner Feinde nichts wußte. Von der Höhe dieses Bewußtseins herab konnte er nach der Niederlage von 1851 seine über die Uebermacht der Gegner klagenden Parteigenossen in Wahrheit mit dem oft wiederholten Worte trösten: die Gewalt haben sie wohl, die Macht bleibt bei uns!

Aber nicht nur diese hohen und seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften machten Fölkersahm zu dem, was er gewesen: wie bereits oben angedeutet, war er auch in den Dingen Meister, welche herkömmlich in unserm Lande für die Stellung Ausschlag gebend sind, zu der es der Einzelne bringt. Was kam der Liebenswürdigkeit und Grazie gleich, welche der imposante Mann zu entwickeln wußte, wenn er in vertrautem Kreise das desipere in loco übte oder beim schäumenden Glase Moët et Chandon seiner unerschöpflichen Laune den Zügel schießen ließ? Jene echt-livländische Gemüthlichkeit und derbe Lebensluſt, welche kein Maß und kein Ziel kennt, wenn es sich darum handelt eine gute Stunde „von Grund aus zu genießen", den flüchtigen Augenblick zu fesseln und über trauliche Abende und Nächte auszudehnen, — ihm war sie im höchsten Grade eigen und er wußte sie durch den Reichthum und Schwung seines Geistes zur Tugend zu adeln. Den trivialsten Dingen wußte er eine interessante und tiefere Seite abzugewinnen, den trockensten Gesellen ausgiebig zu machen, die steiffste und ledernste Gesellschaft zu beleben. Da war nichts Gesuchtes und Geschraubtes, kein Haschen nach Geist und künstlichen Effecten, kein Vordrängen und Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, frei und natürlich strömte ihm das Wort von den Lippen, das Höchste wie das Ge-

ringste wurde in die Discussion gezogen, wie Zufall und Laune es wollten. Nachlässig auf die Couchette zurückgeworfen, gewöhnlich eine Cigarre von ungewöhnlichem Caliber und gefährlicher Stärke zwischen den Zähnen, konnte er stundenlang übermüthige Schnurren, geistreich-kühne Hypothesen oder phantastische Einfälle in buntem Wechsel ausströmen, ohne je zu ermüden oder der Freiheit und dem Behagen seiner Umgebung zu nahe zu treten, das Musterbild eines liebenswürdigen Gesellschafters und guten, unverwüstlichen Kameraden. Unwiderstehlich wußte er Jeden an sich zu fesseln, der eine solche Stunde mit ihm getheilt, einmal von dem Zauber seiner Unterhaltung gekostet hatte. Selbst die Medisance, ohne die es einmal nicht abgeht, wurde, wenn Fölkersahm sich zu ihr herabließ, zu einem höheren Rang erhoben und nie war er hinreißender, als wenn er sich in der drastisch-scherzhaften Charakteristik bekannter Persönlichkeiten und Verhältnisse erging und an diesen eine typische Bedeutung nachzuweisen suchte. Im Kreise vertrauter Freunde zwangslos und anspruchslos, beherrschte er die gesellschaftlichen Formen doch mit der Sicherheit des geborenen Cavaliers. Noch der alten Schule angehörig, war er von ritterlicher Artigkeit gegen die Frauen, von feinem Verständniß für weibliche Grazie und weiblichen Geist, empfänglich für Alles, was das Leben schmückt und zu dessen holdem Ueberfluß gehört. Jene weit verbreitete Anschauung, nach welcher die Frauen eine niedere Species bilden, war seiner ästhetischen Natur durchaus fremd und widerwärtig. Er gehörte auch nicht zu den Männern, welche gegen Frauen nur liebenswürdig sein zu können glauben, wenn sie sich zu ihnen „herabstimmen"; sein Respect gegen die Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts bestand darin, daß er sie in die höheren Menschheitsideen zu ziehen und an dem Reichthum männlicher Bildung in ihrer Weise Antheil nehmen ließ, auch darin der guten Tradition unserer Gesellschaft getreu und durch sie siegreich.

Selbst seine Art und Weise der Arbeit und der Erledigung von Geschäften war eine autochthone und entsprach den Geist des Landes „wo Jeder der Rechte so viele, der Pflichten so wenige hat." Detail und strenge, in Paragraphen ausgeprägte Systematik waren seine Sache nicht und mit richtigem Tact wußte er für diese Seite der Arbeit die rechten Männer heranzuziehen, von ihnen zu lernen, sie in das entsprechende Fahrwasser zu bringen. Nach Art genialer Leute regellos und in seinen Stimmungen wechselnd, konnte er Tage und Wochen in scheinbarer Unthätigkeit verbringen, bald hinter flüchtigen Hasen und Füchsen herreiten, als ginge ihm nichts über Hörnerklang, Hundegebell und Halettrufen, bald mit guten Gesellen Nächte lang beim Glase sitzen

und immer der Letzte auf dem Platz sein, oder in den Strudel bunter Geselligkeit untertauchen und trotz der professionsmäßigsten unserer Flaneurs und Lebensdilettanten des Lebens äußere Freuden durchkosten. Sammelte er seine Kraft aber, ging er einer ernsten Aufgabe zu Leibe, so that es ihm kaum Jemand an Spannkraft und Zähigkeit gleich und oft genug geschah es, daß seine Schreiber gewechselt werden mußten, ehe er in seiner geistigen Production ermüdete.

Aber der Mensch, wenn er Mensch im wahren Sinne des Worts sein will, muß mehr werth sein als die Summe seiner Leistungen. So bedeutend Fölkersahms geistige Fähigkeiten, so glänzend seine gesellschaftlichen Talente waren, — überboten wurden sie durch den Reichthum seines Herzens, seines Gemüthlebens. Wie tief und innig das Gefühl für Menschenliebe, wie stark das Bedürfniß nach Hingabe an den Nächsten war, das in dieser großen und starken Brust lebte, dafür legen die Fragmente, welche oben mitgetheilt wurden, vollgültigeres Zeugniß ab, als Schilderungen und Betheuerungen dritter irgend vermöchten. Sei es uns verstattet noch zwei Aussprüche Fölkersahms, welche für seine Stellung zum Menschen und zur menschlichen Natur besonders charakteristisch sind, an dieser Stelle anzuziehen: „Abgesondert vom Menschen selbst kann man nur das Gute und Edle an ihm lieben, mit dem Menschen auch die an und für sich schlechten Eigenschaften. Selbst mit dem uns Widerstrebenden söhnt uns dessen Verbindung mit dem Menschen aus.“ „Man halte sich stets bei andern Menschen und bei sich an die guten Eigenschaften, um die übeln zu besiegen.“ — Der liebeglühende Pantheismus, zu welchen Fölkersahm sich Zeitlebens bekannt hat scheint uns mehr noch Ausfluß seiner innersten Natur, als nothwendiges Resultat seines philosophischen Nachdenkens gewesen zu sein. Er war ein aus einem Stück gehauener Mensch, ein Mann, bei welchem Eigenschaften des Geistes und Eigenschaften des Herzens so eng mit einander verbunden waren, daß sich schwer bestimmen ließ, wo die einen aufhörten und die andern begannen, eine ideale Natur, die nach ihren Vorzügen und Schwächen nur von denen ganz verstanden werden konnte, bei denen sie verwandte Seiten vibriren machte.

Unser Land ist das der tüchtigen Praxis, der wahre Boden für thatkräftige und gesunde, aber beschränkte oder sich selbst beschränkende Naturen. Die Männer, denen wir das Meiste zu danken haben, waren muthige, unverdrossene Empiriker, die in den gegebenen Verhältnissen groß geworden, sich mit den Schranken derselben abfanden, schließlich diese Schranken vergaßen und gerade darum im Stande waren, ihren nächsten Aufgaben unverdrossen, muthig und mit einer Art von Behagen

nachzugehen. Ueber den Provinzialismus hinausgehen, mit der Perspective auf allgemeine Humanitätszwecke arbeiten, wurde und wird ihnen meist zum Unheil: sie verlieren die Frische und das Selbstvertrauen und werden der natürlichen Empfindung derer entrückt, mit denen sie zu rechnen haben, in deren Kreise sie einmal leben müssen. Von der Blässe der Theorie auch nur angekränkelt zu sein, ist nächst der Unredlichkeit der schlimmste, mindestens der gefährlichste Vorwurf, der Einem in Liv-, Est- oder Kurland gemacht werden kann; Praktisch, wo möglich nur praktisch sein, ist die Hauptsache, die von einem öffentlichen Charakter verlangt wird. Idealismus und Bücherweisheit gelten hier für die Todsünden des Politikers.

Und gerade dieser „Todsünden" hatte Fölkersahm sich schuldig gemacht. So wenig ihm abgesprochen werden kann, daß er sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellte und höchst greifbaren und praktischen Zielen nachging — die ideale, philosophische Stellung, die er zur Menschheit einnahm, war der Ausgangspunkt seiner öffentlichen Thätigkeit; die Welt jenseits der Haken, Buschländereien und Lostreiberstellen blieb seine wahre Heimath. Daß ihm das in gewissen Kreisen niemals verziehen worden ist, finden wir in der Ordnung. Die Eigenthümlichkeiten seiner Natur, das Anderssein als andere Menschen und andere Livländer darf aber nicht ausschließen, daß sein Name in dem Lande unvergessen bleibt, dem er so große Dienste erwies und mit dem er, trotz jenen Eigenthümlichkeiten, so innig verwachsen war. Ja, mit Stolz mögen wir uns dessen bewußt sein, daß ein Mann von so großen, die Verhältnisse überragenden Eigenschaften wie Hamilcar Fölkersahm auf livländischer Erde Platz gehabt und humane Bestrebungen, die den Einen eine Thorheit, den Andern ein Verbrechen waren, durchzusetzen vermocht hat.

1856 und 1866*).

Im März 1866.

Das Alte Testament enthält irgendwo das Verbot des Tagewählens und der Wahrsagung; ich weiß nicht, ob dieses Verbot von den Theologen als noch für die Christenwelt verbindlich angesehen oder zu den aufgelösten Gesetzesstücken gezählt wird, mir scheint aber, daß es in der Politik nur cum grano salis gelten kann. Zwar dem Wahrsagen über künftige Ereignisse d. h. der Conjuncturalpolitik will ich nicht eben das Wort reden, wenngleich es im Sinne des Schlegelschen Wortes, daß der Historiker ein rückwärts gewandter Prophet sei, seine relative Berechtigung hat; das Tagewählen aber dürfte, wenn es in der rechten Weise geschieht, kaum zu den Künsten der schwarzen Magie zu rechnen sein — es ist vielmehr, wenn nur die rechten Tage gewählt werden, eine „feine und löbliche Zucht und Sitte" und kann von Jungen und Alten zu wahrhaftem Nutz und Frommen getrieben werden.

Sie werden mich nach dem Grunde dieses mysteriösen Eingangs fragen und bereits den redactionellen Rothstift spitzen oder gar die Scheere zur Hand nehmen! Und doch glaube ich das Recht, in diesen Blättern einen „Schalttag" zu feiern, mit wenigen Worten nachweisen zu können: der März 1866, der den Streit um das Güterbesitzrecht in Livland begraben hat**), schließt das Jahrzehnt seit Unterzeichnung des Pariser Friedens ab und am 10. April — und in den April fällt ja wohl das Erscheinen Ihres Märzheftes — werden es zehn Jahre, daß Hamilcar Fölkersahm die Augen schloß. Hiemit aber denke ich das Recht zu einem politischen Schalttage, zu einem Augenblick der Sammlung und Rückschau, für den baltischen Publicisten nach jeder Seite hin erwiesen zu haben. Beginnt nicht mit der Beendigung des orientalischen Krieges die neueste Epoche der russischen Staats- und Gesellschaftsgeschichte? — und lassen sich für unsere Provinzialgeschichte die guten und die bösen

*) Unter dem Titel „Livländische Frühlingsgedanken" im Märzheft der Baltischen Monatsschrift (1866) gedruckt.

**) Am 10. März 1866 sprach die livländische Ritterschaft den Verzicht auf das von ihren Gliedern bis dahin geübte Recht auf den ausschließlichen Besitz von Rittergütern aus.

Tage des dem letzten Jahrzehnts vorausgehenden Zeitabschnitts in einen besseren Namen zusammenfassen als in den des Mannes, der den Livländern zurief, sie hätten ihre Rechte verwirkt, wenn sie sich nicht auf ihre Pflichten zu besinnen wüßten?

Die Tage, in denen der Grabhügel sich über dem Sarge des genialen Mannes schloß, der für uns eine ganze Epoche bezeichnet, sie liegen so fern hinter uns, daß wir uns kaum mehr in die Stimmung derselben und in die Verhältnisse, die sie bedingten, zurückzuversetzen vermögen. Der Tummelplatz unseres öffentlichen Lebens hat sich seitdem so mächtig erweitert, daß wir die Grenzen des alten Turnierfeldes kaum mehr aufzufinden und abzustecken wissen. Die Aufhebung der Frohne, die sechsjährigen Pachtcontracte, die Offenhaltung der Möglichkeit des Bauerlandverkaufs und die Erhaltung der Bauerrentenbank — auf diese „vier Punkte" beschränkte sich beinahe alles, was der Patriot von 1856 vernünftiger Weise wünschen und erstreben konnte. In der confessionellen Frage galt die Aufrechthaltung des Statusquo für den Superlativ des Erreichbaren, der Bürgerstand ließ es widerspruchslos geschehen, daß auch hinsichtlich der Erwerbung kleinen Grundbesitzes seine Rechte geschmälert wurden, und in besonders lichtvollen Nächten träumte man von der Wiederherstellung des alten Pfandrechts. In Riga hatte man die Hoffnung längst aufgegeben, die Wälle der Stadt vor einer anderen als der Posaune des jüngsten Gerichts fallen zu sehen; die neue Stadtverfassung, von der es hie und da spukte, trieb, gleich einem unheimlichen Gesicht, auch dem kühnsten Patrioten das Blut aus den Wangen, und wem es ernst um die Dinge war, der mußte sich sagen, daß die Fristung des Bestehenden auch um den Preis der inneren Fäulniß nicht zu theuer erkauft war. Selbst das heranwachsende Geschlecht derer, welche die zu Symbolen der Freiheit der Wissenschaft gewordenen rothen und blauen Uniformkragen trugen, war von der Nothwendigkeit einer Bescheidung bei den überkommenen Lebensformen so lebhaft durchdrungen, daß noch im Jahre 1857 die Nachricht von der Möglichkeit einer Aufhebung der Zünfte Rigas in den studendischen Kreise Dorpats als Attentat auf die angestammte Stadtverfassung mit Entsetzen aufgenommen werden und Zweifel an der politischen Zurechnungsfähigkeit des heimischen Senats erwecken konnte. In der That, was jenseit der Grenzen des Bestehenden lag, gehörte für uns zu den verbotenen Aepfeln; wie für den Richter das „quod non in actis, non in mundo" gilt, so war für die Bewohner dieses Landes, nur das auf der Welt, was sich zwischen die Blätter des Provinzialgesetzbuchs, der Privilegien und Quellen legen ließ; der ganze Reichthum

moderner Staatsentwickelung war für uns mit sieben Siegeln verschlossen und für einen guten Patrioten galt, wer diese Entbehrungen mit Würde und Entschlossenheit zu tragen wußte ohne nach rechts oder nach links zu schielen. Man braucht sich nur in diesen Zustand zurückzuversetzen, um die Erklärung dafür zu finden, daß es mit der Entwickelung des öffentlichen Lebens bei uns auch heute nur langsam vorwärts geht, daß es noch vielfach, wie an der rechten Einsicht, Energie und Rührigkeit, so an der Empfänglichkeit für die einfachsten Wahrheiten fehlt, die in Wort und Schrift gepredigt werden. Ist doch der größte Theil der jetzt lebenden Generation unter dem Drucke einer geistigen Beschränkung und Isolirung aufgewachsen, die um so schmerzlicher empfunden werden mußte, als ihr eine Zeit des geistigen und literärischen Aufschwunges vorhergegangen war, auf die wir noch heute nicht ohne Befriedigung zurückschauen. Seitdem aber war es (um ein bekanntes Wort jenes livländischen Dichters von 1849 anzuwenden) „stille“ — und stiller geworden. Und das eine Gebiet, auf dem es unterdessen vorwärts gegangen, das agrarische, war so isolirt, daß ein Bewußtsein über dessen Zusammenhang mit den echten Ideen der Zeit nur bei Fölkersahm und wenigen andern Auserwählten vorhanden sein mochte. Zu dieser geistigen Stagnation war seit dem Beginn des orientalischen Krieges noch eine Stockung der gewerblichen und commerziellen Bewegung gekommen, der selbst das materielle Behagen, mit dem man sich herkömmlich für die sittlichen und geistigen Entbehrungen entschädigte, illusorisch machte. Das Jahr 1856 bezeichnet den Culminationspunkt und die Krisis jener Epoche: nach Fölkersahms Tode schienen selbst die Errungenschaften auf dem agrarischen Gebiet verloren zu gehen, zumal in den Tagen jenes ominösen Landtags, dem im folgenden Jahr, vermöge einer zur Regel werden Inconsequenz, die Wahl eines liberalen Landmarschalls folgte. Was verschlug es, daß beinahe gleichzeitig die ersten Schritte zur äußeren Wiedergeburt Riga's vorbereitet wurden, daß die Wälle der alten Stadt fielen, die Unterhandlungen über eine Riga-Mitauer Eisenbahn eröffnet und die ersten Pfähle der Riga-Dünaburger Linie abgesteckt wurden? Der wichtige Zeitabschnitt, in welchem Rußland seine geistigen und materiellen Kräfte sammelte, die Presse der Residenzen ihre Frühlingsmonate feierte und der große Act der Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitet wurde — für uns ging er beinahe unbenutzt vorbei. Die Kunde von einem Umschwung aller Verhältnisse, von der Möglichkeit einer inneren Regeneration, sie klang uns zu fabelhaft, um eine zündende Wirkung zu thun. Man hatte sich der Gedanken an einen

Wechsel des Systems zu gründlich entschlagen, um sich an denselben so rasch, als es zu einer heilsamen Benutzung der Conjunctur nothwendig gewesen wäre, zu gewöhnen. Während der Ruf nach Befreiung der Leibeigenen von der Newa bis zum Ural hinübertönte und den radicalsten Reformen mit verwegenem Selbstvertrauen entgegengesehen wurde, war man diesseit des Peipus hauptsächlich mit Gedanken an die Sprengung der Rentenbank und Aufhebung der Frohnabolitionsordnung beschäftigt und mühte man sich in Kurland damit ab, aus der Bauerverordnung von 1817 den Beweis dafür zu führen, daß die Bauern nach „kurischem Recht" für alle Zeiten von der Möglichkeit des Eigenthumserwerbes ihrer Gesinde ausgeschlossen seien!

Ueberspringen wir den Zeitraum vom April 1856 bis zum April 1866, um die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks mit der jener vergangenen Zeit zu vergleichen, so sehen wir uns, auch wenn wir auf dem Boden der drei Provinzen stehen bleiben, in eine ganz veränderte Welt versetzt! Die Agrarfrage, das A und O von damals, nimmt jetzt inzwischen all der Umgestaltungen auf anderen Lebensgebieten, eine wenigstens scheinbar sehr bescheidene Stellung ein. Wer will noch die Frohnabolitionsordnung abschaffen? — in wenigen Wochen wird die gänzliche Abschaffung der Frohne selbst in allen drei Provinzen eine vollendete Thatsache sein. Der Gedanke die bäuerlichen Zeitpächter zu freien Grundeigenthümern zu machen, der sich nur in Livland schüchtern hervorwagte und für die Ausgeburt einiger revolutionairen Köpfe galt, in Liv-, Est- und Kurland ist er zum Rettungsanker der Conservativen geworden. Die damals für allgemein nothwendig gehaltene Aufrechterhaltung der patrimonialen Polizeigewalt der Gutsverwaltung ist durch eine neue Gemeindeordnung in ihr Gegentheil verwandelt worden, und wenn von der Bauer-Rentenbank noch die Rede ist, so geschieht es nur mit Klagen darüber, daß die Thätigkeit dieses Instituts nicht ausgebreitet und fruchtbringend genug ist. Das Gedächtniß für die jahrelange vergebliche Arbeit, mit der man sich diesen Neuerungeu widersetzt hat, ist selbst denen, die unter der Last dieser Arbeit geseufzt haben, vollständig abhanden gekommen, und es dürfte sich z. B. kaum mehr Jemand finden, der sich zur Feindschaft gegen die Idee des Bauerlandverkaufs bekennen wollte. Wie zweifelhaft freilich die Vorzüge eines so kurzen Gedächtnisses sind, das hat sich auf anderen Gebieten, auf denen den Forderungen der Nothwendigkeit mit dem gleich verzweifelten Widerstande begegnet wurde, sattsam ausgewiesen. „Nichts gelernt und nichts vergessen" — dieses Wort wird noch lange die Devise gewisser Leute bleiben.

Gehen wir vom kleinen Grundbesitz zum großen über: vor etwas

mehr als zehn Jahren war man in Livland entschlossen, den Ueberbleibseln des alten Pfandrechts*) den Garaus zu machen dem Bürger alles und jedes Recht auf den ländlichen Grundbesitz abzusprechen und heute ist die vollständige Freigebung des Rechts zum Erwerb von Rittergütern in Kurland bestätigte, in Livland beschlossene Sache, in Estland eine Frage der Zeit und zwar der allernächsten. Ob sich im Jahre 1876 wohl noch Jemand finden wird, der sich zur Gegnerschaft gegen die Freigebung des Grundbesitzes zu bekennen den Muth haben wird? oder werden die Männer des ausschließlich adeligen Güterbesitzrechts dann eben so spurlos verschwunden sein wie heute diejenigen, die das Fölkersahm'sche Programm noch jüngst mit lauter Stimme als Ausgeburt der Demagogie perhorrescirten?

Von den Neugestaltungen, die sich entweder ohne unser Zuthun oder ohne daß sie unter uns auf Widerstand gestoßen wären, während der letzten zehn Jahre vollzogen haben, wollen wir völlig schweigen — wir kämen sonst nicht leicht zu Ende. Die Riga-Dünaburger Eisenbahn die zahlreichen Telegraphenlinien, die von einheimischen pädagogischen Autoritäten ziemlich allgemein widerrathene Abschaffung der Uniformen auf Schulen und Universitäten, das neue Dorpater Universitätsstatut, das Rigaer Stadtgymnasium, das baltische Polytechnikum, die Rigaer Börsenbank, die statistischen Comité's und die Handwerkervereine, das zu einem wirklichen Kunstinstitut gewordene Theater, die Gas- und Wasserwerke Riga's — von all diesen Dingen war vor zehn Jahren auch nicht die leiseste Spur vorhanden, und wer von ihnen im März oder April 1856 geredet hätte, dem wäre kaum mehr als ungläubiges Kopfschütteln begegnet!

Und um nur noch von Einem, aber dem Wichtigsten zu reden, dem langsamen, doch merklichen Vorrücken in der confessionellen Frage — wer hätte es im Jahre 1856 für möglich gehalten, daß nach Concessionen, wie denen, die wir meinen**), noch von unerfüllten Wünschen und offen zu Tage tretender Gewissensnoth die Rede sein werde? Wir können es nicht leugnen: trotz allem dem und allem dem sind wir in zehn Jahren Andere geworden, rascher vorgeschritten als sonst in einem Menschenalter, der Maßstab unserer Ansprüche ist gewachsen, wenn er auch immer

*) Bürgerliche konnten seit dem 18. Jahrhundert in Liv-, Est- und Kurland Rittergüter nicht kaufen, sondern nur auf 99 Jahre pfänden." Dieser 99jährige Pfandbesitz wurde in der Folge auf bloße 9 Jahre beschränkt.

**) Im April 1866 wurde die Bestimmung aufgehoben, nach welcher in gemischten Ehen erzeugte Kinder in der griechisch-orthodoxen Confession erzogen werden mußten.

noch im Westen wie im Osten als ein unzulänglicher angesehen wird und angesehen werden muß. Jene Stagnationsperiode, deren Abschluß wir in den Frühling 1855 verlegen, hatte uns so vollständig in die Gedanken der Entsagung hineingezwängt, daß wir dabei angelangt waren diese für einen Normalzustand zu halten und alles für Ueberfluß des Lebens anzusehen, was über die Befriedigung der primärsten Bedürfnisse hinausging. Es ist gewißsehr lobenswerth, aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen, es darf dieses nur nicht mit der eigenen Arbeitsscheu und Bequemlichkeit zusammenfallen; die in der menschlichen Natur tief begründete Fähigkeit schließlich bei dem Behagen an Zuständen anzulangen, in die man unter dem Druck eines Nothstandes und bei klarem Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit eingetreten war, diese Fähigkeit war bei uns bis zur Virtuosität ausgebildet worden und hatte zu einer gänzlichen Verwirrung aller sittlichen Begriffe geführt. Nicht um auszuführen wie „herrlich weit" wir es am Ende gebracht, sondern vielmehr um unserer Strebsamkeit und Selbstkritik einen neuen Sporn anzusetzen, schien es nützlich, daran zu erinnern, was alles hie zu Lande noch vor zehn Jahren zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde und welche Vorstellungen von nothwendiger Selbstbeschränkung und Selbstgenügsamkeit damals die herrschenden waren.

Eines Factors müssen wir dabei noch gedenken, der inzwischen in den Kreis unseres Provinziallebens getreten ist, ohne die rechte Stelle zu finden und in rechter Weise zum allgemeinen Nutz und Frommen verwerthet zu werden — der Presse; eines Dinges das anno 1856 kaum dem Namen nach bekannt war. Damals gab es eine Rigasche Zeitung mit ausländischen Parlamentsreden und inländischen Theaterberichten, eine Dörptsche Zeitung ohne Theaterberichte, das Rigasche Stadtblatt mit „Getauften," „Proclamirten" und „Begrabenen," das seit Mitte der 40-er Jahre immer unfruchtbarer werdende „Inland," die Mitauer lettische Zeitung und die „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands." Seitdem sind nicht weniger als vierzehn neue Journale entstanden, von denen zehn noch gegenwärtig existiren.

Von diesen neu gegründeten Organen der Oeffentlichkeit sind vor allem wegen ihres nachhaltigen Einflusses auf die Nationalentwickelung, die beiden estnischen und die drei lettischen zu nennen, von welchen letzteren freilich die junglettisch-panslawistischen „Peterburgas Awises" nach kurzem, stürmischen Lebenslauf wieder ins Grab gesunken sind. Wer hätte es im Jahre 1856 für möglich gehalten, ein Organ, wie dieses, und überhaupt eine Agitation, wie die junglettische, zu erleben und auch sobald wieder zu überleben?

Im Jahre 1858 entstand die Dorpater „Zeitschrift für Theologie und Kirche," als Organ der theologischen Facultät und zunächst nur im Dienste eines abstract theologischen Interesses; im October 1859 die „Baltische Monatsschrift," deren Programm die erste am Ostseestrande gedruckte Kunde von der ungeheuren Umwälzung des öffentlichen Geistes in Rußland und den ersten Hinweis auf die Nothwendigkeit einer entsprechenden Regeneration des baltischen Lebens gebracht hat. Ein Jahr später erschienen die ersten Blätter der „Revalschen Zeitung," von Hause aus den einheimischen Interessen zugewandt und mit einer unseren Provinzialen unerhört scheinenden Kühnheit die localen Schäden aufdeckend. 1861 vollzog sich die Umgestaltung der „Rigaschen Zeitung" welche seitdem in einer Weise durchgeführt worden ist, daß selbst die Gegner dieser angeblich „ultra-liberalen" Zeitung Zeugniß für ihre Bedeutung ablegen müssen. 1862 unternahm der schon im folgenden Jahre verstorbene Dr. Merkel die Herausgabe einer „Rigaschen Handelszeitung," welche ihren Gründer nicht überlebte.

Diese jungen journalistischen Bestrebungen, auch wenn ihre Leiter es mitunter gründlich vergriffen, begannen eine Fülle anregender Gedanken auszustreuen unter einer Bevölkerung, die noch jungfräulich genug war, die bloße Thatsache einer Besprechung ihrer öffentlichen Zustände mit einer Schamröthe aufzunehmen, die man, je nach Umständen, als verliebte Schüchternheit oder als Empfindlichkeit deuten konnte. Ich erinnere z. B. an die Wirkung, die Th. Bötticher mit seiner in der Monatsschrift, April 1861, veröffentlichten Abhandlung über das Güterbesitzrecht hervorbrachte, — diesen ersten Anstoß zu der seitdem ununterbrochen fortgesetzten Agitation zu Gunsten der Freigebung des erwähnten Rechtes. Und wie lebhaft wurde es erst im Jahre 1862; Im Februar versuchte es Herr v. Bock-Schwarzhof mit seinen „vier Punkten", ein die alten Parteigegensätze überwindendes und über den bloßen „Agrarliberalismus" hinausgehendes Landtagsprogramm aufzustellen. Darauf näher einzugehen, mußte die Presse sich freilich versagen, aber auch ihr brachte jeder Monat eine neue brennende Frage. Kaum waren die heißen Kämpfe beigelegt, die man in den Spalten der Revalschen Zeitung um die gegen die bäuerlichen Zustände Estlands gerichtete, revidirte „gelbe Broschüre" geführt hatte, so tauchte eine „grüne" auf, welche, wenn auch mit minderem Glück, bei den Livländern dieselbe Art des Interesses beanspruchte, wie jene bei den Estländern. Im April desselben Jahres forderten die Redacteure der Rigaschen Zeitung mit der glücklichen Insolenz der Jugend die Dorpater Hochschule zu kräftigerem Eingreifen in die baltischen Reform-

bestrebungen auf. Bald folgten die mehr Aergerniß als Aufsehen erregenden Artikel der Rigaschen Handelszeitung: „Zu unserer kirchlichen Reformfrage," und jener „Wo hinaus? in den Birkholzschen „Mittheilungen und Nachrichten," welches die streng confessionelle Richtung unserer Landeskirche für überlebt erklärte und eine ganze Literatur von Journalartikeln und Broschüren nach sich zog; ferner die Händel der Rigaschen Zeitung mit Jungslettland und der Petersburger lettischen Zeitung, die offenen Briefe der juristischen Leser der Rigaschen Zeitung ad vocem Justizreform und endlich die ihr natürliches Ende nicht erreichende Polemik über die Mitauer Juristen-Adresse, welche das Gerichtswesen ohne Zuthun des Adels umgestalten wollte.

Wie zündend die gesteigerte, wenn auch noch in ihren Flegeljahren stehende Oeffentlichkeit des Jahres 1862 gewirkt hatte, davon legte der Anfang des folgenden Jahres das vollgültigste Zeugniß ab: nahezu gleichzeitig sprangen aus dem sonst verschlossenen Jupiterhaupt unserer Universitätsstadt zwei neue Journale hervor: das geharnischte „Dorparter Tagesblatt," und die „Baltische Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel," während auch im äußersten Nordosten die „Narwaschen Stadtblätter" auftauchten und schon in ihren ersten Nummern von dem heißen Parteikampfe berichteten, der seit Jahren in dieser kleinen Stadt mit wechselndem Glücke geführt worden war.

In das Jahr 1863 und die erste Hälfte von 1864 fällt die, gleichfalls von journalistischem Waffengeklirr begleitete und schließlich siegreiche Agitation zum Zwecke des Eintritts der Literaten in die Gilden*); die Lösung der kurländischen Agrarfrage und die nach allen Seiten hin anregende Versammlung baltischer Landwirthe in Riga; ferner die weitere Entwickelung des Kampfes um das Güterbesitzrecht und endlich — der Anfang des Conflicts mit den einflußreichsten Organen der russischen Publicistik. Wichtiger, gefährlicher und spannender als alles Uebrige ist dieses letzterwähnte Thema seitdem gewesen; da ich es aber hier nicht mit der Geschichte des öffentliches Geistes im weiten russischen Reich, noch auch mit der auf denselben influirenden europäischen Großpolitik, sondern einzig mit den Provinzialgeschicken unseres Ländchens zu thun haben will, so erspare ich's mir, auf die letzten Gründe der seit dem Sommer 1864 erlebten Gegenwirkung einzugehen. — — —

*) Zur Durchführung der dringend nothwendig gewordenen Reform der Rigaer Stadtverfassung machte eine größere Anzahl junger Gelehrter von dem seit Jahrhunderten außer Uebung gekommenen Recht Gebrauch, in die große Gilde, die Corporation der Kaufleute einzutreten. Erst nach langem Kampf gegen das Streuben der conservativen Elemente wurde ihre Aufnahme bewirkt.

Wie gründlich aber die Situation sich auch seitdem verändert haben mag, wie bedauerlich es auch immerhin ist, daß manche der Blüthen, die der Lenz 1862 getrieben, verdorrt sind, ehe sie Früchte tragen konnten — wir brauchen uns nur der Zustände vor 1856 zu erinnern, um uns dessen zu vergewissern, daß noch nicht aller Tage Abend und die geistige Bewegung der letzten Jahre nicht spurlos an uns vorüber gegangen ist. Wir dürfen, wenn wir Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die voraussichtliche Gestaltung unserer Zukunft anstellen, nicht außer Augen setzen, um wie zahlreiche Factoren der geistigen wie der materiellen Production unser Leben während der letzten zehn Jahre sich bereichert hat. Ziehen wir in Erwägung, welche gute Waffen für die nothwendigen Kämpfe der Zeit neuerdings von uns gewonnen wurden und wie dieses Land durch Jahrzehnte über wenig mehr als mittelalterliche Turnierschilder zu verfügen gehabt hat, so können wir nicht anders als muthig in die Zukunft sehen. Wir haben hier Musterung darüber gehalten, was alles während der letzten Jahre erreicht oder angestrebt worden ist: wer aber sind die Männer gewesen, denen wir diese Errungenschaften verdanken, die be der ersten gegebenen Möglichkeit einer freieren Bewegung auf dem Platze waren, um, unbeirrt durch das Bewußtsein mangelnder Erfahrung, unvollkommener Bildung und lähmender Isolirung, Hand ans Werk zu legen? Die Kinder einer Epoche waren sie, in der es schon verzweifelte Anstrengung kostete, sich auch nur das Verständniß und die Empfänglichkeit für die großen Zeitideen offen zu halten! Diese Generation von Männern, die hier mit der gewaltigen Neugestaltung unseres Rechtslebens beschäftigt sind, dort den schwierigen Dienst der Presse zu versehen haben, die in der Generalgouverneurskanzelei eine liberale Gemeindeordnung ausarbeiten, im Ritterhause ein neues Steuersystem, in der Raths- und Gildenstube eine neue Stadtverfassung berathen sollen — diese Generation ist in einer Zeit aufgewachsen, in der das Studium des modernen Staatsrechts zu den verbotenen Früchten zählte, in der so manche Lichtstrahlen des europäischen Wissens und Denkens nur durch heimliche Fugen und Spalten Eingang fanden und der persönliche Weltverkehr so sehr behindert war. Was wird hiernach nicht von einem Geschlecht zu hoffen sein, dem eine unvergleichlich größere Fülle von Hülfsmitteln der Bildung, ein freierer Spielraum für die individuelle Entwickelung und Lebensbethätigung von Jugend auf gegeben ist, das nur zuzugreifen braucht, wo wir Aelteren um die bloße Auffindung der Mittel und Wege uns abzumühen hatten! Die gesteigerten Communications- und Verkehrsmittel der Neuzeit, die Gewährung einer erweiterten Preßfreiheit und die Gewöhnung an Oeffent-

lichkeit, der größere Reichthum an Lehr- und Bildungsanstalten, endlich die Ansätze eines aufstrebenden Vereins- und Genossenschaftswesens — alles hat Denen, die heute über 30 Jahre alt sind, gefehlt! Wer sollte da nicht mit dem ritterlichen Percy ausrufen:

Man muß denken,
Wenn ohne ihre Hilfe wir dem Feind
Die Spitze bieten konnten, stürzen wir
Mit ihrer Hilfe ihn über Kopf und Hals.

Doch, Herr Redacteur, schon fürchte ich, daß sie diesen von den ersten Strahlen der Märzsonne ausgebrüteten Optimimus kaum anders als mit einem Lächeln aufnehmen und mich an den Revers der Medaille erinnern werden. „Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden" und es kann mich nicht Wunder nehmen, wenn ein einseitiger Hinweis auf die Lichtseiten der Situation bei dem ernsten Beobachter, der der Zeit täglich den Puls fühlt und die Tragweite jedes einzelnen ihrer Symptome in Erwägung zu ziehen hat, mehr oder weniger Mißfallen erregen, wenn, sage ich, Sie, Herr Redacteur, diese meine „Frühlingsgedanken" mit einer ärgerlichen Bemerkung darüber, daß es in dem öffentlichen Leben keine Jahreszeiten gebe, bei Seite schieben sollten. Ist es aber zu leugnen, daß bei der Beurtheilung dessen, was gegenwärtig erstrebt und geleistet wird, die Beurtheiler häufig die Rücksicht auf die Antecedenzien unserer Lage außer Augen setzen und so räsonniren, als ob wir den Anforderungen des gegenwärtigen Augenblicks mit Voraussicht und wohlgerüstet entgegengezogen wären, als ob unseren streitbaren Männern von jeher all jene Uebungsmittel zu Gebote gestanden hätten, an deren langem Gebrauch die Muskeln fremdländischer Athleten erstarkt sind? Sollte die Erinnerung daran, wie es noch vor zehn Jahren bei uns aussah, nicht auch ein bescheidenes Anrecht darauf haben, gelegentlich gehört zu werden und denen zur Ermuthigung zu gereichen, die unter dem Eindruck betrüblicher Niederlagen auf diesem oder jenem Lebensgebiete die Hände sinken lassen? Und dazu noch haben wir lichtes, warmes Frühlingswetter! Warum sollten Sie nicht der Natur, die zu neuer Lebenslust, neuen Lebenshoffnungen einladet, das Recht einräumen, auch ein Wort in Ihren Blättern mitzusprechen? Wer mag denn bei so schönen Tagen an die überstandene rauhe Jahreszeit zurückdenken? — jene Jahreszeit, in Bezug auf welche Friedrich Rückert von den Schwalben gesungen hat:

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Doch die wachen und bleiben hie,
Frieren in Nacht und Wintergraus.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Inhalt.